This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

5450

University of California.

FROM THE LIBRARY OF

DR. FRANCIS LIEBER,

Professor of History and Law in Columbia College, New York.

THE GIFT OF

MICHAEL REESE,

Of San Francisco.

1875.

Allgemeine Geschichte

der

Völker und Staaten.

Erster Theil.

Geschichte der Völker und Staaten des Alterthumes.

Von

Heinrich Luden,

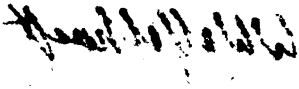
in Jena.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Jena,

bei Friedrich Frommann,

1819.



Allgemeine Geschichte

der

Völker und Staaten

des

Alterthumes.

Von

Heinrich Luden,

in Jena.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Jena,

bei Friedrich Frommann,

1819.

D57
L9

Sr. Königlichen Hoheit

dem

Durchlauchtigſten Fürſten, und Herrn

Herrn Ludwig

Kronprinzen von Baiern

in tiefſter Ehrfurcht

zugeeignet.

Durchlauchtigſter Kronprinz,

Gnädigſter Fürſt und Herr!

Als dieſes Buch zum erſten Male gedruckt wurde: da ſtieg in meiner Seele mehr als einmal der Wunſch auf, Euerer Königlichen Hoheit daſſelbe in Unterthänigkeit zuſchreiben zu dürfen. Ich war voll des Gefühls, in welchem ich geſchrieben hatte — des Gefühls für Volk und Vaterland; und ſo oft ich das Vaterland denke, wendet ſich mein Geiſt mit Freude und Hoffnung Euerer Königlichen Hoheit zu. Aber ich kämpfte das ſehnliche Verlangen nieder. Der Schriftſteller ſoll vor einem Fürſten nur dann erſcheinen, wenn er etwas Großes und Ausgezeichnetes zu bringen hat. Wie hätte ich alſo nicht ſchüchtern vor dem Gedanken zurück treten ſollen, dieſe Schrift einem Fürſten zu weihen, Der durch

Geist und Wissenschaft nicht minder hervorragt, als durch Seinen tiefen Sinn, Seine großen Grundsätze und Seine erhabene Bestimmung!

Das Buch ist nun zum zweiten Male gedruckt worden. In derselbigen Zeit sind die Augen aller Teutschen mehr und mehr auf das alte Baiern gerichtet gewesen; Europa ist aufmerksam geworden auf Baiern; und mir hat das Herz gebrannt vor Freude und Erwartung. Die Verfassung, welche Maximilian Joseph, gerecht, groß, mild und edelsinnig, Seinem Volke gegeben hat, tritt ins Leben. Der erste Reichstag wird grade eröffnet. Eine frische Bewegung geht durch die Gauen des Landes; und der heilige Name: Vaterland!

erhält in den Seelen aller denkenden Menschen einen neuen, lebendigen und belebenden Sinn. Leidenschaft, Verblendung und Ueberspannung regen sich vielleicht hier und dort; aber die Verständigen und Besonnenen sehen das Nothwendigste erreicht, und halten mit Zuversicht an der Bürgschaft einer besseren Zukunft.

Gnädigster Herr!

In einem solchen Augenblicke kann ich nicht unterlassen, Euerer Königlichen Hoheit mich zu nahen, meine heißen Segenswünsche vor Euerer Königlichen Hoheit auszusprechen und Höchstdenenselben ein freudiges: Glück auf! darzubringen.

Ich täusche mich nicht. Das Buch, welches ich Euerer Königlichen Hoheit unter-

thänigst zu Füßen zu legen mich unterstehe, ist etwas sehr Geringes; es kann sich nur Eines rühmen, der vaterländischen Gesinnung, in welcher es geschrieben ist. Aber es ist das Beßte, was ich gegenwärtig habe. Geruhen Euere Königliche Hoheit, der Schrift jenen huldreichen Blick zuzuwenden, mit welchem Höchstdieselben jedes redliche Streben in Wissenschaft und Kunst zu ermuntern und zu fördern eine wahrhaftig fürstliche Freude finden. Wenn Gott mir Leben, Gesundheit und freudigen Muth erhält: so möchte mir vielleicht einst ein Werk gelingen, das Euerer Königlichen Hoheit erhabenen Namens würdiger wäre; so wie aber dieses Buch mir jetzt Gelegenheit giebt, der Sehnsucht meiner Seele zu genügen,

so mag es, mit den Theilen, welche noch folgen werden, fortwährend von der Richtung und Stimmung meines Geistes Zeugniß geben.

Die Geschichte wird es nicht vergessen, in wie schweren Tagen das Königreich Baiern entstanden, und was es geworden ist in so kurzer Zeit. Sie sichert dem König einen ewigen Ruhm, Dessen Geist groß genug war zu solcher Gründung, Dessen Wille sich rein genug fühlte, um dieser Gründung die Würde freier Selbständigkeit zu gewähren. Aber sie sichert auch einen ewigen Ruhm dem Könige, Der im Fortgange der Zeit das große Werk sorgfältig pflegen und nach Möglichkeit vollenden wird. Was auf dem Geiste ruht, kann nur durch den Geist bestehen und gedeihen; und späte Zeiten

werden — in diesem Glauben lebe ich! — auch an Baierns Beispiel erkennen, daß die Würde des Thrones wächset mit dem freien Bürgerthum im Volke.

Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Euerer Königlichen Hoheit

Jena,
den 1. Febr. 1819.

allerunterthänigster
Heinrich Luden.

Aus dem Vorworte zur ersten Ausgabe.

— Ich will kurz anmerken, welche Gedanken mich, bei Ausarbeitung dieses Buchs, in Rücksicht des Wissenschaftlichen geleitet haben.

Erstens. Ein Grundriß der Geschichte (Compendium), wie dieses Buch seyn soll, muß eben so gut die Geschichte enthalten, als die vollständigste und ausführlichste Darstellung. Aber das Einzelne kann er nicht enthalten, sonst wäre er eben kein Grundriß; die Auswahl einiger Thatsachen aus der ganzen Masse kann auch nicht genügen: denn alsdann enthielte der Grundriß wohl geschichtliche Nachrichten, aber nicht die Geschichte. Also schien mir nur übrig zu bleiben, den Geist der Zeiten und Verhältnisse, und den Charakter der Menschen, die in diesen Verhältnissen handelten, so gut und klar, als ich Beides zu erfassen vermocht

hatte, auszusprechen und darzustellen, und das Allgemeine an einzelnen Begebenheiten theils zu befestigen, theils zu bewähren.

Hieraus ist begreiflich, daß ein solcher Grundriß der Geschichte nur von Demjenigen verstanden werden kann, der entweder schon das Einzelne weiß, oder der das Einzelne anderswo, etwa in meinen Vorträgen, zu lernen sucht.

Zweitens. Auf dem Lehrstuhle — diese Erfahrung habe ich immer gemacht — ist es leichter, eine geschichtliche Untersuchung zu führen und eine Begebenheit anschaulich zu erzählen, als allgemeine Betrachtungen (über geschichtliche Ereignisse) anzustellen und Ansichten zu geben; es ist leichter, einen allgemeinen Satz, der im Buch ausgesprochen ist, durch einzelne geschichtliche Belege zu erläutern und zu rechtfertigen, als aus einzelnen Thatsachen, die im Buche verzeichnet sind, den allgemeinen Satz abzuleiten, oder aus ihnen Resultate zu ziehen und Grundsätze zu entwickeln. — Das bloße Wissen des Geschehenen, der einzelnen, unzusammenhängenden Thatsachen kann aber auf der Universität nicht mehr genügen; das habe ich dabei vorausgesetzt.

Drittens. Der Zuhörer — diese Erfahrung habe ich gleichfalls gemacht — hält leichter eine einzelne Thatsache fest, sey es im Gedächtnisse, sey es mit der Feder, als eine fortlaufende Betrachtung (Reflexion). Irrthümer und Mißverständnisse sind immer möglich. Mißverständnisse aber über einzelne Thatsachen — über was? wann? und wo? — sind unbedeutend: denn wohl Keiner wird ein solches Vertrauen zu seinem Gedächtniß oder zu seinem Hefte haben, daß er sich, wo es gilt, auf dieses verließe, oder auf jenes; und es fehlt nirgends an Gelegenheit, den Irrthum zu berichtigen. Mißverständnisse hingegen über die Grundsätze und Ansichten des Lehrers können, in geistiger wie in sittlicher Rücksicht, höchst verderbliche Folgen haben; und auf welche Weise soll man sie heben?

Viertens. Es sind so viele Compendien und Tabellen vorhanden, in welchen die einzelnen Ereignisse nach und neben einander verzeichnet sind, daß es eben so leicht, als unnütz seyn würde, in dieser Art etwas Neues zu geben. Auch hat der Student gewöhnlich Kenntniß von den Thatsachen, aber es

fehlt an Ideen, durch welche jene Kenntniß belebt und fruchtbar werden könnte. Endlich wünschte ich noch von Andern gelesen zu werden, als von meinen Zuhörern. —

Uebrigens will ich Diejenigen, welchen es nicht Bedürfniß ist, im Leben des menschlichen Geschlechts die Menschheit zu suchen, oder die einzelnen Erscheinungen zurückzuführen auf ihre Einheit, bitten, das dritte bis fünfte Kapitel der Einleitung lieber zu überschlagen. Alsdann werden sie hoffentlich keinen Anstoß finden.

Jena den 18. September 1814.

Zusatz.

Leider bemerke ich, daß die Namen auch in dieser Ausgabe nicht durchgängig gleich geschrieben sind. Meine Absicht war: die Namen so zu schreiben, wie die Völker schrieben, welchen der Mann, das Land, die Stadt angehörte; solche Namen aber, von welchen wir nicht wissen, wie sie bei diesen Völkern geschrieben sind, wie die asiatischen und afrikanischen fast alle, sollten nach römischer Weise geschrieben werden. Dieser Gedanke ist indeß bei der Durchsicht der einzelnen Bogen zuweilen nicht beachtet worden. Die geneigten Leser wollen diese Unachtsamkeit verzeihen.

Druckfehler, welche den Sinn entstellen, habe ich nicht bemerkt; nur steht S. 17. Z. 8. Natur, wo Vernunft stehen sollte.

Jena, den 1. Febr. 1819.

Inhalt.

Einleitung.

Allgemeine Vorbemerkungen.

Erstes Kapitel. Ueber Wesen und Werth der Geschichte. . . . Seite 1

Zweites — — Ueber akademische Vorträge der Geschichte. . . . — 6

Drittes — — Ueber die gewöhnlichen Meinungen vom Sinn und Zwecke des menschlichen Lebens. . . . — 10

Viertes — — Ansicht vom Wesen und Gange des Lebens. . . . — 15

Fünftes — — Fortsetzung. Nähere Bestimmung. . . . — 20

Sechstes — — Schluß. . . . . — 31

Erstes Buch.

Asiatische Staaten.

Erstes Kapitel. Der Anfang. . . . Seite 37
Zweites — — Die Assyrer. . . . — 41
Drittes — — Die Syrer vor der assyrischen Unterjochung. . . . — 47
Viertes — — Die Phöniker vor der assyrischen Herrschaft. . . . — 51
Fünftes — — Die Israeliten vor der assyrischen Herrschaft. . — 58
Sechstes — — Die Babylonier und Chaldäer. (Syrer, Phönicier, Juden). . . . — 73
Siebent. — — Die Meder (Skythen). . . — 80
Achtes — — Kores, Kyros, Cyrus. . . — 85
Neuntes — — Kleinasien bis auf Krösos, König von Lydien. . . — 90
Zehntes — — Kyros und Kambyses, (Lyder, Griechen, Babylonier, Juden, Skythen, Araber). . . . . — 96
Eilftes — — Dareios (Skythen, Griechen, Aegypten). . . . — 105
Zwölftes — — Xerxes und seine Nachfolger. — 112

Zweites Buch.

Afrikanische Staaten.

Erstes Kapitel. Allgemeine Ansicht von (Aegyptens) Land und Volk. Seite 117
Zweites — — Die ungewissen Zeiten (Meroe, Indien). . . . . — 122
Drittes — — Psammetichos und sein Haus. — 131
Viertes — — Von Amasis bis auf Alexander den Großen. . . . . — 136
Fünftes — — Allgemeine Ansicht von der Geschichte (Karthago's). . — 140
Sechstes — — Gründung und Vergrößerung des (Karthag.) Staats. — 143
Siebent. — — Die Verfassung Karthago's. — 148
Achtes — — Karthago's auswärtige Eroberungen. . . . — 158
Neuntes — — Karthago's erster Krieg wider Rom. . . . . — 162
Zehntes — — Die Zeit zwischen dem ersten und zweiten Kriege wider Rom. . . . — 166
Eilftes — — Karthago's zweiter Krieg gegen Rom. . . . . — 171
Zwölftes — — Karthago's letzte Zeiten und Untergang. . . . . — 182

Drittes Buch.

Griechenland und Makedonien.

Erstes Kapitel. Ansicht von Land und Volk; älteste Zeiten. . . . Seite 190
Zweites — — Verbreitung der Griechen in andere Länder. . . . — 201
Drittes — — Griechenland's freie Verfassungen. . . . — 211
Viertes — — Geschichte von Lakedämon vor dem persischen Kriege. . . — 222
Fünftes — — Geschichte von Athen vor dem persischen Kriege. . — 237
Sechstes — — Das griechische Volksthum. . . — 251
Siebent. — — Der Krieg wider die Perser. — 264
Achtes — — Schöne Zeit Griechenlands u. s. w. — 274
Neuntes — — Der peloponnesische Krieg. . — 284
Zehntes — — Die Zeit nach dem peloponnesischen Kriege. . . — 298
Eilftes — — Philippos von Makedonien u. s. w. — 310
Zwölftes — — Alexander der Große und seine Feldherren. . . . — 318

Viertes Buch.

Die römische Republik.

Erstes Kapitel. Allgemeine Ansicht von Italien. Rom unter den Königen. Seite 330

Zweites Kapitel. Ausbildung der Republik. Seite 347
Drittes — — Unterwerfung Italiens. . . — 366
Viertes — — Die Zeiten der punischen Kriege. — 379
Fünftes — — Kriege mit Makedonien, Syrien (Rückblick auf diese Reiche, auf Griechenland, u. a, Achäischer und ätolischer Bund). . . — 397
Sechstes — — Unterjochung Makedoniens, Griechenlands, Karthago's u. s. w. . . . — 424
Siebent. — — Die Gracchen. . . . — 443
Achtes — — Marius. Jugurthinischer und Cimbrischer Krieg. . . — 450
Neuntes — — Sulla und seine Zeit. . — 458
Zehntes — — Pompejus und seine Zeit. . — 471
Eilftes — — Cajus Julius Cäsar und seine Zeit. . . . — 483
Zwölftes — — Untergang der Freiheit. . . — 499

Fünftes Buch.

Die römischen Imperatoren.

Erstes Kapitel. Augustus. . . . Seite 509
Zweites — — Des Augustus Haus. . . — 522
Drittes — — Galba, Otho, Vitellius. . — 536
Viertes — — Die Flavier. . . . — 542
Fünftes — — Nerva, Trajanus, Hadrianus. — 549
Sechstes — — Die Antonine. . . . — 557

Drittes Buch.

Griechenland und Makedonien.

Erstes Kapitel. Ansicht von Land und Volk; älteste Zeiten. . . . Seite 190
Zweites — — Verbreitung der Griechen in andere Länder. . . . — 208
Drittes — — Griechenland's freie Verfassungen. . . . — 211
Viertes — — Geschichte von Lakedämon vor dem persischen Kriege. . . — 222
Fünftes — — Geschichte von Athen vor dem persischen Kriege. . — 237
Sechstes — — Das griechische Volksthum. . . — 251
Siebent. — — Der Krieg wider die Perser. — 264
Achtes — — Schöne Zeit Griechenlands u. s. w. — 274
Neuntes — — Der peloponnesische Krieg. . — 284
Zehntes — — Die Zeit nach dem peloponnesischen Kriege. . . — 298
Eilftes — — Philippos von Makedonien u. s. w. — 310
Zwölftes — — Alexander der Große und seine Feldherren. . . . — 318

Viertes Buch.

Die römische Republik.

Erstes Kapitel. Allgemeine Ansicht von Italien. Rom unter den Königen. Seite 330

Zweites Kapitel. Ausbildung der Republik. Seite 347
Drittes — — Unterwerfung Italiens. . . — 366
Viertes — — Die Zeiten der punischen Kriege. — 379
Fünftes — — Kriege mit Makedonien, Syrien (Rückblick auf diese Reiche, auf Griechenland, u. a. Achäischer und ätolischer Bund). . . — 397
Sechstes — — Unterjochung Makedoniens, Griechenlands, Karthago's u. s. w. . . . — 424
Siebent. — — Die Gracchen. . . . — 443
Achtes — — Marius. Jugurthinischer und Cimbrischer Krieg. . . — 456
Neuntes — — Sulla und seine Zeit. . — 458
Zehntes — — Pompejus und seine Zeit. . — 472
Eilftes — — Cajus Julius Cäsar und seine Zeit. . . . — 483
Zwölftes — — Untergang der Freiheit. . . — 499

Fünftes Buch.

Die römischen Imperatoren.

Erstes Kapitel. Augustus. . . . Seite 509
Zweites — — Des Augustus Haus. . . — 522
Drittes — — Galba, Otho, Vitellius. . — 536
Viertes — — Die Flavier. . . . — 542
Fünftes — — Nerva, Trajanus, Hadrianus. — 549
Sechstes — — Die Antonine. . . . — 557

Siebent. Kapitel. Von Pertinax bis auf Alexander Severus. . . Seite 563
Achtes — — Von Maximinus bis Carus und seine Söhne. . . — 569
Neuntes — — Diocletianus und seine Mitherrscher. . . . — 576
Zehntes — — Constantinus der Große und seine Söhne. . . . — 579
Eilftes — — Von Julianus bis Theodosius. — 589
Zwölftes — — Untergang des westlichen Reichs. — 595

Einleitung.

Allgemeine Vorbemerkungen.

Erstes Kapitel.

Ueber Wesen und Werth der Geschichte.

1. Von Dem, was Menschen erleben, thun oder leiden, bleibt ihnen eine Erinnerung, mehr oder minder deutlich, je nachdem das Erlebte mit mehr oder minder klarem Bewußtseyn begleitet wurde, je nachdem es an sich groß oder in seinen Folgen wichtig war. Solche Erinnerungen aus dem menschlichen Leben können, Theils durch mündliche Ueberlieferung, Theils durch mancherlei Mittel, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt werden. Dadurch wird es späterlebenden Menschen möglich von dem Leben früherer zu wissen, und ein Bild vergangener Zeiten zu entwerfen. Unsere Sprache aber nennt das von Menschen Erlebte, das Geschehene, die Ereignisse, die Begebenheiten — Geschichte; eben so nennt sie, sinnvoll, Geschichte das Wissen von dem Geschehenen, die Erinnerungen, welche aus dem frühern Leben der Menschen sich erhalten haben; endlich nennt sie, nicht minder sinnvoll, Geschichte die Darstellung des Geschehenen nach diesen Erinnerungen, die Nachbildung des Lebens durch die Rede.

In diesem letzten Sinn ist die Geschichte so verschieden, als ein verschiedenes menschliches Leben, durch welches und mit welchem etwas geschehen ist, gedacht wird: z. B. ein Mann, ein Staat, ein Volk, die Menschheit.

2. Diejenigen Mittel, durch welche Erinnerungen aus dem menschlichen Leben erhalten werden, pflegt man Quellen der Geschichte zu nennen. Bald sind diese Mittel zur Erhaltung solcher Erinnerungen bestimmt, bald nicht. Jene sind absichtliche Denkmäler; zu diesen gehören alle Ueberbleibsel aus der Vorzeit, die darum für den Zustand des Lebens zeugen mögen, weil sie Aeußerungen des Lebens sind. Je verständlicher, zuverläßiger, reichhaltiger die Nachrichten sind, die sich aus diesen Quellen schöpfen lassen, desto bestimmter, klarer, vollkommener wird das Abbild des Lebens werden können, welches sie geben. Ueberhaupt wird unsere geschichtliche Kenntniß sich nach der Beschaffenheit der Quellen richten; und wenn wir hier zur vollkommensten und klarsten Ueberzeugung gelangen, so wird uns dort eine Vermuthung genügen, oder eine Ahndung trösten müssen. Der Werth der Quellen aber ist sehr verschieden; ihr Gebrauch erfordert vorsichtige Prüfung, und um sich denselben zu erleichtern, sind Hülfskenntnisse nothwendig, die zwar durch den Gebrauch erlernt werden mögen, die man aber förderlicher zu demselben hinzubringt: historische Chronologie, Geographie u. s. w.

3. Vieles aber kann, ja, vieles muß nicht nur im Leben der Menschheit oder eines Volks, sondern auch im

Leben eines einzelnen Menschen geschehen, von welchem sich keine Erinnerung erhält. Auch geht den Handlungen der Menschen Absicht und Entschluß voraus; Gedanken und Gefühle begleiten und ändern sie. Davon redet oft kein Wort und kein Zeichen. Darum muß nothwendig alle Geschichte, als bloße Darstellung der Erinnerungen aus dem menschlichen Leben, Stückwerk seyn und lückenhaft. Soll sie wirklich ein Bild des menschlichen Lebens geben: so ist nicht nur nothwendig, daß der Forscher sich in den Mittelpunkt der Begebenheiten stelle, um aus den Erinnerungen die einzelnen Thatsachen nach ihrem Zusammenhange, so weit als möglich, zu ordnen, und in ihrer Einheit zu erblicken, sondern es ist nicht minder nothwendig, daß er zu dem Geist und Sinne des Lebens, welches in dem Geschehenen handelte oder litt, hindurch zu dringen suche. Denn wo keine Quelle fließt: was bleibt übrig, als die menschliche Natur in ihren verschiedenen Erscheinungen, im Menschen, im Staat, im Volk, in der Menschheit? Wer daher jenen Versuch nicht macht, oder wem er nicht gelingt, der wird das Einzelne des Geschehenen weder selbst begreifen, noch wird er Andern etwas Anderes, als Einzelnes, Unzusammenhängendes, Abgerissenes, ohne Geist und Einheit darzustellen vermögen.

4. Gleichwie aber der Erzähler der Geschichte den Geist und Sinn eines Lebens nicht anders enthüllen und darlegen kann, als durch getreue Nachzeichnung der bekannten Aeußerungen desselben: eben so kann auch Keiner den Geist und Sinn eines Lebens zu erkennen sich

rühmen, der seine Erkenntniß nicht durch Prüfung und Vergleichung an den Aeußerungen desselben, d. h. an der Geschichte, bewährt hat. Wenn nun hier vorausgesetzt werden darf, was sich später zeigen mögte, daß der einzelne Mensch zu einem Volke, jedes Volk aber zur Menschheit gehöre, und daß der Mensch in der Eigenthümlichkeit seines Volks, das Volk aber im Sinne der Menschheit zu leben suchen müsse: so ist klar, daß Keiner, der dieses erkannt hat, weder der Geschichte seines Volks, noch der Geschichte der Gesammtheit der Völker, d. h. der Menschheit, entbehren könne. Ohne die Geschichte seines Volks zu kennen: wie sollte jemand im Geist, oder gemäß den Bedürfnissen desselben handeln können? Denn der eigenthümliche Geist seines Volks — ist er nicht das Bleibende und Unvertilgbare desselben bei allem Wechsel der Zeiten und Schicksale? Aber wo wäre dieses anders zu erkennen, als in der Geschichte, welche das Leben des Volks in allem Wechsel der Zeiten und Schicksale aufzufassen strebt? Und ergeben sich nicht die Bedürfnisse seines Volks allein aus den innern Verhältnissen desselben, aus den Verhältnissen zu andern Völkern und zur Gesammtheit des Lebens, wie die Geschichte sie lehrt? Endlich: das Reinmenschliche, das Bleibende und Unvertilgbare des Menschenlebens, in allen Völkern, und Ländern und Zeiten: kann es anders erkannt werden, als aus der Geschichte aller Völker und Zeiten?

5. Was aber jedem gebildeten Menschen, jedem, der sich über sein Daseyn besinnt und seinem Leben Werth und Bedeutung zu geben sucht, zu wissen nothwendig

ist, das zu erlernen sollte ja wohl jedem eigentlichen Gelehrten, welchem Zweige der Gelehrtheit er sich auch zunächst widmen mag, dreifach heilige Pflicht seyn. Der Gelehrte hat gewiß vor Allen die Aufgabe, seinem Volke durch Wort und Beispiel vorzuleuchten, demselben das Vaterland und im Vaterlande die Menschheit gegenwärtig zu erhalten, oder das Reinmenschliche in der Eigenthümlichkeit seines Volks zu fördern. Die Wissenschaften aber hängen mit der Entwickelung des menschlichen Lebens in den verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Völker aufs Innigste zusammen. Sie haben alle ihre geschichtliche Seite; ja, sie sind, abgesehen von den neuen Ideen, zu welchen sich der Geist in uns selbst erheben mag, rein geschichtlich. Wer sich selbst verstehen will, der muß Andere verstanden haben; wer seine eigenen Ansichten würdigen will, der muß sie an den Ideen Anderer bewährt und geprüft haben. Ueberhaupt ruht die Gegenwart auf der Vergangenheit, und wer für die Zukunft etwas Gutes und Bleibendes wirken will, der muß es an die Gegenwart knüpfen, welche er nur aus der Vergangenheit kennen lernt.

6. Wenn aber hieraus die Nothwendigkeit geschichtlicher Kenntniß hervorgeht: so gewährt auch das Studium der Geschichte die erhabensten und innigsten Freuden, die sich der denkende Mensch nur wünschen mag. Denn was könnte ein höheres Interesse haben, was könnte ergreifender und erhebender auf das menschliche Gemüth wirken, als mit den Ersten und Besten aller Zeit zu leben, die menschliche Natur in ihrer größten

Erhabenheit und in ihrer tiefsten Erniedrigung zu erblicken, die unendliche Mannigfaltigkeit menschlicher Charaktere zu betrachten, zu sehen, was Verstand, Besonnenheit und Tugend vermögen, und was aus Verkehrtheit, Leidenschaft und Ruchlosigkeit entsteht, zu bemerken, was Völker hebt und hält, und was Reiche schwächt und stürzt, zu erkennen, wie nach allem Wechsel, wie auch nach der ungeheuersten Umwälzung doch immer Eins unzerstört und unverletzt wieder in neuer Schönheit hervortritt! — Und ist es endlich Unrecht, des Reizes zu gedenken, welchen die großen Ereignisse unserer Zeit dem historischen Studium geben müssen? Wohl mag der Ruhm, den man so oft der Geschichte gebracht hat, daß sie klug mache, Vielen eben so zweideutig vorkommen, als er sich bisher selten bewährt hat; das jedoch bleibt gewiß, ein ächtes Studium der Geschichte muß nicht nur das Urtheil über die Ereignisse der Zeit läutern, sondern es wird auch zeigen können, was dem Menschen unter allen Umständen geziemen, und wie er unter allen Verhältnissen die Würde des Lebens zu erhalten vermöge.

Zweites Kapitel.

Ueber akademische Vorträge der Geschichte.

7. Wenn diese Bemerkungen wahr sind — und sie sind wahr! —: so möchte man ja wohl mit Recht erwarten, daß die Liebe zur Geschichte allgemein seyn

müsse, daß wenigstens die Jünglinge, die sich den Wissenschaften widmen, und nicht nur ausgezeichnete Köpfe, sondern auch die letzten, die nur irgend etwas werth sind, von Eifer und Begeisterung für das Studium der Geschichte durchdrungen seyn werden. Aber, so gewiß es auch seyn mag, daß die Edleren im Volk, ermüdet über der Gegenwart, sich mehr zur Vorzeit wenden, um durch die Kraft der eigenen Väter und anderer Völker die niedergebeugte Seele zu stärken, und die mürbe gewordenen Knochen zu stählen; so wahr bleibt es doch auch, daß man unter uns lange mit schaudervoller Gleichgültigkeit die großen Erinnerungen der Vergangenheit in den Staub getreten hat, und daß selbst jetzt unter den studirenden Jünglingen noch nicht allgemein eine tiefe und ernste Liebe für die Geschichte gefunden werde. Diese Erscheinung jedoch scheint sich durch Folgendes zu erklären. Wenn die Menschen wirklich ein Vaterland haben, das sie wahrhaftig lieben und lieben können, so muß auch in ihnen nothwendig eine hohe Liebe für die Geschichte des Vaterlandes leben, und somit für die Geschichte aller Völker und Zeiten, weil jene nicht ohne diese zu verstehen ist. Wenn aber das Vaterland fehlt, und wenn das, was man etwa Vaterlandsliebe nennt, nicht eine Befriedigung, sondern eine Sehnsucht der Seele ist: so muß der Eifer für die Geschichte nothwendig einen andern Ursprung, so wie die Geschichte selbst eine andere Beziehung erhalten. Jener Eifer ist alsdann nur dadurch möglich, daß das Wesen und der Werth der Geschichte zum voraus klar und lebendig eingesehen werde; diese Bezie

hung aber kann keine andere seyn, als das Vaterland, das ersehnt wird, und das eben deßwegen gleichfalls eine klare und lebendige Erkenntniß von dem Verhältniß des einzelnen Menschen zum Leben seines Geschlechts voraussetzt.

8. Diese Einsicht und Erkenntniß ist nicht allgemein bei Männern und Jünglingen und kann es nicht seyn. Eben deßwegen darf der akademische Lehrer der Geschichte sie bei seinen Zuhörern nicht voraussetzen; er muß diese vielmehr als junge Männer betrachten, die erst durch ihn in den schönen Tempel der Wissenschaft eingeführt werden sollen; er darf mithin nicht sogleich mit den Bruchstücken von Erinnerungen aus der Vorzeit seine Vorträge beginnen: das könnte wohl unterhalten, aber keine Liebe erwecken: sondern er muß zuvor den Sinn des Lebens, das Wesen der Völker und das Verhältniß des Einzelnen zu seinem Volk und zum Ganzen klar auszusprechen suchen, um sodann jene Bruchstücke, die er zu erzählen hat, als Nachbildungen von Theilen Eines Ganzen darlegen zu können, dessen Gedanke einem jeden lebendig in der Seele steht.

9. Der Zweifel: ob denn auch die Ansicht, welche der Lehrer der Geschichte vom Geist und Zwecke der Menschheit, der Völker, des Einzelnen giebt, und mit welcher er dann die Erzählung der Geschichten begleitet, wahr sey? — dieser Zweifel wird Keinem erheblich vorkommen, der sich die Frage nur bestimmt vorlegt, was überhaupt wahr ist? Wird nur die Geschichte so treu,

als wir sie wissen, dargelegt, nie verunstaltet, nie absichtlich in ein schiefes Licht gestellt; wird nicht die Ansicht — der Geschichte untergeschoben und diese gleichsam auf sie hin erzählt, sondern wird sie eben als eine Ansicht gegeben, die mit der unbefangenen und aus geprüften Quellen geschöpften Erzählung von selbst übereinstimmt: so muß auch durch den Irrthum gewonnen werden.

10. Damit aber ein solcher Vortrag der Geschichte wirken könne, was er wirken soll, muß der akademische Lehrer an seine Zuhörer mehrere Forderungen machen. Zuerst muß er von ihnen voraussetzen, daß sie nichts suchen als Wahrheit und Gewißheit, mit stetem Fleiß und heiligem Ernste, keineswegs eine vorübergehende Unterhaltung oder etwas zum Gebrauche für gemeine Zwecke. Aber nie werden sie die Wahrheit erkennen, nie das menschliche Leben richtig auffassen, wenn sie nicht zweitens sich rein und frei zu machen streben von allen Fesseln und Vorurtheilen ihrer Verhältnisse und ihrer Zeit, vor Allem aber von dem heillosen Dünkel, als stehe unsere Zeit nicht nur viel höher als alle Vergangenheit, sondern als könne auch jeder von uns gar wohl ganze Völker und Zeitalter mit allen großen Erzeugnissen und Bestrebungen übersehen und beurtheilen. Vielmehr werden sie drittens sich mit Ehrfurcht den grauen Häuptern der Jahrhunderte nahen, mit Scheu und Schonung zu den Erscheinungen der Vorzeit treten, und nichts Fremdes als verwerflich tadeln, sondern Alles, was nicht als Gleichgültigkeit, Selbstsucht

und böser Wille dargethan werden kann, als Offenbarungen des Menschengeistes menschlich nach der Zeit, in welcher es geschah, zu würdigen streben müssen. Denn sie werden viertens eingedenk seyn, daß unser Urtheil über die Begebenheiten der Vergangenheit etwas sehr Gleichgültiges und Unnützes seyn würde, und daß sie nur Werth für uns haben können, wenn wir ihren Sinn und in demselben den Sinn unsers Lebens zu erkennen trachten. Aber eben darum würde es endlich schön seyn, wenn sie von wahrer Religiosität durchdrungen wären, oder sich in der stillen Stimmung der Seele befänden, in welcher der Mensch sich selbst vergißt, und, empfänglich für alle großen Erscheinungen des Lebens, gern den Geist anbetet, der in ihnen lebt und wirkt.

Drittes Kapitel.

Ueber die gewöhnlichen Meinungen vom Sinn und Zwecke des menschlichen Lebens.

11. Von uralten Zeiten her hat vielen Sterblichen das Leben eine Last geschienen, die entweder ein unvermeidliches Schicksal auflegte, oder unter welcher die Liebe der Gottheit den Menschen prüfen und für ein höheres Leben bereiten wollte. Nur einzelne Männer mögen über diese Ansichten in früheren Zeiten hinausgekommen seyn. In der Folge hat aber der fortgebildete Verstand sich die Frage: wozu unser Geschlecht in seinem irdischen Daseyn bestimmt sey? oft und klar vorge-

legt, und dieselbe auf verschiedene Art zu beantworten versucht. Die gewöhnlichen Meinungen darüber mögten indeß, der Hauptsache nach, in drei zusammenlaufen.

12. a. Die Bestimmung unsers Geschlechts ist, ein vollkommenes, durchaus vernunftgemäßes Leben zu erreichen, ein Zeitalter allgemeiner und gleicher Bildung, des ewigen Friedens und vollendeter Einheit zu verwirklichen. Der Gang des Lebens im Großen und Ganzen ist ein beständiges Fortschreiten nach diesem Ziele. Hierfür spricht die Natur des Geistes, die eine solche Fortentwickelung nothwendig macht; es zeugt dafür das Gewissen, welches uns zum Handeln treibt; es bürgt dafür unser Widerwille gegen alles Unvollkommene, unsere Wehmuth beim Anblicke der Gegenwart, und unsere Sehnsucht nach einer bessern Zukunft; selbst die Weisheit, die sich in der ganzen Welt, nur nicht in den Verhältnissen der Menschen zeigt, selbst der Glaube an Gott fördert diesen Glauben an das Fortschreiten der Menschheit.

13. b. Die Bestimmung unsers Geschlechts ist, Eins zu seyn mit der übrigen Welt, den Gesetzen zu folgen, an welche alle Kinder der Natur gewiesen sind, und dadurch ein glückliches, mit der ganzen Natur übereinstimmendes, Daseyn zu führen. Die Losreißung unsers Geschlechts von der Natur, der Gebrauch der Freiheit, die Anwendung des Verstandes ist eine Verirrung, und je höher die Ausbildung des Geistes steigt, desto mehr wird sich der Mensch aus den Schranken ent-

fernen, innerhalb deren er sich hätte halten sollen. Denn der Mensch kann nicht zum Unglücke bestimmt seyn; alles Unglück des Lebens aber liegt in der Freiheit und in dem Gebrauche des Verstandes. Wilde und Kinder sind glücklich; je mehr Cultur des Geistes, desto mehr Unglück.

14. c. Es giebt keine Einheit im Leben des menschlichen Geschlechts, und darum auch keine Bestimmung des Menschen. Völker stehen neben Völkern, Menschen neben Menschen, verbunden durch die gemeinsame Erde und gegenseitige Bedürfnisse. Nur die Einzelnen, Völker und Menschen, mögen sich ausbilden, und Alle können sich das Leben bequem und zu einer angenehmen Gewohnheit machen, so wie sie sich daſſelbe zu großer Last und Noth bilden mögen. Daher im Ganzen kein Fortschritt, kein Rückschritt, sondern ein beständiger Kreislauf, Werden, Daseyn, Verschwinden. Das Leben jedes einzelnen Menschen und die Geschichte der Völker beweisen, daß dieses immer so gewesen sey, und das Verhältniß der Menschen zur Erde, und der Erde zu der übrigen Welt zeigt deutlich genug, daß es auch so bleiben werde.

15. Wer über diese verschiedenen Ansichten vom Leben unsers Geschlechts urtheilen und selbst eine feste Ansicht davon gewinnen will, der scheint nothwendig zuerst von dem Wesen der Vernunft, als dem eigentlichen Leben, und dem innersten Grund und Kern alles Daseyns ausgehen, und die Gesetze, unter welchen sie

in das Bewußtseyn der Menschen zeitlich eintreten kann, zu ergründen suchen zu müssen. Aber er muß zweitens nicht weniger die Geschichte aller Zeiten und Völker genau erforschen, um jene Idee von der nothwendigen Erscheinung der Vernunft zu bewähren, weil diese Idee mit dem Leben, dessen Abbild die Geschichte ist, zusammenfallen muß; und endlich muß er das Verhältniß des Menschengeschlechts zur Erde, zur ganzen Natur, genau zu erkennen trachten, um die Bedingungen einzusehen, unter welchen sich das Leben desselben entwickeln muß.

16. Beurtheilt man nun nach dieser dreifachen Erkenntniß jene verschiedenen Ansichten: so scheint zwar die erste von dem Wesen der Vernunft als von einem unendlichen Erkennen ihrer selbst auszugehen; aber sie scheint zuvörderst in einen doppelten Widerspruch zu gerathen, indem sie das Leben in ein Zeitalter der Vollendung endigt, und indem sie zugleich die Bestimmung des menschlichen Geschlechts hinter das Leben desselben hinaus drängt, da doch ja überall diese Bestimmung erfüllt werden muß, wo Vernunft, als das Wesen, zum Daseyn kommt, oder erscheint. Ferner scheint sie auf die Bemerkung des Historikers, daß die Vergangenheit einem solchen Fortschreiten widerspreche und nichts als Geburt, Daseyn und Tod zeige, kaum ausweichen zu können; und noch weniger mögte sie endlich dem Geographen zu antworten im Stande seyn, der von manchen Gegenden der Erde nachweiset, daß sie wegen ihrer Natur keine andere Art von Bildung zu-

lassen, als sie bisher gesehen haben. Daher kann auch weder unser Gewissen noch der Glaube an Gott den Glauben an ein solches Fortschreiten der Menschheit fordern. —

17. Die zweite Ansicht ist darum so nichtig, weil ihr keine Ahndung von Vernunft zum Grunde liegt. Deßwegen kann sie auch nicht mit der Geschichte übereinstimmen. Und es würde überhaupt unbegreiflich seyn, wie man im Gebrauche des Verstandes den Gebrauch des Verstandes verwerfen mag, und wie man den argen Widerspruch nicht merkt, daß man dem Menschen Freiheit vor der Freiheit (der Zeit nach) giebt, wenn man nicht häufig sähe, daß der Mensch, im Unmuth über die Gegenwart, so gern hinter sich sucht, was er um sich nicht findet, und vor sich nicht zu erblicken vermag — nämlich Zufriedenheit und Glück.

18. Was endlich die dritte Meinung betrifft: so mögte sie allerdings viele Vertheidiger finden. Dennoch ist sie nicht minder verwerflich, als die vorige, weil sie ebensowenig von der Vernunft, als der Einheit aller Menschen, ausgeht. Da sie nur Einzelnes, Menschen und Völker, kennt und annimmt: so kann sie natürlich von dem Ganzen nicht reden wollen. Darum beweisen Geschichte und Erdkunde zwar für sie, insofern bloß von Einzelnheiten die Rede ist, keineswegs aber, wenn von der Einheit der Einzelnheiten, die sie ja nicht zugeben mag, gesprochen wird. Und wenn man im Leben des einzelnen Menschen das Bild vom Leben des

menschlichen Geschlechts zu sehen wähnt, so dürfte das ungefähr herauskommen, wie wenn jemand im Tag ein Bild der Ewigkeit zu haben meinte. — Im übrigen versteht sich von selbst, daß beide Ansichten, consequent bewahrt, darum durchaus unreligios seyn müssen, weil sie nicht vernunftmäßig sind.

Viertes Kapitel.

Ansicht vom Wesen und Gange des Lebens, für diese Geschichte im Allgemeinen.

19. So gewagt es nun seyn mag, in der Kürze eine Ansicht vom Wesen und Gange des Lebens auszusprechen, die jenen Einwürfen auszuweichen hoffen darf; so scheint doch Folgendes eben so klar, einfach und faßlich, als unzweifelhaft zu seyn. — Die Menschen leben zwar einzeln neben und nach einander, und gerathen nicht selten als einzelne Ganze mit einander in Streit; aber alle Menschen sind doch in so fern vollkommen Eins, als in ihnen Allen Vernunft lebt, die Eins und sich selbst gleich ist. Durch diese Vernunft werden die Menschen zur Menschheit, und menschheitlich ist der Mensch nach dem Maaße der Vernunft, die sein Leben entwickelt. Daher ist das Leben der Menschheit nichts anders als Entwickelung der Vernunft in den Menschen — Bildung.

20. Die Menschen leben neben und nach einander in und entgegen einer Sinnenwelt, mit welcher sie in

mannigfacher Wechselberührung stehen. Diese Sinnenwelt ist in so fern mit den Menschen eins, als sie das Leben der Menschheit fördern muß. Stimmte die Sinnenwelt, oder die Natur, nicht mit dem Leben der Menschen zusammen: so könnten die Menschen nicht Eins seyn. Stimmt sie aber mit demselben zusammen: so muß sie auch mit sich selbst zusammenstimmen, oder in sich selbst Eins seyn.

21. Eine solche Einheit des Entgegengesetzten ist nur möglich durch ein Drittes, welches höher ist, aus welchem und durch welches beide sind. Dieses Dritte, aus welchem Menschheit und Natur sind, und durch welches sie eins sind, nannte die Sprache unserer Väter Gott. Nur durch Gott ist ein All, ein Universum.

Untersuchungen über das Alter und die Entstehung der Erde, und über die Schöpfung oder Werdung der Menschen, tragen für die Geschichte wenig aus. Soviel ist klar, daß Menschen ohne die Erde nicht seyn konnten; ob die Erde ohne Menschen, ist für die Geschichte zu wissen nicht nöthig. Der Mensch kann den großen Gedanken des Werdens nicht fassen; darum sucht er einen Anfang für das unendliche Leben, welches sich vor ihm bewegt. In den Mosaischen Urkunden wird dieser Anfang auf die schönste Weise gegeben! Vor ihnen können Sanchuniathon, Berosus, Hesiod mit ihren Mährchen und Vorstellungen nicht bestehen; und was die Meinungen gelehrter Männer in spätern Zeiten betrifft: so sind sie allerdings scharfsinniger, aber der verständlichste bleibt Moses!

22. Die Vernunft ist in ihrem Wesen, wie schon ihr Name anzeigt, ein Vernehmen, ein unendliches Vernehmen, oder Erkennen, oder Verstehen. Entwickelung der Vernunft, welche das Leben der Menschheit ist, muß daher fortgehendes Erkennen oder wachsender Verstand seyn, und nur der Verstand im Leben kann für das Daseyn der Vernunft zeugen. Aber vernehmen oder erkennen kann die Natur nichts, als die Natur, die Menschheit (d. h. sich selbst in den Menschen) und Gott; oder Gott allein, in sofern nur durch ihn Natur und Menschheit sind und Eins sind. Sonach wäre das Leben der Menschheit: fortgehende unendliche Erkenntniß Gottes, oder wachsender Verstand Gottes. Einen andern Zweck hat das Leben nicht; das Leben ist sich selbst Zweck; es soll durch den Verstand und im Verstande Gottes seyn.

23. Aber die Menschheit ist nur, die Vernunft erkennt nur, der Verstand erscheint nur in den einzelnen, endlichen Menschen. Es giebt also nur einzelnes, endliches Erkennen, und der unendliche Verstand Gottes kann nur in den bleibenden Verhältnissen der Menschen erscheinen, die sich unendlich fortentwickeln, oder in den Weltbegebenheiten. Darum ist der Mensch als Einzelner gar nicht zu denken, sondern nur als Theil der Gesellschaft und der Menschheit; darum fühlt sich der Einzelne zu den Menschen unwiderstehlich hingezogen, durch ein heiliges, unzerstörbares Band; darum kann er nur seyn und leben mit Menschen und für Menschen; darum muß auch die Natur, die Mensch-

heit und Gott erkannt werden von einzelnen Menschen, wenn sie überhaupt erkannt werden müssen; sie müssen aber erkannt werden, weil das Wesen der Vernunft Erkenntniß ist. Eben deßwegen wird der Mensch nothwendig zu Gott gezogen; Natur und Menschen können ihm nie genügen; alles drängt ihn in der Schöpfung zum Schöpfer. Je größer aber die Erkenntniß in dem Einzelnen, je tiefer der Verstand Gottes in ihm ist, desto menschlicher, desto größer, schöner, öffentlicher muß sich sein Leben zeigen: denn in seinem Leben für die Gesellschaft muß der Mensch die Erkenntniß Gottes bewähren, so wie er sie durch das Leben in der Gesellschaft gewinnt. Das Leben der Menschheit ist die Bestimmung des Menschen.

24. Damit der einzelne Mensch seine Bestimmung erreichen möge, tritt ihm die Menschheit, gleichsam einladend, in einzelnen größern Ganzheiten näher, deren jede eine bestimmte Anzahl von Menschen, neben und nach einander lebend, umfaßt; in denselben gewinnt die Menschheit eine eigenthümliche Gestalt, die Allen, aber nur ihnen, gemeinsam ist und sie auszeichnet. Einer solchen Ganzheit muß nothwendig jeder Mensch sich anschließen, dessen Leben Bedeutung haben soll; in ihr muß er sich entwickeln; in ihr muß sein Leben aufgehen; durch sie muß er für das Ganze der Menschheit leben; aber er muß auch in der Erkenntniß und Auffassung dieser Eigenthümlichkeiten die Erkenntniß der Menschheit haben. Eine solche Ganzheit nennt die Sprache ein Volk; die eigene Gestaltung der Mensch-

heit, welche dasselbe zum Volke macht, heißt Volksthümlichkeit, die Erscheinung dieser Volksthümlichkeit — Volksthum. In der Volksthümlichkeit ist jedes Einzelnen Leben, der zu dem Volke gehört, mit begriffen; wer eine Volksthümlichkeit klar aufgefaßt hat, der hat die Menschheit in allen denen erkannt, die zu diesem Volke gehören, und in der Gesammtheit der Volksthümlichkeiten ist die Menschheit (vergl. 4.).

25. Wie groß ein Volk seyn, wie viele Menschen neben und nach einander in der Eigenthümlichkeit desselben leben müssen, oder wie weit sich das Volk über die Erde verbreiten, und wie lange es bestehen muß: das allerdings ist nicht zu bestimmen; aber das ist einzusehen, daß es weit genug verbreitet seyn müsse, um seinen Mitgliedern alle Mittel zu geben, die ihre menschliche Ausbildung verlangen, und daß es lange genug dauern müsse, um zu werden, was es im Ganzen der Menschheit seyn soll. Der Einzelne kann nie wissen, wann sein Volk dieses geworden ist. Darum muß er eine Fortdauer desselben ins Unendliche wollen, und erstreben, und für diese Fortdauer muß er Alles aufbieten und wagen.

26. Wenn nun die ganze Natur in sofern Eins ist mit der ganzen Menschheit, daß sie das Leben der Menschheit fördern muß (28.): so ist auch nothwendig, daß das innere Wesen der Völker sich zu ihrer Umgebung eigne, und daß ihre Entwickelung durch die besondere Natur, in welcher sie leben, begünstigt werde. Es

muß also eben so verschiedene Klimate geben, als es verschiedene Volksthümlichkeiten giebt. — Die Nothwendigkeit des ächten Studiums der Geographie für den Historiker leuchtet daher in die Augen. Ohne Kunde der Erde und ihrer Verhältnisse ist kein Verstehen der Geschichte denkbar. —

Fünftes Kapitel.

Fortsetzung. Nähere Bestimmung.

27. Wie Menschen mit Menschen, so stehen Völker mit Völkern in Verbindung; wie Menschen auf Menschen, so folgen Völker auf Völker; wie Menschen von Menschen, so erben Völker von Völkern, und sie erben, in diesem Falle so wenig als in jenem, bloß sinnliche Gegenstände, sondern auch Gedanken und Ideen. Das Leben früherer Völker geht für die späteren eben so wenig verloren, als das Leben früherer Geschlechter in den Völkern für die späteren; das Einzelne ihres Thuns und Wissens mag verschwinden: der Ertrag des Lebens bleibt, und wirkt und treibt zu neuer Kenntniß. Spätere Zeiten mögen die Erfahrungen früherer mit Freiheit benutzen, und sich zu Lehren der Weisheit dienen lassen, aber auch ohne diese Absicht wirken sie fort, wiewol auf eine andere Weise, und neue Seiten des Lebens werden erkannt. In diesem Sinne giebt es allerdings ein Fortschreiten der Menschheit!

28. Aber an diesem Fortschreiten der Menschheit haben nicht alle Völker in sofern Antheil, als ständen die später gleichzeitig lebenden sämmtlich über den früher gleichzeitig lebenden. Nicht alle sind Erben und können Erben seyn. Und wenn gleich Alle die Eine Erkenntniß neu und eigenthümlich darstellen: so vermag doch der einzelne Mensch nicht, alle diese Erscheinungen zu Einem Ganzen zu verbinden. Vielmehr zieht sich durch die Menge der Völker eine Anzahl, die durch gleichartige, fortschreitende Bildung an einander gekettet ist, hindurch, begünstigt von der Natur, von den Klimaten, in welchen sie leben, von dem Verhältniß der Länder zu einander, so daß der Einfluß der frühern auf die spätern, und das Wachsen der Bildung von dem Menschen, wenigstens im Großen und Ganzen, erkannt werden kann. Diese Völker stehen, für unsere Begriffe, nach einander auf der Höhe der Bildung; an sie schließen sich die übrigen an, vielleicht neue Bildungsketten beginnend; nach ihnen mögen die Zeitalter benannt werden; sie sind zunächst der Gegenstand der allgemeinen Geschichte.

29. Wenn man aber überlegt, wie der Gang der Bildung, oder die Entwickelung der Menschheit in der Zeit, nach dem Wesen der Vernunft wol gewesen seyn möge: so scheint nothwendig, daß die Bildung unter den Menschen begonnen habe, oder daß der ursprüngliche Zustand des menschlichen Geschlechts Rohheit, und daß der Mensch in der Natur verloren gewesen sey; daß alsdann, nach Eintritt des Bewußtseyns, der Mensch

sich der Natur entgegengesetzt, und immer mehr entgegengesetzt, während er in seiner Erkenntniß der Menschheit allmählig weiter gekommen; daß er endlich die Einheit der Natur und der Menschheit und in beiden Gott erkenne und in dieser Erkenntniß aufgehe. Uebrigens versteht sich, daß die Natur diesen Fortgang begünstigen müsse, so gewiß Einheit im Universum ist (26).

30. Ueber den ursprünglichen Zustand der Menschen aber ist, nach dieser Ansicht, wenig zu sagen. Der Mensch war eins mit der Natur; war verloren in der Natur, und führte ein unbewußtes und darum schuldloses Daseyn. Ein historischer Beweis dafür, daß der Beginn des Lebens wirklich also gewesen sey, läßt sich natürlich (1. und 2.) nicht führen, wenn nicht etwa die allgemeine bei andern Völkern anders gestaltete Sage von einem goldenen Zeitalter, (der sich erst viel später eine sonderbare Meinung von einem Zustand allgemeiner Wildheit und Verwirrung gegenüber gestellt hat,) etwas gelten kann. Mit der Erwachung des Bewußtseyns in dem Menschen verschwand dieser Zustand mehr und mehr.

31. Gegen einen solchen Urzustand des menschlichen Geschlechts scheint der Einwurf, daß die Entstehung der Bildung, daß die Erwachung des Gedankens, in demselben unbegreiflich sey, von keiner Bedeutung. Denn es ist ja nicht die Rohheit, was zur Bildung kommt, es ist nicht die sinnliche Masse des

Menschen, was sich zum Gedanken erhebt, sondern es ist das innerste Wesen der Menschheit selbst, das nur durch die Zeit und von den sinnlichen Bedingungen seines Daseyns gebunden war. Ist denn die Erwachung des Bewußtseyns in jedem Kind etwa begreiflicher? Ein Urvolk, welches von Einigen gesetzt ist als vom Anbeginn im Besitze der reinsten Erkenntniß, scheint wahrlich weder begründeter noch begreiflicher. Sollte denn die Kraft, die ein ganzes Volk zugleich zum Daseyn und zur Bildung brachte, nicht einzelne Menschen dazu zu bringen vermögen? Man könnte indeß zugeben, daß die älteste Bildung, von welcher einige Spur sich erhalten hat, nicht Anfänge einer neuen, sondern Ueberbleibsel einer zerstörten Welt verriethe, ohne daß daraus etwas für ein exklusives Urvolk folgen würde. Im Uebrigen kann man nicht fragen wollen, wie lange es von der ersten Morgenstunde bis ans Ende dieses Zustandes gedauert haben möge? Denn ohne Bewußtseyn giebt es keine Zeit.

32. Von der erwachten Erkenntniß aber gaben und erhielten die Menschen unter einander unstreitig den ersten Beweis durch die Sprache. Denn die Sprache ist nichts anders als der Geist, der sich dem Geiste zu erkennen giebt; die Erscheinung des Geistes für den Geist. Wo denkende Menschen sind, da vereinigen sie sich durch die Sprache, und die Sprache ist so reich als der Verstand des Lebens, so entwickelt als die Vernunft, so klar als der Gedanke. Wenn nun die Menschheit sich in verschiedenen eigenthümli-

chen Gestalten, die wir Völker nennen, zeigen muß (24.): so ist klar, daß sich diese Eigenthümlichkeit auch in der Sprache wird zeigen, und daß es mithin so viele eigenthümliche Sprachen wird geben müssen, als es Völker giebt. Diese Sprachen werden Vieles mit einander gemein haben, weil es der Eine unendliche Geist ist, der sich in ihnen verkündigt; jede aber soviel Besonderes als das Volk, von welchem sie gesprochen wird, Eigenthümliches hat. In den allgemeinen Tönen jedes Worts scheint sich jener unendliche Geist zu offenbaren; in der besondern Brechung und Behandlung dieser Töne aber die Volksthümlichkeit, oder der besondere Volksgeist. Darum giebt es keine Sprache, die nur in Tönen bestände, weil der Geist immer Volksgeist seyn muß. — Untersuchungen aber über den Ursprung der Sprache müssen sich auf den Körper derselben, auf die Entstehung der Laute, der Wörter, und auf die Weise ihrer Bildung im Munde des Menschen beschränken, oder sie müssen Untersuchungen über die Entwickelung des Geistes werden. Das Klima hat auf die Verschiedenheit allerdings in sofern Einfluß, als die Beschaffenheit der Länder sich zu den Volksthümlichkeiten eignet (26); aber nie wird sich jene Verschiedenheit aus den Klimaten erklären lassen. Im Uebrigen ist es von diesem Anfange der Bildung bis zu dem Anfange der Geschichte, die nicht über ihre Quellen (2.) hinausgehen kann, noch sehr weit, und Keiner kann fragen wollen, wie viele Zeit dazwischen liege (31).

33. Die Bildung wird, und sie wird durch eine große Fortentwickelung des nun erwachten Geistes (19).

Aber der endliche Mensch vermag die mannigfaltigen Aeußerungen des Geistes in dem Leben der, durch Raum und Zeit zerstreueten, Menschen nicht als Einheit zu verfolgen. Um sich daher die Auffassung zu erleichtern, muß er trennen, was an sich Eins ist. Dadurch entstehen ihm zwei Stämme Einer Wurzel, die sich in verschiedene Aeste und Zweige theilen: es entsteht ihm sinnliches und geistiges Leben. Im Allgemeinen aber scheint es, daß bei den Völkern, die am frühesten in die Bahn der Bildung eintraten, das sinnliche Leben überwiegend oder vorherrschend gewesen seyn müsse, so daß der Geist im Dienste desselben gestanden. Bei fortschreitender Bildung muß, scheint es, dieses sinnliche Leben vom geistigen gleichsam eingeholt, und folglich eine Zeit gekommen seyn, in welcher Geistiges und Sinnliches gleich mächtig neben einander standen, keins dem andern unterworfen und eben deßwegen sich gegenseitig dienend. Im weiteren Fortgange mußte, scheint es ferner, das Geistige die Ueberhand über das Sinnliche gewinnen, aber das Sinnliche mußte Anfangs im Dienste des Geistes stehen, ohne daß dieser seine Herrschaft schon kannte. Erst nach und nach konnte das Geistige allgewaltig zu seyn begehren, und auch dieses kann nur so lange dauern, als von dem Menschen die Einheit der Menschheit und der Natur nicht erkannt ist.

34. Wenn man nun mit diesen Ansichten die vergangene Zeit durchläuft: so scheint die Geschichte dieselben allerdings zu bestätigen. — Die alten asiati-

schen Völker scheinen ein sinnliches Leben geführt zu haben, vom Geiste, vom Verstande, nur gleichsam überzogen. Das griechische Leben hingegen scheint ein solches Gleichmaaß von Geistigem und Sinnlichem darzubieten, daß es nicht schwer wird, bald die Griechen der höchsten Sinnlichkeit zu zeihen, bald den Geist zu preisen, den sie in allen Verhältnissen bewiesen. Im Mittelalter endlich scheint das Sinnliche vom Geistigen überwunden zu seyn, ohne beherrscht zu werden, und ein phantastischer Zug (und Phantasie könnte man einen solchen Zustand des menschlichen Wesens, in welchem der Geist das Sinnliche zwar bewältigt hat, aber nicht mit Bewußtseyn darüber verfügt, ja wohl nennen) scheint allen Verhältnissen desselben anzukleben. Und hat nicht in der neuern Zeit der Verstand Herr der Welt seyn wollen? — Es versteht sich aber von selbst, daß diese Bemerkungen im Allgemeinen wahr seyn könnten, wenn auch nicht jeder einzelne Mensch, den man aus der Geschichte auffassen mögte, dieselben an sich selbst bewährte.

35. Der Mensch aber kann seine Bestimmung (23.) nicht erreichen, wenn er sich nicht frei bewegen kann unter Menschen; nur nach dem Maaße seiner Freiheit kann er, was von Vernunft in ihm ist, ausleben und Verstand in sein Leben bringen. Mithin steht das Fortschreiten des Lebens der Menschheit mit dem Fortschritt der Freiheit des Einzelnen in Verbindung. Aber Freiheit hat der Mensch nur in einer geordneten Gesellschaft, welche selbst frei, seine Freiheit anerkennt und bedingungsweise sichert. Eine solche Gesellschaft

nennt die Sprache einen Staat; die Mitglieder einer solchen Gesellschaft nennt sie Bürger; die anerkannte Freiheit des Einzelnen, dessen Rechte, die Bedingungen, seine Pflichten; den Inbegriff der Anordnungen, durch welche diese Rechte und Pflichten festgesetzt sind, die Verfassung des Staats; und die Bestimmungen, unter welchen die Verfassung im wechselvollen Menschenleben zur Anwendung gebracht wird, die Gesetze desselben. Sonach ist der Staat die Bedingung aller Bildung, und darum nichts Zufälliges, sondern etwas Nothwendiges, im Wesen des Lebens Gegründetes. Soll nun die Bildung fortschreiten, so muß auch der Staat fortschreiten; und je besser die Gesellschaft im Staate geordnet, je mehr die Freiheit der Bürger anerkannt und gesichert ist, desto höher steigt die Bildung der Menschheit, desto gewisser kann der Einzelne seine Bestimmung erreichen! — Aber der Einzelne gehört nothwendig zu einem Volke (24.); mithin wird er, seiner Bestimmung nachstrebend, durch sein innerstes Wesen gedrängt, dieses Volk, zu welchem er gehört, und diesen Staat, in welchem er lebt, mit einander zu vereinen, und desto stärker gedrängt, je lebendiger er seine Bestimmung fühlt oder erkannt hat. Jemehr dieses Ziel erreicht wird; je mehr die Gränzen von Volk und Staat zusammenfallen: desto fester mag die Freiheit des Ganzen, wie des Einzelnen bestehen; je weiter diese Gränzen von einander abweichen, sey es, daß mehrere Völker zu einem Staate verbunden sind, sey es, daß ein Volk in mehrere Staaten getheilt ist, desto weniger ist Sicherheit der Freiheit möglich.

36. Derselbe Grund, der veranlaßt, daß wir die Eine Bildung zu trennen pflegen (33.), veranlaßt gleichfalls, daß man die Geschichte der einzelnen Zweige (welche eine vollendete Universalgeschichte allerdings mit der Geschichte ihrer Bedingung, oder der Staaten, verbinden sollte) gesondert zu behandeln pflegt. Wir beschränken uns also hier (indem wir der Religionsgeschichte, der Literärgeschichte, der Kunstgeschichte, der Handelsgeschichte u. s. w. ihre Kreise lassen) zumeist auf die Geschichte des Staats, und gehen höchstens hin auf den Zusammenhang desselben mit den eigentlichen Bildungszweigen, um das Eine durch das Andere verständlicher zu machen. Weil aber der Staat alle Bildung bedingt (35.): so ist die Geschichte der Staatsentwickelung die Grundlage aller Geschichte.

37. Worauf also in einer solchen Geschichte zu achten seyn wird, ergiebt sich aus dem Gesagten von selbst. Nachdem zuvörderst untersucht ist, wie ein geschichtlich gegebener Staat, mag er untergegangen seyn, oder noch bestehen, entstanden, muß derselbe zunächst in seinem Verhältnisse zum Volke betrachtet werden: ob Volk und Staat eins gewesen oder nicht; und, im ersten Fall: ob durch Weisheit und Tugend, oder durch Glück und Zufall; im zweiten aber: ob das Gesetz der Natur durch Leidenschaft oder Irrthum der Menschen verletzt worden, oder ob Unglücksfälle eingetreten sind, die menschliche Kraft abzuhalten nicht vermochte. Berührungen mit andern Staaten; Unterhand-

lungen, Bündnisse, Kriege, gehören in diese Untersuchung. Endlich ist zu erforschen: wie die innern Verhältnisse des Staates eingerichtet waren: ob Alle frei waren, oder nicht, ob alle gleich frei, oder nicht; mit Einem Worte, zu erforschen sind die Verfassung und die Gesetze. Im Uebrigen kann hin und wieder eine veränderte Ordnung die Darstellung beleben, ohne der Verständlichkeit zu schaden.

38. Wenn man nun überlegt: wie wol im Allgemeinen der Gang der Staatsentwickelung nach dem Wesen der Menschheit im Ablaufe der Zeit gewesen seyn möge: so scheint sich Folgendes zu ergeben. Die erste natürliche Gesellschaft, ohne welche der Mensch nicht gedacht werden kann, ist die Familie; in ihr väterliche Gewalt. Die Vereinigung von Familien führt zu Stämmen, und die Erweiterung der väterlichen Gewalt zu Patriarchalismus und Stammhäuptern. Die Verbindung mehrerer Stämme, bald durch friedliche Vereinigung, bald durch feindliche Unterwerfung, wird im Wesentlichen schwerlich etwas ändern. Will man nun eine solche Verbindung einen Staat nennen: so wird die Gewalt des Stammhauptes auf das Staatshaupt übergehen, und Willkühr oder Despotie wird anstatt Verfassung und Gesetz seyn. In einem solchen Staate ist von den Unterthanen in Beziehung auf den Despoten Keiner frei; Er ist der einzig und völlig freie; im Verhältnisse zu einander aber mag der Unterschied zwischen der Familie des Despoten, seinem Stamm, den freivereinigten und den unterworfenen Stämmen sehr groß seyn. — Soll nun, im Fortgange der Zeit, ein Fortschreiten

des Staats statt finden, so müssen mehr Freie entstehen, d. h. die Willkühr des Despoten muß durch Mitdespoten beschränkt werden. Alsdann wird die Folge seyn, daß die Willkühr gegen Diejenigen, die nicht Theil an der Gewalt haben, härter ist, als unter Einem Despoten; die Despoten aber müssen unter sich selbst ihre Verhältnisse bestimmen: Republicanismus. — Endlich wird, im weiteren Fortgang, die Freiheit, mehr und mehr wachsend, Alle umschließen. Alsdann aber wird das Leben neue Ungleichheiten erzeugen, die aus der allgemeinen Freiheit, bei der Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, und bei der Verschiedenheit der Geschäfte in der Gesellschaft, nothwendig hervorgehen.

39. Diesemnach würde man, um Uebersicht und Haltung zu gewinnen, nicht unschicklich drei Hauptstufen in der Fortbildung des Staats unterscheiden dürfen, zwischen welchen natürlich Uebergänge liegen mögen und liegen müssen. a. Vollkommene Einheit nach außen, aber gänzliche Unfreiheit im Innern — despotische Monarchie. b. Weniger Einheit nach außen, Freiheit und Sclaverei im Innern — despotischer Republicanismus. c. Bedingte Einheit nach außen, ungleiche aber allgemeine Freiheit im Innern — republicanische Monarchie.

40. Und auch diesen Ideen scheint die Geschichte zu entsprechen. In den asiatischen Staaten zeigt sich ein solcher Despotismus; ein solcher Republicanismus war in Griechenland, und die germanischen Staaten

haben sich stets in dem angegebenen Sinne monarchisch zu gestalten gestrebt. Aegypten und Karthago und Rom scheinen Uebergänge zu bilden, Theils von solchem Despotismus zum (despotischen) Republicanismus, Theils von solchem Republicanismus zur republicanischen Monarchie. Die übrigen Staaten aber zeigten als Staaten kein eigenthümliches Weltleben, sondern sie waren Theils die Vermittler der Bildung unter den Völkern (Syrer, Phönicier, Juden, Kleinasiaten), Theils dienten sie zugleich als Zerstörer des alten Lebens, um einem neuen Raum zu machen (Macedonier). Der Republicanismus ist aber, wie sich von selbst verstehen sollte, nicht allein in Athen zu suchen, auch nicht in Sparta, sondern in der Gesammtheit aller griechischen Staaten: er zeigte sich in allen Weisen; ebenso der Despotismus nicht allein in Medien oder in Persien; ebenso die Monarchie. —

Sechstes Kapitel.

Schluß.

41. Man hat gegen die Annahme eines festen Gangs im Leben der Menschheit die Bedenklichkeit geäußert, daß sie der menschlichen Freiheit nachtheilig zu seyn scheine, und deßwegen das Leben lähmen müsse. Diese Bedenklichkeit ist aber durchaus unerheblich, und geht aus Mißverständniß hervor. In den Weltbegebenheiten kann die strengste Gesetzmäßigkeit herrschen und doch können die Handlungen der Menschen

vollkommen willkührlich seyn, und Menschen und Völker können ihr Schicksal selbst bestimmen und verdienen. Ja, nur wenn Gesetzmäßigkeit statt findet, ist Freiheit, ist ein Selbstbestimmen des Lebens, für Völker, wie für Einzelne, möglich; wenn aber jene fehlt, so stürzt Alles zusammen. Wollte man die Weltbegebenheiten für zufällige Folgen zufälliger Handlungen halten: so würde man weder im Leben je der Gottheit begegnen, noch je in der Geschichte vor ihr anbeten können; auch könnte die Vergangenheit weder Lehre noch Beispiel geben. Bei jener Annahme hingegen erhält die Thorheit wie die Weisheit, der Irrthum wie die Einsicht, die Verruchtheit wie die Tugend vergangener Jahrhunderte hohe, belehrende Bedeutung für Völker wie für Menschen.

42. Man hat in neuern wie in ältern Zeiten angenommen, alle Völker der Erde seyen von Einem Menschenpaar abzuleiten. Wenn man unter dem Menschen nicht blos die sinnliche Gestalt desselben, sondern zugleich den Geist, der sein Wesen ausmacht, versteht: so mögte auch diese sonst seltsame Annahme eine sinnvollere Ahndung verrathen (27. u. 30.), als das Bestreben Derer, die nur im Allgemeinen die ganze Bevölkerung der Erde von Asien ausgehen lassen. Aber die Geschichte wird durch diese Annahme nicht begreiflicher; sie wird in keinem Falle die Ausbreitung verfolgen können. Untersuchungen hingegen über spätere Völkerzüge und Völkerberührungen, (bei welchen Sprache, Denkmäler, Ueberbleibsel jeder Art leiten mögen,) sind

höchst wichtig für das Verständniß vieler Erscheinungen des Lebens. — Die Mosaischen Andeutungen und Sagen sind in jeder Rücksicht gewichtvoll; sie wirken auf das Gemüth des Menschen, wie halbverwitterte Worte auf alten Ruinen, die ein früheres, geheimnißvolles Leben vermuthen lassen. Wie sinnvoll das Leben in Eden, das Essen von dem Baume der Erkenntniß! unter Kains Nachkommen die Erfinder menschlicher Künste! die Fluth, und Sem und Cham und Japhet! der Thurmbau: menschliche Vereinigung und grade daraus Zerstreuung! u. s. w. In der That: das sind Vorahnungen später Erkenntniß!

43. Man hat sich oft über den Despotismus gewundert, der immer in den Reichen Asiens geherrscht, während Europa sich der Freiheit erfreut hat. Man hat diese Erscheinung theils aus der Entstehung der Reiche, theils aus der Größe derselben, theils aus der Sitte der Vielweiberei zu erklären gesucht. Gewiß waren und sind auch diese neuen Erscheinungen die äußern Verhältnisse, unter welchen der Despotismus eintrat und nur eintreten konnte: aber die Erklärung ist nur zurückgeschoben. Denn woher will man nun diese Verhältnisse erklären? Etwa aus dem Klima? aus der Natur des Landes? aus der Religion? Unmöglich! Nur aus dem Zusammenhange des Einen Lebens läßt sich das Eine wie das Andere begreifen. (33. und 38.) — Wer übrigens die Asiaten unter ihren Despoten für unglücklicher hält, als die Europäer mit ihrer Freiheit: der betrachtet die Welt

nicht mit historischem Sinn; und wer gar die Barbarei der Asiaten aus dem Despotismus herleitet, bei dem dürften die Begriffe nicht sehr klar seyn (vergl. 35.).

44. Man hat den griechischen Republikanismus oft bewundert, und mit Recht: denn wie sollte der Mensch nicht jede Weltbegebenheit anstaunen mit tiefster Anbetung des unendlichen Geistes, der sie lenkt? Man hat ihn aber auch zurückgesehnt, und sich das hochgepriesene Leben gewünscht, das mit ihm und durch ihn statt fand. Dadurch hat man wol nur bewiesen, daß man das griechische Leben nicht verstand, und daß man sich der Grundlage nicht erinnerte, auf welcher es ruhete. Die griechische Freiheit ist nur historisch zu preisen, wie der Despotismus Asiens; und das Gleichmaaß sinnlicher und geistiger Bildung ist noch weit entfernt von Vollendung (34.).

45. Man hat das s. g. Mittelalter oft als eine tiefe Nacht der Menschheit, als ein Zeitalter arger Barbarei beschrieben und getadelt, und die gewaltigsten und herrlichsten Erscheinungen desselben als Unternehmungen des Wahnsinns und unwissender Narrheit bezeichnet und verschrien. Hüte sich jeder, den dünkelvollen Worten unwissender Aufklärlinge zu trauen! Das Mittelalter umfaßt tausend Jahre, und Anfang, Mittel und Ende desselben waren sehr verschieden. Menschen können rasen; aber es ist albern und sündhaft, ganze Völker und Zeitalter der Narrheit zu beschuldigen. Solche

Ansichten sind verderblich für das Leben und vernichtend für die Geschichte! Im Mittelalter ist der Menschengeist nicht minder thätig und kräftig gewesen als zuvor und nachher. Die Menschheit ist nicht gesunken, sondern eben so gut gestiegen, wie in Griechenland oder später; d. h. im Mittelalter ist das Leben reicher an Verstand als im Alterthum. Aber begreiflich ist, warum dieses Leben unbegreiflicher, d. h. dunkler erscheinen konnte, ja erscheinen mußte (34.).

46. Man hat, um sich die Uebersicht über die gesammte Geschichte zu erleichtern, vielfältig versucht, gewisse Abschnitte in dem Gange der Begebenheiten zu finden (Epochen), bei welchen man stillstehen, sich umsehen, und den gleichzeitigen Zustand der verschiedenen beachtungswerthen Völker überblicken könnte. Das ist verzeihlich und löblich. Aber weniger löblich, wiewol nicht minder begreiflich, möchte seyn, daß man die Geschichte der alten Völker nach solchen allgemeinen Epochen (synchronistisch), die der neuern aber ohne dieselben nach den einzelnen Staaten (ethnographisch) darstellen zu müssen gemeint hat. Die alten Völker standen nur durch Handel (Colonien) und Krieg mit einander in Verbindung; sonst waren sie durch Alles getrennt, was Menschen von Menschen trennen mag, durch Sprache und Sitte, durch Verfassung und Gesetz, durch Kunst und Religion, und es giebt schlechthin keine Einheit, als die Fortbildung des Lebens in den Völkern, keine Begebenheit, die von Babylon bis Rom und Karthago gleichzeitig gewirkt hätte: nicht

Cyrus, nicht Alexander, und am wenigsten die Geburt Christi. Die europäischen Völker seit dem Auftritte der Germanen hingegen haben Vieles miteinander gemein: Verfassung, Gesetze, Sitten, Religion; und in den letzten Jahrhunderten erstrebten sie eine Staaten-Einheit. Darum läßt sich, nach der Natur der Sache, die alte Geschichte nur (im Ganzen) ethnographisch, die Geschichte seit den Germanen hingegen läßt sich synchronistisch erzählen. Wir befolgen den Plan, daß wir die Geschichte der Staaten, die als Staaten einmal auf der Höhe der Bildung standen, oder die in ihrer Zeit zu den ersten gehörten, fortlaufend erzählen bis zum Verlust ihrer Unabhängigkeit, und daß wir sie alsdann eben so unterordnen, wie diejenigen Staaten immer, die zu jener Höhe nicht kamen. Solche Völker aber, die historisch erweislich gar nicht oder unbedeutend auf den Fortgang der Bildung eingewirkt haben, wie die Chinesen, bleiben billig ausgeschlossen. Auf solche Art scheint uns eine Einheit in das Ganze gebracht zu werden, in welcher sich der Entwickelungsgang (38—40.) am besten erkennen läßt. Im Uebrigen rechnen wir nach Jahren vor und nach Christus.

Erstes Buch.

Asiatische Staaten.

Erstes Kapitel.

Der Anfang.

47. Lange Jahrhunderte, die niemand messen kann, ruhen in tiefem Schweigen. Die ersten Ueberlieferungen, welche sich bis zu unserer späten Zeit erhalten, haben ihren ursprünglich einfachen Sinn verloren, bald durch die verzeihliche Deutlust jüngerer Forscher, bald aber, und noch wol mehr, durch das allgemeine Bestreben der Menschen, zu ergänzen, zu verbinden, für das Seyende den Anfang zu suchen und das Geschehene an bestimmte Vollbringer zu knüpfen. Das seltsame Gewirr alter Sagen und Vorstellungen zu entwickeln, zu vereinfachen, zu verstehen, ist unmöglich; aber es wäre unbedachtsame Frechheit, zu verwerfen, was uns unbegreiflich ist. Mit heiliger Scheu wollen die Denkmäler und Ahnungen alter Zeit berührt und betrachtet seyn. Ueberhaupt sind alle Nachrichten und Sagen, von welcher Art sie seyn mögen, bedeutend für die Geschichte, wenn nicht für die Zeit, von welcher sie reden, doch für die, in welcher sie gelten.

48. Aegyptens Alter mag nach zweifelhafter Zeitrechnung das Alter der Staaten Asiens zu übertreffen, oder ihm doch gleich zu kommen scheinen; selbst die Bibel mag die ersten etwas bestimmten Nachrichten über Aegypten geben: dennoch bürgen Asiens Lage, Beschaffenheit und Erzeugnisse dafür, daß in dem schönen, südlichgemäßigten Theile desselben menschliches Leben früher sich geregt habe, als in dem sumpfigen Thal Aegyptens, dem späten Geschenke der Natur, das nur durch menschlichen Fleiß fähig ward, menschliches Leben zu erhalten. Und wenn uns vergönnt ist, aus der Vergleichung der Bildung der Völker Etwas zu folgern: so scheint auch der besondere Charakter der asiatischen für ein höheres Alter zu sprechen.

49. Der Reichthum Asiens mußte früh menschliche Bedürfnisse wecken, weil er sie befriedigen konnte. Wo aber Bedürfnisse gefühlt, und Befriedigungen gefunden werden, da treten die Menschen zusammen, um ihre Bestrebungen wie ihren Erwerb zu sichern. Solche Vereine von Menschen aber — Beginne des Staats — trennen nothwendig die Menschen von vielen Dingen, indem sie den Besitz einiger gewähren. Aber der Wunsch, Alles zu gebrauchen, wird mehr und mehr rege; dieser Wunsch kann nur befriedigt werden durch Tausch und Handel; und der Handel, einmal entstanden, sucht die Verbindung der ganzen Welt. Daher mögten sich aus dem Reichthum Asiens sowol die frühen Verbindungen zu Staaten, als der uralte Handelsverkehr erklären lassen. Aus der Art aber,

wie von den asiatischen Völkern der Handel im Grossen betrieben werden mußte — nämlich durch Karavanen, — dürfte begreiflich seyn, wie so früh Städte, selbst in Einöden, entstehen konnten, die sich unter dem größten Wechsel der Verhältnisse so lange erhielten und erweiterten.

30. Wo aber die ältesten Staaten, wer die ersten Herrscher gewesen, das weiß Keiner. Thaten und Namen aus ganz verschiedenen Ländern und Zeiten mögen oft in der spätern Sage zusammengeworfen oder verwechselt seyn. In Indien hat vielleicht früh Menschen und Bildung gekannt und verbreitet; aber schwerlich wird es jetzt noch gelingen, ein hohes Alterthum der Sprache und Weisheit Indiens in spätere Zeit darzuthun, und zwischen den schwachen Zeichen, welche die Vergleichung derselben mit den Sprachen, Lehren und Einrichtungen anderer Völker zu geben scheint, den Weg zu finden. Und wenn im Innern Asiens die Menschen früh zu Staatsvereinen veranlaßt wurden, so hatten auch diese Vereine, nach der Natur des Landes, eine zu kurze Dauer, als daß nicht das Andenken der frühesten im Verlaufe der Zeit sich hätte verlieren sollen. Die rohen Söhne der Steppe und des Gebirgs, kraftvolle Nomadenschwärme, schon durch die Handelskarawanen mit dem nahen Reichthume bekannt, fielen über dieselben her, zerstörten ihre Herrschaft, stifteten neue Reiche, begannen ein, in Art und Brauch, neues Leben, und ergaben sich bald verweichelnden Genüssen, bis sie an andere Schaaren der Steppe oder des Ge-

birgs die Herrschaft auf gleiche Weise verloren, auf welche sie dieselbe gewonnen hatten. Daraus ist begreiflich, wie das sinnliche Leben in diesen Reichen weiter kommen konnte, ohne daß der Geist bedeutend weiter gekommen, und die Staatsform freier geworden wäre; aber es ist auch begreiflich, wie sich das Andenken an die Vorzeit verlieren konnte. Ob dieser Verlust sehr zu beklagen ist, kann vielleicht bezweifelt werden; wenn aber zur Zeit Alexanders des Großen Männer gelebt hätten, beseelt von Herodots hohem historischen Sinn, und fern von der Selbstgefälligkeit, mit welcher die Griechen das Fremde zu verachten oder doch zu vernachläßigen pflegten, so dürften die wundervollen Herrlichkeiten des Morgenlandes uns doch wol etwas anders erscheinen!

51. Wenn man aber bedenkt, daß es in der Natur des Staats liegt, zu allermeist Sicherheit zu erstreben gegen Alle, die nicht zu ihm gehören; wenn man ferner bedenkt, daß rohe Menschen durch diese Natur mehr getrieben werden, als dieselbe verstehen; wenn man endlich bedenkt, wohin der Geist des Handels treibt, und wie wenig man in den frühesten Zeiten von der Größe und Beschaffenheit des Erde wissen konnte: so scheint nicht unbegreiflich, daß die Fürsten solcher Reiche nach ungemessener Größe strebten, nach Eroberung der ganzen Erde. Damit schien alles auf einmal erreicht! Aber man darf sich auch nicht wundern, daß die Reiche untergingen, sobald die Könige aufhörten, Eroberer zu seyn; denn alsdann suchte die ewige Natur

die Gränzen wieder herzustellen, die der Menschen Uebermuth, Irrthum und Verkehrtheit verrückt hatte. (Vergl. 35.)

52. Unter den Staaten, von welchen sich wenigstens einige Sagen erhalten haben, scheint die alte Babel am frühesten ihr, später so glänzendes, Haupt zu erheben; aber es zieht sich schnell ins Dunkel zurück. Auch sind schon die ersten Sagen der Genesis nicht einig; und aus der Natur des Landes, in welchem Babylon lag, läßt sich, scheint es, behaupten, daß menschlicher Verkehr in ihr nicht den ersten Haltpunct gefunden haben könne. Daher dürfte es, bei der Ungewißheit aller Zeitrechnung und bei der Mangelhaftigkeit aller Nachrichten, kein großer Fehler seyn, wenn wir der großen Reiche Asiens in folgender Ordnung gedenken: Assyrien, Babylonien, Medien, Persien. Ihrer Geschichte schließen wir die Geschichte der kleineren Staaten an, die von ihnen unterworfen oder doch berührt wurden.

I. Assyrien.

Zweites Kapitel.

Die Assyrer.

53. An den Namen Assyrer scheinen Sagen und Nachrichten, die sich aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Völkern im Andenken der Menschen erhalten hatten, geknüpft zu seyn. Nicht nur die Griechen

gebrauchen den Namen bald in einem sehr weiten, bald in einem engen Sinne, sondern auch von den Juden wurden Assyrer und Babylonier verwechselt; selbst Assyrer und Syrer scheinen diesen gleichgeltend gewesen zu seyn und der Name Syrer hatte bei ihnen einen weiten, unbestimmten Umfang. Griechen und Juden weichen daher in ihren Erzählungen und Zeitrechnungen durchaus von einander ab; und es würde ein eitles Beginnen seyn, Griechen mit Griechen und Griechen mit Juden vereinigen zu wollen.

54. Die Nachrichten des Ktesias über Assyrien dürften Dichtung und Wahrheit zu gleichen Theilen enthalten: aber wer mag sie sondern? Daher ist leicht, ihn anzugreifen, und nicht schwer, ihn zu vertheidigen. Er hat wol Nichts erdichtet, sondern in der Vorstellung des Morgenlandes, der seine Verhältnisse ihn nahe bringen konnten, scheint sich das Getreibe der Vorzeit also gestaltet zu haben, wie es bei ihm hervortritt. Namen, Zahlen, Thaten mögen daher aus Mißverstand alter Ueberlieferung und aus orientalischer Phantasie hervorgegangen seyn: im eigentlichen Kern der Erzählung aber zeigt sich der Gang der Geschichte morgenländischer Reiche durchaus treu und wahr; man hat in ihm gleichsam das Vorbild der asiatischen Staatengeschichte. Darum ist unerlaubt, den Ktesias zu bestreiten aus Herodots kurzen Andeutungen, oder aus anderer Griechen gelegentlichen Aeußerungen, oder aus den Juden, die bei aller Geschichte nur Einen Zweck hatten, die Feier ihres Gottes in seinem Volke.

55. Aus Assyria's — Adiabene's, Kurdistan's — fruchtbarer Steppe — dieses ist jener Kern — erhob sich einst eine große Menschenmasse, und durchzog erobernd die Länder weit und breit, während der König derselben, der willkührlich über die Kraft der Völker gebot, durch Anlegung einer großen, gewaltigen Stadt — Ninus — im Lande der Väter seine Macht verkündigte und seinen Schaaren einen Haltpunkt gab. Nach ihm wurde die Herrschaft nach allen Gegenden erweitert bis an die Enden der Erde, und zugleich wurden überall wundervolle Werke, welche die Allmacht des Herrschers so beweisen als befestigen konnten, angelegt und aufgeführt. Alsdann folgte auf große Thaten der Genuß, die Könige verweichlichten, und vergaßen der alten Heldenkraft, auf welcher ihre Herrschaft ruhete. Da löfete sich das Reich langsam auf; und als die Schwelgerei den höchsten Grad erreicht hatte, da brach es zusammen.

56. Dieser naturgemäße Gang der Zeit, den eine Menge alter zu Erklärungen und Deutungen reizender Denkmäler zu bezeichnen schien, windet sich beim Ktesias fort an einer Reihe theils merkwürdiger, theils seltsamer und abenteuerlicher Erzählungen, die fest hängen an den Namen (Belus), Ninus, Semiramis, Ninyas und Tonos Konkoleros. Die unbegreiflichste Erscheinung unter diesen ist unstreitig das vor der alten Baktra erscheinende wunderbare Götterkind, die schöne, prachtvolle, allgewaltige Heldin Semiramis. Der mannhafte Tod Sardana-

pals nach unwürdigem Leben ist nicht gegen die Natur, und erweckt bei der zusammenstürzenden Herrschaft menschliche Theilnahme. Des Kallisthenes und anderer Vermuthung mag daher verständig seyn, ist aber überflüssig. — Ob das Reich 1360 oder 520 Jahre gedauert, trägt so wenig aus, als eine Untersuchung, ob Tautanes oder Teutamus Hülfe gesendet zur Vertheidigung von Priamus heiliger Stadt. — Nach dem Fall von Ninus erheben sich übrigens Babylonien und Medien über dem zusammengebrochenen Reiche.

37. Die Nachrichten über Assyrien hingegen bei jüdischen Schriftstellern sind unstreitig viel verständiger, ohne eben viel begreiflicher zu seyn. Bei ihrem beschränkten Zweck (34.) sind sie im Einzelnen vielleicht richtiger, aber schwerlich im Ganzen wahrer. Dabei sind sie arm und geben kein Bild vom Leben. Zu verwundern ist aber, daß von diesen Königen, welche die Juden aufführen, und welche doch, man mag über die Zeit der vorher angeführten denken, wie man will, nicht gar weit von bekannteren Zeiten standen, so wenig Kunde zu den Griechen gekommen ist.

58. In den ältesten Sagen der Hebräer wird schon Asshur's gedacht, und der Gründung Ninive's und der großen Stadt Resen vom Lande Shinear aus. Und obgleich darauf im Ablaufe von Jahrhunderten von dieser Gegend keine bestimmte Nachricht gegeben wird: so deuten doch von Zeit zu Zeit Seher und

Dichter (Bileam, David, Jonas) auf Assyr hin als auf ein großes, fernher Unglück drohendes Reich, bekannt durch Eroberung, Despotie und Sünde. Aber der erste Königs-Name, der (u. d. J. 770) vorkommt, ist Phul, der Israel zinsbar machte, und also die Herrschaft Assyrs diesseits des Euphrats weit verbreitet haben mag.

59. Darauf erscheint (J. 740?) Tiglath Pileser. Dieser wurde durch des Königs von Juda, Ahas, Geschenk und Unterwerfung wol nicht allein (51.) zum Zuge gegen Syrien und Israel und zur Zerstörung von Damaskus bewogen. Aber die Geschichte ist lehrreich, und zeigt, daß schon damals die kleineren Fürsten gegen die größeren arge Verkehrtheit leitete, ungeachtet des Eifers kundiger Männer. Das uralte Mittel des Despotismus, die Kraft unterjochter Völker zu brechen, um ihrer gewiß zu seyn, welches Tiglath Pileser wider Damaskus, sein Nachfolger Salmanassar (J. 720) aber gegen das so gottlose als unkluge Samaria anwandte, die Versetzung derselben in fremde, ferne Länder, mußte den früheren sinnlichen (33. u. 34.) Völkern unbeschreiblich entsetzlich seyn. Doch „wer Wind säet, kann nur Ungewitter einerndten!" Im Uebrigen folgt aus der Versetzung nicht, daß die Völker weiter hart behandelt seyen, auch nicht, daß die Despoten ihren Zweck erreicht haben.

60. Der schöne Widerstand der schönsten Tochter des Ersterzeugten Kanaans indeß war das erste Zei-

chen, daß die Gewalt ihre Gränze finden sollte; und Salmanassars Nachfolger (J. 710) Sanherib oder Sanacharibos (Sargon?), unter welchem freche Reden und übermüthige Drohungen, wie sein Feldherr Rabshake ausstieß, die Völker nicht mehr schrecken konnten, erlebte den Verfall der ausgeschweiften Herrschaft. Ob sein großes Heer durch den Engel des Herrn wegen der Juden vernichtet, oder beim Kriege wider Aegypten durch Feldmäuse wehrlos gemacht seyn mag, kommt fast auf Eins hinaus: Er sah schon die Empörung unterjochter Völker, und Esarhaddon (J. 680) konnte den Verfall durch Klugheit und Anstrengung wol aufhalten, aber er vermochte nicht mehr, die Auflösung des unnatürlichen Reichs zu verhindern. Bald wurde die Herrlichkeit des Königs von Assyrien, „nachdem er die Gränzen der Völker verrückt, und alle Lande zusammengerafft hatte," vernichtet. Babylonien und Medien erhoben sich über den Trümmern seiner Pracht, und „niemand trauerte um Assyriens Schaden, Keinen kränkte dessen Plage, sondern Alle, die es hörten, klappten mit ihren Händen." Und in der That: „soll denn nicht der Stecken erkennen, daß er Holz ist?" — Andere Königsnamen sind ohne Halt und Bedeutung. Die Bücher Tobias und Judith, welche sich auf Assyrien beziehen, sind, wenn auch wol Dichtungen, nicht ohne geschichtliches Interesse.

61. Von dem übrigen Leben der Assyrer, von dem ganzen Zustand ihrer Bildung, sind wir durch einzelne Nachrichten wenig unterrichtet. Aus den Erzählun-

gen ihrer Thaten aber, aus allgemeinen Andeutungen und aus den Schilderungen der Pracht und Größe und Ueppigkeit Ninive's läßt sich Vieles ahnen oder schließen.

Drittes Kapitel.

Die Syrer vor der assyrischen Unterjochung.

62. Wenn man von dem Innern Asiens seinen Blick westlich gegen die Ufer des Meeres wendet, so wird der Geist zu eigenen Gedanken gehoben, und das Gemüth zu erfreulichen Gefühlen gestimmt. Wie ganz anders ist der schöne Landstrich diesseits der großen Flüsse, des Tigris, des Euphrates, von Taurus bis an Arabiens Wüsten! Er gehört zu Asien; aber, wie er nach Europa und Afrika gleichsam die Arme ausstreckt, so wird er mit beiden durch das allverbindende Meer in Berührung gesetzt.

63. Und wie wunderbar daher auch das Leben der Menschen! Wie die asiatische Eigenthümlichkeit über Natolien in die europäische und über Arabien in die afrikanische überzugehen scheint: so, möchte man sagen, hat sich der asiatischen Natur der Menschen im Osten des Mittelmeers genug vom europäischen und afrikanischen Sinne beigemischt, um sie zu der Vermittlung der asiatischen Bildung bei Europäern und Afrikanern fähig zu machen. Darum, mögte man glauben, wurde die große Menschen-Masse, die diese Gegend hervorbrachte, für sich nichts; in keiner Rücksicht gelangte sie zu Ein-

heit, Festigkeit, Geschlossenheit; nie wurde sie, obgleich Alle Eine Sprache redeten, zu Einem Volke, nie zu Einem Staate, der gegen Asiens Staaten etwas bedeutet hätte. Um für die Welt etwas seyn zu können, war sie unbedeutend für sich selbst, und ihre Eigenthümlichkeit sogar haben Wenige auf dem heimischen Boden, sondern die Meisten nur in der Fremde, verstehen und bewähren gelernt (vergl. 40.).

64. Unter der großen Menge kleiner Völkerschaften aber, die sich seit uralten Zeiten in diesen weiten Ebenen und Thälern zusammengefunden hatten, hoben sich im Fortgange drei hervor, unter welche die übrigen mitbegriffen wurden, oder in welche sie sich verloren: die Syrer oder Aramäer, die Phönicier und die Israeliten oder Juden. Die Syrer sonderten gleichsam mit Arabiens Wüsten die beiden andern ab und standen den Asiaten am nächsten; die Phönicier haben zumeist die Aufgabe gehabt, die sinnliche Bildung Asiens zu den Bewohnern Europa's und Afrika's zu bringen; den Juden endlich ist die große Bestimmung geworden, den Gehalt des geistigen Lebens, die höchsten und ältesten Ideen der Asiaten, zu vereinigen, zu steigern, menschheitlicher zu machen, um sie so hierhin verbreiten zu können und dorthin.

65. Syriens Gränzen aber sind nicht zu bestimmen; nicht nur zu verschiedenen Zeiten, sondern auch zu derselben Zeit bezeichnete der Name etwas sehr Verschiedenes (53). Schließt man von Syrien aber Phönicien und Palästina aus, und zieht dagegen Mesopotamien (Aram

Maharajim) hinzu: so scheinen die Lage, die Beschaffenheit und die Erzeugnisse dieser großen Gefilde zu erklären, wie sich hier sehr früh menschliches Leben gestalten konnte, aber auch, wie der Charakter der Bewohner ruhig und friedlich und etwas schwerfällig seyn, und wie der Sinn zum Bequemen und zu äußerem Genuß sich neigen mußte.

66. Der Andeutungen syrischer Geschichten, welche wir bei jüdischen Schriftstellern (in den Büchern Mosis, Samuels der Könige und bei den Propheten) zerstreuet finden, sind wenig und arm. Zu Abrahams Zeit (J. 2000?) schon ein Schwarm von kleinen s. g. Königen, unter welchen er mit Ansehen umherziehen konnte; schon Städte und Betrieb! Dieses ist darum merkwürdig, weil es uns, der assyrischen Geschichten eingedenk, Einiges vermuthen läßt über die Jahrhunderte, die bis auf David dunkel verliefen. David überwand zwar (J. 1040?) den kriegerischen Hadad Esar von Nesibin; aber er brachte seine Macht nicht so auf Syrien, daß nicht Reson, bald nach ihm Salomo's Trägheit benutzend, in Damaskus eine gefährliche Vormacht unter Syriens Königen hätte gründen können (J. 980?). Und Resons zum Theil wol unbekannte Nachfolger, die drei Benhadad, die Geißel Gottes Hasael und Rezin, vergaßen nie, daß und wie die Israeliten sie zu unterwerfen versucht hatten. Sie vergaßen selbst der Feindschaft nicht, als Assyrien mit völkerzerstörenden Planen mächtig hervortrat; das getheilte Volk Gottes reizte zu sehr zu Versuchen der Rache und der Eroberung.

gebrauchen den Namen bald in einem sehr weiten, bald in einem engen Sinne, sondern auch von den Juden wurden Assyrer und Babylonier verwechselt; selbst Assyrer und Syrer scheinen diesen gleichgeltend gewesen zu seyn und der Name Syrer hatte bei ihnen einen weiten, unbestimmten Umfang. Griechen und Juden weichen daher in ihren Erzählungen und Zeitrechnungen durchaus von einander ab; und es würde ein eitles Beginnen seyn, Griechen mit Griechen und Griechen mit Juden vereinigen zu wollen.

54. Die Nachrichten des Ktesias über Assyrien dürften Dichtung und Wahrheit zu gleichen Theilen enthalten: aber wer mag sie sondern? Daher ist leicht, ihn anzugreifen, und nicht schwer, ihn zu vertheidigen. Er hat wol Nichts erdichtet, sondern in der Vorstellung des Morgenlandes, der seine Verhältnisse ihn nahe bringen konnten, scheint sich das Getreibe der Vorzeit also gestaltet zu haben, wie es bei ihm hervortritt. Namen, Zahlen, Thaten mögen daher aus Mißverstand alter Ueberlieferung und aus orientalischer Phantasie hervorgegangen seyn: im eigentlichen Kern der Erzählung aber zeigt sich der Gang der Geschichte morgenländischer Reiche durchaus treu und wahr; man hat in ihm gleichsam das Vorbild der asiatischen Staatengeschichte. Darum ist unerlaubt, den Ktesias zu bestreiten aus Herodots kurzen Andeutungen, oder aus anderer Griechen gelegentlichen Aeußerungen, oder aus den Juden, die bei aller Geschichte nur Einen Zweck hatten, die Feier ihres Gottes in seinem Volke.

55. Aus Assyria's — Adiabene's, Kurdistan's — fruchtbarer Steppe — dieses ist jener Kern — erhob sich einst eine große Menschenmasse, und durchzog erobernd die Länder weit und breit, während der König derselben, der willkührlich über die Kraft der Völker gebot, durch Anlegung einer großen, gewaltigen Stadt — Ninus — im Lande der Väter seine Macht verkündigte und seinen Schaaren einen Haltpunkt gab. Nach ihm wurde die Herrschaft nach allen Gegenden erweitert bis an die Enden der Erde, und zugleich wurden überall wundervolle Werke, welche die Allmacht des Herrschers so beweisen als befestigen konnten, angelegt und aufgeführt. Alsdann folgte auf große Thaten der Genuß, die Könige verweichlichten, und vergaßen der alten Heldenkraft, auf welcher ihre Herrschaft ruhete. Da löfete sich das Reich langsam auf; und als die Schwelgerei den höchsten Grad erreicht hatte, da brach es zusammen.

56. Dieser naturgemäße Gang der Zeit, den eine Menge alter zu Erklärungen und Deutungen reizender Denkmäler zu bezeichnen schien, windet sich beim Ktesias fort an einer Reihe theils merkwürdiger, theils seltsamer und abenteuerlicher Erzählungen, die fest hängen an den Namen (Belus), Ninus, Semiramis, Ninyas und Tonos Konkoleros. Die unbegreiflichste Erscheinung unter diesen ist unstreitig das vor der alten Baktra erscheinende wunderbare Götterkind, die schöne, prachtvolle, allgewaltige Heldin Semiramis. Der mannhafte Tod Sardana-

pals nach unwürdigem Leben ist nicht gegen die Natur, und erweckt bei der zusammenstürzenden Herrschaft menschliche Theilnahme. Des Kallisthenes und anderer Vermuthung mag daher verständig seyn, ist aber überflüssig. — Ob das Reich 1360 oder 520 Jahre gedauert, trägt so wenig aus, als eine Untersuchung, ob Tautanes oder Teutamus Hülfe gesendet zur Vertheidigung von Priamus heiliger Stadt. — Nach dem Fall von Ninus erheben sich übrigens Babylonien und Medien über dem zusammengebrochenen Reiche.

57. Die Nachrichten über Assyrien hingegen bei jüdischen Schriftstellern sind unstreitig viel verständiger, ohne eben viel begreiflicher zu seyn. Bei ihrem beschränkten Zweck (54.) sind sie im Einzelnen vielleicht richtiger, aber schwerlich im Ganzen wahrer. Dabei sind sie arm und geben kein Bild vom Leben. Zu verwundern ist aber, daß von diesen Königen, welche die Juden aufführen, und welche doch, man mag über die Zeit der vorher angeführten denken, wie man will, nicht gar weit von bekannteren Zeiten standen, so wenig Kunde zu den Griechen gekommen ist.

58. In den ältesten Sagen der Hebräer wird schon Assur's gedacht, und der Gründung Ninive's und der großen Stadt Resen vom Lande Shinear aus. Und obgleich darauf im Ablaufe von Jahrhunderten von dieser Gegend keine bestimmte Nachricht gegeben wird: so deuten doch von Zeit zu Zeit Seher und

Dichter (Bileam, David, Jonas) auf Assyrien als auf ein großes, fernher Unglück drohendes Reich, bekannt durch Eroberung, Despotie und Sünde. Aber der erste Königs-Name, der (n. d. J. 770) vorkommt, ist Phul, der Israel zinsbar machte, und also die Herrschaft Assyriens diesseits des Euphrats weit verbreitet haben mag.

59. Darauf erscheint (J. 740?) Tiglath Pileser. Dieser wurde durch des Königs von Juda, Ahas, Geschenk und Unterwerfung wol nicht allein (51.) zum Zuge gegen Syrien und Israel und zur Zerstörung von Damaskus bewogen. Aber die Geschichte ist lehrreich, und zeigt, daß schon damals die kleineren Fürsten gegen die größeren arge Verkehrtheit leitete, ungeachtet des Eifers kundiger Männer. Das uralte Mittel des Despotismus, die Kraft unterjochter Völker zu brechen, um ihrer gewiß zu seyn, welches Tiglath Pileser wider Damaskus, sein Nachfolger Salmanassar (J. 720) aber gegen das so gottlose als unkluge Samaria anwandte, die Versetzung derselben in fremde, ferne Länder, mußte den früheren sinnlichen (33. u. 34.) Völkern unbeschreiblich entsetzlich seyn. Doch „wer Wind säet, kann nur Ungewitter einerndten!" Im Uebrigen folgt aus der Versetzung nicht, daß die Völker weiter hart behandelt seyen, auch nicht, daß die Despoten ihren Zweck erreicht haben.

60. Der schöne Widerstand der schönsten Tochter des Erstgezeugten Kanaans indeß war das erste Zei-

chen, daß die Gewalt ihre Gränze finden sollte; und Salmanassars Nachfolger (J. 710) Sanherib oder Sanacharibos (Sargon?), unter welchem freche Reden und übermüthige Drohungen, wie sein Feldherr Rabshake ausstieß, die Völker nicht mehr schrecken konnten, erlebte den Verfall der ausgeschweiften Herrschaft. Ob sein großes Heer durch den Engel des Herrn wegen der Juden vernichtet, oder beim Kriege wider Aegypten durch Feldmäuse wehrlos gemacht seyn mag, kommt fast auf Eins hinaus: Er sah schon die Empörung unterjochter Völker, und Esarhaddon (J. 680) konnte den Verfall durch Klugheit und Anstrengung wol aufhalten, aber er vermochte nicht mehr, die Auflösung des unnatürlichen Reichs zu verhindern. Bald wurde die Herrlichkeit des Königs von Assyrien, „nachdem er die Gränzen der Völker verrückt, und alle Lande zusammengerafft hatte," vernichtet. Babylonien und Medien erhoben sich über den Trümmern seiner Pracht, und „niemand trauerte um Assyriens Schaden, Keinen kränkte dessen Plage, sondern Alle, die es hörten, klappten mit ihren Händen." Und in der That: „soll denn nicht der Stecken erkennen, daß er Holz ist?" — Andere Königsnamen sind ohne Halt und Bedeutung. Die Bücher Tobias und Judith, welche sich auf Assyrien beziehen, sind, wenn auch wol Dichtungen, nicht ohne geschichtliches Interesse.

61. Von dem übrigen Leben der Assyrer, von dem ganzen Zustand ihrer Bildung, sind wir durch einzelne Nachrichten wenig unterrichtet. Aus den Erzählun-

gen ihrer Thaten aber, aus allgemeinen Andeutungen und aus den Schilderungen der Pracht und Größe und Ueppigkeit Ninive's läßt sich Vieles ahnen oder schließen.

Drittes Kapitel.

Die Syrer vor der assyrischen Unterjochung.

62. Wenn man von dem Innern Asiens seinen Blick westlich gegen die Ufer des Meeres wendet, so wird der Geist zu eigenen Gedanken gehoben, und das Gemüth zu erfreulichen Gefühlen gestimmt. Wie ganz anders ist der schöne Landstrich diesseits der großen Flüsse, des Tigris, des Euphrates, von Taurus bis an Arabiens Wüsten! Er gehört zu Asien; aber, wie er nach Europa und Afrika gleichsam die Arme ausstreckt, so wird er mit beiden durch das allverbindende Meer in Berührung gesetzt.

63. Und wie wunderbar daher auch das Leben der Menschen! Wie die asiatische Eigenthümlichkeit über Natolien in die europäische und über Arabien in die afrikanische überzugehen scheint: so, möchte man sagen, hat sich der asiatischen Natur der Menschen im Osten des Mittelmeers genug vom europäischen und afrikanischen Sinne beigemischt, um sie zu der Vermittlung der asiatischen Bildung bei Europäern und Afrikanern fähig zu machen. Darum, mögte man glauben, wurde die große Menschen-Masse, die diese Gegend hervorbrachte, für sich nichts; in keiner Rücksicht gelangte sie zu Ein-

heit, Festigkeit, Geschlossenheit; nie würde sie, obgleich Alle Eine Sprache redeten, zu Einem Volke, nie zu Einem Staate, der gegen Asiens Staaten etwas bedeutet hätte. Um für die Welt etwas seyn zu können, war sie unbedeutend für sich selbst, und ihre Eigenthümlichkeit sogar haben Wenige auf dem heimischen Boden, sondern die Meisten nur in der Fremde, verstehen und bewähren gelernt (vergl. 40.).

64. Unter der großen Menge kleiner Völkerschaften aber, die sich seit uralten Zeiten in diesen weiten Ebenen und Thälern zusammengefunden hatten, hoben sich im Fortgange drei hervor, unter welche die übrigen mitbegriffen wurden, oder in welche sie sich verloren: die Syrer oder Aramäer, die Phönicier und die Israeliten oder Juden. Die Syrer sonderten gleichsam mit Arabiens Wüsten die beiden andern ab und standen den Asiaten am nächsten; die Phönicier haben zumeist die Aufgabe gehabt, die sinnliche Bildung Asiens zu den Bewohnern Europa's und Afrika's zu bringen; den Juden endlich ist die große Bestimmung geworden, den Gehalt des geistigen Lebens, die höchsten und ältesten Ideen der Asiaten, zu vereinigen, zu steigern, menschheitlicher zu machen, um sie so hierhin verbreiten zu können und dorthin.

65. Syriens Gränzen aber sind nicht zu bestimmen; nicht nur zu verschiedenen Zeiten, sondern auch zu derselben Zeit bezeichnete der Name etwas sehr Verschiedenes (53). Schließt man von Syrien aber Phönicien und Palästina aus, und zieht dagegen Mesopotamien (Aram

Naharaim) hinzu: so scheinen die Lage, die Beschaffenheit und die Erzeugnisse dieser großen Gefilde zu erklären, wie sich hier sehr früh menschliches Leben gestalten konnte, aber auch, wie der Charakter der Bewohner ruhig und friedlich und etwas schwerfällig seyn, und wie der Sinn zum Bequemen und zu äußerem Genuß sich neigen mußte.

66. Der Andeutungen syrischer Geschichten, welche wir bei jüdischen Schriftstellern (in den Büchern Mosis, Samuels der Könige und bei den Propheten) zerstreuet finden, sind wenig und arm. Zu Abrahams Zeit (J. 2000?) schon ein Schwarm von kleinen s. g. Königen, unter welchen er mit Ansehen umherziehen konnte; schon Städte und Betrieb! Dieses ist darum merkwürdig, weil es uns, der assyrischen Geschichten eingedenk, Einiges vermuthen läßt über die Jahrhunderte, die bis auf David dunkel verliefen. David überwand zwar (J. 1040?) den kriegerischen Hadad Esar von Nesibin; aber er brachte seine Macht nicht so auf Syrien, daß nicht Reson, bald nach ihm Salomo's Trägheit benutzend, in Damaskus eine gefährliche Vormacht unter Syriens Königen hätte gründen können (J. 980?). Und Resons zum Theil wol unbekannte Nachfolger, die drei Benhadad, die Geißel Gottes Hasael und Rezin, vergaßen nie, daß und wie die Israeliten sie zu unterwerfen versucht hatten. Sie vergaßen selbst der Feindschaft nicht, als Assyrien mit völkerzerstörenden Planen mächtig hervortrat; das getheilte Volk Gottes reizte zu sehr zu Versuchen der Rache und der Eroberung.

Dadurch aber wurde dem Tiglath Pileser (J. 740) nur erleichtert, das harte Schicksal auf die Syrer zu legen, das zu vermeiden sie nicht mit Weisheit gestrebt hatten. „Um drei oder vier Laster willen ward Damaskus ein zerfallener Steinhaufe.“ — Die Einwohner wurden nach Medien versetzt.

67. Aber nicht die kümmerlichen Hinweisungen auf diese theils unklugen, theils kleinlichen Händel, sondern die bedeutende Anzahl der Städte Syriens sind darum für die Geschichte das Wichtigste, weil sie uns durch ihre Lage und Beschaffenheit vermuthen lassen, was Syrien für die Phönicier, und durch die Phönicier für die Welt gewesen ist. Unter diesen Städten aber leuchtete in dieser Zeit am schönsten das Auge des Morgenlandes, die uralte Damaskus, hervor. Aber auch Baalbek oder Heliopolis und Tadmor oder Palmyra waren alte Städte (schwerlich vom Salomo erbauet), weungleich die köstlichen Ueberreste alter Kunstwerke, durch welche sie noch immer die Bewunderung der Welt erregen, einer spätern Zeit angehören. Zu dieser griechisch-römischen Herrlichkeit würden sie wol nie gekommen seyn, wenn nicht früher durch Handel und Verkehr einheimische Herrlichkeit in ihnen Bewunderung gefunden hätte! —

Viertes Kapitel.

Die Phöniker vor der assyrischen Herrschaft.

68. Mit den Syrern gleiches Stamms und gleicher Sprache waren die Bewohner Phöniciens — (Phönike's); aber in demselben Maaß, in welchem sich das gebirgige, holzreiche, fruchtkarge, mit sichern Hafen, Vorgebirgen und Inseln begabte schmale Küstenland am Mittelmeer von den weitgedehnten syrischen Gefilden auszeichnet, unterschieden sich die thätigen, kraftvollen, sinnreichen Phönicier von ihren syrischen Brüdern. Die Geschichte dieser höchstmerkwürdigen Völkerschaft kennen wir nur leider fast gar nicht. Wir können aus den Schilderungen und Andeutungen jüdischer, griechischer und römischer Schriftsteller wol die Regheit und den Sinn des phönicischen Lebens erkennen: aber über den Gang bleibt unser Wissen ärmliches Stückwerk.

69. Alles, was in Asien die Natur eigenthümlich hervorbrachte, oder menschlicher Gewerbsfleiß schuf, haben die Phönicier theils roh, theils gefördert und verbessert weit über die Erde verbreitet, und damit überall menschliche Thätigkeit geweckt und die Bildung gehoben, so wie sie wiederum auf gleiche Weise auf Asien gewirkt haben mögen. Selbst die sinnreichste und unbegreiflichste Erfindung, durch welche der Geist über Raum und Zeit hinweg dem Geist erscheint, und durch welche dem Menschen vielleicht der Gedanke der

gebrauchen den Namen bald in einem sehr weiten, bald in einem engen Sinne, sondern auch von den Juden wurden Assyrer und Babylonier verwechselt; selbst Assyrer und Syrer scheinen diesen gleichgeltend gewesen zu seyn und der Name Syrer hatte bei ihnen einen weiten, unbestimmten Umfang. Griechen und Juden weichen daher in ihren Erzählungen und Zeitrechnungen durchaus von einander ab; und es würde ein eitles Beginnen seyn, Griechen mit Griechen und Griechen mit Juden vereinigen zu wollen.

54. Die Nachrichten des Ktesias über Assyrien dürften Dichtung und Wahrheit zu gleichen Theilen enthalten: aber wer mag sie sondern? Daher ist leicht, ihn anzugreifen, und nicht schwer, ihn zu vertheidigen. Er hat wol Nichts erdichtet, sondern in der Vorstellung des Morgenlandes, der seine Verhältnisse ihn nahe bringen konnten, scheint sich das Getreibe der Vorzeit also gestaltet zu haben, wie es bei ihm hervortritt. Namen, Zahlen, Thaten mögen daher aus Mißverstand alter Ueberlieferung und aus orientalischer Phantasie hervorgegangen seyn: im eigentlichen Kern der Erzählung aber zeigt sich der Gang der Geschichte morgenländischer Reiche durchaus treu und wahr; man hat in ihm gleichsam das Vorbild der asiatischen Staatengeschichte. Darum ist unerlaubt, den Ktesias zu bestreiten aus Herodots kurzen Andeutungen, oder aus anderer Griechen gelegentlichen Aeußerungen, oder aus den Juden, die bei aller Geschichte nur Einen Zweck hatten, die Feier ihres Gottes in seinem Volke.

55. Aus Assyria's — Adiabene's, Kurdistan's — fruchtbarer Steppe — dieses ist jener Kern — erhob sich einst eine große Menschenmasse, und durchzog erobernd die Länder weit und breit, während der König derselben, der willkührlich über die Kraft der Völker gebot, durch Anlegung einer großen, gewaltigen Stadt — Ninus — im Lande der Väter seine Macht verkündigte und seinen Schaaren einen Haltpunkt gab. Nach ihm wurde die Herrschaft nach allen Gegenden erweitert bis an die Enden der Erde, und zugleich wurden überall wundervolle Werke, welche die Allmacht des Herrschers so beweisen als befestigen konnten, angelegt und aufgeführt. Alsdann folgte auf große Thaten der Genuß, die Könige verweichlichten, und vergaßen der alten Heldenkraft, auf welcher ihre Herrschaft ruhete. Da lösete sich das Reich langsam auf; und als die Schwelgerei den höchsten Grad erreicht hatte, da brach es zusammen.

56. Dieser naturgemäße Gang der Zeit, den eine Menge alter zu Erklärungen und Deutungen reizender Denkmäler zu bezeichnen schien, windet sich beim Ktesias fort an einer Reihe theils merkwürdiger, theils seltsamer und abenteuerlicher Erzählungen, die fest hängen an den Namen (Belus), Ninus, Semiramis, Ninyas und Tonos Konkoleros. Die unbegreiflichste Erscheinung unter diesen ist unstreitig das vor der alten Baktra erscheinende wunderbare Götterkind, die schöne, prachtvolle, allgewaltige Heldin Semiramis. Der mannhafte Tod Sardana-

pals nach unwürdigem Leben ist nicht gegen die Natur, und erweckt bei der zusammenstürzenden Herrschaft menschliche Theilnahme. Des Kallisthenes und anderer Vermuthung mag daher verständig seyn, ist aber überflüssig. — Ob das Reich 1360 oder 520 Jahre gedauert, trägt so wenig aus, als eine Untersuchung, ob Tautanes oder Teutamus Hülfe gesendet zur Vertheidigung von Priamus heiliger Stadt. — Nach dem Fall von Ninus erheben sich übrigens Babylonien und Medien über dem zusammengebrochenen Reiche.

57. Die Nachrichten über Assyrien hingegen bei jüdischen Schriftstellern sind unstreitig viel verständiger, ohne eben viel begreiflicher zu seyn. Bei ihrem beschränkten Zweck (54.) sind sie im Einzelnen vielleicht richtiger, aber schwerlich im Ganzen wahrer. Dabei sind sie arm und geben kein Bild vom Leben. Zu verwundern ist aber, daß von diesen Königen, welche die Juden aufführen, und welche doch, man mag über die Zeit der vorher angeführten denken, wie man will, nicht gar weit von bekannteren Zeiten standen, so wenig Kunde zu den Griechen gekommen ist.

58. In den ältesten Sagen der Hebräer wird schon Assyr's gedacht, und der Gründung Ninive's und der großen Stadt Resen vom Lande Shinear aus. Und obgleich darauf im Ablaufe von Jahrhunderten von dieser Gegend keine bestimmte Nachricht gegeben wird: so deuten doch von Zeit zu Zeit Seher und

Dichter (Bileam, David, Jonas) auf Asshur hin als auf ein großes, fernher Unglück drohendes Reich, bekannt durch Eroberung, Despotie und Sünde. Aber der erste Königs-Name, der (u. d. J. 770) vorkommt, ist Phul, der Israel zinsbar machte, und also die Herrschaft Asshurs diesseits des Euphrats weit verbreitet haben mag.

59. Darauf erscheint (J. 740?) Tiglath Pileser. Dieser wurde durch des Königs von Juda, Ahas, Geschenk und Unterwerfung wol nicht allein (51.) zum Zuge gegen Syrien und Israel und zur Zerstörung von Damaskus bewogen. Aber die Geschichte ist lehrreich, und zeigt, daß schon damals die kleineren Fürsten gegen die größeren arge Verkehrtheit leitete, ungeachtet des Eifers kundiger Männer. Das uralte Mittel des Despotismus, die Kraft unterjochter Völker zu brechen, um ihrer gewiß zu seyn, welches Tiglath Pileser wider Damaskus, sein Nachfolger Salmanassar (J. 720) aber gegen das so gottlose als unkluge Samaria anwandte, die Versetzung derselben in fremde, ferne Länder, mußte den früheren sinnlichen (33. u. 34.) Völkern unbeschreiblich entsetzlich seyn. Doch „wer Wind säet, kann nur Ungewitter einerndten!" Im Uebrigen folgt aus der Versetzung nicht, daß die Völker weiter hart behandelt seyen, auch nicht, daß die Despoten ihren Zweck erreicht haben.

60. Der schöne Widerstand der schönsten Tochter des Erstgezeugten Kanaans indeß war das erste Zei-

chen, daß die Gewalt ihre Gränze finden sollte; und Salmanassars Nachfolger (J. 710) Sanherib oder Sanacharibos (Sargon?), unter welchem freche Reden und übermüthige Drahungen, wie sein Feldherr Rabshake ausstieß, die Völker nicht mehr schrecken konnten, erlebte den Verfall der ausgeschweiften Herrschaft. Ob sein großes Heer durch den Engel des Herrn wegen der Juden vernichtet, oder beim Kriege wider Aegypten durch Feldmäuse wehrlos gemacht seyn mag, kommt fast auf Eins hinaus: Er sah schon die Empörung unterjochter Völker, und Esarhaddon (J. 680) konnte den Verfall durch Klugheit und Anstrengung wol aufhalten, aber er vermochte nicht mehr, die Auflösung des unnatürlichen Reichs zu verhindern. Bald wurde die Herrlichkeit des Königs von Assyrien, „nachdem er die Gränzen der Völker verrückt, und alle Lande zusammengerafft hatte," vernichtet. Babylonien und Medien erhoben sich über den Trümmern seiner Pracht, und „niemand trauerte um Assyriens Schaden, Keinen kränkte dessen Plage, sondern Alle, die es hörten, klappten mit ihren Händen." Und in der That: „soll denn nicht der Stecken erkennen, daß er Holz ist?" — Andere Königsnamen sind ohne Halt und Bedeutung. Die Bücher Tobias und Judith, welche sich auf Assyrien beziehen, sind, wenn auch wol Dichtungen, nicht ohne geschichtliches Interesse.

61. Von dem übrigen Leben der Assyrer, von dem ganzen Zustand ihrer Bildung, sind wir durch einzelne Nachrichten wenig unterrichtet. Aus den Erzählun-

gen ihrer Thaten aber, aus allgemeinen Andeutungen und aus den Schilderungen der Pracht und Größe und Ueppigkeit Ninive's läßt sich Vieles ahnen oder schließen.

Drittes Kapitel.

Die Syrer vor der assyrischen Unterjochung.

62. Wenn man von dem Innern Asiens seinen Blick westlich gegen die Ufer des Meeres wendet, so wird der Geist zu eigenen Gedanken gehoben, und das Gemüth zu erfreulichen Gefühlen gestimmt. Wie ganz anders ist der schöne Landstrich diesseits der großen Flüsse, des Tigris, des Euphrates, von Taurus bis an Arabiens Wüsten! Er gehört zu Asien; aber, wie er nach Europa und Afrika gleichsam die Arme ausstreckt, so wird er mit beiden durch das allverbindende Meer in Berührung gesetzt.

63. Und wie wunderbar daher auch das Leben der Menschen! Wie die asiatische Eigenthümlichkeit über Natolien in die europäische und über Arabien in die afrikanische überzugehen scheint: so, möchte man sagen, hat sich der asiatischen Natur der Menschen im Osten des Mittelmeers genug vom europäischen und afrikanischen Sinne beigemischt, um sie zu der Vermittlung der asiatischen Bildung bei Europäern und Afrikanern fähig zu machen. Darum, mögte man glauben, wurde die große Menschen-Masse, die diese Gegend hervorbrachte, für sich nichts; in keiner Rücksicht gelangte sie zu Ein-

heit, Festigkeit, Geschlossenheit; nie würde sie, obgleich Alle Eine Sprache redeten, zu Einem Volke, nie zu Einem Staate, der gegen Asiens Staaten etwas bedeutet hätte. Um für die Welt etwas seyn zu können, war sie unbedeutend für sich selbst, und ihre Eigenthümlichkeit sogar haben Wenige auf dem heimischen Boden, sondern die Meisten nur in der Fremde, verstehen und bewähren gelernt (vergl. 40.).

64. Unter der großen Menge kleiner Völkerschaften aber, die sich seit uralten Zeiten in diesen weiten Ebenen und Thälern zusammengefunden hatten, hoben sich im Fortgange drei hervor, unter welche die übrigen mitbegriffen wurden, oder in welche sie sich verloren: die Syrer oder Aramäer, die Phönicier und die Israeliten oder Juden. Die Syrer sonderten gleichsam mit Arabiens Wüsten die beiden andern ab und standen den Asiaten am nächsten; die Phönicier haben zumeist die Aufgabe gehabt, die sinnliche Bildung Asiens zu den Bewohnern Europa's und Afrika's zu bringen; den Juden endlich ist die große Bestimmung geworden, den Gehalt des geistigen Lebens, die höchsten und ältesten Ideen der Asiaten, zu vereinigen, zu steigern, menschheitlicher zu machen, um sie so hierhin verbreiten zu können und dorthin.

65. Syriens Gränzen aber sind nicht zu bestimmen; nicht nur zu verschiedenen Zeiten, sondern auch zu derselben Zeit bezeichnete der Name etwas sehr Verschiedenes (53). Schließt man von Syrien aber Phönicien und Palästina aus, und zieht dagegen Mesopotamien (Aram

Naharaim) hinzu: so scheinen die Lage, die Beschaffenheit und die Erzeugnisse dieser großen Gefilde zu erklären, wie sich hier sehr früh menschliches Leben gestalten konnte, aber auch, wie der Charakter der Bewohner ruhig und friedlich und etwas schwerfällig seyn, und wie der Sinn zum Bequemen und zu äußerem Genuß sich neigen mußte.

66. Der Andeutungen syrischer Geschichten, welche wir bei jüdischen Schriftstellern (in den Büchern Mosis, Samuels der Könige und bei den Propheten) zerstreuet finden, sind wenig und arm. Zu Abrahams Zeit (J. 2000?) schon ein Schwarm von kleinen s. g. Königen, unter welchen er mit Ansehen umherziehen konnte; schon Städte und Betrieb! Dieses ist darum merkwürdig, weil es uns, der assyrischen Geschichten eingedenk, Einiges vermuthen läßt über die Jahrhunderte, die bis auf David dunkel verliefen. David überwand zwar (J. 1040?) den kriegerischen Hadad Esar von Nesibin; aber er brachte seine Macht nicht so auf Syrien, daß nicht Reson, bald nach ihm Salomo's Trägheit benutzend, in Damaskus eine gefährliche Vormacht unter Syriens Königen hätte gründen können (J. 980?). Und Resons zum Theil wol unbekannte Nachfolger, die drei Benhadad, die Geißel Gottes Hasael und Rezin, vergaßen nie, daß und wie die Israeliten sie zu unterwerfen versucht hatten. Sie vergaßen selbst der Feindschaft nicht, als Assyrien mit völkerzerstörenden Planen mächtig hervortrat; das getheilte Volk Gottes reizte zu sehr zu Versuchen der Rache und der Eroberung.

Dadurch aber wurde dem Tiglath Pileser (J. 740) nur erleichtert, das harte Schicksal auf die Syrer zu legen, das zu vermeiden sie nicht mit Weisheit gestrebt hatten. „Um drei oder vier Laster willen ward Damaskus ein zerfallener Steinhaufe.“ — Die Einwohner wurden nach Medien versetzt.

67. Aber nicht die kümmerlichen Hinweisungen auf diese theils unklugen, theils kleinlichen Händel, sondern die bedeutende Anzahl der Städte Syriens sind darum für die Geschichte das Wichtigste, weil sie uns durch ihre Lage und Beschaffenheit vermuthen lassen, was Syrien für die Phönicier, und durch die Phönicier für die Welt gewesen ist. Unter diesen Städten aber leuchtete in dieser Zeit am schönsten das Auge des Morgenlandes, die uralte Damaskus, hervor. Aber auch Baalbek oder Heliopolis und Tadmor oder Palmyra waren alte Städte (schwerlich vom Salomo erbauet), weungleich die köstlichen Ueberreste alter Kunstwerke, durch welche sie noch immer die Bewunderung der Welt erregen, einer spätern Zeit angehören. Zu dieser griechisch-römischen Herrlichkeit würden sie wol nie gekommen seyn, wenn nicht früher durch Handel und Verkehr einheimische Herrlichkeit in ihnen Bewunderung gefunden hätte! —

Viertes Kapitel.

Die Phöniker vor der assyrischen Herrschaft.

68. Mit den Syrern gleiches Stamms und gleicher Sprache waren die Bewohner Phöniciens — (Phönike's); aber in demselben Maaß, in welchem sich das gebirgige, holzreiche, fruchtkarge, mit sichern Hafen, Vorgebirgen und Inseln begabte schmale Küstenland am Mittelmeer von den weitgedehnten syrischen Gefilden auszeichnet, unterschieden sich die thätigen, kraftvollen, sinnreichen Phönicier von ihren syrischen Brüdern. Die Geschichte dieser höchstmerkwürdigen Völkerschaft kennen wir nur leider fast gar nicht. Wir können aus den Schilderungen und Andeutungen jüdischer, griechischer und römischer Schriftsteller wol die Regheit und den Sinn des phönicischen Lebens erkennen: aber über den Gang bleibt unser Wissen ärmliches Stückwerk.

69. Alles, was in Asien die Natur eigenthümlich hervorbrachte, oder menschlicher Gewerbfleiß schuf, haben die Phönicier theils roh, theils gefördert und verbessert weit über die Erde verbreitet, und damit überall menschliche Thätigkeit geweckt und die Bildung gehoben, so wie sie wiederum auf gleiche Weise auf Asien gewirkt haben mögen. Selbst die sinnreichste und unbegreiflichste Erfindung, durch welche der Geist über Raum und Zeit hinweg dem Geist erscheint, und durch welche dem Menschen vielleicht der Gedanke der

Menschheit und des Weltalls erst möglich geworden ist, die Buchstabenschrift, verdankt, wenn nicht die Welt, doch Europa den Phöniciern. Aber mit dem Mittel der Ideen haben sie uns unmittelbar keine Ideen hinterlassen. Sie mögen Schriftsteller und Annalen gehabt haben: die Ueberbleibsel aber, die dem Sanchuniathon zugeschrieben werden, sind nicht besser als andere alte Vorstellungen, und sind mehr als nur verdächtig. Und die Tyrischen Jahrbücher hat ja selbst der Ephesische Menander nicht durch die griechische Sprache zu erhalten vermocht.

70. Ob die Phönicier ursprünglich am persischen Meerbusen gewohnt haben, mag, obgleich die Inseln desselben, Tylos und Arathos, an sie zu erinnern schienen, unausgemacht bleiben. Gewiß ist, daß sie schon sehr früh in ihrem kleinen Land am Gestade des Meers gewesen sind, und daß sie dort sehr früh den Weg betreten haben, den zu vollenden ihnen bestimmt war. Der Umstand, daß mehr als funfzehnhundert Jahre vor Christo schon Colonisten von ihnen über das Meer gingen, scheint zu beweisen, daß sie schon damals die Welt, durch Umtauschung der Erzeugnisse, in Verbindung zu setzen angefangen hatten. Denn wenn auch in der Folge die Volksmenge und politische auswärtige und einheimische Verhältnisse zu Colonien mehrfache Veranlassungen gegeben haben mögen, so dürften doch die ersten wol Bedürfnisse des Handelsgeistes gewesen seyn, der denn freilich wiederum durch sie genährt ward. Handel und Colonien aber weckten und unterhielten und beflügelten den Sinn

für Künste und Gewerbe, und reizten den Geist der Erfindung auf; und ein großer Gewinn, welchen der Alleinhandel gewähren mußte, lohnte den Fleiß. Die Räuberei zur See, bei welcher man ihnen früh begegnet, war nicht die Mutter des Handels, sondern eine Begleiterin, die sich rohen Menschen gern anzuschließen pflegt.

71. Die früheste Erinnerung hielt sich an Sidon, welche des höchsten „Alters sich rühmte." Aber bald erzeugte Kanaan mehrere Töchter; eine Reihe von herrlichen Städten erhob sich und füllte mehr und mehr die Küsten. Unter diesen wurde die doppelte Tyrus (Zor, Sor), die wol kaum eigentlich eine Anlage Sidons genannt werden kann, „die Krone", die selbst Sidon verdunkelte; aber im Auslande war Sidon durch sinnreiche Kunstbildungen noch einzig berühmt, als schon Tyrus durch Macht und Reichthum, Colonien und Schifffahrt hervorragte. Die einzelnen Städte bildeten kleine Staaten, wie die in Syrien; sie standen auf asiatisch-syrische Art unter Königen, deren Namen zum Theil bekannt sind; jedoch scheinen der Handel, die Colonien und die Manufacturen den Königen wie den Unterthanen die Nothwendigkeit bestimmter obrigkeitlicher Personen für die Leitung dieser Angelegenheiten fühlbar gemacht zu haben. Durch diese erhielt das Leben einen Anflug von Republikanismus, wie Asien ihn sonst nicht kannte.

72. Durch Abkunft, Sprache, Sitte, Religion, Verkehr und gemeinschaftliches Loos waren diese Städte

zwar mannigfach vereint, aber nur anfänglich mögen sie in einem freien Bunde gestanden haben, welchen in der Folge Sidon, Tyrus und Arvad noch zu erhalten strebten. Späterhin standen selbst diese kleinen Staaten Einer Völkerschaft mit bürgerlicher und kaufmännischer Eifersucht feindlich gegen einander, und nur durch Furcht hielt Tyrus sie zusammen, nachdem sie vielleicht nicht ohne Kampf zu der Vormacht, die sie schon in Salomo's Zeitalter (um d. J. 1000) hatte, gekommen war. Aber Sidon vergaß ihres Alters und ihres Ansehn's nicht, und auch die übrigen nährten einen widerstrebenden Sinn. Und als die Macht Assyriens allgewaltig zu werden schien: da zogen sogar Sidon, Ake und Alt-Tyrus vor, sich mit Salmanassar zu vereinigen, um nur den alten Groll gegen die stolze Inselstadt befriedigen zu können. Aber die Tyrier bewiesen, daß sie verdienten, die andern zu beherrschen. (vergl. 60.) Sie bestanden die erste bekannte Seeschlacht (im J. 700?)!

73. Während aber diese innern Verhältnisse sich bildeten, verbreitete sich phönicisches Leben durch Colonien und Handel zu See und Land zum Erstaunen weit; Künste und Gewerbe gediehen auf bewunderungswerthe Art. Dadurch sind die Phönicier am wichtigsten; Alles aber stand in Verbindung, und Eins erzeugte, förderte, stärkte das Andere. Ueber den Zweck, die Art und den Gang der Colonienstiftungen giebt die Erzählung von dem Zuge des s. g. Hercules, (der den Phöniciern eine Gottheit war, der uns

aber als der Geist ihres Lebens erscheinen darf, durch Aegypten und Libyen nach Iberien und zurück, wenigstens im Allgemeinen, einen sinnvollen Aufschluß. Aber die Gränze war, nach dem glücklichen Ausdrucke des Propheten, mitten im Meer, und ist darum nicht zu bestimmen. Nach der Natur der Sache ist indeß wol gewiß, daß die nächsten Küsten und Inseln früher besetzt wurden, als die entfernten, und daß die Kühnheit gewachsen sey mit dem Erfolge. Cypern, Vorderasien, Inseln des Archipelagus, Kreta, Griechenland, Sicilien, Sardinien, Afrika, Spanien, — das scheint eine natürliche Ordnung für die Unternehmungen zur See, während man zu Lande über Aegypten nach Libyen und in das Innere Asiens durch Ansiedelungen Karavanenstraßen zu gewinnen suchte. Aber beinahe 1200 Jahre vor Christo mögen sie schon in Afrika, und wenigstens ein Jahrhundert später in Tarsis — dem äußersten Westen, Spanien — gewesen seyn. Gadir, am Westrande der Welt, war vielleicht die äußerste ihrer Colonien.

74. Bei der Erwerbung so vieler Besitzungen fanden die Phönicier in dieser frühen Zeit keine Nebenbuhler. Dennoch scheinen sie dieselben nicht ohne Krieg erhalten zu haben: die Sagen von den Kämpfen des Hercules auf seinen Zügen, und das Volk, „das, aus Norden und Süden herbeigezogen, Schild und Helm in Tyrus aufhing", zeugen dafür, und nicht allein. Ueber den innern Zustand dieser Colonien aber

sind wir, wenn eine oder zwei ausgenommen werden, nicht unterrichtet; und auch das Verhältniß ist fast ganz dunkel, in welchem sie zu ihren Stiftern standen. Dieses Verhältniß jedoch mochte anfänglich so verschieden seyn, als die Veranlassung zu der Anlage verschieden war: es kam darauf an, ob die Colonisten bloß wegen des Handels, oder wegen bürgerlicher Verhältnisse das Vaterland verließen? und ob sie, im letztern Falle, dasselbe freiwillig und unzufrieden mieden, oder ob sie vertrieben wurden? Im Verfolge der Zeit indeß mag das Verhältniß aller Colonien ziemlich gleich geworden seyn: nur Handel, Sprache und Pietät verknüpften sie den Brüdern in der alten Heimath.

75. Die Colonien aber waren Haltpunkte für Schifffahrt und Handel. Dieser ging, mittelbar, gewiß weit über das Mittelmeer hinaus; ungewiß ist dagegen, ob die stete und regelmäßige Schifffahrt weiter als die Colonien gegangen sey, und nicht wahrscheinlich. Weil die Phönicier zur See Vieles gewagt haben, so ist man geneigt geworden, ihnen Alles zuzutrauen; aber was einzelne Abenteurer gethan, das ist so wenig zu rechnen, als was durch Zufall, in Stürmen und Noth geschehen. Vielleicht wollten sie darum nicht sagen, woher das Zinn, woher der Bernstein kam, weil sie beide Waaren nur durch Zwischenhändler, etwa am Ausflusse des Rhodanus, erhielten, und nicht wußten, aus welchem Lande diese sie bezogen. Man begreift den Zweck einer solchen Verheimlichung in einer Zeit, die keine Nebenbuhler gab, nicht wohl. Auch wußten

wir ja recht gut, wo die Gewürze wuchsen, und haben sie doch nicht geholt! So lange die Phönicier Herren auf dem Meere blieben, hatten sie Keinen zu fürchten; sobald sie dieses nicht mehr waren: was half die Geheimthuerei? Und in der That, wie kann man glauben, daß die Phönicier nur Portugal regelmäßig umschifft haben, da hier Karthago erst Colonien anlegen mußte? Weiterhin, keine Spur! Wenn sie aber auch wirklich nach Britannien gekommen seyn mögen: nach Preußen kamen sie schwerlich; und auch von jenem Lande haben sie keine Kunde vererbt auf die, welche überall in ihre Fußstapfen traten, auf die Karthager. Ueberhaupt war damals nicht Alles, wie jetzt: die samländische Küste bot nicht allein Bernstein; auch muß man nicht glauben, daß die Bewohner des Nordens sich deßwegen nicht gerührt haben, weil Keiner für uns ihre Bewegungen aufgezeichnet hat; und mit Sätzen, welche bloß eine physische Möglichkeit darthun, kann kein historisches Ereigniß nicht bewiesen werden.

76. Indem aber von den Colonien aus die Erzeugnisse fremder Länder auf der See nach Phönicien geführt wurden, brachten Karavanen aus Armenien, was der Norden darbot, über Palmyra und Babylon die Reichthümer des innern Asiens, eben daher und über Palästina die Kostbarkeiten und Schätze, welche aus Indien nach dem persischen Meerbusen kamen, welche das vielgesuchte Ophir vom arabischen sandte, welche Arabien selbst und, durch

die alte Memphis, ägyptischer Fleiß lieferte oder das innere Libyen. Alles dieses floß in Phöniciens Städten zusammen, und wurde dann, meist bearbeitet, durch dieselben Schiffe des Meers und der Wüste, die es gebracht hatten, für Nothdurft, Bequemlichkeit und Pracht weit und breit wieder ausgeführt. Daher ist nicht zu verwundern, daß „in Tyrus die Kaufleute Fürsten waren und die Krämer die Herrlichsten des Landes!“

Fünftes Kapitel.

Die Israeliten vor der assyrischen Herrschaft.

77. Unbegreiflicher ist die Geschichte der Israeliten. Diese Brüder der Phönicier und Syrer sind die räthselhafteste Völkerschaft, welche die Geschichte kennt. Der erhabene Geist, der schon in ihren ältesten Sagen geheimnißvoll weht und waltet, mag vielleicht nicht Alle mit Erstaunen erfüllen: spätere Zeiten könnten ja die alten Ueberlieferungen mit diesem Geiste durchdrungen haben; die sonderbare Erscheinung, daß aus einem Volksstamme, der von den gebildetsten Völkern der alten Welt als der Auswurf der Völker betrachtet ward, und der auch uns in seiner Geschichte im Ganzen wahrhaftig nicht ausgezeichnet erscheint, eine Reihe von Männern hervorging, die, durch Geist, Blick und Charakter bis zur Bewunderung, zur Anbetung groß und erhaben, die heiligsten und tiefsten Ideen, die der Mensch fassen kann, fort

und fort ergriffen, läuterten, entwickelten, verkündigten, und dadurch Lehrer und Meister der gebildetsten Völker spätester Zeit geworden sind — diese Erscheinung mag nicht Allen gleich auffallend seyn: bei dem Bedürfnisse der Menschheit dürfte durch die Lage Palästina's, durch das Leben der Phönicier und die Schicksale der Juden Vieles erklärlich scheinen. Aber welcher Mensch hätte die zerstreueten Israeliten, so wie sie (einzig in der Geschichte!) waren und sind, je betrachten können, ohne zu fragen: warum und wozu? — Wie aber: ist etwa darum Israel auseinandergesprengt, und weit und breit unter die Völker verworfen, weil er zwar seine Verfassung auf den Geist gegründet und sein Loos von dem Ewigen abhängig gemacht, aber weil er das Menschliche versäumt, weil er mit seiner Einsicht eifersüchtig gekargt, weil er sich nicht zu seinem Volke gehalten, sondern auf seinen Stamm beschränkt, weil er sich von andern Völkern thöricht ausgeschlossen, weil er sich nicht allseitig zu beschäftigen und zu bilden, nicht menschheitlich zu seyn gestrebt hatte?

28. Griechen und Römer wußten von den Israeliten lange nichts; und auch später wurde das einsiedlerische, menschenfeindliche Volk zu sehr verachtet, als daß man sich zur Beachtung desselben hätte verstehen sollen. Was wir daher finden, ist von einer Art, welche die Glaubwürdigkeit selbst der besten Geschichtschreiber sehr verdächtig machen dürfte, wenn sie anders mit allen fremden Völkern eben so verfahren

wären, wie mit den Juden. Darum muß man die Geschichte fast ganz allein aus einheimischen Schriften schöpfen. Und wenn man bedenkt, wie und wann diese Schriften wahrscheinlich entstanden, und wenn man nie das Verhältniß vergißt, in welchem sich die Israeliten zu Jehovah dachten, und wie sie bloß diesem Verhältnisse gemäß ihre Schicksale erzählten: so mag das Einzelne der Ereignisse Zweifeln unterworfen seyn; im Ganzen aber liegt der Gang ihrer Schicksale vor Augen.

79. Die Israeliten erwuchsen aus Einer Familie, wiewol mit fremdem Blute vermischt. Der Stammvater war Abraham, der Fremdling, der aus Chaldäa als Nomade (u. d. J. 2000) nach Kanaan gekommen, und von der Lage und Beschaffenheit des Landes zu großen Wünschen und Hoffnungen wegen des Besitzes gereizt seyn soll. Dieser Mann bildete so, wie spätere Zeiten seinen Charakter und sein Leben gedacht haben, in Vielen gleichsam das Volk vor, welches von ihm ausging. Er war verständig, gut, friedliebend, brav, gegen die Seinigen treu und mild, aber zugleich mißtrauisch gegen Fremde, zu Absonderung von Menschen, zu isolirter Stammherrschaft geneigt; dabei achtete er das Leben höher als die Ehre. Am würdigsten ragte er hervor durch Frömmigkeit, durch erhabenen Gehorsam gegen die Götter; zu dem höchsten, namenlosen Gott aber, der schon seinen Priester hatte, lernte er erst durch Andere in Kanaan die Hände aufheben. In seinen Schicksalen endlich schien

Manches, bis zum Lachen, gegen den Lauf der Natur. Die Geschichten seines Hauses stellen die einfachen Verhältnisse der Menschen damaliger Zeiten vortrefflich dar; sie sind nicht frei von menschlichen Fehlern, Verirrungen, Sünden: aber sie sind auch voll von dem tiefsten, heiligsten, menschlichsten Gefühl. Durch Abrahams Urenkel, den frommen, tiefblickenden, staatsklugen, geschmeidigen Joseph kam die Familie nach Aegypten, ohne ihre Lebensart zu ändern. Ihre starke Vermehrung daselbst unter manchen Begünstigungen im Ablaufe von mehr als 400 Jahren ist (wiewol die Zahlen in alter Zeit selten genau zu nehmen sind) naturgemäß; der harte Druck aber, welchen sie endlich erfahren mußten, höchstbegreiflich; und noch begreiflicher ihre Sehnsucht nach dem nie vergessenen Vaterlande.

80. Der Mann, welcher sie auf wundervolle Art aus der Dienstbarkeit befreiete, Moses, wird mit Recht an die Spitze aller großen Männer gestellt, deren Namen die Geschichte hat. Das Schicksal seiner Jugend bewies seine hohe Bestimmung. Seines Volks Retter zu seyn, verdiente er dadurch, daß sein Herz weder durch die ägyptische Bildung — der Rohheit, noch durch die ägyptischen Krieger — der Feigheit, oder durch die Pracht des Hofs der Pharaone dem Elende desselben entfremdet wurde; daß er sich leicht über das Loos seines Lebens erhob, aber sein Volk niemals unter sich achtete. Die Entscheidung aber gab die Wüste Arabiens, in welche er durch eine straf-

bare, aber aus tiefem Volksgeiste rasch vollbrachte That, voll des großen Gedankens der Befreiung seiner Brüder, zu entfliehen gezwungen ward. Bei verschiedenen Völkern nämlich hatte der menschliche Geist schon, mitten unter den Göttern, den Allwaltenden zu ahnden angefangen. Es scheint, daß man diesen Unsichtbaren, Gestaltlosen, ohne Namen, kindlich verehrt habe; bei einigen scheint man ihn ahndungsvoll (32.) mit dem allgemeinen Namen der Vocale benannt zu haben. Nun gelang dem Moses, dort im einsamen Hirtenleben der Wüste, in erhabener, das menschliche Gemüth zu Andacht und Anbetung zwingender Natur, den allgemeinen Namen mit einem Worte seiner Volkssprache zu verknüpfen, so die unendliche Bedeutung desselben eigenthümlich zu bestimmen, und Den Herrn der Welt, der Himmel und Erde gemacht hatte, zu einem Volksgott zu machen, der eben so wenig gebildet werden konnte, als andere Götterbildungen neben ihm nöthig waren. Jehovah, der Bleibende, der Ewige, wurde Israels Gott, weil kein anderes Volk sich den Höchsten also anzueignen verstand; sein Name verkündigte sein Wesen.

81. Durch Jehovah geschah (um d. J. 1500) die Befreiung, durch ihn Alles. Das Verfahren der Israeliten aber gegen die Aegypter beim Auszuge muß zeitgemäß beurtheilt werden. Der vierzigjährige Aufenthalt in der Wüste war weise, und zeigt Moses in seiner ganzen Erhabenheit. Jehovah war überall so nahe, so besonders theilnehmend, daß man

nicht begreift, wie das Volk ihn je wieder (geschweige so leicht!) verlassen konnte. Das Gesetz aber, welches Jehovah durch Moses den Israeliten zum Theil unter erschütternden, schauderhaften Umständen nach und nach gab, ist höchstmerkwürdig und verdient ein tiefes Studium, nicht nur weil es das älteste ist, oder weil es sich durch innern Zusammenhang auszeichnet, sondern auch und vorzüglich, weil fremde (ägyptische) Einrichtungen mit so großer Weisheit den Sitten und dem Volkscharakter der Israeliten angepaßt sind. Dadurch allein wurde möglich, daß ein solches Gesetz im Fortgange der Zeit so viele große Männer fand, die dasselbe aufrecht zu erhalten wünschen konnten. Der größte Fehler dieses Gesetzes war wol die Lähmung des Geistes, die aus der Ewigkeit, welche vielen Vorschriften bestimmt ward, und aus der Vollendung der Absonderung, welche dasselbe bewirkte, hervorgehen mußte: aber dieser Fehler ist theils dem Moses leicht zu verzeihen, theils ward er durch den Charakter der Israeliten erzeugt.

82. Nur wenn man bedenkt, daß die gesammten Israeliten Nachkommen der zwölf Söhne oder Enkel Eines Mannes und in sofern alle gleich waren; daß sie bisher von der Viehzucht gelebt hatten, und jetzt zu städtischem Leben und Ackerbau übergehen sollten und mußten; daß Moses, der wegen seines Verhältnisses zu seinen Brüdern gar keinen Anspruch auf Entscheidung, Anordnung, Einrichtung machen durfte, lediglich durch den Glauben des Volks an Jeho-

vah wirken, und darum das Volk gänzlich dem unsichtbaren Herrn zu unterwerfen, und zu einem starken, aber wahrhaftig priesterlichen Volke zu bilden streben mußte; daß eben deßwegen die Absonderung von andern Völkern, zu welcher die Juden stets geneigt gewesen waren, einen neuen, höchstentscheidenden Grund erhielt; daß Einwirkungen des Klima, gewohnte Rohheit, altes Herkommen, Sitten und Gebräuche benachbarter Völker schlechterdings berücksichtigt und berechnet werden mußten: — nur, wenn man dieses Alles recht lebendig vor Augen hat, ist möglich, die kirchlichen, bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen, welche Israel von Moses erhielt, zu verstehen, zu würdigen, und in ihrer Ordnung, Umfassung, Consequenz, Strenge, Feinheit und Milde zu begreifen.

83. Aber vierzig Jahre in der Wüste, unter Zeichen und Wundern, hatten nicht hingereicht, das entwürdigte, halsstarrige Volk zu erziehen und dem Herrn zu heiligen. Die erhabenen Gesänge Mosis erhielten nicht die Begeisterung für Jehovah; die Aufzeichnung der wundervollen Lenkung (das älteste Denkmal geschriebener Geschichten!) fesselte das Volk nicht in der Treue seines Gottes. Nach dem Tode des großen Gesetzgebers befolgte man, bei Eroberung des gelobten Landes, die selbst einem feigen Volke leicht werden zu müssen schien, die Vorschrift desselben nur zur Hälfte, und legte damit den Grund zu späterem Unglücke; solche Gesetze, solche Zwecke machten die Vertreibung oder Vernichtung der Landeseinwohner nothwendig!

Die Vertheilung des Landes und die ersten, obgleich verzögerten Einrichtungen jedoch mochten Moses Willen gemäß seyn. Die alte Stamm- und Familien-Verfassung wurde erhalten und erschien nur in einem etwas neuen Gewande, weil Ackerbau und das Leben in Städten Veränderungen nothwendig machten; die zwölf Stämme aber wurden durch den gemeinsamen König, Jehovah, und durch dessen Beamten, die Leviten, und durch religiose Volksfeste darum nur lose verbunden, weil man Moses Befehl zur Ausrottung der Kanaaniter nicht befolgt hatte. Eine föderirte Republik läßt sich der bürgerliche Zustand der gesamnten Israeliten wol schwerlich nennen; von einer Republik hatten weder Moses noch seine Nachfolger einen Begriff, und ein Bund der Stämme unter einander fand nicht statt. Die Bezeichnung: demokratische Theokratie, hingegen dürfte noch unpassender seyn, weil Gottesherrschaft und Volksherrschaft sich widersprechen. Wo ein Gott gebietet, da muß er Despot seyn. Aber begreiflich ist, wie der Mangel eines Königs, wie die Gleichheit aller Israeliten (mit Ausnahme des Stamms Levi), die Versammlungen und der Umstand, daß Jehovahs Herrschaft von dem Glauben, sonach von der Freiheit, des Volks abhing — wie dieses Alles den Verhältnissen Israels einen republikanischen Schein hat geben können.

84. Bald aber, nachdem auch Josua dahin war, und kein gemeinsamer Führer in großer Gefahr die alte Begeisterung erhielt, „wurden die geschonten Völker

Israel zum Strick und Netz, zur Geißel in seinen Seiten und zum Stachel in seinen Augen." Israel verließ Jehovah und löste sich fast gänzlich auf. Mehr als dreihundert Jahre lang bietet die zerrissene Geschichte wenig Anderes dar als einen widerlichen Wechsel von Sünde und Strafe, von Abgötterei und mannigfacher Dienstbarkeit, von Schande und Familien-Krieg, von Feigheit und Elend; und nur eine Reihe von Helden und Richtern (Athniel, Debora und Barak, Gideon, Jephtha, Simson) erhielten das Andenken an die vorigen Zeiten und an die Wunder des Herrn: und sie zeigten, daß Jehovah nicht müde ward, sich um die Liebe des verstockten Volks zu bewerben. Durch sie wurde Israel hin und wieder frei vom fremden Joch, und gehorchte dem Gesetze. Bei diesem elenden Zustande mußte wol der Wunsch entstehen, einen König zu haben, wie alle bekannten Völker. Auf andere Art war keine Befreiung aus der Knechtschaft, keine Ordnung zu erwarten. Selbst von Samuel, dem Seher Jehovahs, dem siegreichen Richter, dem tiefblickenden, kraftvollen Manne, konnte bei Mosis Gesetz keine dauernde Rettung gehofft werden; er vermochte nur den Gedanken an die Einheit Israels wieder zu erwecken.

85. Dennoch setzte sich Samuel dem Wunsche nach einem Könige nicht ohne Grund entgegen: Moses Gesetz konnte mit einem Könige, nach morgenländischen, nach jüdischen Begriffen, nicht bestehen. Und als er endlich dem dringenden Verlangen des Volkes

nachgeben mußte, da suchte er doch sowol durch die Wahl des neuen Königs, als durch die Art, wie er sich selbst zu ihm stellte, von der mosaischen Einrichtung so viel zu erhalten, als die neue Gewalt nur irgend ertragen konnte. Aber der erhabene Mann, in welchem das Andenken an die Vorzeit lebte, bewirkte damit nur, daß unter Saul (u. d. J. 1100), dem hohen, tapfern, begeisterten Könige, ein seltsames Schwanken zwischen königl[illegible] Willkühr und göttlicher Herrschaft und darüber eine verderbliche Ungewißheit im Volk entstand. Thron und Altar geriethen in Streit: für jenen war der Wille des Volkes, aber er war kaum erbauet; zu diesem trieben Zweifel, Furcht und alte Erinnerungen. Dennoch gewann Israel unter Saul an Kraft und Ansehen, wenngleich der wohldenkende König darüber, daß Jehovah ihn verwarf, bis zur Schwermuth, bis zur Verzweiflung getrieben wurde. Sein Charakter gehört zu den tiefsten und interessantesten.

86. Von der höchsten Wichtigkeit aber war die Vereinigung und Erziehung der Seher oder Propheten, die Samuel veranstaltete. Durch diese Einrichtung erhielten Jehovah und sein Gesetz Kämpfer gegen die Willkühr der Könige, den Uebermuth der Priester und den Leichtsinn des Volkes; Kämpfer, deren Geist gebildet wurde durch die Kunde der Vorzeit, und dadurch fähig, die Gegenwart zu übersehen und das Kommende zu errathen. Nichts zeugt stärker für Samuel, (der sonst leicht zweideutig, ein stolzer, bis zur Grau-

samkeit herrschsüchtiger Priester erscheinen könnte,) als der Gedanke solcher Propheten-Schulen! Ohne das Königthum hätten diese Anstalten vor Levi's Stamm niemals aufkommen können; ohne die Religiosität und Staatsweisheit aber, welche aus diesen Schulen hervorging, möchte Israel, zuerst vom doppelten Despotismus, des Throns und der Leviten, unterdrückt, und dann eine Beute fremder Eroberer, uns nur durch Griechen und Römer schwach bekannt geworden seyn! Wenn aber der alte Seher dadurch für die Zukunft sorgen wollte, so war die heimliche Salbung Davids, aus dem mächtigsten Stamme, für den Streit wider Saul wohl berechnet. Und wenn gleich dadurch die entstandene unglückliche Trennung zwischen Juda und Israel befördert ward: so zeugt es doch für den scharfen Blick des Sehers, daß er in dem schönen, bräunlichten Knaben Isai's die Kraft erkannte, die David als König (u. d. J. 1055) entwickelte.

87. David's Geist war groß und erhaben, seine Gesinnung edel und schön. Mächtige Leidenschaften rissen ihn hin zu schweren Vergehungen, aber die treubewahrte, unendliche Liebe zu Saitenspiel und Gesang führte bald zu Reue und Milde zurück. Die kühnen Thaten seiner Jugend erregten die Bewunderung des Volkes, sein Unglück und seine Treue aber Mitleid und Liebe. Daher wurde, nach dem Untergange des Hauses Saul's, seinem Heldensinn nicht schwer, Helden um sich zu versammeln, und im ganzen Volke die alte

Feigheit zu vernichten. Am mächtigsten jedoch ward er dadurch, daß er die kühnsten und erhabensten Ideen von Gott an Jehovah, den Gott seines Volkes, zu knüpfen, daß er sich diesem Jehovah unterzuordnen und in desselben Namen zu herrschen, daß er so den Volkssinn rein zu bewahren und dadurch die königliche Gewalt mit dem Ansehen der Priester und Propheten zu versöhnen verstand. Deßwegen gelang ihm, Israel vom Joch alter Knechtschaft gänzlich zu befreien, sein Reich vom arabischen Busen und Aegypten bis nach Thapsakus (66.), und vom westlichen Meere bis an den Euphrat, siegreich in mannigfaltigen Kriegen, auszudehnen, seinem Nachfolger große Schätze und aller Zukunft eine tiefe Sehnsucht nach ihm und seiner Herrschaft zu hinterlassen. Aber ihm gelang nicht, die Trennung zwischen Juda und Israel wieder auszugleichen, obwohl er mit Weisheit Jerusalem zu Jehovahs und seiner Stadt erwählte; auch nicht, Unzufriedenheit und Empörung zu verhüten, obgleich er, schon unter Saul, den Gesalbten des Herrn mit der Vorstellung hoher Heiligkeit zu sichern gestrebt hatte. Dennoch „war Jehovah sein Schild und Lohn; seine Feinde waren wol mit Unglück schwanger, aber sie gebahren stets einen Fehl!“

88. Auf Kraft folgte Schwäche, auf Thätigkeit träger Genuß. Salomo war wohl unterrichtet über die Verhältnisse des Lebens, aber seines Vaters Geist war nicht in ihm; er war ein sinnreicher, aber weichlicher Mann, der in Ruhe und Pracht das Glück des

Volkes und die Ehre des Herrschers suchte. Dadurch geschah, daß Israels Verfall begann, als er sich kaum, freilich mit einem Widerspruche gegen Moses und den alten Sinn, zu einem bedeutenden Volke zu erheben angefangen hatte. Salomo vollendete die königliche Allgewalt, aber er entfremdete sich die Herzen der Stämme außer Juda dadurch, daß er ihnen nie als Held und Retter erschien, sondern daß er ihnen nur aus glanzvoller Verborgenheit neue Lasten auflegte. Er befestigte oder erbauete Städte zur Sicherung der Ruhe, aber er gab zu, daß Syrien verloren ging, daß Edom sich rührte, und daß die Kraft des Volkes erschlaffte. Er gewann Reichthümer durch Handlung (von Ezjongeber aus) mit dem Auslande, aber er entzog dem Volke die Vortheile, welche aus diesem gesetzwidrigen Verfahren für das Leben hätten gezogen werden mögen. Er redete vortrefflich und eindringlich über die Tugend, aber er ergab sich selbst einem unwürdigen Leben; und nachdem er Jehovah, den Gott seines Volkes, durch fremde Kunst und Geschicklichkeit, einen prachtvollen Tempel erbauet, und den Namen desselben beredt verkündigt hatte, verließ er das Gesetz und betete thöricht die Götter des Auslandes an. Im Uebrigen kann die überschwengliche Beschreibung seines Reichthums und seiner Herrlichkeit keinen Maaßstab für dieselbe geben; aber sie kann zeigen, wie verwundert die Zeitgenossen darüber waren, oder wenigstens, wie man sich ihn in späterer Zeit gedacht hat.

89. Aus diesem Allen ist begreiflich, wie sogleich nach Salomo's Tod' Ein frevelhaftes Wort des un-

klugen Jünglings Rehabeam zehn Stämme zum Abfalle vom Hause David's bewegen konnte. Jehovah's Propheten, wie Ahia von Silo, den Despotismus der Könige dieses Geschlechts fürchtend, begünstigten den Abfall; aber sie glaubten wol nicht, daß Juda an Rehabeam halten würde, noch fürchteten sie, daß Jerobeam in Aegypten den alten Gott seines Volkes vergessen haben könnte. Von der Zeit an nichts als Verirrung, Verworrenheit, Unglück und Verfall. „Fremde fraßen Israels Kraft, und er selbst half ihnen zehren.“ Die beiden Reiche, Juda und Israel, standen gegen einander in unüberwindlicher Feindschaft; sie verließen Jehovah und die alten Sitten; sie hingen sich an ihre Feinde, an Aegypter, Syrer, Assyrer, zogen diese ins Land, stritten mit ihnen gegen einander, und ließen sich selbst untertreten, um nur den Bruderhaß zu sättigen. Und wenn gleich Juda durch Stammverwandtschaft, durch Davids Haus und Stadt und durch Jehovah's Priester weniger zerrissen und heillos war, als das greuelvolle, durch Abgötterei, Thron-Revolutionen, Ermordungen und Laster aller Art zerrüttete Samaria: so „hinkte es doch auch auf beiden Seiten“ und erregt gleichfalls Unwillen und Abscheu, durch Erbärmlichkeit, Frevel und Sünde. Dennoch hörte Jehovah nicht auf, „um das halsstarrige Volk zu buhlen!“ Ein heiliger Schmerz über den selbstverschuldeten Jammer riß die Propheten zur höchsten Begeisterung hinauf. Durch Rede und That suchten sie ihre hohe Einsicht über Völker- und Staaten-Verhältnisse drohend,

warnend, verheißend, an die thörichten Könige zu bringen, und das feige Volk zum alten Sinne zurückzuführen, zu Jehovah, zur Einheit und Kraft. Aber weder des Elias Wunder und Feuer-Eifer, noch der Andern Einfachheit, Klarheit und Kraft, noch die große Seele und die politische und religiose Erhabenheit des kühnen Jesaias, des königlichen Geschicht-Schreibers, vermochten die alte Eintracht und Bravheit im Volke wieder zu erwecken oder die Könige zu Klugheit, Vertrauen und Festigkeit zu bringen. „Israels Augen waren verblendet, seine Ohren dick, sein Herz verstockt.“ Und jene Edlen konnten der Verzweiflung an ihrem Volke nur dadurch entgehen, daß sie sich mit ihrer Hoffnung, die sie durch große Erinnerungen aus der Vorzeit nährten, allein auf die Zukunft warfen.

90. Zweihundert Jahre etwa waren seit Salomo's Tod' (J. 975.) unter Noth im Innern und Drang von außen verflossen. Da erhob sich die assyrische Herrschaft. Von Phul (58.) konnte Israel noch Fristung des Lebens erkaufen (J. 770?); aber damit wurde nur die Ohnmacht verrathen und zum Uebermuthe gereizt. Und Alles, was darauf mit Syrien, mit Aegypten, mit Assyrien, theils zur Befriedigung des, auch jetzt nicht vergessenen, Grolls, theils zur Rettung von Israel und Juda versucht wurde, zeugt nur von eitel Verkehrtheit, Verirrung und Frevel. Salmanassar brachte über Israel, unter dem Könige Hosea (J. 720), die wohlverdiente

Knechtschaft (59.); und wenn Juda auch noch, nicht ohne Wunder, eine Weile Verzug erhielt: so konnte es doch nur, unter Manasse (J. 700), durch eine schmachvolle Zinsbarkeit verhüten, daß nicht sogleich „die Meßschnur Samaria's über Jerusalem gezogen ward.“ Selbst der innere Verfall Assyriens konnte nichts nützen, weil das Uebel nicht minder in der eigenen Verdorbenheit lag, als in fremder Uebermacht. Ein Volk, welches vaterländische Sitte und Religion so weit vergessen hatte, daß der Hohepriester, Hilkia, das heilige Buch der Gesetze nur (u. d. J. 630) durch Zufall entdeckte, und der König, Josia, über den Inhalt desselben erschrak, konnte durch Einen wohlgesinnten König nicht gerettet, sondern mußte den Fremden zur Beute werden.

II. Babylonien.

Sechstes Kapitel.

Die Babylonier und Chaldäer (Syrer, Phönicier, Juden.)

91. Die Gegend, in welcher Babylon staunenswürdige Werke der Baukunst in weiten ungeheuern Mauern ausbreitete, war ursprünglich von solcher Beschaffenheit, daß nur die Lage (zwischen Indien und dem Mittelmeere, hier der Euphrat, dort der Tigris, beide in die persische Bucht führend, und in die Welt gen Osten und Süden!) und das Bedürfniß der Völker nach Verbindung und Verkehr Menschen bestimmt zu haben scheinen, Kraft und Fleiß an diesen Boden

zu wenden, und auf demselben sich festzusetzen. Daß dennoch Babel schon so früh eine solche Stadt wurde, muß uns wol zu dem Glauben berechtigen, daß der Völker-Verkehr im Innern Asiens schon zu einer Zeit lebhaft gewesen sey, aus welcher irgend eine Ueberlieferung umsonst gewünscht wird. Aber da der Boden dieser Gegend menschlichen Fleiß so überschwenglich belohnte, so mußte Babylon, bei ihrer Lage, und bei dem Fortgange des Lebens in verschiedenen Ländern der Erde, diese hohe Wichtigkeit erhalten, die sie so lange behauptete, und die unaufhörlich die Helden des Morgenlandes bewog, sie zu vergrößern, zu verschönern, der Bewunderung werther zu machen, und als den Mittelpunkt ihrer Herrschaft und der Welt anzusehen.

92. Aber die frühesten Geschichten sind gänzlich unbekannt und die späteren deckt ein Dunkel, welches aufzuhellen nicht möglich ist. Der einheimische Berosus hat sinnvolle und abenteuerliche Mythen; aber wenn die Aechtheit der Bruchstücke auch nicht so stark verdächtig wäre: wie wenig hätten wir gewonnen! Was die jüdischen Schriftsteller geben, die historischen und besonders die Propheten, ist oft nicht zu verstehen, und noch weniger zu vereinigen mit den Angaben der späten Griechen, die wohl berichten konnten, was sie sahen und hörten, (wie Herodot, Ktesias, Xenophon, geschweige Strabo,) die aber über die morgenländische Vorzeit keine Aufklärung zu erhalten, ja, kaum alle zu suchen wußten.

93. Die ungewisse Angabe der Genesis über die Entstehung Babels und anderer Städte dieser Gegend; des Berosus Fabeln und Rechnung; endlich die assyrischen Helden des Ktesias (56.), die ihre Gewalt und Herrlichkeit zum Theil an Babylon entwickelten und bewährten: das ist Alles, was uns aus der früheren Zeit entgegentritt. Daher möchte nur das im Allgemeinen gewiß seyn, daß Babylon durch Handel, (und hierin strebte es mit den Phöniciern,) durch Kunst und Gelehrtheit sich im Verborgenen ungemein erhoben habe; ungewiß hingegen möchte bleiben, wie Babylon zu Assyrien gestanden, und wie es von Assyrien frei geworden: ob zweimal? ob einmal? (oder gar nicht?) Jedoch dürfte aus dem, was vom Belesys, Nabonassar (wichtig wegen der Zeitrechnung vom J. 747) und Nabopolassar erzählt oder gefabelt wird, verglichen mit dem, was in den Medischen Geschichten an den Namen Arbakes, Deiokes und Kyaxares hängt, hervorgehen, daß Babylon, wie Medien, unter Assyrien gestanden, daß es sich, mit Medien, gegen dasselbe erhoben, sich befreiet, und um seine Unabhängigkeit mißlungene Kämpfe zu bestehen gehabt habe, bis endlich die Chaldäer entschieden.

94. Was aber diese Chaldäer betrifft: so scheint die Vergleichung der Nachrichten bei Juden und Griechen darauf hinzuweisen, daß von Alters her „ein bitter, schnell Volk“ weit und breit vom schwarzen Meere bis zur persischen Bucht nomadisch

umhergezogen sey, welches die Juden Chasdim, die Griechen aber Chaldäer nannten. Entweder war dieser Name eine allgemeine Bezeichnung für Gebirg-Bewohner, die als Nomaden-Horden oft räuberisch in die Ebene herabstiegen, oder der Chaldäer-Stamm verbreitete vom Kaukasus seine Zweige verderblich über die südlichen Gegenden an und zwischen den großen Strömen. Solch ein Volk wird die bald sumpfige, bald verbrannte Steppe, die Babylon umgab, wol nicht zum üppigfruchtbaren Boden umgeschaffen, und Babel nicht erbauet haben. Aber erklärlich wäre, wenn diese Horden, während der Blüthe der assyrischen Herrschaft, im assyrischen Kriegsdienste ihre Kraft abzeleitet, beim Verfalle dieser Herrschaft aber sich der allgewaltigen Stadt Babylon bemeistert, und die Sicherheit des neuen Reichs auf die gewöhnliche Weise (durch Unterjochung) gesucht hätten. Wie es aber gekommen, daß der allgemeine Volksname später Bezeichnung der Priester-Kaste in dem neuen Reiche geworden, das dürfte nicht auszumachen seyn. Hatten etwa die babylonischen Priester Geschmeidigkeit und Gewandtheit genug, sich durch Aneignung des Namens der Sieger diesen anzuschließen, und hatten die rohen Chaldäer so viele Klugheit, sich diese Verwandtschaft gefallen zu lassen? Wurden also die Priester nur den andern Babyloniern gegenüber Chaldäer genannt? Und geschah dieses vielleicht, weil diese Priester ursprünglich auf rauhen Bergen gelebt, weil sie noch dort ihre Sitze und ihren Gottesdienst hatten, und deßwegen schon früher mit dem allgemeinen Namen — Chal-

däer — genannt waren? Oder hatten die Chaldäer ihre eigenen Priester, welche an die Stelle der babylonischen traten? Oder wäre die gleiche Benennung bloß zufällig? — Das Zweite und Dritte ist nicht zu glauben; das Erste aber ist darum am wahrscheinlichsten, weil es Glaube des Morgenlandes war, daß neue Bewohner eines Landes kein Glück haben könnten, wenn sie nicht die Götter dieses Landes nach alter Weise — und wer kannte diese anders, als die einheimischen Priester? — verehrten. Auch scheint es die Bemerkung des Ktesias, daß die Chaldäer die ältesten Babylonier, und die des Strabo, daß sie einheimische Philosophen gewesen, ja selbst die Propheten, welche die Priester uralt machen, am leichtesten zu rechtfertigen; es scheint die gerühmte Sternkunde und andere Weisheit der Chaldäer zu erklären, so wie es überhaupt Beispiele für sich hat. Im Uebrigen mag Nabopolassar der erste unabhängige König, chaldäischen Stamms, in Babylon gewesen seyn, dessen Sohn Nebukadnezar die Herrschaft verbreitete und befestigte, die jener gegründet hatte.

95. Aber dieselbe Ursache vielleicht, durch welche die Gründung des neuen Reichs möglich geworden war, hatte den ägyptischen Pharao Nekos nach Asien gezogen, um durch den Besitz der holzreichen Küsten-Länder große Entwürfe der Ausführung näher zu bringen. Da erkannte das betrogene Judäa, das beim Untergange des alten Feindes neue Hoffnungen gehegt zu haben scheint, die Freundschaft großer Staaten für

die kleinen! Es wagte eine Schlacht gegen die Aegypter; es verlor sie und mußte gehorchen. Aber damit war dem Könige von Babylon der Weg gezeigt, wohin er seine Kraft zu wenden hatte. Und als bei Karchemisch, Circesium, am Euphrat (v. d. J. 606) „der Held über den Helden gefallen," und als eine Schlacht gekämpft war, aus welcher von den Aegyptern „der Starke nicht entfliehn, der Schnelle nicht entrinnen konnte:" da fiel Juda in die Gewalt der Chaldäer. Um diese Zeit verzweifelten kundige Männer an der Rettung des Staats, und mit Recht forderte der verständige, sanfte, kummer- und wehmuthsvolle Jeremias auf zum Gehorsam gegen den König von Babel, gegen Jehovah, das Gesetz und die Sitten der Väter. Aber das verblendete Volk hörte nicht auf Wort und Beispiel. Der Eid wurde verachtet, der Bund gebrochen, Zedekiah erwartete von Fremden, was er selbst nicht leisten konnte. Aber „die Aegypter wurden den Israeliten ein Rohrstab, der schnell zerbrach, und ihnen tief in die Seite fuhr." Denn nach solchen Versuchen blieb dem Könige von Babylon nichts übrig, als (J. 588) „den Tag des Jammers und der Trübsal" auch über das widerspänstige Jerusalem zu bringen, und auf dem heiligen Boden „nur ein arm und kümmerlich Volk" zurückzulassen, das wohl einige Handlungen der Rache und des Schmerzes verüben, aber nicht mehr gefährlich werden konnte. — Die vorzüglichsten Einwohner wurden in die sogenannte Babylonische Gefangenschaft geführt, um d. J. 600.

96. Auch Sidon wurde zerstört; auch Tyrus am Meere, mit jener, wie es scheint, nicht ohne Plane gegen Babylon, nicht ohne Schuld an Jerusalems Unglück, erfuhr, „daß die Chaldäer keine Assyrer (72.) waren.“ Nach wackrer Vertheidigung sank die Stadt (J. 600) endlich, zum Entsetzen naher und ferner Länder, vor dem hartnäckigen Herrscher; aber er gewann nur Mauern und Schutt; die Inseltyrus nahm die fliehenden Menschen und Schätze auf, trotzte der Gewalt und blühete in stolzer Schönheit fort. Von dem an gehorchte das übrige Phönicien, wie Palästina und Syrien, dem wunderlichen Despoten. Wie weit aber dieser seine Streifereien nach Süden und Westen verbreitet hat, das dürfte wol nicht zu bestimmen seyn.

97. Nach dem Tode des stürmischen Eroberers (an dessen Namen spätere Zeiten strenge Warnungen vor Trotz und Uebermuth gehängt haben, weil er gezeigt, „wie der Verstörer, nachdem er Alles verstört hat, selbst verstört wird“) gerieth auch diese naturwidrige babylonische Herrschaft, schneller als zuvor die assyrische, aber aus denselben Gründen, in Verfall. Der Umstand, daß sich mit ihr über Assyriens Trümmern das medische Reich gebildet, mußte der babylonischen Macht, die Nebukadnezar tollkühn nach andern Seiten gelenkt hatte, gefährlich werden und ihren Untergang beschleunigen. Feindliche Berührungen zwischen zwei solchen Staaten (51.) konnten nicht ausbleiben. Und wenn gleich diese Berührungen nicht so-

gleich verderblich wurden, und wenn man sich auch bemühete, durch ungeheuere Anstalten (von Herodot einer Königin Nitokris zugeschrieben) die Hauptstadt des Reichs zu sichern: so mußte sich doch bald zeigen, daß der Geist leicht todten Widerstand besiegt. — Die Namen der Könige werden verschieden angegeben; was von ihnen geschehen, kann nicht zur Gewißheit gebracht werden; das aber scheint gewiß zu seyn: etwa tausend Jahre nach Mosis Gesetzgebung, fünfhundert nach Davids Herrschaft, siebenzig nach Ninive's Zerstörung, gerieth Babylon, „die zarte Lästin," „die herrliche Pracht der Chaldäer," „die Frau über Königreiche," in die Gewalt der Perser, nachdem Cyrus die Macht von Medien und Lydien, von den Babyloniern ungehindert, vereinigt hatte. (u. d. J. 530.)

98. Uebrigens zeugt das, was Herodot über Sitten und Leben der Babylonier auch schon von der Zeit vor der persischen Herrschaft angemerkt hat, für einen bedeutenden Grad von Bildung in asiatischer Art (34), von der Fortdauer großes Verkehrs mit Fremden, unter den Chaldäern (93.), von Pracht und Ueppigkeit und von despotisch verständigen Anordnungen. Die Verheirathung der Jungfrauen ist im Grundsatze vortrefflich, und verräth nur in der Art die Rohheit der Despotie. Die Feier der Mylitta ist nicht ohne Beispiel; aber so, wie Herodot sie beschreibt, hat sie wol nicht Statt gefunden.

III. Medien.

Siebentes Kapitel.

Die Meder. (Skythen.)

99. Da die Nachrichten über Assyrien und Babylon schon so ungewiß und widersprechend waren: so ist nicht zu verwundern, daß über dem, von den Sitzen der Erinnerung entfernteren, Medien ein noch dickeres Dunkel ruht. Die Juden trafen nicht mit den Medern zusammen: darum erscheinen diese bei ihnen nur als ein fernes, mächtiges Volk, ohne bestimmte Angaben. Herodots Nachrichten sind merkwürdig, theils weil sie zeigen, wie sich der Grieche die Entstehung der despotischen Gewalt dachte, theils weil sie die persischen Geschichten, zwar zeitgemäß, aber vortrefflich, einleiten und vorbereiten. Was wir von Ktesias über Könige und Thaten angemerkt finden, das schließt sich an seine Erzählungen von Assyrien an; es ist, man möchte sagen, ein ärmlicher Nachklang und eine Ergänzung von diesen. Indeß ist es weder mit Herodot zu vereinigen, noch ohne einige Willkührlichkeit mit den assyrischen Geschichten der Juden. Die übrigen Vorstellungen und Angaben hellen eben nicht auf.

100. Wenn man aber die Natur dieser östlichen Gegenden, die ungemeine Fruchtbarkeit, die Mannigfaltigkeit und Köstlichkeit der Erzeugnisse, für Krieg

und Handel gleich geschickt, bedenkt; wenn man beachtet, was über einzelne Städte, wie die alte Baktra, angemerkt ist; und wenn man damit vergleicht, was über den Kunstfleiß der Meder, und über die Eintheilung des Volks in sechs Kasten (unter welchen die Mager als Priester und Gelehrte) vorkommt: so kann man kaum zweifeln, daß hier sehr früh Menschen zusammengetreten sind, sich kriegerisch berührt, vielfachen Verkehr getrieben und unter despotischer Herrschaft zu höherer Bildung aufgestrebt haben. Selbst Herodots Bemerkung, daß die Völker unter den Medern über einander nach dem Verhältnisse der Entfernung geherrscht haben, scheint auf uralte Zeiten hinzuweisen. Den schönsten Beweis aber von einer frühen Bildung geben Zoroasters religiose Sagen und politische Lehren. Das Zendavesta ist gewiß ein tiefsinniges Denkmal alter Weisheit, wenn es auch nicht in historischen Zusammenhang zu bringen ist; es setzt große Erfahrungen und großen menschlichen Verkehr voraus, und mag dafür zeugen, daß im Innern Asiens der menschliche Geist früh tiefe Wahrheiten über Welt und Leben, und daß er große politische Gedanken zu fassen versucht habe; aber auch der größte Geist kam nicht über den Despotismus hinaus, wie viel weniger die Wirklichkeit! Denn wenn Zoroaster gleich den tiefsten Gegensatz, welchen der Mensch zu denken vermag, den Gegensatz zwischen einer guten und einer bösen Grundkraft, die, im Unendlichen eins, mit einander kämpfend, das Leben und seine Erscheinungen erzeugen, aufgefaßt hatte: so gestaltete sich

doch Ormudz und sein Lichtreich, gegenüber dem Ahriman und dessen Gehülfen, auf eine solche Art, daß sie dem irdischen Despoten ein Vorbild des Strebens geben konnten und sollten. Die nähere assyrische Macht indeß verdeckte oder verschlang lange die Herrlichkeiten dieser Länder im Morgen.

101. Ein so großes und reiches Land jedoch, wie Medien, konnte unmöglich lange einer Macht gehorchen, die sich selbst durch naturwidrige Verbreitung und Völkerversetzungen auflöste. Die Art aber, wie Ktesias die Befreiung durch den Arbakes zu Stande kommen läßt, ist der Natur menschlicher Verhältnisse im Oriente gemäßer, als was Herodot vom Deiokes erzählt; aber griechischer dünkt uns dieses, und im Erfolge vereinbarlicher mit der Zeitrechnung der Juden. Die Hauptstadt Ekbatana oder Agbatana hingegen (nach Ktesias ein Werk der Semiramis) dürfte älter seyn, als Herodot sie macht; aber das Auffallende, daß sie ohne Mauern war bei der starken Befestigung der königlichen Burg, schien durch seine Nachricht wohl erklärt zu werden. Uebrigens ist beim Herodot an jeden Namen der medischen Fürsten ein bedeutendes Ereigniß geknüpft. Der kluge und strenge Deiokes gründet (u. d. J. 700) die Herrschaft seines Stamms; Phraortes aber, sein Sohn, legte den Grund zum Untergange derselben, weil er sich nicht auf sein Volk zu beschränken wußte, sondern die Sicherheit seines Reichs in unbestimmter Eroberung suchte. Von den Ersten der Bezwungenen,

den Persern, sollte das Verhängniß über Medien kommen!

102. Unter dem kriegslustigen Kyaxares soll der Norden (welcher, so lange ein Absatz möglich blieb, mehr Menschen erzeugen mochte, als er ernähren konnte) zum ersten, oder vielleicht zum andern Male seine Gränzen geöffnet und einen großen Scythenschwarm weit über Asien hin ausgeschüttet haben. Aber der Norden, in welchem die Scythen die nächsten Sitze an der bekannten Welt hatten, war den Griechen so furchtbar und grausenhaft, daß die einzelnen Nachrichten, welche Kaufleute, bald ehrlich, bald täuschend (um Aufsehen, Gewinn und Scherz) von ihren Reisen über die Völker desselben zurückzubringen pflegten, zu den seltsamsten Vorstellungen Veranlassung gaben. Diese Vorstellungen hat der Vortrefflichste unter den Forschern des Alterthums, Herodot, nach seiner Meinung von der Gestalt der Erde und nach seiner Kenntniß des Einzelnen mit Kühnheit und Verstand geordnet, und ein herrliches Sittengemälde entworfen, das eine schöne innere Wahrheit für sich hat. Soviel scheint gewiß zu seyn, daß mit den nördlichen nomadischen Völkern Kriege geführt werden mußten, deren Ausgang zweifelhaft war. Damit stimmt auch Ktesias; und sollte die Unternehmung der Chaldäer gleichfalls, wie vermuthet ist, damit zusammenhängen? Indeß konnten diese Vorfälle die völlige Vernichtung der assyrischen Macht wol aufhalten, aber nicht hintertreiben. Ninos fiel; und Medien erreichte die Gränzen der Lyder, den Halys. Aber Astyages,

der Sohn des Kyaxares, vermochte, mit aller Vorsicht, dem Geschicke nicht zu entgehen; in seltsamer Verblendung arbeitete er an seinem eigenen Verderben. Dasselbe Verhängniß, welches seinen Enkel erhielt, verschaffte durch diesen die Gewalt über Medien den Persern, (J. 560) wie auch sein eigenes Schicksal gewesen seyn mag.

IV. Persien.

Achtes Kapitel.

Kores, Kyros, Cyrus.

103. Juden und Griechen bezeugen einstimmig, daß die Perser Jahrbücher gehabt, in welchen zwar wol nicht die Geschichte des Reichs, aber desto sorgfältiger das Leben der Könige verzeichnet war. Allein diese Jahrbücher sind in den mannigfaltigen Veränderungen der Zeiten und Herrschaften untergegangen; und wenn spätere Schriftsteller des Morgenlands sich auch auf alte Annalen berufen mögen, so scheint ihnen dieses keinen größern Werth geben zu können. Indeß sind die anmuthigen, mährchenhaften Erzählungen dieser Schriftsteller (Mirkhond's u. a.) darum sehr merkwürdig, weil sie die Gestaltung der Vorzeit in der Ueberlieferung und dem Geiste des Morgenlandes zeigen können. Mit den gleichzeitigen hebräischen und griechischen Schriftstellern sind sie nicht zu vereinigen, und auch wol nicht zu vergleichen, wiewol die Erzählung von der schönen Esther und Xenophon's

Cyropädie ziemlich schwer machen, über den Maßstab der Wahrheit für persische Geschichten zu entscheiden. Aus Esra's, aus Nehemia's kurzen und verwirrten Erzählungen, die kaum mit einander, mit den Griechen aber gewiß nicht übereinstimmen, ist wenig zu lernen; noch weniger aus den Propheten, Haggai, Sacharja. Ktesias, der unter den Griechen am meisten wissen konnte, ist leider meist verloren. Herodot lebte zwar den persischen Kriegen fast gleichzeitig und war in Persien; seine Erzählung ist auch an sich vortrefflich: ob aber alle Zeit wahr — wer mag es entscheiden! Solche Kriege mußten bei den eitlen und geschwätzigen Griechen um so mehr Gerüchte zur Schmach der verhaßten Feinde und zur eigenen Verherrlichung in Umlauf bringen, je weniger man im Stande war, den Ungrund derselben zu erforschen. Xenophon kann unverwerflicher Zeuge seyn für das, was er selbst gesehen; und Arrian verdient für die verständige Benutzung der Berichte von Augen-Zeugen hohes Lob. Aber die Entwickelung des Lebens eines Volkes begreift man noch nicht, wenn man dem Untergange seiner Herrschaft zusieht. Und wie sind diese Griechen zu vereinigen? Wir aber halten uns meist an Herodot, weil er durch innere und äußere Wahrhaftigkeit den meisten Glauben verdient, und den besten Zusammenhang giebt.

104. Die Landschaft Persis, Pars, Fars, war theils auf rauhen Gebirgen unfruchtbar und wild, theils wegen dürren Sandes brennend und öde, endlich gesegnet und schön in wasserreichen Thälern. Sie machte ih-

ren Bewohnern eine verschiedene Lebensart nothwendig, aber im Ganzen konnte sie nur ein Geschlecht erzeugen, kräftig, einfach, roh. Und so werden die alten Perser geschildert, und es ist sehr glaublich, daß die zehn verschiedenen Stämme, für Vertheidigung, Ackerbau und Viehzucht, sich lange vor ihrer historischen Merkwürdigkeit gebildet hatten. Der vornehmste dieser Stämme, die Pasargaden, oder wol besser Parsagaden, lieferte vielleicht die Wehrmänner, die, wie es scheint, beständig gerüstet, im Perser-Lager, Parsagad, bereit standen, jedem Feind entgegen zu gehen. Unter ihnen war der König, aus der edelsten Familie, der Achämeniden (Dschemschids). Aber die Geschichte ist unbekannt; das jedoch ist wahrscheinlich, daß die Perser, vielleicht mit kurzdauernden Ausnahmen, bis auf den König der Meder Phraortes ihre Unabhängigkeit bewahrt haben. (101.)

105. Das Andenken an die Freiheit erhielt sich daher in ihnen desto lebendiger, je länger sie dieselbe zu behaupten gewußt hatten. Aber das allgemeine Verlangen, das medische Joch abzuwerfen, erhob sich im Cyrus zu Sprache und That; darum gelang diesem, mit der Kraft der Perser die kühnen Entwürfe auszuführen, die sein Geist zu fassen groß genug war. Das Schicksal seiner Jugend ist in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, und deßwegen sein Auftritt desto glänzender. Wie Moses, so ward er als Kind ausgesetzt; aber die Erzählung ist minder einfach, weil die Verhältnisse der Stämme im Perser-Volke nöthig machten, das Edle nicht

nur vom Edlen entsprießen zu lassen, sondern auch zu zeigen, daß die eingeborene Hoheit der Gesinnung nicht durch Unglück und niedrige Umgebung entwürdigt werden kann. Dabei erfuhr Astyages, der Meder König (102.), sein Großvater, daß der Mensch dem Schicksale nicht entgehen könne, sondern daß er durch dergleichen Versuche dasselbe nur verdiene. Die Art aber, wie Cyrus, durch geheime Verbindungen unter den Medern des Erfolgs gewiß, Haupt der Perser ward, diese vereinigte, und zu That und Empörung reizte, war sinnreich, und bezeichnet für uns die Bildungsstufe des persischen Lebens. Und Astyages, der feige und darum grausame Despot, arbeitete ihm durchaus vor; er benahm sich so verkehrt, vergriff sich in allen seinen Maaßregeln so arg, daß bei solchem Geist und solcher Kraft auf der einen, bei solcher dargebotenen Gelegenheit auf der andern Seite, nothwendig eine gewaltige Veränderung statt finden mußte. In der That entschied die Schlacht bei Parsagad (J. 560) Alles; die Meder, unzufrieden mit ihrem harten Könige, sahen die Herrschaft desselben gern in fremde Hände kommen, und merkten erst dann, zu vergeblicher Reue, daß König und Volk eins seyn sollen, und daß auch sie die Unabhängigkeit verloren hatten.

106. So zur Herrschaft eines großen Reichs gelangt, zeigte Cyrus sogleich seinen hohen Sinn und vortrefflichen Geist; die Perser bewiesen ungemeine Empfänglichkeit für höhere Bildung und feinere Sitte, aber bei der Aneignung fremder Bildung behielten sie

doch nicht lange Kraft genug, Sinn für ihr Volk und Abscheu gegen jede Lüge zu bewahren. Den Medern wurde so wenig als möglich fühlbar gemacht, daß sie unterworfen waren, weil sie gewonnen werden sollten; was bei ihnen Herkommen und Gesetz war, das blieb; die Religion des Zerdusch t wurde nicht gestört, und die Mager behielten ihr Recht und Ansehen, damit die Götter des Landes nach gewohnter Weise verehrt und der Menschen Glaube befriedigt werden konnte; den Harem des medischen Königs scheint Cyrus zu dem seinigen gemacht zu haben, denn den Morgenländern galt, scheint es, der Harem für den eigentlichen Sitz des Reichs, so daß derjenige im Reiche herrschen zu müssen schien, der in des Königs Harem herrschte; überhaupt wurde medischer Brauch im öffentlichen und im Hof-Leben eingeführt. Die Perser aber, welche Lust hatten, ihr rauhes Vaterland um die Genüsse, die das medische Reich darbot, zu vertauschen, wurden mit vieler Weisheit an den heimischen Boden geknüpft; da hatte Kraft und Freiheit von Alters her gewohnt, nur da schienen sie bewahrt werden zu können vor Erschlaffung und Knechtschaft. Darum mag das alte Perserlager verschönert und zum Volkssitze geheiligt, es mag Persepolis (die Perserstadt, Tschil-Minar, deren wundervolle Trümmer noch jetzt den erstaunten Forscher in der leider! unverständlichen Sprache der Vorwelt eindringlich anreden) erbaut und Parsagad zur ewigen Wohnung verstorbener Könige bestimmt seyn. Aber diese Weisheit des Cyrus wurde im Fortgange der Zeit zur Thorheit,

weil auch er und seine Nachfolger sich und ihre Herrschaft nicht zu beschränken verstanden. Zur ersten Erweiterung derselben reizte ihn jedoch Krösos, König von Lydien.

Neuntes Kapitel.

Kleinasien bis auf Krösos, König von Lydien.

107. Betrachtet man die Halbinsel, die wir mit dem Namen Klein-Asien zu bezeichnen gewohnt sind, an und für sich: so scheint kaum ein Land geeigneter, ein großes Volk zu ernähren in Selbständigkeit, in mannigfaltiger und eigenthümlicher Bildung. Gegen Asien durch hohe Berge geschützt, öffnet das Meer, welches ringsher ihre Küsten bespült, ihre Ufer zerreißt, ihre Flüsse empfängt, den Zugang zur Welt, zu nahen und fernen Völkern; und in sich selbst ist das Land reich an allen Erzeugnissen der Natur, die der Mensch verlangen mag zur Vertheidigung, zur Nahrung, zum Verkehr und zur Bequemlichkeit; von Rauheit bis zu üppiger Schöne geht die Natur so allmählig über, daß zur Vollendung des Ganzen rohe Kraft und die feinsten menschlichen Genüsse neben einander möglich bleiben. Aber bei näherer Ansicht scheint die Halbinsel durch ihre Lage wie durch ihre Beschaffenheit mehr zu Europa als zu Asien zu gehören. Sie scheint wenigstens zwischen beiden hingebreitet wie eine weite Bühne, den Völkern beider Welttheile zum Verkehr und zur Berührung, um ihnen Gelegen-

heit zu bieten, sich in Frieden und Krieg an einander auszuarbeiten, und sich gegenseitig den Gewinn darzubringen, den Völker von Völkern zu ziehen vermögen für Bildung und Menschlichkeit. Und in der That ist nicht zu leugnen: der Umstand, daß die Halbinsel mit Asien zusammenhängt, von Europa aber (auf solche Weise) getrennt ist, mußte den Verkehr beider den Eigenthümlichkeiten ihrer Völker anpassend machen, und im Geiste dieser Eigenthümlichkeiten fördern.

108. Der Entwickelung des Lebens der Menschen, die sich auf diesem Boden von Alters her bewegt haben mögen, kann die Geschichte keineswegs folgen. Das aber ist gewiß, daß Klein-Asien niemals von Menschen Eines Volkes bewohnt worden, daß es nie zu Einem Staate, der bleibend und eigenthümlich etwas geworden wäre, gekommen ist. Alle alten Sagen und Ueberlieferungen stimmen darinn mit den Nachrichten späterer Geschichte überein, daß immer ein großes Gewühl höchst verschiedener Völker, die theils seit uralten Zeiten das Land inne gehabt hatten, theils aber aus Asien, und theils aus Europa eingewandert waren, in diesen Gefilden sich umher getrieben. Daher ein wundersames Gemisch in Sitten, Sprachen und Religionen. Vieles war Europäisch, griechischen Bräuchen nicht ungleich. Manche schöne Erscheinung des Lebens knüpfte die griechische Mythe, durch welche der Geist den Anfang der Geschichte suchte, an diese Gegenden. Als sich aber im Verfolge der Zeit die Eigenthümlichkeiten europäischer und asiatischer Völker

bestimmter gestalteten: da nahm jene in ihrer schönsten Erscheinung Besitz von den Küsten des weltverbindenden Meers; sie bemächtigte sich, man möchte sagen, der Pforten des Lebens und der Bildung, und schloß den asiatischen Despotismus ein. Um die Zeit, als die Israeliten unter ihren ersten Königen sich zu Selbständigkeit und Größe zu erheben schienen, setzten sich die Griechen auf der herrlichen Küste Klein-Asiens fest, baueten eine Reihe vortrefflicher Städte, zogen den größten Gewinn des alten Umtriebs, und bildeten sich Lehrer und Muster für höhere Bildung.

109. Aber von den meisten der dreißig Völker, deren Herodot in diesem Land (und es war seine Heimath!) gedenkt, giebt es keine Geschichte, sondern nur Mythen und allgemeine Andeutungen, die kaum an einigen Namen festhängen. Ueberall war früh Thätigkeit und Betrieb; hin und wieder auch wol feiner Genuß; aber, wenn wir die griechischen Colonien hier übergehen, wie wenig wissen wir! Wie wenig von des rauhen wald- und steppenreichen Kappadociens Bewohnern, den später s. g. Leukosyrern; (sie kamen mit dem medischen Reich in persische Gewalt). Wie wenig von Denen im Süden, wohin früh Phönicier Waaren und Bildung gebracht haben mögen; wo Cilicien, nach Lage und Natur, reiche phönicische Städte, wohlhabende Ackerbauer, arme Nomaden und kühne Seeräuber zeugte; wo Pamphylien auf hohen Bergen starke, raublustige Menschen ernährte, welche die Küsten ihres Landes aus Rohheit nicht zu

benutzen versuchten; wo Lycien hochgesinnte Einwohner, fähig zu jeder großen That, erzog, die früh zu Bildung und Freiheit gestrebt zu haben scheinen; wo Karien endlich kriegerische Männer sowol für fremde Kämpfe als eigene Freiheit bildete, und griechischen Handel, Gewerbe und Reichthum in vollem Glanze sah! Wie wenig von Denen im Norden, wo Paphlagonien, allem Gehorchen ungeneigt, eine vortreffliche Reiterei zu Krieg und Schlacht lieferte; wo Bithynien schöne Wiesen und herrliche Früchte darbot, und durch sie aus dem nahen Thracien verschiedene Völker anlockte, die weder Städte ummauerten, noch die langgestreckte Küste benutzten; wo endlich Mysien seinen Bewohnern Segen und Ueberfluß gewährte! Troas aber ist ein heiliger Boden! Homers göttliche Dichtung hat denselben aus dem Gebiet historischer Forschung hinweggerückt. Den Helden dieser Dichtung gereicht zum schönsten Ruhme, daß, nachdem sie große Frevel mit großen Strafen gebüßt hatten, die ersten Geschlechter späterer Zeiten keine edlere Abstammung zu finden gewußt, als von ihnen. Ueber den Zustand der Zeit, über Leben und Art, und über die Verhältnisse dieser Gegenden mit den Griechen giebt auch die Dichtuug die herrlichsten Aufschlüsse: aber das, was sie erzählt, soll darum, weil es in sich selbst wahr ist, keine weitere Frage leiden. Selbst die Geschichte der Phrygier ist in den gordischen Knoten der Mythe geschürzt, welchen der Forscher umsonst zu lösen versucht. Ihr Glaube, daß sie die ältesten Kinder der Erde seyen, konnte sie am wenigsten schützen vor frem-

dem Hohn; aber die Vortrefflichkeit der weiten Gefilde Phrygiens, die mannigfaltigen Erzeugnisse der Kunst, die reichen Städte und der bedeutende Handel zeugten dafür, daß hier lange vor Cyrus menschliche Bildung geblüht hatte.

110. Eben so ist von den Lydern wenig bekannt. Die Vortrefflichkeit des Bodens, den sie bewohnten, die köstlichen Gaben der Natur, die Nähe des Meers und daher frühe Berührungen mit Europäern, mögen sie in uralter Zeit zu Thätigkeit, Umtrieb und Handel hingerissen haben. Dadurch bildeten sie sich zu einem erfindungsreichen Volke, welches in Krieg und Frieden, unter guten Einrichtungen, zu handeln und zu genießen verstand. Die Erfindung des Metallgeldes jedoch ist von ihnen wol nicht, wie Herodot glaubt, gemacht worden, aber vielleicht haben die Griechen Metallgeld bei ihnen am häufigsten, vielleicht auch am frühesten, gefunden. Der große Verkehr mit Fremden aber (auch Colonien mögen sie gestiftet haben) und der Reichthum, den sie dadurch und durch Ackerbau und das Gold des Tmolos erwarben, scheinen ziemlich früh die Sitten, besonders der Weiber, verdorben zu haben; Menschen wurden um Gewinn greuelhaft verstümmelt, und die Frauen selbst verkauften sich niedrigen Lüsten. Aber wie weit die Entwickelung der Lyder, Bildung und Entartung, unter den beiden ersten Königsstämmen der Atyaden und der Herakleiden, gekommen seyn, wie lange jener Stamm geherrscht haben mag, ist ungewiß. Zu der

Zeit, als Salmanassar Israel unter das Joch der Assyrer brachte (59 und 90.), etwa hundert Jahre vor der Verbreitung der chaldäischen Macht (94.), und kaum zwanzig vor der Vereinigung der Meder durch den Deiokes (101.), ging die Herrschaft, durch Eitelkeit, Weiberlist und Frevel, an die Mermnaden über (um d. J. 720), nachdem sie gegen 500 Jahre bei den Herakleiden gewesen war.

111. Die rächende Gottheit vergaß dieser Vorfälle nicht. Dennoch gelang im Ablaufe von anderthalb hundert Jahren den Mermnaden, die lydische Macht, ungeachtet des Einfalls nordischer Völker (vergl. 102), in mannigfaltigen Kriegen so zu heben, daß es dem fünften dieses Stamms, Krösos nicht schwer wurde, den größten Theil der Halbinsel bis an den Halys, die griechischen Städte nicht ausgenommen, zu unterwerfen, und seine Hauptstadt Sardes mit Schätzen und Pracht, zur Bewunderung nah- und fernhergekommener Menschen, anzufüllen. Ueber solches Glück wurde der verständige Mann eitel, übermüthig und unfähig, einfache Wahrheit zu hören, also daß er das Schicksal zu verdienen schien, welches ihm die rächende Gottheit aufbewahrt hatte. Zuerst wurde er durch häusliches Unglück gedemüthigt; dann aber schreckte die Gefahr, welche die junge persische Macht seinem Reiche zu drohen schien, ihn auf zu Entschluß und That. Aber aus lauter Vorsicht wurde Krösos unbesonnen. Nachdem er mit thörichtem Vorwitze die Wahrhaftigkeit der Orakel geprüft hatte, trauete er blind der eigenen Auslegung theuererkaufter, vielsinniger Götter-Sprü-

che, verschmähte auf die Stimme menschlicher Klugheit zu hören, rüstete sich mit kühnen Hoffnungen zum unglückseligen Krieg, und ging, ohne die Mitwirkung ferner Bundesgenossen abzuwarten, über den verhängnißvollen Fluß nach Kappadocien, um allein das Glück zu versuchen. Mit ihm Thales von Milet.

Zehntes Kapitel.

Kyros und Kambyses. (Lyder, Griechen, Babylonier, Juden, Skythen, Araber.)

112. Mit seinen Persern und der erzwungenen Hülfe der unterjochten Völker des vormals medischen Reichs zog Cyrus dem verwegenen Krösus entgegen. Bei Pteria in Kappadocien trafen sie hart auf einander; aber hier fiel die Entscheidung nicht, sondern Krösus ging belehrt zurück, um von neuem zu rüsten, und Aegypten, Babylon und Lakedämon an Bund und Hülfe zu mahnen. Allein weil immer siegt, wer durch Kühnheit der Entwürfe und durch Raschheit der Ausführung zu verwirren weiß, und dabei die Mittel, welche die Natur darbeut, mit Sinn zu gebrauchen versteht: so konnte der letzte rühmliche Kampf den Lydern keine Rettung geben. Etwa zwanzig Jahre nach dem Umsturze des medischen Reichs fiel Sardes (J. 537); aber das ungeheure Unglück, das plötzlich über die einst so glücklichen Mermnaden hereinbrach, öffnete dem gefangenen Krösus die Einsicht in Solons verachtete Warnung, wie

seinem wackern Sohne den stummen Mund. Und durch Beides entging er dem Tod und erkannte mit ergreifender Rührung, daß die Weisheit länger hält als Macht und Schätze, und daß die Götter Recht behalten, auch wenn der Sterbliche ihnen die Sklavenkette, die er für den Glauben an sie trägt, höhnend auf die Schwelle wirft.

113. Als die griechischen Städte, welche früher den Abfall vom Krösus umsichtig verweigert hatten, dieses Schicksal des lydischen Reichs sahen: da hätten sie gern den Sieger für die Bewilligung einiger Freiheit als Herrn anerkannt. Aber Cyrus wußte recht gut, „daß man gefangenen Fischen nicht mehr pfeift!„ Indeß erfuhren seine Feldherren bald, daß die Griechen noch keineswegs im Netze waren. Und wenn gleich Alle in persische Gewalt kamen, (Milet war, als vom Krösus nicht unterworfen, selbst mit den Persern im Bund, und auch unter den übrigen war keine Einheit): so wurde doch noch mancher Kampf gewagt; und einige dachten groß genug, lieber die theure Heimath zu verlassen, und hinter weiten Meeren ein entferntes Obdach für Freiheit und Leben zu suchen, als in heimischer Bequemlichkeit die Knechtschaft zu ertragen. Aber auch an Diesen zeigte sich, daß des Menschen Herz trotzig und verzagt ist, und daß der Sterbliche leichter die Tugend bewahren, als dem Unglück entgehen kann. Und doch, wie hoch steht die ungeheuere That der Lycier in Xanthus über jener der Griechen in Phokäa! Diese erfreut das menschliche Gefühl; jene besonnene und allgemeine Aufopferung aber erschüttert des Menschen Geist und zwingt zur Bewunderung menschlicher Größe.

¶ 114. Zur Sicherung so vieler und so schneller Eroberungen in einem Lande, welches noch so hochgesinnte Menschen hatte, wandte Cyrus klug und gelehrig Maaßregeln aller Art an. Die Zweckmäßigkeit derselben mag nicht verkannt werden, wenn sie gleich bei seinem verkehrten Streben hart seyn, und in der Folge, unter schwachen oder unklugen Fürsten, vernichtend werden mußten. Um die Unterworfenen zu gewinnen, ließ er sie, soviel möglich, bei ihren Gesetzen, und stellte ihnen Vögte aus ihrer Mitte: darum hatten Viele sich über die persische Herrschaft nicht zu beschweren. Um aber jedem Versuche für die Freiheit sogleich begegnen zu können, besetzte er die Städte und belegte das Land mit starken Heerhaufen: durch diese wurde zugleich die Eintreibung der Steuern oder Geschenke gesichert. Um endlich gefährliche Kräfte zu brechen, und Andern eine schreckende Warnung zu geben, wurde gegen Widerspänstige und Unruhige das alte bewährte Mittel gewaltsamer Versetzung angewendet (aber gewiß auch in der Folge nie so einfach vollkommen, wie Herodot es darstellt). Gegen die Lyder aber, welche durch eine Empörung das letzte Schicksal verdient zu haben schienen, rieth Krösus (zärtlichen Eltern gleich, die lieber ihrer Kinder Schande ertragen wollen, als ihren Tod) entnervende und verweichlichende Befehle an. Ihnen wurden die Waffen genommen und dann ward ihnen aufgezwungen, was wohl in andern Zeiten zarte Jünglinge frei erwählt haben: Putzkleider, Citherspiel und Gesang. Dadurch erreichte der Eroberer seinen Zweck; sie wurden aus Männern Weiber, ohne Kraft und Ehre, ungefürchtet und darum ungeachtet.

115. Der Krieg gegen Babylon, den Cyrus selbst unternahm, war, obgleich ihn zumeist Lust und Leidenschaft dazu bewegen mochte, bei der nunmehrigen Lage der Dinge politisch nothwendig. Da der König von Babylon, aus Sorglosigkeit oder Unkunde, Lydien hatte fallen lassen, so konnten die hohen Mauern der alten Königsstadt das verdiente Geschick nur eine Zeitlang von ihm abhalten. Die erhabene Babylon gerieth in persische Gewalt, weil Cyrus, bei der Unvorsichtigkeit ihrer Bewohner, nur den Widerstand der Natur zu überwinden hatte. (J. 533. vergl. ỳ7.) Darauf gehorchte auch das ganze babylonische Reich, also daß Cyrus' Herrschaft sich über alle Länder Asiens verbreitete vom Süden der persischen Bucht bis an den Pontus Euxinus, und von Joniens und Phöniciens Küsten bis weit hinter den kaspischen See, zu den fernen Gebirgen, aus welchen sich der Oxus und der Jaxartes ergießen!

116. Nach diesem erlaubte Cyrus den Juden, die Nebukadnezar vor fast siebenzig Jahren in die Gefangenschaft geführt hatte (95.), zurückzukehren in die vielersehnte Heimath, welche ihnen, wegen Jehovahs hoher Wohnung, Davids glänzender Herrschaft und vieler alten Erinnerungen, im Unglücke dreifach heilig geworden war. Denn in der Fremde hatten sie ihr Herz gewandt, schrecklich belehrt durch die ungeheure Erfahrung, wie nichtswürdig und elend ein Volk ist, das weder frei zu seyn, noch zu gehorchen versteht; sie waren zurückgekehrt zum Sinn und Gesetze der Väter, und hatten sich an Dem, durch Den sie waren, an Jehovah, eben so fest-

gehalten, als sie ihn sonst sündlich zu verlassen pflegten. Aber ihre Kraft war gebrochen; ein König brauchte sie nicht mehr zu fürchten; der Platz, den sie einnahmen, mochte zur Bändigung Anderer besser gebraucht werden; auch konnte die Verehrung des unsichtbaren, gestaltlosen Jehovah dem alten erhabenen Naturdienst der Perser, ohne Bild und Tempel, nicht eben greuelhaft dünken. Jedoch, was auch den Cyrus bestimmt haben mag: die Rückkehr der Juden in ihr altes Vaterland und die Wiedererbauung des Tempels ist unendlich folgenschwer geworden für die Entwickelung des Geistes späterer Zeiten.

117. Gegen Norden aber gränzte das persische Reich an zahlreiche, kriegerische Völker, die zu den Scythen gerechnet wurden. Gegen diese zog Cyrus zum Kriege; denn der Krieg wird, wie Jagd und Spiel, dem Glücklichen leicht zur Leidenschaft, und wer Vieles vollbracht, glaubt Alles zu können; auch mochten ihm solche Völker für seine Herrschaft gefährlich scheinen. Aber ihn trieb sein Geschick; er sollte erfahren, daß es einen Wechsel menschlicher Dinge giebt. Er verlor sein Leben (J. 530?), mag er nun von der Massageten hochgesinnten Königin Tomyris nach ruhmwerthem Kampfe mit Blut gesättigt, oder auf andere Art, gegen Derbiker und Saker, gefallen seyn. Denn, wie über seiner Geburt, so ruht über seinem Tod eine sinnvolle Ungewißheit; die Art aber, wie Xenophon denselben darstellt, ist zwar schön, doch nicht wahrscheinlich.

118. Bei diesen unaufhörlichen Kriegen und Eroberungen hatte Cyrus für das Innere seines Reichs we-

nig thun können. Nur der Hof war auf medische Art gebildet und Susa wol schon der Aufenthalt desselben; im Uebrigen hatte sich Cyrus begnügen müssen mit den Maaßregeln zu Erhaltung des alten Sinns in seinen Persern, zur Sicherung des Eroberten, zur Gewinnung der Unterworfenen. Deßwegen war für das große Reich ein großer König doppelt nothwendig. Aber Kambyses (Achasveros?), des Cyrus ältester Sohn, war dem Vater ungleich: ungesund am Leib und am Geiste, wenigstens ungeprüft und unbewährt durchs Leben, aufgewachsen im Gefühl, einst Alles zu können, dabei schwach jähzornig und unbändig: so folgte er dem Vater. Dem zweiten Sohne, Smerdis (oder Tanyoxarkes), hatte Cyrus, eben nicht mit Weisheit, eine eigene Herrschaft bestimmt. Dieser Kambyses zog bald zum Kriege wider Aegypten. Nach der Ursache dieses Krieges darf Keiner fragen; sie lag theils im Charakter des Königs, noch mehr aber in der Natur eines übermächtigen Staats, der Keinen fürchten zu dürfen glaubt; Verrath und Aufhetzung scheinen hinzugekommen zu seyn. Aegyptens König, Amasis, war weise genug; aber wenn er auch dem Anwachs der persischen Macht nicht gleichgültig zugesehen, so hatte er doch, als ein Emporkömmling, nur daran denken dürfen, sich in seiner neuen Herrschaft zu befestigen und sie den Aegyptern angenehm zu machen. Nachdem aber Sardes und Babylon gefallen waren, konnte Aegypten um so weniger Ruhe hoffen, da schon frühere Begebenheiten (95.) die Absicht Aegyptens auf asiatische Länder gezeigt hatten. Von den Arabern erkaufte Kambyses den Durchzug.

119. Die Halbinsel Arabien kann man nicht in der Gesammtheit aller Länder der Erde betrachten, ohne auf den Gedanken zu kommen, daß sie zwischen Asien und Afrika ebendasselbe gewesen sey, was Natolien zwischen Asien und Europa. (vergl. 63. und 97.) Beide scheinen beiden Welttheilen anzugehören; und durch Lage, Natur und Beschaffenheit, ja selbst durch die Größe steht Arabien, als Theil Asiens angesehen, zu Afrika in demselben Verhältniß, in welchem durch dieses Alles Natolien, als Theil Asiens, zu Europa steht. Und in der That: auch in Arabien war von sehr frühen Zeiten her ein ähnliches Völkergetreibe, Einwanderungen, Auszüge, Umtausch und Vermittelung aller Art, aber Alles in einem ganz andern Charakter, angemessen der wunderbaren Natur, der nahen Sonne und der afrikanischen Empfänglichkeit. Die große Verschiedenheit des Landes: die graufe Wüste, und der südliche, durch mancherlei kostbares Rauchwerk und andere hochgeschätzte Gaben ausgezeichnete Landstrich, Jemen, längs des Meers, herauf an der westlichen Bucht: machte den Bewohnern eine verschiedene Lebensart nothwendig; aber überall dieselbe Bestimmung! Zahlreiche Hirten, die nur wenige Oerter für Sicherheit und Haltung angelegt hatten, durchzogen die Wüste, Nahrung für ihr Vieh suchend, sich von ihrem Viehe nährend. Allein in ihren Heerden fand sich das häßliche, aber zum Entbehren und Ertragen am Meisten fähige und im Leben und Tode nützliche Thier, das Kamel, welches die Natur den Menschen gegeben hat, um Leben und Verkehr auch da möglich zu machen, wo allgemeine Erstorbenheit und Ertödung allgemeine

Vernichtung nothwendig zu machen schienen. Mit diesen Kamelen bildeten sie die großen Handels-Karavanen, knüpften Indien, Aegypten, Babylon und Phönicien an einander und an die Welt, förderten dadurch Menschlichkeit und Bildung, sammelten sich selbst kaum zu benutzende Reichthümer, und bildeten sich, da ihnen viel anvertraut ward, zu rechtschaffenen, ehrgeizenden, kriegerischen Männern. Wie sich aber Seeländer zeigen, wo Seehandlung ist; so ist nicht zu verwundern, daß auch Raubhorden sich mit und neben dem Landhandel bildeten. Längs der Ufer des Meers hingegen, und so weit Fruchtbarkeit und Gedeihen reicht, entstand früh eine Reihe herrlicher Städte, die, von sehr verschiedenen Menschen bewohnt, durch eine ausgebreitete Schiffahrt die Erzeugnisse und Gaben Indiens und Afrika's theils umtauschten, theils jenen oder auch afrikanischen Karavanen zuführten, und mit unglaublichem Gewinne weit und breit durch die Welt förderten. Darüber wurden Reichthümer gehäuft und Werke der Kunst aufgeführt, die den Leidenschaften der Menschen solche Bewunderung einflößten, daß sie die Glückseligkeit dieser Gegenden beneideten und ersehnten. Aber die Geschichte der arabischen Völker ist wenig bekannt, bis in späterer Zeit eine religiose Begeisterung der Welt ihre Kraft zeigte; von Andern indeß sind auch sie nicht allgemein unterworfen, und Kambyses hatte wol Recht, von den Herrschern der Wüste Freundschaft und Unterstützung zu erkaufen.

120. Kambyses kam an den Nil. Eine einzige Schlacht reichte hin, den alten Thron der Pharaone

zusammenzubrechen. (J. 525?) Mit rührender Männlichkeit ertrug der König Psammenit die Schmach und das Unglück seines Hauses; aber für die Befreiung seines Vaterlandes machte er Versuche, die verzeihlich, die löblich, aber unzeitig waren. Vielleicht geschah dieses, als Kambyses, aufgeblasen über den raschen Sieg seiner längst bewährten Kriegen, nicht zufrieden mit der freiwilligen Unterwerfung benachbarter Völker, keine Unternehmung für zu gewagt hielt, und, während er an die Eroberung Karthago's dachte und durch die schreckliche Wüste gegen Ammonium ein großes Heer sandte, selbst wider langelebende Aethiopen zog, deren kraftvoll verständiger König seiner tollen Eitelkeit getrotzt hatte. Aber so unglücklich diese Versuche ausliefen, so wenig gelang den Aegyptern, das fremde Joch abzuwerfen. Kambyses ließ den Pharao ermorden, wüthete dann, um die widerspänstige Kraft des schroffen Volkes zu brechen, mit unerhörtem Frevel gegen Sitte und Religion, und suchte im Uebermuthe der Leidenschaft durch Zertretung des Heiligen und Ehrwürdigen und durch Zerstörung alles Großen und Schönen Sicherheit und Gehorsam.

121. Als aber Kambyses sich in argwöhnischer Wildheit auch wider sein eigenes Haus wandte: da durften die Mager, die ihres Volks über der Gunst persischer Könige nicht vergessen hatten, einen Versuch, die Herrschaft den Persern wieder zu entreißen, allerdings für ausführbar halten. Und durch die bedeutungsvolle (106.) Besitznahme des Harems in Susa, und durch den Umstand, daß Kambyses, im Gefühle schwerer

Schuld, unvermutheten Tod fand, als er (nach acht- oder achtzehnjähriger Gewalt?) dem Versuche grade begegnen wollte, wurde dem Mager Smerdis (Artachsasta?) leicht, einige Monden aus tiefer Verborgenheit eine milde Herrschaft zu führen, die ihn allen gehorchenden Völkern lieb machte. Im Uebrigen mag unter Kambyses im Innern des Reiches nichts verändert seyn; und wenn königlicher Richter gedacht wird, denen selbst Er einen Wunsch vorlegte: so geht doch aus nichts hervor, daß sie im Mindesten die königliche Allgewalt beschränkt hätten; sie waren wol eine medische Erbschaft, für die Unterthanen bestimmt, und der König selbst fragte sie nur Gewissens halber um Rath in Sachen der Sitte und Religion. Denn diese königlichen Richter waren „Weise, die sich auf Landes-Sitten verstanden." Aber oft genug haben sie selbst die willkührliche Allgewalt des Königs erfahren!

Eilftes Kapitel.

Dareios. (Skythen; Griechen; Aegypten.)

122. Die Verschwörung der sieben Fürsten gegen den ohrenlosen Mager, um den Persern die Herrschaft zu erhalten, und die Ausführung derselben ist merkwürdig und lehrreich über Leben und Sitte. Ergreifend aber ist die große That des Prexaspes, der, früherer Mißhandlung und gegenwärtigen Glücks gleich wenig eingedenk, sich selbst für sein Volk dem Tode weihete; sie zeigt, welcher Volksgeist, zu Zeiten der Kraft und des

Gelingens, auch in Despotien möglich ist. Selbst das Kunststück, durch welches dem Darius (Dariaves), Hystaspes Sohne, die königliche Gewalt verschafft wurde, ist unterrichtend sowol über den Glauben der Perser, als über den Charakter und den Geist des neuen Königs. Wenn aber die Athenäer die schönen Reden, die nach des Magers Ermordung über die beßte Verfassung gehalten seyn sollen, nicht für ächt hielten, so hatten sie wol großes Recht. Und doch beweisen selbst diese Reden, daß der Despotismus für diese Zeiten und Völker gehörte! Unter allen Königen aber, welche die Perser nach dem Cyrus gehabt haben, ist Darius an Geist und Kraft der größte. Während seiner langen (einunddreißig oder sechsunddreißigjährigen) und thatenvollen Herrschaft, in welcher auch er sich zuerst durch Uebernahme des alten Harems zu befestigen suchte und dann durch Thaten und Weisheit, kam das Reich auf den Gipfel seiner Macht.

123. Keine Stadt aber mag die Sache des Magers lebendiger ergriffen haben, als die alte Babylon, die unter den Fremden von ihrer vorigen Höhe herabgesunken war, und jetzt in Armuth und Druck frühere Sorglosigkeit und Versäumniß zu spät beklagte. Sie blieb auch in der Empörung, als Darius zum Königthume gelangte; sie rüstete sich selbst mit grausamem Ernst, und durfte am Erfolge nicht verzweifeln, weil im ganzen Reiche, bis ins westliche Klein-Asien, unruhige Bewegungen statt fanden. Aber die angestrengteste Aufmerksamkeit war fruchtlos, da die Babylonier vergaßen,

den Feinden in jeglicher Gestalt zu mistrauen. Durch Zopyros' Verstümmlung und List, und durch die Aufopferung einiger tausend Menschen, bemeisterte sich Darius der Stadt, zerstörte die alten hohen Mauern und strafte hart das verzeihliche Vergehen (§. 517). Eben so beruhigte er glücklich die übrigen Theile des Reiches. Daß er aber dann den Zins der Unterworfenen festbestimmte (auf 14,560 Euböische Talente), und für diesen Zweck das Reich in zwanzig Landvogteien oder Satrapeien eintheilte, das mag wohl mit der Erlassung alles Zinses durch den Smerdis zusammenhängen: es sollte eine populäre Maaßregel seyn. Ueber die kleine Summe jedoch aus dem ungeheuern Reiche muß man sich nicht wundern. Was für Wehr und Verwaltung gehörte, war hierunter nicht begriffen; sie war für des Königs Person und Hof, und selbst dazu mußte noch gar Vieles herbeigeschafft werden, durch mannigfaltige Geschenke, Einziehungen, Abgaben und Leistungen in Natur-Erzeugnissen. Dabei aber war es weise, und in des Cyrus Sinne, daß Pars frei blieb von allem Zinse. Ueberhaupt ward für die Sicherheit und Ruhe trefflich gesorgt durch die Feldherren neben den Satrapen, durch königliche Schreiber, durch plötzliche Untersuchungen der Landvogteien, durch ordentlichen Boten-Lauf. Ackerbau und Handel wurden dadurch und auf andere Weise, besonders durch Zoroasters Lehre, vielfältig gefördert. Endlich scheint auch der Hof unter Darius vollständig eingerichtet zu seyn: denn die unsterbliche Leibwache, die hohen Beamten, die vielen Bedienten, die große Schaar der Frauen des Harem, die Verschnittenen gaben demselben Glanz und Ehrfurcht.

Den Wechsel des Hoflagers zwischen Susa, Babylon und Ekbatana muß man wol nicht alter Lebensart, sondern der Bequemlichkeit und der Sicherheit zuschreiben. Manches aber im Leben der Könige, welches sonderbar erscheint, mag eine höhere Bedeutung gehabt haben. So wie z. B. der Perser nicht für sich allein beten durfte, sondern nur für Alle; so mag der König überall aus den Haupttheilen seines Reichs gelebt haben, um sich täglich zu erinnern, daß er Allen angehörte. —

124. Auch der Krieg gegen die Scythen im Norden des schwarzen Meeres wurde wol nur angefangen (J. 513), um durch Abmüdung der unterworfenen Völker in einer großen Unternehmung alle gefährliche Wünsche für die Freiheit zu vernichten. Für diesen Zweck wurden die Scythen recht gut gewählt; auch an einem Vorwande fehlte es nicht. Sonst aber war das Beginnen eben so thöricht, als die Züge des Kambyses gegen die Bewohner der afrikanischen Wüste. Denn was konnte ein solch ungeheueres, stets wachsendes Heer gegen ein Volk nutzen, welches die Erfindung gemacht hatte, die der sanfte Herodot mit Recht für die größte hält, die ein Volk machen kann, die Erfindung: unantastbar zu seyn! gegen ein Volk, das in seinen Steppen nichts zu vertheidigen wußte, als die Gräber der Väter! Ueberhaupt scheint Darius den Krieg eben nicht verstanden zu haben; seine Maaßregeln waren wenigstens höchstunvorsichtig; und wären seine Fehler nicht durch den guten Rath und den Eigennutz zweier Griechen, Koes

und Histiäos, verbessert, so dürften die Perser, im Kampfe gegen die Natur, einen jammervollen Untergang gefunden haben. Indeß blieb die Thür Europa's in ihrer Gewalt, und die starken, aber zerrissenen Völker Thraciens wurden unterworfen und schrecklich mißhandelt. — Uebrigens gelang die Erweitecung seiner Herrschaft gegen Indien (§. 508) dem Darius besser, weil sie durch des Scylax Kundschaft besser vorbereitet war. Das harte Schicksal Barka's (§. 511) aber war ein unbedeutendes Ereigniß für den großen König.

125. Weit wichtiger, ja unendlich folgenreich für die Ausbildung des menschlichen Geistes, waren die Kriege gegen die Griechen. Die Ursache derselben ist keineswegs in irgend einer bestimmten alten oder neuen That zu suchen, sondern diese Kämpfe gingen hervor aus der innersten Natur der Menschen und Staaten und aus dem eigentlichen Wesen der Volksthümlichkeiten. Was sie zunächst herbeiführte, war das Gefühl, fremde Herrschaft sey ein großes Unglück; entfernter, aber nicht minder mächtig, wirkte zugleich die natürliche Feindschaft, die zwischen der europäischen und asiatischen Eigenthümlichkeit statt finden mußte, indem diese, zu Despotie und Sklaverei geneigt, allgemeine Unterjochung suchte, jene aber für Freiheit und Bildung kräftig entgegenstrebte. Und wie wunderbar sind in diese großen Bestrebungen der Völker die persönlichen und augenblicklichen Verhältnisse der Menschen, die zum Ausbruche Veranlassung gaben, hinein verflochten! Die

Unruhen auf Naxos, des Aristagoras selbstsüchtiger Plan, Händel und Mißglück, die Unzufriedenheit und Entwürfe des sklavisch gesinnten Histiäos, Hippias' Verbannung und Groll, Athens Jubel und Unbesonnenheit: es sind lauter Glieder Einer Kette, an welcher sich das große Ereigniß fortwand. Aber ohne jenen innern Sinn hätte Aristagoras bei den Jonern nie Gehör und Anhang zur Empörung gefunden; und die überraschende Verbrennung von Sardes (J. 501) war nur nöthig, um den alten weitverbreiteten Stoff in Flammen zu setzen.

126. Allein gelingen konnte und durfte das Unternehmen keineswegs. Wenn auch die Athenäer, die, nach verflogenem Rausche, bestürzt und schüchtern zu Hause eileten, geblieben wären; wenn auch den Urhebern anstatt einer gemeinen Seele ein erhabener Sinn eingewohnt, und wenn die Verbindung der ionischen Städte auch mehrere Anhänger gefunden hätte: so würden die Joner der ungeheuern Macht des Königs doch um so weniger widerstanden haben, je mehr es in der Natur solcher Verbindungen liegt, daß die erste Begeisterung und Einigkeit nicht dauern kann. Das Unglück Joniens war daher nothwendig; es war auch nothwendig als Einleitung der größeren Ereignisse. Nach dem Seesiege der Perser bei Lade (J. 496), durch Verrath und Feigheit erleichtert, mußte Milet das verkündete Geschick erdulden (J. 493). Mit ihrem Falle war der Ausgang des Aufstandes entschieden, und in den Flammen blühender Städte, auf den Inseln wie

auf dem Land, und in der greuelvollen Mißhandlung freiheitliebender Menschen konnten Despoten und Sklaven ihren Sieg feiern. Das ungeheuere Unglück aber wird menschlichem Gefühle nur erleichtert durch die erhabene Denkart einiger Städte und Männer, und durch die rächende Gottheit, welche den Schlechten (Aristagoras, Histiäos) verdienten Untergang bereitete.

127. Solch ein Ausgang mußte den König, auch ohne des Sklaven tägliche Mahnung, und die Aufreizung des Hippias, zur Unterjochung Griechenlands antreiben. Das Schicksal des ersten Versuchs, den Mardonius (J. 493) machte, hätte freilich Warnung seyn können, wenn nicht Leidenschaften über die Menschen herrschten. Der zweite unter Datis Anführung, und des Athenäers Hippias Leitung, scheint, in der gewöhnlichen Hoffnung vornehmer Flüchtlinge, auf eine Ueberraschung angelegt zu seyn, von der man um so mehr erwarten mochte, da so Viele dem großen König Erde und Wasser geschickt hatten. Auf die Weise scheint sich das räthselhafte Zusammentreffen bei Marathon (J. 490) und die Umsegelung Sunions erklären zu lassen. Aber die Schmach, mit welcher man sich enttäuscht sah, verlangte nicht minder Rache als zuvor die Mißhandlung der Herolde, und die dreijährige Rüstung im ganzen großen Reiche beweiset, wie tief dieselbe empfunden wurde. Jedoch der Tod ersparte dem Darius (J. 487) die neue Schmach, die sein Sohn Xerxes über sich und die Perser gebracht hat.

Zwölftes Kapitel.

Xerxes und seine Nachfolger.

128. Denn des Xerxes eitler Geist war solchen Umständen nicht gewachsen. Natur und Erziehung hatten gleich stark gewirkt, ihn zu dem zu machen, der er war. Aegypten stand, als er König ward, in Empörung; es war ein Unglück für dasselbe, daß der Schmerz über die verlorene Freiheit nicht bis zum Abzuge des Heers nach Europa unterdrückt worden war. Daher wurde dem Könige nicht schwer, härtere Fesseln über das unglückliche Land zu bringen (§. 485). Aber dieser Erfolg reizte seine Seele zu übermüthigen Unternehmungen. Und hätte er auch verständigem Rathe Gehör geben wollen: trieb nicht ein wunderlicher Geist ihn und den weisen Oheim zu der großen Bestimmung! Aber unvorsichtig wurde nichts unternommen. Die Rüstung dauerte vier Jahre im ganzen Reiche; nichts wurde versäumt; das Bündniß mit Karthago jedoch möchte zu bezweifeln seyn; der größte Fehler aber war die schlechtgeordnete Vereinigung so großer Macht zu solchem Zweck. Aber es ist schwer zu sagen, ob Unwissenheit oder Eitelkeit daran die größte Schuld hatte. Der Zug selbst (§. 481) ist von Herodot schön beschrieben. Im Ganzen zeigte Xerxes morgenländisch-königliche Gesinnungen. Die Geißelung und Fesselung des stürmischen Hellesponts mag bei einem Volke nicht ohne Bedeutung gewesen seyn, dessen erste Männer scheugewordenen Pferden die Füße abschneiden lie-

ßen; die Peitsche wurde vielleicht nicht häufiger geschwungen, als weiland in deutschen Heeren der Stock; die Heerschau bei Doriskos ist merkwürdig für das Kriegswesen. Die Durchgrabung des Athos aber wurde schon im Alterthume nicht geglaubt, und die Größe des Heers ist gewiß sehr übertrieben. Indeß lernte Xerxes bei den Thermopylen seine Feinde kennen, und die großen Tage von Salamis (J. 480), Platää und Mykale (J. 479) zeigten schreckbar, daß unterjochte Völker die Kraft der Unterjocher nicht vermehren, sondern zerstören. Der stolze Gedanke, die Welt zu bezwingen, verließ auf einmal den gedemüthigten König; und wenn auch die Zerstörung Athens seinem Rückzug einigen Schein geben mochte: so war doch seine und des Reichs Kraft gebrochen, und beider Schicksal bestimmt.

129. Von diesem an unaufhaltbarer Verfall! Xerxes fand nach Liebes-Händeln und betäubenden Lüsten verdienten Tod (J. 466); das Reich aber schwankte, wie aus dem Schwerpunkte gehoben, und schien bald dem Umsturze nahe. Um den ungewissen Thron erhob sich beständiger Streit; ein böser Geist trieb das königliche Haus mit den gräuelhaftesten Ausbrüchen roher Leidenschaft gegen sich selbst; in den Provinzen wurden die Satrapen, indem sie durch unkluge Vergrößerung ihrer Macht gewonnen werden sollten, zu Empörungen gereizt; die unterjochten Völker, nicht mehr in siegreichen Kämpfen beschäftigt, strebten zurück nach der alten Freiheit, um so lebendiger, je mehr die Unterdrücker,

Kampf und Kraft vergessend, verächtlich wurden; die Könige aber waren unfähig, des Reichs ungeheueren Leib mit neuer Seele zu durchdringen und zu beleben. Schnell wie die medische, wie die babylonische Herrschaft würde auch die persische vernichtet seyn, wenn nicht die Völker Asiens in den mannigfaltigen Unterjochungen ermüdet wären. Aber selbst der Krieg mit den fernen und getrennten Griechen, der einst mit solchem Uebermuth unternommen war, wurde so gefährlich als schmachvoll, und mußte mehr mit Bestechung geführt werden als mit dem Schwerdte. Das aber machte den Persern möglich, noch gegen anderthalbhundert Jahre den Namen der Herren von Asien zu führen, daß zuerst die Griechen sich solchen Bestechungen zugänglich zeigten, in der Folge aber zugleich sich selbst lähmten durch innere Kämpfe.

130. Schon Artaxerxes Langhand (J. 466—425) vermochte die Empörung eines Satrapen nicht mit Gewalt zu unterdrücken; und wenn auch das empörte Aegypten, griechischer Hülfe ungeachtet, bezwungen wurde (J. 456): wie wuchs die Schmach des Kriegs mit den Griechen, denen man feig auswich, um keine Niederlage zu erleiden! Und doch, als der unächte Darius II. (J. 424—404) über zwei Bruderleichen hinweg sich auf den königlichen Stuhl gesetzt hatte, wagten auch schon die Aegypter, durch alle Leiden ungebrochen, einen neuen Aufstand, an welchem das noch vom Cyrus unterworfene Cypern freudigen Antheil nahm. Und mehr, als über den Erfolg desselben, muß

man sich, bei den unaufhörlichen Empörungen der Satrapen, darüber wundern, daß der Aufstand der Meder, welche dem Beispiele folgten, nicht gelang. Dem andern Artaxerxes, Mnemon, (J. 404—362) gab das Schicksal über seinen Bruder Cyrus, dem die Vorliebe der Mutter die Mittel verschafft hatte, um den Thron streiten zu können, auf welchen er durch seine Geburt und durch seinen Geist Ansprüche zu haben glaubte, freilich den Sieg. Aber der unglückliche Bruderkampf reizte nicht bloß die Königin Mutter auf zu verderblicher Wuth, sondern er machte auch die Griechen, deren wenige Tausend, die mit dem Cyrus gegangen waren, als Feinde das Reich ungestraft durch ziehen konnten, mit dem elenden Zustande desselben bekannt, und führte eine Erneuerung des Kriegs mit den Griechen herbei, in welchem Agesilaos schon den Gedanken faßte, den persischen Thron umzuwerfen. Und nach menschlicher Einsicht wäre dieser Gedanke nicht zu kühn gewesen, wenn es den Persern nicht gelungen wäre, durch einen Krieg in Griechenland den Agesilaos zu entfernen, und durch griechische Eifersucht einen vortheilhaften Frieden zu erhalten. Wie wenig sie diesen Frieden verdienten, das bewiesen die Kriegszüge gegen den Euagoras von Salamis, gegen die Kadusier und die Aegypter: auch mit griechischer Hülfe gelang es nicht, die Empörten wieder zum Gehorchen zu bringen. Uebrigens bietet das Reich gegen das Ende des Artaxerxes ein Bild von Zerrüttung und Auflösung dar, das wirklich ekelhaft ist, weil das menschliche Gefühl weder durch eine hohe Gesinnung

noch durch eine große That versöhnt wird. Und wenn Artaxerxes der Dritte (Ochus), nachdem er sich durch unerhörte Grausamkeit gegen die eigenen Brüder einen frevelhaften Thronbesitz verschafft (J. 362—338), auch durch besondere Umstände und Mittel mancher Art das Glück hatte, noch einmal die Gränzen des alten Reichs zu sehen, und den verschiedenen Völkern desselben eine täuschende Ruhe aufzuzwingen, so scheint dieß nur geschehen zu seyn, um Alles zu Einem großen Zusammensturze, für welchen in weiter Ferne eine junge Macht mit bewunderungswerther Schnelle empor wuchs, zu vereinigen. Denn eine solche unnatürliche, von den unterworfenen Völkern gehaßte, und von verweichlichten, nervenlosen Söhnen kraftvoller Väter elend, ohne Einheit und Tugend, geführte, Herrschaft, konnte des wohlgesinnten Darius Kodomannus (J. 386) schwache Hand nicht mehr halten. In drei Schlachten, wider Alexander den Großen am Granikus, bei Issus (J. 333) und in der Ebene von Arbela und Gaugamela (J. 331) gekämpft, fiel die ganze Herrschaft, und der Brand der alten Perserstadt verkündigte der Welt den ungeheuern Fall (J. 330).

Zweites Buch.

Afrikanische Staaten.

I. Aegypten.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Ansicht von Land und Volk und von den Quellen der Geschichte.

131. Indem man den ägyptischen Boden betritt, scheint sich eine ganz eigene Welt zu eröffnen. Alles stellt sich merkwürdig, auffallend, überraschend, seltsam, unbegreiflich dar. Es ist das Land des Wunderbaren und Geheimnißvollen; aber mitten im Dunkel der Umgebung glaubt man einiges Licht auf Das fallen zu sehen, was vor aller menschlichen Erinnerung liegt. Die ersten Völker des Alterthums hielten es nicht unter sich, den Ursprung des Herrlichsten ihrer Art und Kunst in Aegypten zu suchen; und wir fühlen uns durch die räthselhaften Ueberbleibsel menschlicher Werke, die in unendlicher Menge dieses Land bedecken, zu erfreulichen Ahnungen über das Streben und Treiben der Menschen in jenen Zeiten gehoben, aus welchen kein Laut herüber tönt, von welchen kein Buchstabe redet. In der That:

wenn man bedenkt, was die Alten über der Aegypter Leben, Wesen und Bräuche angemerkt haben, und wenn man aus den Trümmern der Wunderwerke desselben erkannt hat, welch ein Leben sich einst auf diesem Boden bewegt haben muß, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren: die Natur habe auf diesen kleinen Raum darum so viel Eigenthümliches zusammengehäuft, um den forschenden Menschen über ihre nahe Erödung und Abgestorbenheit zu trösten, deren Anblick sie, um Licht und Wärme zu verbreiten, ihm nun einmal nicht ersparen konnte.

132. Und nicht leicht wird ein anderes Land so auffallend, als Aegypten, zeigen, wie die Völker und ihre Umgebungen für einander passen, und wie das Ausgezeichnete der ersten bedingt ist durch die Besonderheit der andern; wie die Natur leistet, was der Geist verlangt. Denn nicht leicht war einem Volke vergönnt oder bestimmt, sich so in sich selbst eigenthümlich, ohne bedeutende Einmischung von Fremden, auszubilden, als dem ägyptischen. Durch Berge, Wüsten und Meere war das Land eingeschlossen: dadurch war es den Fremden unzugänglich, und konnte leicht gegen dieselben vertheidigt werden; die Aegypter selbst aber konnten das Meer, welches ihre Küsten bespülte, nicht zum Verkehre mit andern Völkern benutzen, weil die Natur ihnen nur Holz zum innern Betrieb und zur Verfertigung solcher Särge, wie ihr Glaube über das Verhältniß des Leibes zur Seele verlangte, verliehen hatte und keineswegs für die Schiffahrt. Daher blie-

ben sie auf das enge Nilthal eingeschränkt, und bildeten sich in sich selbst aus, wenn auch Fremde zu See und Land zu ihnen gekommen seyn mögen; und wie, nach Platon, ihre Musik und ihre Gemälde seit Jahrtausenden volksthümlich und sich selbst gleich, ohne Verfall und ohne Entartung, blieben: so ihr ganzes Leben! Ob nun ursprünglich der größte Theil Aegyptens, ob wenigstens das schöne Delta ein Geschenk des Nils gewesen sey, mag immerhin ungewiß seyn; das hingegen ist außer allem Zweifel, daß der Nil dem Land aus segenreicher Verborgenheit fort und fort die üppige Fruchtbarkeit regelmäßig zuströmte, durch welche Aegypten so vielen Menschen Nahrung und Betrieb verschaffte. Wohin der Nil nicht drang, da war Ödung und Tod. In der reichen Schöpfung hingegen, die durch ihn belebt wurde, durch die Anstrengung, zu welcher er die Menschen bald zwang und bald reizte, und wiederum durch die Muße, die er gewährte, mußten sich die Aegypter zu einem kräftigen und geistreichen Volk ausbilden; aber in dieser Abgeschiedenheit unter diesem heißen Himmel mußten sie wol zu ganz besondern Ansichten und Sitten gelangen, der Geist mußte wol eine abweichende Richtung erhalten, ihre ganze Art mußte einsiedlerisch, ihr Sinn zu Wollust und ihr Charakter zu Verschlossenheit geneigt werden!

133. Aber das Buch der Geschichten dieses Volkes ist leider! mit starken, unlösbaren Siegeln belegt. Etwas Historisches wissen wir erst von den Zeiten, als Aegypten angefangen, der Welt anzugehören, und das

mit aufgehört hatte, sein eigenthümliches Leben rein zu erhalten. Alles, was kundige Männer — auf Reisen, auf Kriegszügen oder auf welche Art es sey — bis auf den gegenwärtigen Augenblick erforscht haben, dient nur dazu, den Geist zu neuen Forschungen zu reizen; Alles, was sie in späterer Zeit gesehen haben, vermehrt nur die Räthsel über die Vorzeit. Moses hätte wol Vieles berichten können; aber er zog vor, ganz seinem Volke zu leben, und gedenkt der Aegypter nur in dieser Beziehung. Und was dann, nach langem Schweigen der biblischen Schriftsteller, die späten Propheten haben, sind Andeutungen des Augenblickes und über die Vorzeit gar nicht unterrichtend. Unendlich belehrend redet zwar Herodot über Aegypten; aber als dieser weise Forscher das Land selbst besuchte, da war der Thron der Pharaone längst zusammengebrochen, und Aegypten hatte die frevelhafte Zerstörung durch Kambyses erfahren. Er wurde über die Zeit der Kraft, in welcher alle die Herrlichkeiten entstanden, deren Verfall zu seiner Zeit bejammert wurde, durch ägyptische Priester unterrichtet; aber diese Nachrichten stellen sich sogleich dar als unzusammenhängend, mit Deuteleien und Mährchen, die man nicht abzusondern vermag, vielfältig durchwebt.

134. Und in der That: wie ist zu glauben, daß die ägyptischen Priester über den Gang der Vorzeit ordentlich unterrichtet seyn konnten! Das Andenken früherer Begebenheiten wurde in Aegypten durch Hieroglyphen erhalten. Diese, überhaupt das älteste und

natürlichste Mittel menschlicher Mittheilung, waren ursprünglich gewiß leicht verständlich. Aber im Fortgange der Zeit mußten sie, so wie sich das Leben erweiterte und die Kenntniß und die Wißbegierde der Menschen wuchsen, ihren Sinn um so mehr verlieren, je einfacher derselbe anfänglich gewesen, und je mehr bei ihnen auf die Erinnerung der Menschen gerechnet war. Und wenn gleich den spätern Priestern eine heilige Buchstabenschrift zu Gebote gestanden hat: so konnte auch diese bei der Erklärung schwerlich vor Mißverständniß und Verwechselung schützen, da in allen andern menschlichen Kenntnissen gleichfalls Hieroglyphen gebraucht wurden. Erst in der Zeit der Griechen mögen, wie das Denkmal von Rosette beweiset, die Befehle der Eroberer für alle Unterthanen in der Bildersprache und in Buchstabenschrift zugleich bekannt gemacht worden seyn. Aber wie läßt sich auch von den verschlossenen Aegyptern, wie läßt sich von den geheimnißvollen Kasten-Gliedern erwarten, daß sie gesagt haben werden, was ihnen bekannt war! Wenn sie nicht zu einem Griechen, dem sie schon wegen ihres Hasses gegen Persien zugethan seyn mußten, wenn sie nicht zu einem solchen Griechen geredet hätten: sie hätten auch wol dieses nicht ausgesprochen! Dennoch ist ihre Mittheilung von höchster Wichtigkeit für die Geschichte. Das Einzelne mag durchaus ungewiß seyn: die großen Verhältnisse des Lebens, besonders das Verhältniß zwischen den Priestern und den Königen, (das Wichtigste,) scheinen daraus hervorzugehen. Was hingegen des einheimischen Manethons Verzeichniß und Rechnung, was des fleißigen Diodors spät gesammelte

Nachrichten, Sagen, Mythen, was Strabons immer lehrreiche Forschungen betrifft, so sind sie allerdings wichtig; aber auch sie vermögen nicht aufzuklären, was Herodot dunkel gelassen hat. Thucydides endlich berichtet nur Weniges aus seiner Zeit.

Zweites Kapitel.

Die ungewissen Zeiten. (Meroe. Indien.)

135. Später, als die hohen, segenreichen Fluren Asiens, wurde wol Aegypten von Menschen bewohnt; dennoch muß es sehr früh zu regem Leben gekommen seyn. Die ersten gesellschaftlichen Verbindungen scheinen in Ober-Aegypten Statt gefunden zu haben, wo nachmals Wunder-Werke aller Art das Erstaunen der Fremden erregten, wovon der einst so glänzenden hunderthorigen Thebä noch jetzt unermeßliche Trümmer zeugen, wo die hohe Pracht Tentyra's uns noch aus kostbaren Ueberbleibseln offenbar wird. Indeß fand schon Abraham (u. d. J. 2000) auch in Unter-, höchstens in Mittel-Aegypten einen Staat, einen König und einen Hof, dem Lüste und höfische Lebensart nicht unbekannt waren. Oberhalb Aegyptens aber bestand, wie es scheint, seit uralter Zeit ein äthiopischer Staat, Meroe, ausgezeichnet durch Handel und Bildung. Dieser Staat stand, wol auch von Alters her, in Verbindung und Verkehr mit den Hindus, den sinnigen, sanften, liebevollen Bewohnern Indiens, das zwar dem Forscher vielen Stoff zu tiefen Ahnungen darbietet, und deßwegen für gemüthvolle Men-

schen, die ein weites, unbestimmtes Gefühl dem klaren, bestimmten Anschauen vorziehen, unendlichen Reiz hat, über das wir aber zu wenig wissen, als daß wir mit einiger Zuverlässigkeit den Einfluß desselben auf die übrige Welt berechnen könnten. Vielleicht hat Meroe gesellschaftliche Einrichtungen, Religions-Ideen und andere Kenntnisse aus Indien empfangen; vielleicht sind diese Ideen nach Aegypten übergegangen. Gewiß scheint allerdings, daß manche Aehnlichkeit zwischen dem ägyptischen, meroeschen und dem späteren indischen Leben Statt gefunden habe. Woher aber diese Aehnlichkeit, ist schwer zu sagen; Meroe ist von Indien aus wohl nicht bevölkert; ob Aegypten von Meroe aus, wie wol geglaubt ist, oder ob Priestercolonien die rohen Bewohner dort und hier durch höhere Bildung und Gottesdienst gewonnen und ihrer Herrschaft unterworfen haben: wir wissen viel zu wenig, um darüber zu entscheiden! Vielmehr scheint hiergegen zu sprechen, daß Priester nie über Aegypten geherrscht, daß eine vereinte Kriegerkaste, bestand, und daß in den verschiedenen Tempeln nicht derselbe Gottesdienst Statt fand. Wie aber in den verschiedenen Gauen (Nomen) Aegyptens Vieles übereinstimmen, und wie die Aegypter in Manchem mit den Aethiopen zusammentreffen konnten: das scheint ja wohl auch daraus erklärlich, daß sie zu Einem Volke gehörten, und in Einer Natur lebten, nicht zu gedenken, daß Eine Vernunft in allen Menschen wohnet.

136. Aber wer leitet den Freund der Geschichte durch die Finsterniß, in welcher er irrt? Wer zählt die Tage, die von der ersten gesellschaftlichen Verbin-

dung bis auf Psammetich, durch welchen Aegypten, sechs und ein halbes Jahrhundert vor Christo, mehr geöffnet wurde, verflossen sind? wer füllt die Jahrtausende, von welchen spätere Zeiten redeten? wer vermag, die Namen zu würdigen, an welchen spätere Sagen hängen, wer, sie zu ordnen oder die Lücken zu ergänzen, die ihre Reihe zeigt? Daß Aegypten ursprünglich mehrere kleine Staaten umfaßt habe ist dem Manethon und der Natur menschlicher Dinge gemäß; daß sich diese Staaten alle, feindlich oder friedlich, in die beiden Reiche von Theben und Memphis aufgelöset, ist wahrscheinlich. Aber wie wenig trägt die Geschichte Josephs, wie wenig der Israeliten Aufenthalt in Aegypten und ihre Befreiung für die Geschichte aus! Wer die Hykfos gewesen, weiß Keiner und jede Vermuthung darüber kann bestritten werden; wie Aegypten Ein Reich geworden, ist unbekannt; das aber ist gewiß, daß Aegypten nach der Vereinigung in ein doppeltes, in ein einiges Reich den höchsten Gipfel seines Glanzes und seiner Bildung erreicht hat. In dieser Zeit, deren Anfang keiner kennt, bis auf Psammetich, erhob sich die unglaubliche Menge blühender Städte, es entstanden die großen Werke ägyptischer Art und Kunst, welche die Bewunderung aller Zeiten gewesen sind, (die Tempel, die Obelisken, Pirampden, das Labyrinth, die Schleusenwerke), und das ganze Leben des ägyptischen Volks bildete sich zu der Vollendung, deren es fähig war.

137. Wenn man aber die Königsnamen — von Menes bis Seth — bis Psammetich — einmal übersieht, und die Ueberlieferungen, die sich an ihnen halten, nicht achtet; wenn man sich um keine Zeitrechnung bekümmert, die doch kaum zu berichtigen ist; wenn man die Deuteleien, in welchen sich Aegypter und Griechen gleich stark gefielen, um ihre gegenseitigen Mythen und Ansichten mit einander zu versöhnen und zu vereinigen, von sich weiset, und lediglich auf das sieht, welches uns ein Bild von ihren bürgerlichen Verhältnissen gewähren mag: so scheint sich folgendes Resultat zu ergeben. Das ägyptische Leben entwickelte sich in einem Kampfe zwischen den Kriegern und Priestern, die, indem sie beide nach der Herrschaft rangen, bald überwiegend, bald überwogen, sich im Ganzen das Gleichgewicht hielten, wiewol die Wage sich meistens zu den Kriegern hinüberneigte; oder, allgemein ausgesprochen, in einem Kampfe zwischen Thron und Altar, zwischen Willkühr und Gesetz, Schwerdt und Geist. Wie sich die beiden Menschen-Classen, die für jenes stritten und für dieses, die Krieger, den König an der Spitze, und die Priester, durch ein Oberhaupt (Pirosmis) vereinigt, ursprünglich einander gegenüber gestellt haben mögen, das ist keineswegs zu bestimmen. Wollte man an Einwanderungen denken, so scheint es der Natur menschlicher Verhältnisse und den Beispielen der Geschichte gemäß, entweder anzunehmen, daß die Krieger als Eroberer nach Aegypten gekommen, oder daß Krieger und Priester zugleich eingewandert seyn. Wie sich aber auch der Gegensatz ausgebildet haben mag:

die Krieger, die Führer des Schwerdtes, hielten sich in bestimmten Gauen zusammen, die Priester aber, die Pfleger des Geistes, waren durch alle Gauen verbreitet.

138. Was den Gegensatz selbst betrifft, so scheint ein Fortschritt des Geistes in den Staatsverhältnissen unverkennbar. Strenger Despotismus herrschte in den asiatischen Reichen, und die Priester kamen mit allen ihren Kenntnissen nicht über den Dienst desselben hinaus; ihr ganzes Bestreben ging nur dahin, die Willkühr der Könige auf das Beßte zu lenken, damit er gleich seyn sollte dem Vater unter seinen Kindern. Ormudz beherrschte sein Reich nicht ohne Gehülfen und nicht ohne Feinde, aber er theilte mit Keinem die Entscheidung. So der König der Reiche Asiens (100). In Aegypten aber hat der alte erhabene Naturdienst aufgehört: den Schöpfer deckte ein Schleier, den Keiner aufhob, und Vergötterung gewisser Geschöpfe befriedigte den Menschen. Jenen Thron, den Ormudz allein besessen hatte, theilten Osiris und Isis und unter oder neben ihnen standen andere Götter. Eben so war die Herrschaft getheilt zwischen dem erstenKrieger und dem ersten Priester, und dadurch der Despotismus von ganz anderer Art. Hätten wir die Mythen von Osiris und Isis rein: so würden wir vielleicht daraus Vieles erkennen über das Verhältniß zwischen den Priestern und Königen: auch in späterer Zeit und bei einer ganz andern Ansicht der Welt und des Lebens ist wol das Bild der Sonne und des Mondes für die geistliche und weltliche Herrschaft gebraucht worden!

139. Aus diesem Gegensatze scheint aber auch Alles, was wir von ägyptischer Geschichte und Art wissen, am leichtesten begreiflich zu seyn. Die Weise, wie Joseph zu der Gunst des Pharao die Gunst der Priester suchte; die Vertheilung alles Landes zwischen dem Könige mit seinen Kriegern und den Priestern dergestalt, daß diese den dritten Theil frei und unabhängig besaßen; die Strenge, mit welcher auf die Erblichkeit des Geschäfts gehalten wurde, so daß fünf Kasten entstanden; der Umstand, daß die Priester den König umgaben, vor ihm beteten, königliche Gesinnungen lehrend, und ihn leiteten, während besoldete Krieger ihn bewachten; das Todtengericht auch über die Könige; der Bau der herrlichen Tempel, der schönen Denksäulen und der andern großen Werke, die dem Glauben entsprachen oder dem Lande dienten, wie das Labyrinth und der See Möris; die Erbitterung der Priester gegen die Könige, welche Pirampden aufgeführt, nachdem sie zuvor die Tempel verschlossen, d. h. die Priester unterdrückt hatten; der Versuch der Priester, einen aus ihrer Mitte, Seth, auf den Thron zu bringen, und die Krieger zu unterdrücken, mit seinen Folgen: alles Dieses scheint auf den Gedanken hinzudrängen, daß die Priester fort und fort gestrebt, durch die Könige zu herrschen, oder durch das Gesetz die Willkühr zu fesseln, und daß, so oft und so lange Einigkeit zwischen Priestern und Königen herrschte, Alles im Segen und eigenthümlichen Gedeihen stand, daß aber, sobald der alte Despotismus obsiegte, Unglück über das ägyptische Volk hereinbrach.

140. Und auf diese Weise dürfte sich über die Pira-myden die Meinung des alten Weisen bewähren, daß sie Werke der Tyrannei gewesen, von gewaltthätigen Kö-nigen aufgeführt, um die Kraft des Volks unschädlich für sie zu machen. So wie die Könige Asiens diese Kraft der Völker zerstreueten und in die Ferne leiteten, zu Schlacht und Eroberung, weil die schönen Fluren und der freie Gesichtskreis den Gedanken allgemeiner Herr-schaft erweckten: so vereinigten die Despoten Aegyptens, deren Blick das enge Nilthal begränzte, diese Kraft auf Einen Punkt, um der Nachwelt Beweise ihrer gewaltigen Größe zu hinterlassen. Diese Beweise mögen sie allerdings an gewisse Vorstellungen geknüpft haben, die wir nicht kennen, und hieraus mag sich die Aehnlichkeit in der Gestalt dieser Massen erklären lassen: aber der letzte Grund war doch wohl, ihre despotische Größe zu verewigen. Von andern Meinungen, die man über die Absicht ihrer Erbauer gehegt hat, scheinen sich auch die beßten nicht zu bewähren. Wenn man freilich die Vorstellung der Aes-gypter von dem Leben nach dem Tode bedenkt, wie sie die Erhaltung des Körpers für nothwendig achteten und deßwegen denselben so sorgfältig zur Mumie machten und für eine trockene Felswohnung zur Aufbewahrung desse-ben ängstlich sorgten: so scheint allerdings glaublich, daß die Könige auch im Tode so weit über die Gestorbenen in einer sichern und festen Wohnung hervorzuragen ge-sucht haben, als sie im Leben über den Sterblichen stan-den. Aber wie paßt dazu die seltsame Einrichtung der Pirammyden, die wenigstens in der großen geöffneten durch-aus nicht zu einer Todtenwohnung geeignet ist? Wie

paßt dazu, daß Cheops einen so kostbaren Weg verfertigen ließ, welcher nicht weniger Aufwand von Kunst und Kraft erforderte, als die Piramyde selbst? wie der Umstand, daß es Piramyden ohne Hieroglyphen giebt? Zu astronomischen Zwecken scheinen sie gleichfalls nicht bestimmt gewesen zu seyn. Denn wie hätten sonst die Priester, diese Pfleger der Wissenschaft und Gelehrtheit, auf die Erbauer derselben zürnen können? warum hätten sie die albernen Mährchen über ihre Entstehung erzählt? warum den Gebäuden die spöttisch-empörenden Inschriften gegeben? Wurde aber der angegebene Zweck wirklich beabsichtigt: so war die Rache der Priester, die Namen derjenigen Könige, welche frevelhaft genug gewesen, auf solche Art der Nachwelt ihre Gewalt zu beweisen, nicht auszusprechen, edel und gerecht. Die Pharaone konnten daraus lernen, daß die Unsterblichkeit der Fürsten, ihr Ruhm wie ihre Schande, in der Hand Derer liegt, welche den Griffel der Geschichte halten. Daher möchte man sagen: Wie sich in den Tempeln und dem Labyrinthe, mit ihren Höfen, Hallen, Zimmern, Säulen, Gemälden, Statuen und Hieroglyphen, die Mannigfaltigkeit des religiosen und politischen Lebens der Aegypter offenbarte: so legte sich in den harten plumpen Massen der Piramyden das Bild der einfach ungeheuren Last despotischer Tyrannei vor Augen.

141. Wenn man nun bedenkt, daß durch die ganze Kasten-Einrichtung der Geist in sofern gelähmt werden mußte, als dem Menschen versagt war, sich den Kreis seines Lebens frei (35.) abzumarken: so ist allerdings ein harter

Despotismus in Aegypten nicht zu verkennen, und die Priester übten denselben nicht minder als die Krieger. Aber wenn man ihnen deßwegen den Vorwurf des Betrugs, selbstsüchtiger Herrschlust und niedriger Absichten machen wollte: so würde man sie gemein beurtheilen und unsere Einsichten ihnen unterschieben. Ferner muß man die Fesseln nicht enger denken, als sie waren; in der dritten Kaste blieb mannigfaltige Beweglichkeit. Auch ist die Vorstellung falsch, daß die untern Kasten, Gewerbtreiber, Schiffer und Hirten zu beständiger Unwissenheit verurtheilt gewesen; denn wenn auch die Priester alle eigentliche Gelehrtheit durch Hieroglyphen und hieratische Schrift vor der Menge bewahrten: gab es nicht auch eine gemeine Schrift, die Allen zugänglich war? Und brachten nicht die Priester alle Forschungen in den verschiedenen Kreisen menschlichen Wissens in religiosen Formen an das Volk? Wurde nicht Moses in Aegypten erzogen, und verschmäheten die andern großen Gesetzgeber des Alterthums ägyptische Weisheit? Gedieh nicht Alles auf eine bewunderungswerthe Weise? Sowol die Baukunst, zu welcher der steigende Nil die Menschen trieb, als auch die Malerei kamen zu einem hohen Grade von Vollkommenheit; die Wissenschaften blüheten und trugen mannigfaltige Frucht; der Ackerbau wurde vortrefflich betrieben; der Wohlstand war allgemein. Und wenn in den Sitten Vieles unserer Art fremd ist: hört es darum auf, lobwerth zu seyn!

Drittes Kapitel.

Psammetich und sein Haus

142. Viele Jahrhunderte waren mit der Ausbildung dieses Zustandes der Dinge hingelaufen, meist gewiß ohne andere Kriege, als etwa mit den Nomaden-Horden, welche die nahen Wüsten durchstreiften. Die Priester jedoch fabelten in den Zeiten großer Eroberer auch von ungeheuern Eroberungen ägyptischer Könige, und die Bibel gedenkt eines Kriegs der Aegypter gegen Rehabeam, Salomo's Sohn. Um die Zeit etwa, als Israel von dem assyrischen Könige Phul eine traurige Unabhängigkeit erkaufte (58 u. 90.), soll Aegypten von Aethiopen unterworfen seyn (u. d. J. 760); aber nach funfzigjähriger Herrschaft, von Sabakus (und seinen Nachfolgern) so mild und weise geübt, wie selten von Eroberern zu geschehen pflegt, wurde dasselbe wieder frei von den Fremden. Unter diesen Umständen ward den Priestern möglich, einen aus ihrer Mitte, Seth genannt, auf den Thron der Pharaone zu erheben; aber die Krieger widersetzten sich dieser Ungebühr; und wenn nicht ein Gott dem Priester Könige zu Hülfe gekommen wäre, so möchte er gegen den Assyrer Sannacharib, den Eroberungslust und Verbindungen zwischen Juden und Aegyptern gegen ihn reizten (um das Jahr 700 vergl. 60.), schlecht bestanden seyn. Aber dieser Rettung ungeachtet mißlang der Versuch der Priester.

143. Nach mannigfaltigen Unruhen scheint darauf Aegypten in die Gewalt mehrer Könige gekommen zu

seyn; aber die gegenseitige Eifersucht derselben, durch Verträge, gemeinsame Bauten und Anstalten nicht gestillt, soll es Einem unter ihnen möglich gemacht haben, die Herrschaft aller, die ihm ein Orakel verheißen hatte, an sich zu bringen. Psammetich aus Sais, durch Lage und Betrieb seines Landes vielleicht der mächtigste der zwölf Fürsten, wurde (etwa hundert Jahre vor des Cyrus Erhebung, J. 660?) durch eherne Männer aus Jonien und Karien, welche das Geschick ihm zuführte, in den Stand gesetzt, Herr des Throns der Pharaone zu werden, und sich auf demselben zu behaupten. Von da an änderte sich Vieles in Aegypten. Schon das war nicht unbedeutend, daß der König seinen Aufenthalt in Sais behielt, fern von der alten Memphis, dem Haupttempel und dem hohen Priester, den er übrigens zu gewinnen suchte. Wichtiger aber war, daß Psammetich den Jonern und Karern, deren Hülfe er den Thron verdankte, einen Theil von den Ländereien der Krieger-Kaste als Belohnung wohlgeleisteter Dienste einräumte. Seit dem Einfalle der Aethiopen blieb gegen diese vielleicht ein bewaffneter Haufe zur Hut aufgestellt, und die Güter dieser abwesenden Krieger mag Psammetich auf solche Art verwandt haben. Die Auswanderung der dadurch verkürzten Krieger war wol schwerlich so bedeutend, als Herodot sie macht: aber das ward entscheidend, daß durch diese Joner und Karier lebhafter Verkehr mit den Hellenen angeknüpft und der alte Nil den Fremden geöffnet ward. Vor dieser Zeit hatte Aegypten mit dem Auslande wenig Berührung, und konnte deßwegen seine Eigenthümlichkeit so treu bewahren: der Karavanen-Handel, dessen

Straße durch Aegypten lief, scheint durch Fremde, durch Phönicier besonders, betrieben zu seyn (73.). Der neue König, mehr im Leben bewandert als die alten Pharaone, und Fremdlingen verbunden, erkannte die glückliche Lage Aegyptens; es sollte den Handel treiben, zu welchem dieselbe einlud. Dieser gute Gedanke aber erzeugte den andern, nicht guten: die schöne, holz- und hafenreiche Küste Palästina's, Phöniciens und Syriens mit den blühenden Handels-Städten zu erobern, welche der König in seinem früheren Verhältnisse kennen gelernt hatte. Indem aber die Griechen die neue Handels-Freiheit mit Eifer benutzten, so daß in Aegypten zur Erleichterung des Verkehrs sogar eine neue Kaste, die Dollmetscher, entstand, und indem der unpolitische Entwurf auf Asien ausgeführt werden sollte, trat Aegypten aus der eingezogenen Sicherheit in das bewegliche Leben der Völker und theilte von dem Augenblick an das Loos der Welt.

144. Die Entwürfe Psammetichs nämlich waren zu reizend, und der Verfall der assyrischen Herrschaft ließ zu stark eine glückliche Ausführung derselben hoffen, als daß nicht des Pharao Nekos reger Geist dieselben (J. 610) hätte ergreifen sollen. Aber schon die Belagerung von Azotus, die sein Vater unternommen, hätte ihm zeigen können, wie wenig den Aegyptern der Krieg gelingen würde. Der Anfang versprach zwar Erfolg. Judäa, der Assyrer Zerrüttung, der Aegypter Ungeschicklichkeit erblickend und dadurch vielleicht zu der Hoffnung neuer Selbständigkeit erhoben, war nicht im Stande, zu widerstehen. „Wie ein Strom zog Aegypten ein-

her, und seine Wellen erhoben sich stolz." Aber der Tag des Unfalles nahete rasch heran; Nebukadnezar begegnete dem Pharao mit der Eroberkraft einer neugegründeten Herrschaft; eine einzige Schlacht — bei Karchemisch (J. 606) — reichte hin, um und um Furcht zu verbreiten, und die Angreifenden auf Vertheidigung des eigenen Bodens zurück zu werfen (vergl. 95.). Nach diesen Unfällen gab wahrscheinlich Nekos das große Werk, dessen Idee lobwürdig bleibt, wenn gleich nicht gehörig hatte untersucht werden können, ob das erstrebte Ziel erreichbar sey — das Werk der Verbindung des Mittel-Meers mit der arabischen Bucht, um hier und dort erbauete Flotten zu Einer Unternehmung gebrauchen zu können, wieder auf, weil er eingesehen hatte, was ihm ein Orakel verkündigt haben soll, daß er nur für Barbaren arbeite. Im Uebrigen ist der Glaube, mit welchem die Erzählung von der Umschiffung Afrika's, die Nekos ausgedacht und Phönicier ausgeführt haben sollen, von Vielen für wahr gehalten worden, allerdings für beide Theile, den König und die Schiffer, rühmlich; aber Der, welcher kalt prüft, findet in der Beschaffenheit Afrika's, in der Lage Aegyptens, in der Kenntniß der Priester und in der Vorstellung Herodots nicht nur Gründe, die ganze Nachricht zu bezweifeln, sondern auch, die Unrichtigkeit zu erklären.

145. Die fortdauernde Erbitterung der Juden gegen ihren Unterjocher scheint nach Nekos Tode (um d. J. 600) in Aegypten die Hoffnung erhalten zu haben, daß die Ausführung des alten Entwurfs und zugleich Rache

an den Chaldäern doch noch möglich sey. Und wenn auch während der kurzen Herrschaft des Psammis, (welchen die klugen Griechen zur Erhaltung des vortheilhaften Verkehrs nicht ungefeiert ließen,) wenig geschah: so unternahm doch Apries (Pharao Hophra um d. J. 594) Züge wider Asien zu See und Land; jene nicht ohne Erfolg, aber mit diesen vermochte er weder von seinen Verbündeten noch von sich selbst das Geschick abzuwenden. Denn nachdem Jerusalem (J. 588) gefallen war, sah vielleicht selbst der Nil „den Schlächter aus Mitternacht.“ Diese Erfahrungen waren hinreichend, um den Volkssinn der Aegypter gegen die thörichten Plane ihrer Könige aufzuregen. Aber Apries wurde nicht von Eroberungs-Gedanken zurückgebracht, sondern er ließ sich sogar durch die von den griechischen Colonisten in Kyrene bedrängten Libyer zu einem Kriege gegen jene verleiten. Bei dieser Unternehmung sahen die Aegypter vielleicht keinen Zweck. Als sie daher eine große Niederlage erlitten hatten, so traten sie wider ihn in offnen Aufruhr. Die Tapferkeit fremder Söldlinge konnte die Masse der Empörten, als sie bei Momemphis hart an einander geriethen, nicht bewältigen. Priester und Krieger theilten die gemeinsame Erbitterung und mit ihnen das gesammte Volk. Und da Apries im Grimme des Mißlingens sich bis zur Grausamkeit vergessen hatte, so schien er die Volks-Rache zu verdienen, welcher Amasis, sein Besieger, ihn ungern überließ.

Viertes Kapitel.

Von Amasis bis auf Alexander den Großen.

146. Amasis, zuvor ein gemeiner Krieger, und durch seine und gute Sitte keineswegs ausgezeichnet, bewies durch Verstand und Tugend sich des Thrones werth, auf welchen ihn ein unerwartetes Glück (um d. J. 569) rasch erhoben hatte. Er kannte und theilte den Sinn seines Volks. Darum ließ er die Eroberungs-Entwürfe fahren, befestigte durch Bund und Heirath mit den Kyrenäern Frieden und Freundschaft, beförderte dadurch und sonst auf mannigfaltige Weise den einträglichen Verkehr mit den begünstigten Hellenen, gewann die Priester durch Ehrfurcht gegen die Götter, beschäftigte das Volk, nach alter Art, mit großen Bauten, und sorgte für innere Ruhe und Sicherheit. Uebrigens theilte er sein Leben verständig zwischen Arbeit und Genuß. Daher geschah, daß Aegypten nie größeres Glück genossen zu haben schien, als unter seiner Herrschaft. Also war sie Allen lieb und Keiner versagte dem Götter-Bilde darum die Verehrung, weil das Metall vormals zu niedrigen Zwecken gebraucht war. Aber ein Staat, der einmal mit andern in Berührung gekommen ist, darf sich gegen diese nie versäumen; hat er je nach Eroberung gestrebt, so wird jede Versäumniß dreifach gefährlich. Während sich Aegypten einer süßen Ruhe freuete und sich einer trüglichen Hoffnung sorglos überließ, stürzte Cyrus mit seinen Persern die Throne Asiens, und Lydien und Babylon gingen unter, ohne daß Aegypten sich erhoben hät-

te. Und welche Eroberung wäre da den Persern näher und reizender und leichter gewesen, als die des schönblühenden, reichen Landes! (Vergl. 118.)

147. König Amasis hatte einst den lieben Gastfreund von Samos, Polykrates, aufgegeben, weil er dem Glück eines Sterblichen nicht trauete, dem kein Leid beigemischt war. Wegen solcher frommen Weisheit vielleicht gewährte die Gottheit, daß er das Unglück, welches seinem Reiche bestimmt war, nur hereindrohen, und nicht hereinbrechen sah. Sein Sohn Psammenit aber (J. 525) erlebte dasselbe nach kurzer Herrschaft. Zwar wurde eine Schlacht an dem pelusischen Nil-Arme gewagt, aber die unkriegerischen Aegypter, obgleich von erbitterten Griechen wacker unterstützt, vermochten der Perser sieggewohnten Schaaren nicht zu widerstehen; und dann konnten die Mauern der alten Memphis ein Reich nicht schützen, das nicht von geübter Tapferkeit vertheidigt ward. Als das Unglück entschieden war: da zeigte Psammenit bei dem Falle seines Hauses königliche Gesinnung; aber die verlorene Herrschaft konnte er so wenig vergessen, als das Volk die verlorene Unabhängigkeit (vergl. 20.). Da traf Aegypten eine große Verwüstung und Zerrüttung; nichts Heiliges wurde geachtet; keine Sitte, kein menschliches Gefühl geschont. Leidenschaft und Absicht mögen dabei gleich stark gewirkt haben. Denn die Stellung der Priester, dem Thron gegenüber, mußte dem vollkommenen Despoten eben so zuwider seyn, als die schroffe Eigenthümlichkeit des Volkes den Siegern insgesammt fremd, seltsam und widerlich erscheinen mochte.

Uebrigens erfuhr Aegypten nur, was alle Völker erfahren müssen, welche ihre Selbständigkeit zu behaupten entweder nicht verstehen oder versäumen: Zerbrechung ihrer Volkskraft, Vernichtung ihrer Eigenthümlichkeit, damit ihnen der Gehorsam natürlich werde. Aber mäßige Eroberer pflegen klug und vorsichtig nur in einer Reihe von Jahren, in allmähliger Bearbeitung, zu erstreben, was Kambyses, der Sklave seiner Leidenschaft, auf einmal erreichen wollte.

148. Unter des Darius weiser Herrschaft mag sich Aegypten erholt haben; es wurden sogar nützliche öffentliche Arbeiten angeordnet und nur mäßige Auflagen erhoben. Aber die erste Gewaltthätigkeit hatte die Gemüther zu tief erbittert, als daß man um das erste Gut der Sterblichen nicht Alles hätte aufbieten sollen. Es wurden drei Versuche gemacht. Der erste, entweder übereilt oder vielleicht durch Griechen beschleunigt, um des Königs große Rüstung gegen sie selbst abzulenken, mißlang: Xerxes bezwang die Empörten zu ihrem und seinem Unglücke (J. 487—484). Zwanzig Jahre später (J. 463), als unter Artaxerxes Langhand der Verfall der persischen Macht kund zu werden schien, ließen sich die Aegypter durch den libyschen König Inarus, unterstützt von einer Flotte der Athenäer, zu einer neuen Empörung bewegen, die schon gefährlicher, und vielleicht nie gänzlich unterdrückt wurde, wenn gleich der Libyer am Kreuze sterben mußte und die Athenäer einen traurigen Untergang fanden (J. 456). Endlich ward, als Darius Nothus auf dem blutbefleckten Throne saß, dem

treubewahrten Volkssinn die Freude, daß durch den Amyrtäus, wahrscheinlich ein Abkömmling der vorigen Könige, der alte Thron noch einmal (J. 441) wieder aufgerichtet ward. Aber das eigentliche Leben war dahin. Die Perser, mehr und mehr vom Gefühle des eigenen Verfalles gedrückt, mögen den Aegyptern einheimische Könige für Zins und Dienst zugestanden haben. Von da an war Aegypten weder unterworfen noch frei. Die unaufhörlichen Bewegungen im persischen Reiche reizten dasselbe wiederholt zum Kriege; die Griechen, in sich selbst entzweiet, standen auf der Seite der Perser, wie der Aegypter. Diese aber gewannen die alte Selbständigkeit nicht mehr. Der siebente König nach dem Amyrtäus, Nektanebus, mußte, von einem Griechen treulos verrathen, fliehend (J. 354) das Land den Persern abermals überlassen, damit es mit diesen gleiches Geschick erfahren konnte. Aber der Haß gegen die Unterdrücker blieb; und als Alexander der Große die persische Herrschaft zusammenwarf, ward er, obgleich nicht weniger ein Fremder, von den Aegyptern freudig als Befreier begrüßt; ihre Kraft war in den mannigfaltigen Empörungen und deren traurigen Folgen so erschöpft oder gebrochen, daß ihnen ein ruhiges Gehorchen nicht mehr schwer wurde. —

II. Karthago.

Fünftes Kapitel.

Allgemeine Ansicht von dieser Geschichte.

149. Ueber den Verlust der Geschichten von des Morgenlandes früheren Reichen tröſteten wir uns leicht, weil ſich der Sinn und Gang derſelben in den ſpätern zu wiederholen ſcheint. Mehr mußten wir bedauern, daß uns nicht vergönnt war, der Entwicklung ägyptiſcher Eigenthümlichkeit zu folgen. Aber durch die beſonderen Verhältniſſe Karthago's, von der Gründung der Stadt bis zu ihrer Zerſtörung, würde die Geſchichte derſelben eine ganz vorzügliche Wichtigkeit haben; ſie würde höchſt lehrreich ſeyn für Völker, wie für Staaten. Und auch von Karthago giebt es leider! — keine Geſchichte! Die einheimiſchen Schriftſteller ſind, durch Geſchick, vielleicht durch den Fleiß, gewiß nicht gegen den Wunſch der Beſieger Karthago's, untergegangen. Wir kennen Karthago nur durch Fremde, nur durch Feinde, und wir kennen ſie faſt nur in der feindlichen Berührung mit dieſen Feinden. Wenn die Geſchichten anderer Völker von Griechen und Römern falſch oder verkehrt dargeſtellt ſeyn mögen: ſo lag der Grund meiſt allein in Unkunde und Beſchränktheit, höchſtens in dem Stolze dieſer Völker. Die Geſchichten Karthago's hingegen haben Griechen und Römer nicht ohne Groll und Haß gedacht. Freilich mögen nicht Alle ſich dieſes Haſſes bewußt geweſen ſeyn. Aber eine ſo lange Eiferſucht, Kriege, die Jahrhunderte hindurch dauerten, mit einer Feindſeligkeit ohne Namen

und Maaß geführt, und ganz auf Vernichtung und Verderben gerichtet, mußten den Sinn für das Leben der Gegner ganz zerstören. Es ist mit Völkern wie mit Einzelnen. Die menschliche Natur ist in ihrem Wesen so gut, daß der Mensch zu fortdauernder Ungerechtigkeit nur fähig wird, wenn er dem, an welchem er sie vollbringt, noch größere Ungerechtigkeit Schuld giebt. Darum nimmt er das Zweideutige für schlecht, setzt das Unverstandene in ein gehässiges Licht, horcht auf Verläumdungen, und wenn er auch Erdichtungen unterläßt, so verschmäht er doch Verdrehungen nicht. So stärkt er sich zum Vollbringen des Unrechtes, so beruhigt er sich über das Vollbrachte. Und in jener Zeit, wo weder gleiche Sitten noch gleiche Religion das Urtheil milderten, und wo ein langer freundlicher Verkehr den Charakter des Gegners nicht früher kennen gelehrt hatte, war noch leichter möglich, den Volkshaß zu nähren und aufzustacheln, als es jetzt seyn würde!

150. Aber wie viel auch Polybios, Livius, Diodor, Appian und Justin, theils wegen ihrer späten Zeit, theils aus Mangel gehöriger Forschung, oder wegen persönlicher Verhältnisse, wegen beschränkter Zwecke, ohne großen historischen Sinn, und wegen des Interesses beredter Darstellung, entweder nicht wissen konnten, oder übersehn, absichtlich verschwiegen, entstellt und verdreht wiedergegeben haben mögen: Karthago wird nie gering geachtet werden, so lang' es Menschen giebt, die sich über ihre Zeit und Verhältnisse zu erheben und die Erscheinungen des Alterthums zu würdigen wissen. Denn ein Staat, der von so geringem Anfange zu solcher

Größe empor gestiegen ist, der es wagen konnte, mit Rom über die Herrschaft der Welt zu kämpfen, und der mehrmals einen glücklichen Ausgang des Kampfs hoffen durfte, der Feldherren hervorbrachte, die selbst von Feinden den größten aller Zeiten gleich geachtet wurden, dessen Bürger zu der größten Aufopferung, deren der Mensch fähig ist, für das Vaterland begeistert werden konnten, der Vertrauen fand bei vielen unverdorbenen Völkern, der sich auf seine Gerechtigkeits-Liebe und auf seinen politischen Charakter berufen durfte, dessen Verfassung von dem größten Staatsgelehrten, den Griechenland erzogen hat, zu den vollendetsten gerechnet ward, die je menschliche Verbindungen gehabt hatten, der selbst bei fremden, bei besiegten Völkern Schriftsteller fand, die seine Einrichtungen, wie seine Thaten, voll Bewunderung ihres hohen Sinnes, der Nachwelt, wiewol (so hat das Unglück die Karthager verfolgt!) umsonst, zu erhalten strebten, der einen Philosophen erzeugte, den Griechenland achtete, und dessen Weisheit selbst bei dem ungeheuersten Unglücke seines Vaterlands nicht ausging: — ein solcher Staat muß von einem eigenen Geiste der Ordnung, Mäßigung und Anstrengung durchdrungen und belebt gewesen seyn! Dabei kann der endliche allgemeine Verfall nicht befremden. Karthago theilte das Schicksal aller Staaten. Von Anfang an lag etwas Unnatürliches in ihrer Herrschaft; in der Folge versäumte sie den alten Geist, sie wich ab von dem Grundsatz ihres früheren Lebens, vergaß die Gränzen der Völker und Länder, und überließ sich den Leidenschaften. Da schlug die letzte Stunde, und nicht unverschuldet.

Sechstes Kapitel.

Gründung und Vergrößerung des Staates. (Libyer.)

151. Im Süden von Aegypten wohnten, in glücklicher Unbekanntheit, Aethiopen. An diese, westlich von Aegypten, stieß ein verbranntes Land, das, nach der Vorstellung der Alten, weder Menschen noch Thiere nährte. Darauf folgte nördlich eine Wüste, von den ersten und gewaltigsten Thieren der Schöpfung bewohnt: nur hin und wieder fanden Menschen einen Platz, der für die Erhaltung des Lebens geschickt war. Weiter gen Mitternacht, längs der Ufer des Meers, gab es vortrefflichen Boden, wenn gleich die Sandwüste selbst das Gestade hin und wieder erreichte. Auf diesem Boden trieben sich, wol seit uralter Zeit, eine Menge Völkerschaften in roher Freiheit nomadisch umher, verschieden in Brauch und Sitte, verschieden durch Stamm und Namen, Alle mit der gemeinsamen Benennung Libyer bezeichnet. Die Fruchtbarkeit dieser Gegenden aber, das Salz und Gold der Wüste, die großen und mannigfaltigen Thiere, welche Noth oder Uebermuth, bald lebend bald todt, im Krieg und Frieden zum Bedürfnisse machten, zogen fremde Völker dahin, so wie die Welt mit sich selbst in Verkehr trat, und die Menschen sich über die Fluthen wagten, um sich Alles zu verschaffen, was die Natur darbot.

152. Am frühesten kamen die Phönicier, und bauten sich auf dem Theile der Küste an, der ihnen für den Gewinn der Landes-Erzeugnisse, und für ihre Fahrten

nach Tartisch am bequemsten lag (vergl. 73.). Da die Eingebornen das Wasser nicht zu benutzen und deßwegen die Ufer nicht zu schätzen verstanden: so mag den Fremdlingen die Anheimung daselbst nicht theuer zu stehen gekommen seyn; der Tand, den sie in dunkelen Schiffen brachten, reichte vielleicht hin, die Eingebornen zu befriedigen. Unter den Oertern nun, welche die Phönicier gründeten, war Karchedon oder Karthago keineswegs der älteste; ward aber durch ihre ausgezeichnete Lage, durch den gewandten Gewerbfleiß, durch den alten Geist großer Unternehmungen, den Tyrus auf sie vererbte, endlich durch die Begünstigung des Glücks, ohne welches der Mensch nichts vermag, bald die erste unter den phönicischen Städten. Die Zeit ihrer Gründung (etwa u. d. J. 880?) ist ungewiß, und ihre spätere Größe hat Veranlassung gegeben, daß die Art derselben in ein mährchenhaftes Dunkel gehüllt ist.

153. Nach der Natur menschlicher Dinge jedoch und für das Verständniß der späteren Erscheinungen, dürfte anzunehmen seyn, daß die phönicischen Städte, Karthago, Utika, Tysdrus, Tunis, Adrumetum u. s. w. zuerst mit dem Mutterland in freundschaftlichen Verhältnissen geblieben seyen, so daß sie nicht bloß Handel mit einander trieben, sondern daß sie überhaupt so eng vereint waren, als die Entfernung, die Verhältnisse und die menschliche Natur verstatteten, und daß diese Städte zweitens unter sich auf dieselbe Art verbunden gewesen, wie die Städte des Mutterlandes ihnen ein Vorbild gaben. Auf diese Weise scheint es begreiflich, wie bei der

Fortentwickelung des Lebens, als die Phönicier in Afrika zu Macht und Reichthum sich empor hoben, während jene in Asien durch die Bildung mächtiger Reiche bedrängt wurden, diese gegen Karthago keine Schiffe hergeben wollten, wie sich Karthago noch sehr spät der Tyrier bei Verträgen mit Fremden annahm, und wie überall, wo vormals asiatische Phönicier für Handel oder Herrschaft Städte gegründet hätten, später afrikanische erscheinen, dieselben vertheidigend und nutzend. Aber auf diese Weise ist auch begreiflich, was sonst schwerer zu erklären seyn möchte, wie Karthago zu so weit verbreiteten Besitzungen in Afrika in so kurzer Zeit gelangen konnte.

154. Sobald nämlich die phönicischen Städte durch Handel und Gewerb an Reichthum und Bevölkerung gewannen: so mögen sie wetteifernd nach Vergrößerung ihrer Besitzungen gestrebt haben. In Asien durften die Phönicier solche Gedanken nicht hegen; die nomadischen Libyer aber verstatteten ihnen, nach Erweiterung der Verbindung und nach Vergrößerung der Kraft zu streben, um sich zu Nahrung und Gewerben Mittel zu verschaffen, und sich vor fremder Macht zu sichern. Daher mögen von allen phönicischen Städten in dem Innern des Landes, nach Glück und Bedürfniß weiter und weiter, Oerter gegründet seyn, um die Libyer in der herumschweifenden Lebensart zu beschränken, und ans Gehorchen zu gewöhnen, um den Handel zu erleichtern, zu erweitern, und um Ackerbau zu treiben. Und weil der Geist über die Rohheit, und Kenntnisse über die Un-

wissenheit immer zu siegen pflegen: so wurden die Libyer, bald durch Lehre und Beispiel gewonnen, bald durch List und Schwerdt bezwungen, an Haus und Herd gefesselt, und es entstand nicht sowohl aus der Vermischung der Phönicier mit den Libyern, als vielmehr aus der Aneignung des Lebens der Ersten durch die Letzten ein neues Geschlecht, welches mit dem Namen der Libyphönicier unterschieden wurde. Die Gränzen aber, welche das Gebiet der phönicischen Städte auf diese Weise umschlossen, lassen sich nur unsicher angeben; sie dehnten sich aber sehr weit aus, und selbst die Bewohner der Steppen, welche ihnen nicht mehr gehorchten, standen in sofern unter ihnen, als sie ihnen miethweise für Krieg und Handel Menschen und Thiere lieferten. Wie wichtig ihnen aber diese Steppen-Bewohner gewesen seyen, das zeigte der Kampf, den sie über dieselben führten, und die große That der Philäne, durch welche derselbe geendigt seyn soll.

155. Als aber im Fortgange der Zeit Karthago über die andern Städte hinauskam, und durch Reichthum, Menschenzahl und Betrieb die erste wurde: da mag die ursprünglich freie Verbindung dasselbe Schicksal gehabt haben, welches der Städte-Bund im Mutterland erfahren hatte. So wie hier Tyrus, so kam dort Karthago an die Spitze des Ganzen. Aber je größer Karthago wurde, je reicher und mächtiger, selbst durch die Bedrängnisse des Mutterlandes, desto lästiger mochte die Vormacht einer Stadt den übrigen Städten werden, die ihr Anfangs gleich gewesen waren. Daher wurde die

Eifersucht, die sich gegen Tyrus erhoben hatte, gegen die stolze Karthago dreifach groß, und die neidische Art, mit welcher diese den Handel der übrigen Städte zu lähmen und an sich selbst zu bringen suchte, mußte den Unwillen noch mehr erhöhen. Nur Utika, durch höheres Alter ehrwürdig, und durch ihre Lage mit Karthago fast eins und außer dem Handels-Zwange, behielt die Ehre, noch mitgenannt zu werden; den übrigen mußte der allgemeine Name Bundesgenossen genügen.

156. Das Verhältniß Karthago's zu den Bewohnern des phönicischen Gebiets war also sehr mannigfaltig. Zuerst mußten wol die Städte, die sie selbst gegründet, und nach welchen sie arme und unruhige Bürger zu entfernen pflegte, schon einen widerstrebenden Sinn in sich hegen, und den Bürgern Karthago's gleich zu bleiben trachten; die Libyer hingegen, die auf solche Art gefesselt oder unterworfen waren, mögen vielfältig selbst die Bildung darum als ein Joch angesehen haben, weil sie von Fremden kam und mit Beschränkungen verknüpft war, die sie früher nicht gekannt hatten. Dann blieb in jeder ursprünglich phönicischen Stadt der natürliche Wunsch, die erste oder der ersten gleich zu seyn, und dieser Wunsch führte nothwendig zu desto größerer Eifersucht und Erbitterung, je weiter das Ziel des Strebens entfernt wurde. Die Oerter endlich, die von diesen Städten gegründet waren, mit den Libyern, die zu ihnen gehörten, standen zu diesen Städten eben so, wie Karthago's Gründungen zu ihr; aber grade dieses mochte

den Karthagoern für ihre Vormacht heilsam seyn. Sonach hing das phönicische Gebiet in Afrika nur sehr lose zusammen; bürgerliche Einheit war unmöglich; ein gemeinsames Vaterland, für welches zu leben und zu sterben Jedem das Höchste geschienen hätte, gab es nicht; zu Einer Macht würde das Ganze nur durch Karthago's Herrschaft. Und wie unnatürlich war die Herrschaft Einer Stadt, mit fremdem Sinn auf fremdem Boden gegründet, über ein solches Gebiet, das von Menschen so ganz verschiedener Art bewohnt wurde! Daher vermochte Karthago zwar viel gegen fremde Mächte, sobald große Männer den ungelenken Leib mit ihrem Geiste durchdrangen, und dann die Vormacht geltend machten, um Alles zu schrecken, und Menschen, Geld, Getraide, was immer, zu verlangen und beizutreiben; aber sie mußte nothwendig kraftlos und auf sich allein beschränkt werden, sobald solche Männer fehlten oder die Furcht vor ihrer Vormacht sonst verschwunden war.

Siebentes Kapitel.

Die Verfassung.

157. Wenn man dieses Verhältniß überdenkt: so kann man sich wol im Allgemeinen sagen, daß ohne eine — nach Zeit und Umständen — vortreffliche Einrichtung, ohne gute Verwaltung, ohne große Aufmerksamkeit und Anstrengung, Karthago unmöglich hätte seyn können, was sie war; aber wir kennen die Verfassung der übrigen phönicischen Städte gar nicht, und die von Kar-

thago nur wenig. Das jedoch scheint man voraussetzen zu dürfen, daß die Städte insgesammt ursprünglich von asiatisch-phönicischen Begriffen bei ihren Einrichtungen ausgegangen seyen, und daß sie diese Einrichtungen nach und nach verändert haben, so wie sich das Leben erweiterte, wie der Blick umfassender und die Bedürfnisse dringender wurden. Daher dürfte die alte Vorstellung, daß Karthago ursprünglich einen König gehabt habe, wol leicht die richtigste seyn. Aber eine willkührliche Königs-Gewalt hatten die Phönicier nie gekannt. Ein Staat, der sich zumeist durch Handel erhalten muß, wird nothwendig zu republicanischen Einrichtungen getrieben; will oder muß er aber zugleich, wie Karthago, die Herrschaft über Unterworfene oder Verbundene behaupten: so ist dieses nur möglich durch ein strenges System von gegenseitiger Aufsicht, Beschränkung und Mäßigung. Und dieses hatte Karthago, als sie zu ihrer Vormacht gelangt war, und wagen durfte, dieselbe geltend zu machen, obgleich wir der allmäligen Einführung desselben nicht folgen können. Ein solches System aber verträgt sich so wenig mit Volks-Herrschaft, als es ohne Volks-Gunst zu behaupten ist. Es liegt in der Mitte zwischen despotischer Gewalt und Volks-Herrschaft, so daß jene auf Mehreren ruht, jedoch keineswegs ohne Gesetz und Schranke. Wegen des Bedürfnisses der Volks-Gunst aber ist bei einem solchen Systeme die Gefahr für den Staat nicht gering. Das System artet leicht in Volks-Herrschaft aus, und wie dieses geschieht, so muß der Staat sinken, und untergehen. In diesem Sinne hat Aristoteles Recht, wenn er nach seiner Sprache in der Verfassung Karthago's eine Mischung von Oli-

garchie, Aristokratie und Demokratie bemerkt, nur dürfte er die Einheit nicht gefunden haben.

158. Die Staats-Würden und Gewalten, zuerst der Suffeten, die auch Könige genannt wurden, mit den Kriegsfürsten, dann der Alten, und endlich der Hundert, scheinen in der Zeit der Kraft und des Gelingens unter sich ein schönes Gleichgewicht gebildet zu haben, bei welchem das Volk gewonnen und doch im Gehorsam gehalten werden konnte. Die Suffeten bekleideten die höchste Würde, und mußten darum unmittelbar vom Volke gewählt werden, damit dieses abgefunden ward, und sich der übrigen Gewalthaber weniger erinnerte. Ursprünglich mögen sie zumeist Anführer der Kriegs-Macht gewesen seyn, bis die Erweiterung des gemeinen Wesens noch andre Feldherren nothwendig machte, die gleichsam Stellvertreter der Suffeten und darum mit diesen auf gleiche Art gewählt wurden; seitdem machten sie den Schluß der Beamteten des Staates. Die Wahlen selbst wurden nach den Tugenden und dem Reichthume der zu Wählenden entschieden. Der letzte war nöthig, weil der Gewählte aus eigenen Mitteln ein Leben führen mußte, welches der Größe des Staates würdig geachtet wurde. Die Alten — der Senat, die Gerusia — mochten durch eine Versammlung, zu welcher man bestimmte vorzügliche Familien zusammenberief, aus diesen erwählt und ergänzt werden. Bei ihnen aber und den Suffeten, welche in ihren Zusammenkünften den Vorsitz führten, war die eigentliche Regierung, und es hing von beiden ab, ob das Volk über die öffentlichen Angelegenheiten gefragt werden sollte,

oder nicht. Uebrigens gab eine Stelle unter den Alten gleichfalls nur Ehre und kein Einkommen.

159. Dem Rathe der Hundert war, wie es scheint, die Erhaltung der Verfassung zur Pflicht gemacht: darum sollte er auf alles achten, was gegen die Sicherheit des gemeinen Wesens und die Freiheit seiner Bürger auf irgend eine Weise unternommen werden konnte. Und da nun am meisten zuerst von den Suffeten, dann von den Feldherren zu fürchten war, besonders deßwegen, weil die Miethtruppen, mit welchen man überhaupt jede kriegerische Unternehmung auszuführen pflegte, an der Erhaltung des Staates in seinen Grundsätzen keinen Antheil nahmen: so mußte die Aufmerksamkeit der Hundert allerdings zunächst auf diese gerichtet seyn, und es ist glaublich genug, daß ein übermüthiger Feldherr Veranlassung zur Errichtung dieses Vereines gegeben habe. Aber da er einmal errichtet war, so war sehr natürlich, daß sein Wirkungskreis erweitert, und daß Alles seiner Aufsicht übergeben wurde, was irgend den staatsbürgerlichen Sinn und die Wohlfahrt des gemeinen Wesens hindern oder fördern konnte, um zu steuern oder zu begünstigen. Der Verein der Hundert wurde daher gewisser Maaßen der Mittelpunkt des Staates. Und daher scheint nothwendig, daß die Wahl der Mitglieder sich in den Händen des Volks befunden habe. Weil aber die jährliche Wahl von hundert Männern schwierig gewesen seyn würde, so mögen die Abtheilungen der Stadt (ἑταιρειαι) je fünf Wahlmännern, die das Vertrauen ihrer Mitbürger besaßen, die Kühr überlassen haben. Dieses Vertrauen, so wie über-

haupt gleiches Sinnen und Wollen, sollte wol auch durch die Sammt-Mahle (συσσιτια), die gewiß etwas Anderes waren, als das gemeinsame Essen der Spartiaten) unterhalten und gefördert werden; vielleicht wurden sie veranstaltet auf Kosten der Beamteten.

160. Wenn man nun dieses Stückwerk unsers Wissens von Karthago's Verfassung — denn von allem Andern, von den Gesetzen, dem Gerichts-Wesen, (welches jedoch unter der Leitung der Hundert gewesen zu seyn scheint,) den Steuern, deren Erhebung und Verwaltung u. s. w. wissen wir fast nichts — überdenkt: so begreift man wohl, daß diese Verfassung ursprünglich, so lange die Menschen Sinn und Kraft am Gedeihen und Gelingen stärken konnten, vortrefflich gewesen seyn mag. Aber man begreift nicht minder, daß diese Verfassung im Fortgange der Zeit, selbst über dem Gedeihen des gemeinen Wesens, bei dem Verhältnisse der herrschenden Stadt zu ihrem Gebiet, in Verfall gerathen konnte und mußte. Der Reichthum galt zu viel bei den öffentlichen Aemtern; niedrige Leidenschaften der Menschen behielten zu großen Raum, und was für Erlangung der Gewalt hingegeben wurde, das mußte durch Besitz derselben wieder erworben werden. Zwischen Senat und Volk war ein wechselseitiges Entgegenstreben fast unvermeidlich. Dieses konnte leicht zu einem verderblichen Kampf ausarten, sobald Einer aus einer großen Familie sich auf die Seite des Volks schlug, dasselbe gewann, so dem Senate gegenübertrat, und die Hundert entweder zwang, mit ihm allmächtig zu werden, oder zu Grunde zu gehen. So lange kein dauerndes Un-

glück die Verhältnisse verwirrte, und der Kraft des Einzelnen Gelegenheit gab, sich geltend zu machen, mochte Alles bestehen; aber Karthago durfte nicht hoffen, solchem Unglücke zu entgehen, da ihr Handelsgeist ebensowol als der Zustand des phönicischen Gebiets zu auswärtigen Unternehmungen trieben, die nur mit Hülfe gemietheter Völker ausgeführt werden konnten, und sie nothwendig in Kriege verwickeln mußten. Wie klug sie auch bei der Werbung, wie vorsichtig sie beim Gebrauche der Miethlinge verfuhr: je weiter sie sich verbreitete, desto mehr wurde der Bau über seine Grundlage erhoben und hinaus gedehnt, und desto gewisser mußte er zusammenstürzen.

161. Zu allen diesen Uebeln, welche theils in dem Verhältnisse der herrschenden Stadt zu dem phönicischen Gebiete, theils aber in den inneren Verhältnissen dieser Stadt ihren Grund hatten, kam nun noch hinzu, daß eine Menge Sklaven dem Ganzen, wie den Einzelnen, möglich machen mußte, zu werden, was sie waren. Durch diese Sklaven wurde Karthago in den Stand gesetzt, solche Flotten über das Meer zu senden, als geschah; die reichen Bürger aber vermochten durch sie, die Wirthschaft auf ihren Gütern fremder Bewunderung werth zu machen, und sich die Mittel zu verschaffen, deren sie bedurften. Aber für Erhaltung und Mehrung des gemeinen Wesens wurde durch die Sklaven nur gewonnen, so lange das Glück bestand.

Achtes Kapitel.

Auswärtige Eroberungen. Kriege mit den Griechen in Sicilien.

162. Indem auf solche Weise Karthago ihre Herrschaft in Afrika erweiterte und ihre Verfassung ausbildete, verbreitete sie sich zugleich fort und fort über das Meer und strebte nach auswärtigen Besitzungen. Der angestammte Geist des Handels reizte zu solchen Versuchen, die ererbte Weltkunde ließ am Gelingen nicht zweifeln, der Gedanke, die Verbündeten und Unterworfenen in Afrika im Gehorsam zu befestigen (vergl. 156.), trieb dazu an, und vielleicht forderte auch das bedrängte Mutterland dazu auf. Zu der Zeit, als die assyrischen und babylonischen Könige (96.) nach einander Asien unterwarfen, fingen die Karthagoer an, sich mit den phönicischen Niederlassungen in und an dem westlichen Theile des Meeres in Verbindung zu setzen, um sie zu vertheidigen, und den alten Handel in verwandter Hand zu erhalten. Gegen die Phokäer, welche, um dem persischen Joche zu entgehen, vor dem Cyrus ein neues Vaterland suchten, vertheidigten sie schon (in Verbindung mit Tyrrhenern?) die Insul Corsica (vergl. 113.), und ließen ihnen nur einen Kadmeiischen Sieg. Von der Zeit an erscheinen sie nach und nach überall auf den Inseln und Küsten, auf welchen vorher vom Mutterland aus phönicisches Leben und phönicischer Betrieb gegründet war.

163. In diesen phönicischen Gründungen wurden sie überall friedlich und freundlich aufgenommen. Dieses geht schon daraus hervor, daß sie bereits um dieselbe Zeit,

als doch in Afrika selbst noch viel zu erstreben seyn mußte, neue und bedeutende Ausheimungen wagen konnten. Der Suffet Hanno hat uns von einem wichtigen Versuche, den er selbst, etwa sechsthalbhundert Jahre vor Christo, an der West-Küste Afrika's unternahm, eine merkwürdige Nachricht hinterlassen; von den — fast gleichzeitigen — Gründungen Himilkons (der mit jenem dem großen Hause Mago's angehörte) an der europäischen Westküste wissen wir freilich nichts, aber die einfache Nachricht davon ist sowol für karthagische als für phönicische Geschichte (75.) nicht unwichtig. So gewann Karthago immer mehr Haltpunkte, wohin sie die aus dem Innern Afrikas, ja aus Aegypten und Indien, durch Karavanen erhaltenen, und mit alt-phönicischem Fleiß und Sinne bereiteten oder verschönerten Erzeugnisse der Natur und menschlicher Arbeit absetzen, und woher sie andere Erzeugnisse anderer Gegenden zum Gebrauch oder Umsatz an sich bringen konnte: sie gewann immer mehr Gelegenheit, Reichthum zu erwerben, Kraft zu üben und Bildung zu erringen. Aber in dem Benehmen der Karthagoer gegen diese auswärtigen Besitzungen zeigt sich ein Streben nach Herrschaft, von welchem das Mutterland nichts gewußt hatte, und deßwegen eine Umsicht, Mäßigung und Beharrlichkeit, die Bewunderung verdienen. Denn Karthago war in ihrem afrikanischen Gebiet ans Herrschen gewöhnt, und das Wesen ihrer Verfassung machte Mäßigung und Ausdauer möglich und nothwendig.

164. Jedoch nicht dadurch allein veränderte sich das Loos der phönicischen Niederlassungen, sondern bald drohe-

ten neue Gefahren. Die Bildung nämlich erweiterte sich; der Geist strebte fort, mehrere Völker fingen an, sich kräftiger emporzuarbeiten, und verlangten einen Besitz und Verkehr, mit welchem sich das karthagische System nicht vertragen konnte. Es war aber natürlich, daß Karthago, sobald es diese Bestrebungen anderer Völker gewahr ward, eilte, ihr System zu vollenden, und daß sie um so eifriger nach allgemeiner Herrschaft über das Meer strebte, je mehr sie sich ihrer Schwäche bewußt war und mithin fremde Macht fürchten mußte. Und da es nun gegen die Natur der Völker und Staaten ist, einen gerechten Anspruch aufzugeben, den sie einmal erhoben haben: so kam es nothwendig bald zwischen Karthago und diesen aufstrebenden Völkern zu feindlichen Berührungen. In diesen Berührungen konnte Karthago wol eine Zeit lang scheinbar im Glücke bleiben, weil die neuaufstrebenden Völker erst durch sie Gelegenheit bekommen mußten, ihre Kraft zu entwickeln, zu fühlen und zu gebrauchen; obsiegen jedoch konnte sie darum nicht, weil der Sinn des menschlichen Lebens, freie Ausbildung des Geistes, freien Verkehr der Völker verlangt. Die Vormacht eines Staats, so verzeihlich ihre Erwerbung gewesen seyn mag, wird zu einer vernichtenden Anmaßung, sobald andere Völker Ansprüche dagegen erheben, die aus dem Gefühl ihrer Kraft hervorgehen. Karthago aber konnte sich um so weniger in einer solchen Anmaßung behaupten, je weniger sie für die Vertheidigung derselben eine reine volksthümliche Macht aufzubieten hatte, und je unnatürlicher ihre Herrschaft überhaupt war (vergl. 56).

165. Zuerst erregte sie die Aufmerksamkeit des Perser-Königs (120.); aber diesem war es nur um Unterjochung zu thun, und die ferne Gefahr ging leicht vorüber. Dann erhob, mehr als 500 Jahre v. Ch., Rom ihr Haupt; und der Handels-Vertrag, der (im J. 509) zwischen Karthago und Rom geschlossen wurde, zeigt schon die Keime zu den künftigen Kriegen zwischen beiden Staaten deutlich genug. Solche Eifersucht in einem herrschenden, bei solchen Ansprüchen in einem emporstrebenden Staate mußte zu entscheidenden Kämpfen führen, obgleich gegenseitige Verhältnisse dieselben verzögerten! Um das wichtige, an Getraide und Kostbarkeiten reiche Sardinien mußte gestritten werden, theils wahrscheinlich mit italischen Städten, theils mit den Bewohnern des Eilands selbst. Corsica wenigstens wurde von den Etruskern mit Glück streitig gemacht. Aber die Entscheidung der großen Frage über die Herrschaft des Meeres schien von dem Besitze des großen und herrlichen Eilands Sicilien abzuhängen. Daher richteten die Karthagoer auf dieses, dessen Urbewohner, die Sikuler, schon von frühen Zeiten her phönicische Städte hatten dulden müssen, mit Recht ihre Aufmerksamkeit und Anstrengung.

166. Aber hier grade begegneten ihnen, mit entgegengesetzten Entwürfen, regem Geist und schöner Bildung, Griechen, denen die Phönicier vorsichtig auszuweichen bemüht gewesen waren. Syrakus, eine griechische Stadt dorischen Stammes, hatte sich in etwa drittehalbhundert Jahren, durch rege Thätigkeit und durch Gunst des Glückes, zu einer bedeutenden Macht erhoben,

so daß dem Tyrannen Gelon, der durch Geist, Sinn und Einfluß die Syrakusier leicht über die verlorene Freiheit trösten konnte, der Gedanke, ganz Sicilien zu unterwerfen, nicht zu groß schien. Aber dadurch wurde die Anstrengung Karthago's nur um so mehr aufgereizt. Und die Zeit, als die Perser ihre Angriffe auf Griechenland unternahmen (127.), schien günstig, um mit Syrakus über Sicilien den Kampf zu wagen; und die mannigfachen Besitzungen in verschiedenen Ländern, auf verschiedenen Inseln machten es leicht, ein bedeutendes Heer von Miethlingen zusammenzubringen. Aber dieselben Götter, welche über Griechenlands Bildung wachten, wehrten auch den Karthagoern, so mächtig zu werden, daß ihr asiatisch-afrikanisches Wesen der Entwickelung europäischer Eigenthümlichkeit hätte hinderlich werden können. Der große Tag (128.), welcher des Xerxes eitlen Plan bei Salamis so schmachvoll zerstörte, gab auch dem Gelon das Glück, den stolzen Entwurf Karthago's bei Himera zu vernichten. Hamilkar aber hielt es, erhabener als Xerxes, unter der Würde, einen solchen Tag zu überleben, und Gelon bewilligte einen bewunderten Frieden, durch welchen ihnen die westliche Küste des Eilandes verblieb. Da wurde die Ausführung des großen Gedankens verschoben, und, wie es scheint, die Zeit angewandt, in Afrika die Gränzen zu erweitern, die Herrschaft zu befestigen, und auf solche Weise Kräfte zu sammeln für Erneuerung des Kampfes.

167. Denn Karthago konnte so wenig den Blick von Sicilien hinwegwenden, als sie aufhören konnte, die

Fortdauer ihrer Herrschaft und ihres Daseyns zu wollen. Aber die Vorfälle auf Sicilien, die Erhebung der alten Sikuler für Freiheit und Recht, die Streitigkeiten der griechischen Städte unter einander, die unklugen Entwürfe Athens während des Peloponnesischen Krieges, und die große Entscheidung, welche dieselben herbeizogen, erlaubten den Karthagoern, wenigstens scheinbar, ruhige Zuschauer zu bleiben. Als durch diese Vorfälle Syrakus, welche nach jenem Siege durch Pracht und Dichtkunst einen großen Glanz gewonnen hatte, von ihrer Höhe herabgesunken war: da schien die Gelegenheit, die sich den Karthagoern zur Erneuerung des Kriegs darbot, nicht unwillkommen zu seyn. Und als er einmal wieder begonnen war dieser Krieg (im J. 410): so konnte er um so weniger wieder aufhören, da Dionysios, nachdem er die Syrakusier um die Freiheit, die sie so wenig als Herrschaft ertragen konnten, betrogen hatte, Eroberungs-Gedanken hegte und vererbte, deren Vereitelung den Karthagoern jeder Aufopferung werth seyn mußte. Daher ist nicht zu verwundern, daß der Krieg nur von Zeit zu Zeit unterbrochen ward, um mit stets frischer Kraft geführt werden zu können. Die Vernichtung des einen Theils durch den andern wurde nur dadurch verhindert, daß endlich eine neue Macht, mit neuen Ansprüchen, dazwischen trat und Karthago's Anstrengung auf sich zog.

168. Der Umstand aber, daß Karthago, ungeachtet Syrakus durch so vielfältige innere Unruhen beschäftigt und zerrüttet wurde, doch so weit vom Ziel ihres Strebens blieb, scheint zu beweisen, daß ihre Macht so groß

nicht war, als weit verbreitet ihre Herrschaft. Es fehlte wol an einem Manne, welcher die ungleichartige Masse für Einen Zweck mit Einer Seele hätte durchdringen können. Selbst der zweite Handels-Vertrag mit Rom (im J. 348) scheint ein Bestreben zu zeigen, die Schwäche zu verbergen. Und wie schnell offenbarte sich diese Schwäche Karthago's, als Timoleon mit der höchsten republicanischen Tugend, welche die Geschichte kennt, mit hohem Geist und Heldenmuth, an der Spitze der Syrakusier erschien, und die Karthagoer zwang, nicht länger in schlauer Unterhaltung der Verwirrung, sondern in redlichem Kampfe zu zeigen, was sie vermochten! Aber neue Stürme in Syrakus und neue Zerrüttungen auf Sicilien riefen sie noch einmal zum Kriege. Da zeigte ihnen Agathokles, ein seltsamer Mann, ein Sohn des Glückes, ein Zögling der Verhältnisse, aber bei der größten Herrschlust voll Einsicht und Kühnheit, sogar vor den Thoren ihrer Stadt, wie wenig sie, auch bei dem schönsten Glück, in auswärtigen Kriegen für die eigene Sicherheit gewännen, sobald nur ihr Verhältniß erkannt war. Indeß ging die Gefahr um so leichter vorüber, da Agathokles mehr sich selbst wollte, als sein Vaterland. Von der Zeit an schien Sicilien ihre Beute und damit das große Ziel erreicht zu seyn. Denn die vielversprechende Hülfe, welche der leidenschaftliche Krieger, König Pyrrhus von Epirus, mehr aus tollkühner Eitelkeit als mit besonnener Berechnung seiner Mittel nach Plan und Zweck, zu bringen schien, war von keiner Dauer, und diente nur dazu, die Karthagoer und Römer so nahe an einander zu bringen, daß sie nicht mehr friedlich neben

einander bestehen konnten, und daß nur noch Ein Zusammentreffen dazu gehörte, um den längstgehäuften Stoff in Flammen zu setzen. Er selbst schwächte sich dabei dergestalt, daß er diese Gegenden ihrem Schicksale gänzlich überlassen mußte.

169. Wenn uns nun auch unmöglich ist, im Einzelnen zu bemerken, welch' eine Wirkung dieser anderthalbhundertjährige Kampf über Sicilien auf Karthago's Verfassung und Geist gehabt hat: so ist doch keineswegs zu bezweifeln, daß eine so langdauernde Bestrebung höchst wichtig auf die innern Verhältnisse gewirkt haben müsse. Und wenn man den frühern Zustand Karthago's bedenkt, und die spätern Erscheinungen, so wie die Natur menschlicher Dinge beachtet, so dürfte sich Folgendes ergeben. Das Werbungs-System wurde erweitert und gesichert, um für den stets fortdauernden Kampf stets neue Schaaren zu haben: deßwegen erhielt das Geld eine neue große Wichtigkeit für den Staat. Um dieses Geld, oder das, wofür man dasselbe begehren mußte, zu erhalten, wurde den Verbündeten mehr angesonnen, den Untergebenen mehr aufgelegt: daher wol größere Herrschaft, aber auch größerer Unwille. Die öffentlichen Angelegenheiten mußten mehr einzelnen Männern anvertraut werden: daher wuchs der Einfluß der Hundert nothwendig von selbst; und da nun für die leitenden Männer nur Sicherheit beim Volke war: so mußte der Senat mit den Suffeten zurückgedrängt, so daß Gleichgewicht zerstört, und Parteiung veranlaßt werden. Mit einem Worte: der Verfall war eingeleitet.

Neuntes Kapitel.

Der erste Krieg mit Rom, vom J. 264 — 240.

170. Nachdem die Römer ganz Unter-Italien in ihre Gewalt gebracht hatten, konnten sie die Karthagoer nicht im Besitze der nahen Eilande dulden, wenn sie anders ihrer Erwerbung froh und gewiß seyn wollten. Die Karthagoer hingegen mußten, wie früher die Tyrannen von Syrakus, durch Besitzung des südlichen Italiens den Besitz der Inseln zu sichern suchen. Ueberhaupt scheint eine Eroberung nur durch eine neue Eroberung befestigt werden zu können. Dieses mögen Karthagoer und Römer recht lebendig gefühlt haben, als der seltsame Bund zwischen ihnen gegen den gemeinsamen Feind sie vor Tarent, einer griechischen Stadt dorischen Stamms, reich durch Handel und üppig durch Reichthum, zusammengeführt hatte. Daher ist nicht zu verwundern, daß die Römer, bei den seltsamen Verhältnissen der Mamertiner in Messana, sich entschlossen, diese Menschen gegen Syrakus und Karthago zu vertheidigen, wenn sie gleich ihre Sache für abscheulich erklärten; denn nicht diese Sache wollten sie vertheidigen, sondern sich selbst. Der Krieg aber, der darüber (im J. 264) ausbrach, mußte nach der Natur der Länder und Völker für Rom entscheiden, wenn er anders von Rom mit Kraft und Klugheit geführt ward; und die Art, wie Karthago diejenigen, die ihr unterworfen waren, behandelt zu haben scheint, und die treulose Selbstsucht, mit welcher sie den Bundes-Genossen, Hieron von Syrakus, von sich entfernte, und zum Uebertritt auf die feindliche Seite reizte, erleichterte für die Römer

den Kampf, weil sie sogleich einen großen Theil der Insel in ihre Gewalt brachten.

171. Dieser ursprüngliche Fehler konnte durch spätere Anstrengungen nicht wieder gut gemacht werden. Je größer diese waren, desto verderblicher mußten sie für Karthago seyn; aber indem die Karthagoer die römische Macht dadurch aufhielten, gaben sie derselben nur Gelegenheit, sich zu entwickeln und zu vermehren, während sie selbst immer schwächer wurden. Gar bald war Karthago auf die Hoffnung der Uebermacht zur See beschränkt, und die alte Bekanntschaft mit dem Meere schien diese Hoffnung zu rechtfertigen. Dennoch stürzte auch sie schnell zusammen, als Duillius mit einer neuen Kampfart überraschte, und frischen Muth und Geist der Weise früherer Zeiten gegenüberstellte. Ja, selbst der Umstand, daß Karthago ihre Kraft meist auf die Seemacht wandte, führte fast das Verderben unmittelbar herbei. Denn welchen Widerstand fanden die Römer, als sie, mit des Agathokles Beispiele bekannt, den Krieg auf die afrikanische Küste, in das karthagische Gebiet, warfen (§. 255)? Und wenn Regulus, verwegen über das bisherige Glück, minder unvorsichtig, ehrbegierig und hart gewesen wäre: so möchte schon jetzt Karthago zu Aufopferungen genöthigt seyn, durch welche sie von neuen Kriegen abgehalten wäre. Aber Rom bedurfte noch eines solchen Gegners, und Karthago hatte noch zu viel eigenthümlichen Sinn, um ein solches Schicksal zu verdienen. Gewiß scheint wenigstens: Karthago fand durch ein glückliches Geschick an Xanthippos den Mann, der ihre Kraft zu leiten verstand, um sie zu retten und zu rächen (§. 253).

172. Nach glücklicher Abwendung dieser Gefahr erhielt Karthago wackere Verbündete an den Winden, wenn anders diese nicht römische Ungeschicklichkeit und Niederlagen entschuldigen mußten. Aber auch der Kampf ward um so heftiger, je näher er die Gefahr gebracht hatte. Das Glück wandte sich bald auf diese Seite und bald auf jene, und erhielt dadurch den Muth beider Parteien aufrecht. Aber den Karthagoern sank das Herz nothwendig zuerst, weil sie nur herrschen wollten, um Handel zu treiben und zu gewinnen, und weil sie darum die Kostenrechnung der langen Anstrengung mit Schrecken überdenken mußten; auch war natürlich, daß ihnen immer mehr die Mittel fehlten, den großen Aufwand zu bestreiten. Deßwegen und wegen der Sache selbst war das Glück, bei allem Schwanken, bei allen Sprüngen, im Ganzen auf der Seite Roms. Selbst Hamilkar Barkas, ein herrlicher Jüngling, zu kühnen Entwürfen und großen Thaten durch Geist und Heldenmuth gleich fähig, konnte den Fortgang der Römer wol aufhalten, aber er vermochte nicht das Gleichgewicht herzustellen, und noch weniger Karthago's Macht vorwiegend zu machen. Er selbst war unbesieglich, aber Karthago war durch ihn nicht siegreich.

173. Vierundzwanzig Jahre war auf diese Weise gekämpft; Karthago hatte unerhörte Opfer gebracht; die alte Mäßigung war durch die Noth der Umstände zerstört. Dem gemeinen Haufen mochte es scheinen, alle diese Opfer würden allein für den Besitz von Si-

cilien gefordert, und diese Insel versprach vielleicht nicht einen solchen Gewinn, der diesen Aufwand aufgewogen hätte. Da ermüdete derselbe und verlangte um so heftiger Frieden, je öfter der Einzelne eigenen Verlust, durch die römische Seemacht, erleiden mußte. Der Verfall der Verfassung aber, in den Kriegen gegen Syrakus vorbereitet, hatte in diesem heftigeren Kampfe gegen Rom furchtbar begonnen. Darum entschied die Stimme der Menge, und die einzelnen Männer, welche wohl wußten, warum es galt, gaben den Umständen nach, weil sie nur zu eigenem Verderben widerstanden haben würden. Hamilkar Barkas unterzeichnete also den Frieden unter Bedingungen, zu welchen Karthago nicht durch den Gang des Kriegs, nicht durch ihre Lage, (wenn anders Ein Wille und Ein Entschluß in der Gesammtheit der Bürger gewesen wäre,) gezwungen ward, sondern zu welchen sie nur durch eine unwürdige Verzagtheit im Augenblicke des Unfalles und der Verlegenheit geschreckt wurde. Darum würde der hohe Sinn Hamilkars wol nicht den tiefen Schmerz ertragen haben, wenn ihn nicht der Gedanke künftiger Rache aufrecht erhalten hätte. (§. 240.)

Zehntes Kapitel.

Die Zeit zwischen dem ersten und dem zweiten Kriege mit Rom; J. 240 — 219.

174. Für einen erobernden Staat ist das Aufgeben einer Unternehmung, die Anstrengung und Aufopferung gekostet hat, allemal gefährlich. Uebt dieser Staat schon Herrschaft über andere, gehören nicht Alle, die unter seinen Gesetzen stehen, ihm an mit freiem Bürgersinne, sondern sie werden wie Unterworfen behandelt: so wird die Gefahr zwiefach groß, denn sie droht von innen wie von außen. Darum war die Abtretung Siciliens für Karthago ein ungeheuerer Verlust. Rom mußte seinen Blick auf Sardinien wenden, auf alle auswärtige Besitzungen; und wer bürgte für die Treue der Bundes-Genossen und für den Gehorsam der Unterworfenen? Nur eine neue große und glückliche Unternehmung, welche den alten Unfall in Vergessenheit zu bringen vermochte, schien Sicherheit und Ansehen retten zu können. Aber ehe Karthago sich besinnen und zu solchen Entschlüssen kommen konnte, wurde sie in größere Noth gebracht, als je zuvor. Sie erfuhr, wie unnatürlich Entwürfe zu Herrschaft und Eroberung sind, die durch fremde Arme ausgeführt werden sollen; wie unsicher ein Staat steht, der sich auf Söldlinge verlassen muß, welche das Unglück ihrer Herren nicht theilen, sondern dasselbe zu eigenem Vortheil übermüthig zu benutzen trachten. Kaum war der unglückliche Krieg geendigt, so geriethen diese Feinde des Friedens in wilden Aufruhr, und mit ihnen erhoben sich fast alle Ver-

bündete und Unterworfene schnell zu verderblicher Empörung, weil Karthago sich stets, und im letzten Kriege von neuem, Allen durch Härte und Bedrückung verhaßt gemacht hatte.

175. In dieser Noth aber bewiesen die Karthagoer Vertrauen, Thätigkeit und Würde; darum fanden sie in sich selbst und bei Fremden die nöthige Hülfe. Karthago siegte; aber der vierthalbjährige schwere Krieg mit den Söldlingen, der sich durch Schändlichkeiten und Grausamkeiten furchtbar auszeichnete, wurde nicht bloß durch die neuen, großen und unerhörten Opfer, die er verschlang, höchst wichtig für Karthago, sondern er ward in vielen andern Rücksichten unendlich folgenschwer. Einmal mußte in einer solchen Zeit des Drangs und der Noth vielfältig der Augenblick entscheiden; alte Rechte durften nicht beachtet werden; die Leidenschaften der Menschen erhielten freien Raum; die Verfassung machte in ihrem Verfalle große Fortschritte. Dann verdankte Karthago ihre Rettung zumeist dem kühnen und hochgesinnten Hamilkar Barkas; aber je größer der Vorzug war, den dieser verdiente und erhielt, desto schwerer fühlte sich der stolze und mächtige, aber harte und des Krieges unkundige Hanno gekränkt, desto bitterer ward seine Feindschaft, desto bestimmter die Spaltung Karthago's durch ihn: denn der Keim zum Streite zwischen dem Senate nebst den Suffeten und dem Volke mit den Hundert, welcher in der Verfassung gegeben war, (160.) konnte sich nun recht furchtbar entwickeln, da beide Parteien Häupter

erhielten. Ferner hatte Karthago erkannt, wie wenig auf Libyen zu rechnen, und wie nothwendig auswärtiges Glück für die einheimische Herrschaft war. Endlich mußte die Ohnmacht, mit welcher man nicht nur der Besitznehmung Sardiniens durch die Römer zusehen, sondern mit welcher man sich sogar, um einen neuen Krieg zu vermeiden, entschließen mußte, die Kosten zu erstatten, welche die Erwerbung und Einrichtung etwa verursachten, in jedem edlen Manne das Gefühl des Schmerzes über das gesunkene Vaterland, der Erbitterung und der Rache gegen Rom furchtbar aufstacheln.

176. Keiner dürfte dieß klarer erkannt, keiner darüber tiefern Kummer empfunden haben, als Hamilkar Barkas, der Unbesiegte, der Retter Karthago's. Aber während Andere etwa trostlos klagten, faßte er den kühnen Entwurf einer neuen großen Unternehmung, — nicht bloß nothwendig für künftige Rache an der übermüthigen Rom, sondern auch für die gegenwärtige Erhaltung des gemeinen Wesens, zur Verhütung allgemeiner Zerrüttung und Auflösung. Seine Gedanken fielen auf Spanien. Auf Sicilien, auf Sardinien war ein Versuch nicht möglich; ja, wenn er auch möglich gewesen, wenn er auch gelungen wäre, er war, wegen des Geldmangels, nicht einmal nützlich. Erwerbungen in Spanien aber schienen, von den Orten aus, in deren Besitze Karthago schon war, wegen der Zerrissenheit der alten Einwohner und wegen deren Verhältnisse zu den eingewanderten Völkern, nicht schwer;

sie konnten gewähren, was man nöthig hatte, Geld und Menschen, und ihre Behauptung hing nicht von großen Flotten ab. Aber, wie war Karthago für einen solchen Gedanken, nach solchen Unfällen, bei solcher Niedergeschlagenheit, und bei dieser Feindschaft Hanno's und der aristokratischen Partei, zu gewinnen? -Gewiß: es war wol nothwendig, sie zu Entschluß und That fortzureißen! Indem aber Hamilkar dieser traurigen Nothwendigkeit, um Rettung und Rächung des geliebten Vaterlandes, nachgab, zerriß er zugleich die Grundsätze, durch welche das gemeine Wesen zu Kraft und Größe gekommen war, und setzte sich in die noch traurigere Nothwendigkeit, den Riß mit jedem Tage zu vergrößern. Von dem Augenblick an war Karthago das Spiel wilder Leidenschaften; das Volk und die Hundert entschieden; Hanno und der Senat durften nur im Stillen entgegenwirken; für Hamilkar aber waren große Thaten und große Beute nothwendig, um die Gunst derer zu erhalten, die ihn allein retten konnten. (Er nach Spanien J. 236.)

177. Das Glück begünstigte sein Unternehmen. Rom war mit andern Kriegen beschäftigt. Durch Gewalt und Unterhandlung wurden in Spanien schöne und große Besitzungen erworben. Und da Hamilkar bei diesem glänzenden Erfolge die schönen Gaben, die Spanien darbot, mit großer Klugheit zwischen dem Staate, den Volks-Führern und seinem Heere vertheilte: wie hätte er nicht die Meinung der Mehrheit in Karthago für sich gewinnen und Billigung und Lob und

Begeisterung erregen sollen! Aber sein früher Tod hinderte die Entwickelung seiner erhabenen Seele. Ihm folgte dann zwar (J. 228.) sein Eidam, der schöne Hasdrubal. Dieser wußte auch durch Tapferkeit, und noch mehr durch freundliche Sitte die Einwohner Spaniens zu gewinnen, die Herrschaft Karthago's weit zu verbreiten und durch Anlegung einer neuen schönen Stadt derselben Festigkeit, Glanz und regeres Leben zu geben. Aber Hamilkars große Gesinnung war wol nicht in ihm. Er dachte vielleicht mehr an sich, als an das Vaterland; und auch darin wich er gewiß von Hamilkars Grundsatz ab, daß er die reiche Ausbeute der neuentdeckten Silber-Lagen anwandte, sich eine Partei im Senate zu erkaufen, um den alten Gegner seines Hauses zu stürzen und auf solche Weise allmächtig zu werden; aber dadurch gab er die Gunst des Volkes auf, die nur der hat, welcher nichts sucht als sie, und verschaffte dem Hanno Gelegenheit zu offenen Angriffen auf ihn und seine Partei, welche dieser schwerlich gewagt haben würde, wenn das Volk in gleicher Gesinnung erhalten wäre. Deßwegen kam sein unzeitiger Tod wol nicht zu früh. Hasdrubal möchte über dem ersten Theile des Hamilkar'schen Entwurfes, (wie auch sein kaum begreiflicher Vertrag mit Rom zu beweisen scheint,) den zweiten vergessen haben. Auch kam ein Würdigerer an seine Stelle (J. 221). Hannibal, Hamilkars Sohn, ein edler, großgesinnter Jüngling, der seinen Vater in den schönsten Tugenden des Feldherrn und Staatsbürgers weit übertraf, der dabei von einem angeerbten, früh beschworenen und

recht durchdachten Hasse gegen Rom beseelt war, wurde durch das von ihm bezauberte Heer zum Anführer gewählt. Beim Senat und Volke zu Karthago wurde dann diese Wahl gleichfalls durchgesetzt; indeß scheint das vom Hasdrubal vernachlässigte Volk nicht für dieselbe gewonnen zu seyn, sondern es scheint nur geduldet zu haben, was in dem Augenblicke, nach der Entscheidung des Heeres, nicht zu hindern war. Aber diese Umstände machten die Lage Hannibals gewiß bedenklich, und wenn sie ihn von der einen Seite zwangen, den Entwurf des Vaters rasch zu verfolgen, ehe die Ausführung des großen Gedankens ganz unmöglich seyn würde, (und dieses war, bei längerer Verzögerung auch wegen Roms, bisher gut abgelenkter, Aufmerksamkeit zu fürchten): so machten sie von der andern diese Ausführung fast allein zu seiner Sache, und nur durch Glück und Helden-Thaten konnte er sie zu einer Sache Karthago's machen.

Eilftes Kapitel.

Der zweite Krieg gegen Rom; J. 219 — 201.

178. Und glückliche Helden-Thaten vollbrachte Hannibal schon in Spanien, theils gegen die Olkaden und andere Völker, noch mehr aber gegen Sagunt, die unbesonnene Freundin Roms. Der erhabene Fall dieser Stadt jedoch, welcher die Unternehmung Hannibals in mehr als einer Rücksicht erst möglich machte, zeigte diesem zum voraus, welch' einen Kampf er zu

bestehen haben werde, so wie das menschliche Gefühl in allen Zeiten durch denselben aufs innigste ergriffen, und auf die Fortsetzung des Krieges gespannt werden wird. Darauf die Sicherung Afrika's und Spaniens, die Rüstung, der kühne Zug, um den Römern den Krieg von einer Seite zu bringen, von welcher sie ihn nicht erwarteten, der Uebergang über die Pyrenäen, die kluge Behandlung der gallischen Völker, und das mühselige Steigen über der Alpen grausenvolle Höhen, unter beständigen Kämpfen mit der ungeheuern Natur, mit der rohen Grausamkeit der Menschen, und mit der Verzagtheit des eigenen Heers! So erschien Hannibal zum Erstaunen der Römer in Italien, zwang sie, großen, in die Ferne gerichteten, Entwürfen zu entsagen und für Heerd und Altar im eigenen Lande zu kämpfen.

179. Aber wenn die überraschte Rom, wie die spätе Nachwelt, schon diese Dinge der Bewunderung werth fand: wie groß mußte ihr Hannibal erscheinen, da er mit einem solchen kleinen, buntgemischten Heere, welches nur durch das gemeinste Interesse zusammengehalten wurde, römischen Legionen zu begegnen wagte, ja, da er diese römischen Legionen schlug, wo er ihnen begegnete! Selten ist wol glänzender gezeigt, daß im Kriege der Geist des Feldherrn entscheidet; denn an den großen Tagen am Flusse Trebia (§. 218), am See Trasimenus (§. 217) und bei Cannä (§. 216), wie in den kleineren Gefechten errang eigentlich allein Hannibals Feldherrn-Geist die schönen Siege über

die römischen Schaaren, denen es wahrlich weder an Kriegskunst, noch an Tapferkeit oder Bürgersinn fehlte; und es ist nicht zu verwundern, daß solche Fahrten und Siege nicht ohne Zwischenkunft von Göttern oder Heroen möglich gehalten wurden. Manche haben sogar geglaubt, daß es mehr als einmal in Hannibals Gewalt gestanden habe, über die verhaßte Stadt den Untergang zu bringen, wenigstens einen Frieden zu erhalten, wie er ihn nur wollen konnte; und es ist ihnen unbegreiflich gewesen, wie er sich nur zu Einem Versuche dieser Art geneigt gefühlt habe. Indeß scheint sein Verfahren erklärlich.

180 Hannibal nämlich mochte bei seinem anfänglichen Glücke vielleicht auf den ungeheuern Gedanken kommen, nicht bloß Rom zu vernichten, sondern auch Roms Herrschaft an Karthago zu bringen, und so über Italien, und damit über das ganze Meer zu gebieten, wie schon über den größten Theil Spaniens geboten wurde. Wenn er sich nun das Verhältniß Roms zu ihrem Gebiet ungefähr eben so dachte, wie das Verhältniß Karthago's zu dem ihrigen: und die ersten Erfahrungen im obern Italien mußten ihn in dieser Vorstellung bestärken: so durfte er hoffen, unter dem Namen eines Befreiers Italiens vom römischen Joch einen großen Anhang zu finden, er durfte hoffen, einen allgemeinen Aufstand gegen Rom zu erregen. Aber um die Abgefallenen zugleich an die karthagische Herrschaft zu gewöhnen, war nothwendig, Rom zu erhalten, und unter dem Vorwande des gemeinsamen Kriegs das Ge-

horchen weniger schwer zu machen. Aus diesem Grunde scheint sich Hannibals Verfahren nach den Gefechten im obern Theil Italiens und sein Zug nach dem untern Theile zu erklären. Als er dann in der Folge sich in seiner Erwartung getäuscht sah: da scheinen ihn, der die Schwäche seines Heeres gewiß nicht übersah, und für den Sagunt nicht umsonst gefallen war, die hohe Würde, der große Ernst und die erhabene Besonnenheit geschreckt zu haben, die Rom fort und fort, und immer herrlicher im Unglücke bewies. Wer auf einmal Alles gewinnen will, der wagt, auf einmal Alles zu verlieren. Und wie hätte er, nach solchen Siegen, und bei diesem Hasse, der stolzen Rom einen Frieden bieten können, den sie selbst nicht suchte! Daher durfte er die Erfüllung seiner Hoffnung entweder nur von einer thätigeren Theilnahme Karthago's oder von der Theilnahme fremder Mächte erwarten, denen etwa Roms Geist und Sinn früher lästig oder gefährlich erschienen war.

181. Aber eine Unterstützung Hannibals in Italien hing von der Uebermacht der karthagischen Waffen in Spanien ab, wohin der Krieg, vielleicht gegen Hannibals Hoffnung, mit großer Klugheit sogleich von den Römern verbreitet war, und wo er mit großer Anstrengung unterhalten wurde. Denn bei dem Uebergewichte der römischen Seemacht und bei dem Verfalle der karthagischen, (seit dem Verluste Siciliens und der Herrschaft der Parteiung,) war die Ueberseßung eines Heeres von Karthago nach Italien gewiß

sehr gefährlich, wenn nicht ganz unmöglich, und dann konnte weder Karthago wollen, daß Spanien, dieses schon gehorchende, silberreiche, leichter zu behauptende Land, um Italien, wo wenigstens der Ausgang des Kampfes noch sehr zweifelhaft war, vernachlässigt werden sollte, noch konnte Hannibal den Sitz seiner Macht, woher er wahrscheinlich das Geld zu seinen Unternehmungen zog, aufzugeben wünschen. Aber die Römer durchschaueten diese Verhältnisse vollkommen, und dachten groß genug, nicht wegen der nahen einheimischen Gefahr den fernen Krieg zu versäumen, durch dessen kräftige Führung diese Gefahr allein dauernd abgewendet werden konnte. Wenn nun auch Mago, Hannibals Bruder, durch die Nachricht von dem Siege bei Cannä, und von den Folgen desselben bei den Völkern Italiens, und durch die Menge goldener Ringe, mit welcher das Unglaubliche gleichsam verbürgt ward, eine so allgemeine Begeisterung in Karthago für den Helden von Cannä und wider die verhaßte Rom zu erregen wußte, daß der alte Feind des Hamilkarschen Hauses, Hanno, mit seiner Friedens-Predigt nicht gehört wurde: so behielt man doch Besonnenheit genug, erst nach der Sicherung von Spanien, welches die schönen Gaben lieferte, die Eroberung Italiens zu wollen, woher noch fast nichts gekommen war, als Siegs-Nachrichten und Forderungen. Aber die Verstärkung, die man wiederholt dem Hasdrubal, einem andern Bruder Hannibals, zusandte, welchem dieser die Erhaltung Spaniens anvertrauet hatte, war nicht einmal hinreichend, den Römern in

Spanien zu begegnen, viel weniger, dem Hannibal Hülfe zu bringen. Die Niederlagen Hasdrubals bei Ibera und Illiturgis und Mundo (J. 216. 215. 214) vereitelten diesen Entwurf; und wenn seinem Geist und seiner Kriegskunde auch nach zwey Jahren gelang (J. 212) sich an den Römern zu rächen, so war damit für Hannibal's Plan wenig, ja, nichts gewonnen. Und des jungen Scipio Erscheinung in Spanien schien die Ausführung ganz unmöglich zu machen. Der Geist, die Güte, die Freundlichkeit, das Glück — das götterähnliche Wesen, — dieses Mannes gewannen ihm bald die Herzen der Bewohner Spaniens, auf welchen der Krieg gewiß schwer gelastet hatte. Da waren die Karthagoer verloren. Und wie nun auch die Umstände gewesen seyn mögen, unter welchen Hasdrubal endlich nach der Schlacht bei Bäcula (J. 298) Spanien mit einem bedeutenden Heere verließ: so war doch sein kühner Zug nach Italien eigentlich eine That der Verzweiflung, unternommen in dem Gefühle, daß er Alles aufgeben oder jetzt das Aeußerste wagen müsse, selbst den Verlust Spaniens. Aber solche gewagte Unternehmungen mögen nur gelingen, wenn sie der ewigen Natur der Staaten und dem Wesen der Volksthümlichkeiten gemäß sind, oder wenn sie zur Zerstörung eines alten Lebens gereichen sollen. Darum war die Folge für Spanien, daß hier alle Besitzungen Karthago's nicht nur an die Römer verloren gingen (J. 205), sondern, daß auch Verbindungen angeknüpft wurden, welche sich sehr verhängnißvoll für Karthago entwickeln sollten.

182. Unterdeß hatte Hannibal, sich selbst überlassen und von Karthago aus fast gar nicht unterstützt, mehr und mehr auf Kosten Derer leben müssen, bei denen er war. In demselben Geiste, mit welchem er die Römer schlug, bemühete er sich, diesen neue Feinde zu erwecken, um durch deren Hülfe seinen Gedanken ausführen zu können; und er bemühete sich theils bei den italischen Völkerschaften, an deren Freundschaft ihm am meisten liegen mußte, theils bei den Sicilianern und bei Makedoniens Könige. Aber auch hier mißlang die unnatürliche Bestrebung. In Italien wurden wol Einige zum Abfalle von Rom gelockt, andere geschreckt; aber so groß auch Hannibals Siege seyn mochten: seine Macht, in Benutzung derselben, war nicht hinreichend, um durch allgemeine Furcht Alles mit sich fortzureißen; und wenn er durch geschickte Unterhandlung, durch kluge Benutzung der Verhältnisse, hin und wieder erreichte, daß einige Völkerschaften sich ihm anschlossen: so war doch sein, seines Heers und Staats ganzes Wesen den italischen Volksstämmen zu fremd, als daß sich ihre Seele nicht lieber zu den Römern gehalten haben sollte, wie verhaßt ihnen auch das Gehorchen zuvor gewesen war. Neben einem Pacuvius Calavius und Vibius Virrius stand überall ein Decius Magius und ein Perolla, die wol von raschen Thaten fortgerissen oder abgehalten werden konnten, deren Sinn aber darum nicht zu vernichten war, weil er sich edler, größer, volksthümlicher zeigte. Daher nur Verwirrung und Unglück zu Roms Vortheile!

Spanien zu begegnen, viel weniger, dem Hannibal Hülfe zu bringen. Die Niederlagen Hasdrubals bei Ibera und Illiturgis und Mundo (§. 216. 215. 214) vereitelten diesen Entwurf; und wenn seinem Geist und seiner Kriegskunde auch nach zwey Jahren gelang (§. 212) sich an den Römern zu rächen, so war damit für Hannibal's Plan wenig, ja, nichts gewonnen. Und des jungen Scipio Erscheinung in Spanien schien die Ausführung ganz unmöglich zu machen. Der Geist, die Güte, die Freundlichkeit, das Glück — das götterähnliche Wesen, — dieses Mannes gewannen ihm bald die Herzen der Bewohner Spaniens, auf welchen der Krieg gewiß schwer gelastet hatte. Da waren die Karthagoer verloren. Und wie nun auch die Umstände gewesen seyn mögen, unter welchen Hasdrubal endlich nach der Schlacht bei Bäcula (§. 298) Spanien mit einem bedeutenden Heere verließ: so war doch sein kühner Zug nach Italien eigentlich eine That der Verzweiflung, unternommen in dem Gefühle, daß er Alles aufgeben oder jetzt das Aeußerste wagen müsse, selbst den Verlust Spaniens. Aber solche gewagte Unternehmungen mögen nur gelingen, wenn sie der ewigen Natur der Staaten und dem Wesen der Volksthümlichkeiten gemäß sind, oder wenn sie zur Zerstörung eines alten Lebens gereichen sollen. Darum war die Folge für Spanien, daß hier alle Besitzungen Karthago's nicht nur an die Römer verloren gingen (§. 205), sondern, daß auch Verbindungen angeknüpft wurden, welche sich sehr verhängnißvoll für Karthago entwickeln sollten.

182. Unterdeß hatte Hannibal, sich selbst überlassen und von Karthago aus fast gar nicht unterstützt, mehr und mehr auf Kosten Derer leben müssen, bei denen er war. In demselben Geiste, mit welchem er die Römer schlug, bemühete er sich, diesen neue Feinde zu erwecken, um durch deren Hülfe seinen Gedanken ausführen zu können; und er bemühete sich theils bei den italischen Völkerschaften, an deren Freundschaft ihm am meisten liegen mußte, theils bei den Sicilianern und bei Makedoniens Könige. Aber auch hier mißlang die unnatürliche Bestrebung. In Italien wurden wol Einige zum Abfalle von Rom gelockt, andere geschreckt; aber so groß auch Hannibals Siege seyn mochten: seine Macht, in Benutzung derselben, war nicht hinreichend, um durch allgemeine Furcht Alles mit sich fortzureißen; und wenn er durch geschickte Unterhandlung, durch kluge Benutzung der Verhältnisse, hin und wieder erreichte, daß einige Völkerschaften sich ihm anschlossen: so war doch sein, seines Heers und Staats ganzes Wesen den italischen Volksstämmen zu fremd, als daß sich ihre Seele nicht lieber zu den Römern gehalten haben sollte, wie verhaßt ihnen auch das Gehorchen zuvor gewesen war. Neben einem Pacuvius Calavius und Vibius Virrius stand überall ein Decius Magius und ein Perolla, die wol von raschen Thaten fortgerissen oder abgehalten werden konnten, deren Sinn aber darum nicht zu vernichten war, weil er sich edler, größer, volksthümlicher zeigte. Daher nur Verwirrung und Unglück zu Roms Vortheile!

183. Eine schöne Ablenkung und Zertheilung der römischen Kraft hingegen schienen die Verhältnisse Siciliens nach dem späten Tode Hieron's von Syrakus zu versprechen (§. 215); und Hannibal unterließ nicht, Verstand und Leidenschaft zugleich aufzuregen, um den Krieg auf Sicilien wieder zu entzünden. Aber was hätte das wunderliche, unstete Getreibe der Syrakusier gegen den Ernst und die Besonnenheit Roms vermocht? und was wurde anders erreicht, als daß zuerst die Kraft, die Karthago aufwenden wollte, noch mehr zersplittert ward, und daß alsdann, nachdem selbst Archimedes Syrakus nicht hatte retten können (§. 212), ganz Sicilien in römische Gewalt fiel und somit für Karthago auf immer verloren ging? Das Bündniß endlich, welches mit Philipp von Makedonien (§. 216) zu Stande kam, blieb gleichfalls, theils durch das verständige Verfahren der Römer, theils durch die Macht der Umstände für Hannibal fast ganz ohne Nutzen, und diente nur zur Einleitung künftiger Erweiterung der römischen Herrschaft.

184. Indem Hannibal auf solche Weise eine seiner Hoffnungen nach der andern zusammenstürzen sah, wurde seine Lage immer schwieriger. Jeder Unfall war für ihn ein dreifacher Verlust. In Italien entfremdeten sich die Gemüther der Gewonnenen, weil immer zweifelhafter ward, ob er sie würde schützen können; diejenigen hingegen, welche wankten, schlossen sich doppelt fest wieder den Römern an, als sie das Schicksal der ersten sahen. In Spanien wurden die Hülfsmit-

tel immer beschränkter. Bald schien auf der Ankunft Hasdrubals Alles zu beruhen; darum wurde sie von diesem auf jede Gefahr gewagt, wie sie von Hannibal auf jede Gefahr gefordert seyn mochte. Aber wie grausam wurde die Hoffnung getäuscht, als die Erfüllung sich mit unerwarteter Raschheit zu nahen, und Alles glücklich zu entscheiden schien! Wenn Hasdrubal, einer der ersten Heermeister der Zeit, durch Unentschlossenheit, durch Verzögerung, durch falsche Rechnung, oder auf welche andere Weise, etwas verschuldet hat, so hat er diese Verschuldung durch seinen Tod wieder gut zu machen gesucht. Er fiel in der großen Schlacht am Metaurus (J. 207), würdig seines Vaters Hamilkar, seines Bruders Hannibal und seines eignen Lebens. Hannibal aber, als er die gefangenen Afrikaner erblickte, als ihm der Kopf seines Bruders vor das Lager geworfen wurde, ganz ergriffen von dem Unglücke seines Vaterlandes und seines Hauses, — Hannibal erkannte das Schicksal Karthago's. Und von der Zeit an glich sein Aufenthalt in Italien dem Kampfe des Löwen, der, von Jägern umstellt, die Beute nicht lassen will, die er einmal gemacht hat, und der Versuch seines Bruders Mago auf Genua, Ligurien und Gallien, konnte seine Lage nicht verändern.

185. Hingegen sah Karthago bald ein feindliches Heer im eignen Gebiet, unter einem großen siegbekrönten Feldherrn, am schönen Vorgebirge zu schöner Vorbedeutung ungehindert landen (J. 204). Da zitterte

sie und erkannte, wie thöricht Bürger verfahren, die aus Liebe zu Ruhe und Gewinne sich und das gemeine Wesen versäumen, die den Frieden nicht zu bewahren wissen, und doch den Krieg nicht mit Anstrengung aller Kraft führen mögen, die sich der Leidenschaft hingeben und geleitet werden durch den Haß der Parteiung. Hätte Karthago den fernen Kampf mit der Hälfte des Aufwandes unterstützt, zu welchem sie jetzt durch die nahe Gefahr gezwungen ward, hätte sie ihre Küsten bewacht, und sich dem Feind auf offner See wohlgerüstet entgegen gestellt: sie hätte wenigstens ein besseres Loos verdient! Ihre schnelle Aufraffung aber bei drängender Noth glich dem Taumel eines Schlaftrunkenen, der plötzlich aus der Ruhe aufgeschreckt wird. Die meisten Anordnungen bewiesen, daß sie den Zustand der Dinge nicht kannte. Und wenn es für Karthago ein Glück zu seyn schien, daß die Schönheit der edlen Bürgerin Sophonisbe die Liebe und Macht des alten Feindes der Karthagoer, Syphax, des Königs der Massylier (West-Numidiens) für sich und ihr Vaterland gewonnen: so konnte doch damit einem Staate keine Rettung verschafft werden, dem es an innerer Tugend und Einheit fehlte. Vielmehr wurde grade diese Verbindung dadurch so verhängnißvoll, daß der alte Freund Karthago's, Masinissa (Massanasses), König von Ost-Numidien, durch Interesse und Eifersucht zugleich bestimmt, völlig auf römische Seite trat.

186. Bald Unglück auf Unglück! Die Karthagoer kannten noch ihren Feind nicht: sie traueten ihm und

hofften Frieden, als er Verderben sann; und wenn die Gesinnung auf beiden Seiten auch gleich feindselig war, so stand doch Karthago den Römern nach, wie an Tapferkeit und Einheit, so an Gewandtheit und List. Durch Brand und Schwerdt unterlag Karthago's Heer; viele Städte fielen in römische Gewalt; Syphax wurde gefangen, und Sophonisbe, vielleicht mit neuer Hoffnung fürs Vaterland eine neue Ehe schließend, hatte am Hochzeitstage nur den Trost, durch einen Giftbecher von afrikanischer Hand der römischen Sklaverei zu entgehen. Da blieb Hannibal's Geist und Heer Karthago's einzige Hoffnung. Man rief ihn zurück, und er folgte dem Rufe des Vaterlandes. Mit bitterem Schmerze verließ er Italien, seit sechszehn Jahren die Bühne seines Ruhms und seiner Größe, voll des Gefühles, nicht vom römischen Volke besiegt, sondern von Karthago verlassen zu seyn. Er sorgte aber dafür, daß ein einfaches Denkmal hinterblieb, künftigen Geschlechtern zu verkündigen, wie große Dinge er mit wie geringen Mitteln verrichtet! Seine Ankunft gab neues Vertrauen. Man brach Friedens-Unterhandlungen ab, die mit kleinlichen und unzeitigen Beschuldigungen Hannibals eingeleitet waren. Hannibal aber verkannte weder seinen Gegner noch sein Volk und Heer; darum suchte er den Frieden, und wünschte die Schlacht zu vermeiden, deren Ausgang auf einmal entscheiden mußte. Es war gewiß ein großer Augenblick, als er und Scipio mit gleichem Staunen zu einer Unterredung zusammentraten. Aber wie hätte die Weisheit, welche ihm eine reiche

Erfahrung im Glück und Unglücke gegeben, bei seinem Gegner, dem noch nichts mißlungen war, Eingang finden können? Vor Roms Mauern hätte sie entscheiden mögen! Hierauf wurde die Schlacht bei Zama gekämpft (J. 202), und in derselben Hannibals Erfahrung und Heldengeist so grausam getäuscht, daß er von neuem das Schicksal Karthago's erkennen mußte. Darum trieb er zum Frieden auf jede Bedingung; ohne Heer, ohne Einheit, ohne Bürgersinn und Muth: was blieb anders übrig? Und Scipio gewährte den Frieden (J. 201), mag ihn der Ruhm, den langen harten Krieg zu endigen, bestimmt haben, oder die große Ansicht, daß Rom durch die Herrschaft über Afrika nicht gewinnen konnte, und daß es für sie gut seyn würde, eine Nebenbulerin zu haben, die Aufmerksamkeit und Anstrengung forderte. Aber hiezu wurde Karthago doch zu schwer gedemüthigt. Sie wurde fast wehr- und waffenlos (ohne auswärtige Besitzungen, ohne Macht zu See und Land) ihren Feinden, besonders dem Masiniſſa, dem neuen Könige von ganz Numidien, überliefert. Das war der Ausgang des achtzehnjährigen Kampfes.

Zwölftes Kapitel.

Karthago's letzte Zeiten und Untergang. J. 201—146.

187. Als das Geld zusammen gebracht wurde, welches die Karthagoer den Römern zu bezahlen übernommen hatten: da weinten Viele, auch angesehene

Männer; Hannibal aber lachte mit zerrissener Seele über die Elendigkeit Solcher, welche erst dann das Unglück des Vaterlandes beweinen, wenn ihr eigener Besitz leidet, und welche den Verfall des gemeinen Wesens nur nach der Größe des Verlustes an eigner Habe berechnen. Dennoch gab er das Vaterland nicht auf; Alles war noch nicht verloren, weil er sich selbst noch hatte. Aber wenn sein Vater geglaubt haben mochte, Karthago durch große Unternehmungen zu Sieg und Glücke fortreißen zu können: so war Hannibal durch eine furchtbare Erfahrung zu der Einsicht gekommen, daß der Einzelne, auch mit dem reinsten Bestreben, mit dem heiligsten Willen, mit dem größten Geiste für ein gemeines Wesen nichts vermag, welches, ohne Tugend und Kraft, sich Parteiungen hingiebt und gemeinen Leidenschaften. Darum hielt er für nöthig, vor allen Dingen den alten Leib seines Vaterlandes mit neuer Seele zu erfüllen. Indem er aber dieses versuchte, nöthigte ihn die Lage der Dinge, und trieb der Geist, mit welchem er Rom bekämpft hatte, ihn an, zur Raschheit und zum Durchgreifen: Er wollte erleben, was, wenn je, nur nach langer, weiser Vorbereitung zu erreichen war. Es war nämlich die Verfassung Karthago's im Ablaufe des langen Kriegs, unter dem Getreibe der Factionen, und dem Gewühle der Leidenschaften mehr und mehr entartet. (vergl. 173.) Das Volk hatte den Senat bis zur Unmacht hinabgewürdigt, und war dann von Denen, welche die Freiheit bewahren sollten, den hundert Männern (ordo judicum) unterworfen worden. Das Gleichgewicht

der Gewalten war gänzlich vernichtet, die Zerrüttung allgemein. Hannibal, der in Italien den Senat als den Sitz der Verkehrtheit und Nichtswürdigkeit angesehen zu haben scheint, erkannte jetzt, daß das Uebel an der Stelle lag, von welcher die Größe seines Hauses ausgegangen war, und daß, wenn etwas erreicht werden sollte, das gemeine Wesen wiederum zu dem Grundsatze zurückgeführt werden müsse, von welchem es durch seinen Vater am Weitesten hinweggerissen war.

188. Und es gelang, der Ueberlegenheit seines Geistes, die Tyrannei der Hundert schnell zu stürzen, (das Ansehen des Senates wiederherzustellen) und die Einkünfte des Staates, bisher von den Verwaltern geplündert und verschleudert, bald in eine solche Ordnung zu bringen, daß sie selbst zu neuen Unternehmungen hinzureichen schienen. Solche Unternehmungen aber gegen die übermüthige Rom mochte er bald als nothwendig erkennen; sie mochten ihm zugleich nicht unzeitig scheinen. Denn Masinissa, der durch den Haß Roms gegen Karthago zu jeder Anmaßung wider diesen unglücklichen Staat gereizt ward, und der in vielsinnigen Ausdrücken des letzten Friedens leicht einen Vorwand für jede Anmaßung finden konnte, zeigte gar bald (J. 199.), welch' ein Loos Karthago unter diesen Verhältnissen zu erwarten hatte, und die Stellung, welche Antiochus der Große von Syrien um diese Zeit gegen Rom annahm, schien werth, eine Verbindung mit ihm zu suchen. Aber bald zeigte sich, daß verdorbene Bürger entarteter Staaten noch nicht

zur Tugend zurück geführt sind, und zu einigem Gefühle für Vaterland und Freiheit, wenn sie bei edlen Bestrebungen schweigen, oder der Macht des Geistes weichen. Diejenigen, welche durch Hannibals Verbesserungs-Versuche an Einkünften oder an Gewalt verloren hatten, nahmen Masiniſſa's und Roms Partei, und würden zur Sättigung niedriger Rache selbst den Frevel begangen haben, Hannibal in die Hand der Römer zu geben, wenn er sich nicht durch die Flucht gerettet hätte. (J. 195.) Dennoch blieb er sich gleich; das Vaterland, welches ihn ausgestoßen, blieb in ihm: Er hatte fort und fort nur Einen Gedanken. Das vollgültigste Zeugniß aber für die Größe seines Geistes war das, daß Rom in der Fülle ihres Glückes, ihrer Triumphe, ihres Ruhmes nicht sicher zu seyn glaubte, so lange er lebte; und daß sie, alle Mittel versuchend, nicht eher ruhete, als bis er sich, um nichts Unwürdiges zu erdulden, durch freiwilligen Tod, zu den Helden der Vorzeit begeben hatte. (J. 183.)

189. Aber nicht minder zeugt für Hannibal die jammervolle Mißhandlung, welcher Karthago sich sogleich nach seiner Entfernung ausgesetzt sah, und die wohlverdiente Auflösung, der sie unaufhaltsam entgegengestoßen ward. Es fehlt uns an Nachrichten, um dieser Auflösung ganz folgen zu können; aber wir wissen genug, um einzusehen, daß sie durch die niedrige Gesinnung vornehmer Bürger, durch den Mangel an Sinn für Vaterland und Gemeinwohl bei diesen be-

wirkt ward, während bei jedem Einzelnen im Volke noch Kraft und Verstand genug blieb, sein besonderes Wohl trefflich zu berathen. Die ängstliche Sorgfalt Karthago's, Alles zu thun, was der gestrengen Roma Gunst erhalten zu können schien: dieses bewegliche, kleinliche, unwürdige Schmiegen und Biegen; diese demüthigen Bitten und Versicherungen; dann die wachsende Keckheit, mit welcher Masinissa eine Provinz des karthagischen Gebietes nach der andern in Anspruch nahm, ohne daß Karthago nur wagte, (theils gehindert durch den Frieden mit Rom, theils durch die innere Zerrüttung,) sie ihm anders zu verweigern als mit unbeachteten Worten; endlich Roms arglistige Freude über die zerbrochene Kraft der alten Feindin, die ihr einst die Gefahr so nahe gebracht hatte, und die tückische Miene großmüthiger Gerechtigkeit, mit welcher sie Masinissa's und den eigenen Uebermuth zu bedecken strebte: — wahrhaftig, Alles dieses macht ein schaudervolles Ganze, höchstbelehrend für Alle, die es nicht unter sich achten, von fremder Verkehrtheit, von fremdem Unglücke zu lernen.

190. Zwei Parteien — deren eine sich wiederum theilte — bildeten sich neben einander aus: Masinissa fand mehr und mehr feile Seelen, die seine Sache führten, und Rom mehr und mehr Menschen, die ihren Sold annahmen: dieß war die eine Partei; aber auch das Vaterland fand noch Männer, die ihm im Unglücke getreu blieben und es aus der Erniedrigung zu erheben suchten, in welche es mit jedem Tage

tiefer hineinsank. Wenn aber auch diese letztere Partei darum die größte war, weil das Volk von dem Adel der Gesinnung in Zeiten leidenschaftlicher Zerrüttungen gewonnen zu werden pflegt, und nicht leicht einem Bestreben widersteht, in welchem sich der alte Geist des Vaterlandes offenbart: so konnte sie doch nicht obsiegen, weil den Guten theils Vertrauen fehlte, theils aber, und noch mehr, weil sie im edlen Ingrimm über der Gegner Verruchtheit vergaßen, was in solchen Zeiten am schwersten, wie am nothwendigsten zu bewahren ist, — die Besonnenheit. Diejenigen, die es mit den Feinden hielten, scheueten wol die Mittel nicht, die zum Zwecke dienlich schienen; auch lag an einzelnen Mißgriffen weniger, weil sie durch die Feinde gut gemacht werden konnten. Für die Edlen hingegen, die niemand hatten als sich selbst, war jeder falsche Schritt verderblich, wie vortrefflich auch die Gesinnung war, die dazu führte.

191. Fünfundzwanzig Jahre war Karthago von Masinissa mißhandelt, als der ältere Cato dahin gesandt ward, um neue Ansprüche desselben zu untersuchen. Da mochte ihm die große Stadt, noch immer voll Lebens und Verkehres, es mochte ihm das gesegnete Gebiet allerdings gefährlich dünken, wenn er des Ursprunges von Rom oder Karthago gedachte; aber noch wol mehr reizte ihn die gekränkte Eitelkeit, das Ansehen seiner rauhen Tugend zur Vernichtung Karthago's zu verwenden. Mehr als zwanzig Jahre lang reifte der traurige Plan in der Sonne des römischen

Glückes. Unterdeß stieg die Erbitterung der wohlgesinnten Bürger zu Karthago, aber der Verräther Uebermuth wuchs nicht minder. Da brach endlich der lang verhaltene Ingrimm plötzlich durch. Vierzig Senatoren wurden aus der Stadt gejagt. Sie flohen zu dem, welchem sie gedient hatten. Masiniſſa ergriff die Waffen; Karthago wehrte sich; Rom sah zu. Masiniſſa siegte; die Römer aber scheinen durch sein anhaltendes Glück und Leben zur Beschleunigung des Krieges gebracht zu seyn, weil bei längerem Zaudern der Freund vielleicht die Beute ganz genommen hätte und alsdann ein gefährlicher Feind geworden wäre. Ein Vorwand zum Kriege war leicht gefunden. Karthago, schnell wieder eingeschüchtert, und durch die letzten Unfälle an Roms Macht und Glück erinnert, wandte sich jammervoll, dem Kriege zu entgehen: sie erbot sich zu Allem, selbst zur Auslieferung aller Waffen, die von würdigen Bürgern nie aufgegeben werden. Unrühmlich nahm Rom Alles, ehe sie das Letzte forderte — die Schleifung der Stadt. Da ergriff Verzweiflung Aller Gemüther. Den strafenden Blick der Väter, Hamilkars und Hannibals drohende Schatten, das Bewußtseyn, durch eigene Schuld das Vaterland so tief hinabgewürdigt zu haben, selbst das knechtische Gefühl der Wehrlosigkeit — hatten sie ertragen; aber ein Leben außerhalb der altgewohnten Mauern, ohne Genuß, ohne Gewinn und ohne Hoffnung, schien unerträglich. Die Anstrengung, zu welcher die Verzweiflung trieb, war groß, und eines bessern Ausgangs werth. Der letzte ungeheuere Kampf,

aber, in welchem Karthago sich ihrer Abkunft erinnerte (vrgl. 96.), wird menschlichem Gefühle nur dadurch erträglich, daß er zeigt, wie sich der Mensch in großen Augenblicken über das Leben zu erheben vermag, und wie Staaten und Menschen durch den Schluß des Lebens die Schuld des Lebens büßen können. Hundert und achtzehn Jahre nach dem Anfange der Kriege mit Rom, siebenzig nach der Schlacht bei Cannä, siebenundzwanzig nach Hannibals Tode vernichtete ein siebenzehntägiger Brand die alte, große Stadt, und eine Menge ihre Bürger, die das Schwerdt verschont hatte, verzehrten die Flammen. Scipio aber, des Paulus Aemilius Sohn, dem es bestimmt war, diese Flammen anzuzünden, ahndete bei ihrem Anblicke, daß vielleicht Roms Tugend unter den Trümmern Karthago's begraben würde!

Drittes Buch.

Griechenland und Makedonien.

Erstes Kapitel.

Ansicht vom Land und Volk; älteste Zeiten.

192. Die Betrachtung des kleinen Landes, welches wir, nicht den Bewohnern, sondern Fremden folgend, mit dem Namen Griechenland zu bezeichnen gewohnt sind, und die Vergleichung desselben mit den Ländern Asiens, machen es aufs Lebendigste fühlbar, daß das menschliche Leben sich hier auf eine ganz andere Weise entwickeln mußte, als dort möglich war. Die Lage Griechenlands, unter einem heiter gemäßigten Himmel und in der Mitte der reichsten Länder der Welt, war vortrefflich für Leben und Bildung; die eigenthümliche Beschaffenheit des Bodens, bald fruchtbar bis zur Ueppigkeit, bald bis zur Armuth karg, aber doch für menschlichen Fleiß überall zugänglich, machte die verschiedensten Erzeugnisse möglich; der vielfältige Wechsel von rauhen Höhen und anmuthigen Niederungen nöthigte zu mehrfacher Lebensart; das Alles umfassende und Alles verbindende Meer bringt

überall so liebevoll ein, daß es mit dem Lande seine Vermählung zu feiern scheint; aber zugleich trennen Berge und Wasser die Theile dergestalt, daß eine Trennung der Bewohner, des Südens und Nordens, dadurch gefordert zu werden scheint; die lachenden Inseln endlich, welche Griechenland rings umgeben, luden ein zu Versuchen auf das Meer und damit zu Anstrengung und Bildung. Auf der ganzen Erde bietet vielleicht kein Raum von gleichem Umfange so viele und so verschiedene Vortheile dar für die Bestrebungen, zu welchen dem menschlichen Geist eine Nöthigung inwohnt, als das Land von den kambunischen Bergen bis ans Meer, mit den dazu gehörigen Eilanden.

193. Aber es ist auch kein Volk auf der ganzen Erde geworden, was die Griechen geworden sind. Denn was das Land zu verheißen scheint, das hat das Volk geleistet. Ein eigenthümliches Leben hat sich hier gestaltet, dessen Wesen Maß und Fülle, Mannigfaltigkeit in freier Beschränkung zu seyn scheint. Die Menschen, übereinstimmend mit der Natur, fühlten sich zu der Thätigkeit gedrungen, zu welcher diese reizte, und erreichten, was diese möglich machte. Alle Bildung zeigte eine erquickende Lebens-Wärme: Verstand und Gemüth standen in schönem Gleichgewichte; darum spricht sie unser ganzes Wesen lebendig an, und es ist begreiflich, wie spätere Zeiten nicht nur den Griechen die höchste Bewunderung gebracht, sondern wie sie wol selbst geglaubt haben, von den Griechen sey die höchste Bildung erreicht,

und darum seyen sie Muster für alle Zeiten. Aber wenn von der einen Seite durch die Natur des Landes eine allgemeine Unterwerfung seiner Bewohner lange verhütet, wenn eine weite Verbreitung des griechischen Lebens dadurch möglich und fast nothwendig wurde, so ward auch von der andern eine völlige Einheit der Griechen dadurch erschwert, und die Volksthümlichkeit nicht aufgereizt, sich bürgerlich zu stärken und zu sichern. Also wurde das Unglück wie das Glück der Griechen durch die Natur ihres Landes keineswegs herbeigeführt, aber in aller Rücksicht befördert. (vergl. 26.)

194. Fast alle bisher betrachtete Völker lernten wir durch Fremde kennen: von den Griechen haben wir Geschicht-Schreiber, wie kein anderes Volk sie erzeugt hat, wir haben Schriftsteller jeglicher Art, und eine Menge sinnvoller Ueberbleibsel, die über das Ganze ihres Lebens und ihrer Bildung vollgültige Zeugnisse geben können. Hierdurch ist allerdings für uns leicht, den hohen Sinn ihres Lebens, und den Geist ihrer Bildung zu erkennen; aber wir vermögen keineswegs den Entwickelungs-Gang zu verfolgen, und eine vollständige Geschichte der Griechen aufzustellen. Alles bleibt auch hier Stückwerk und lückenhaft; ja, es giebt sogar keinen einzelnen Zeitraum, in welchem uns das ganze griechische Leben zu übersehen möglich wäre. Von ihren eigenen Geschicht-Schreibern hat keiner einen Versuch gemacht, das ganze griechische Volksthum aufzufassen, und in seiner mannigfaltigen Entwickelung durch die Reihe der Jahrhunderte nachzuzeichnen. In

der That waren ihnen auch die alten Zeiten kaum zugänglicher als uns, und in den spätern hielt wol theils die Bürgerlichkeit eines jeden von einem solchen Versuche zurück, theils schreckte vielleicht die allgemeine Zerrissenheit Griechenlandes; für die Unsterblichkeit aber war ein solcher Versuch eben so wenig nöthig, als für die Darlegung großer Grundsätze über Völker und Staaten. —

195. Ueber die ältesten Zeiten tritt uns ein seltsames Gewebe mannigfaltiger Sagen entgegen, dessen Sinn vielleicht von dem Forscher verstanden werden mag, das er aber niemals aufzulösen und zur historischen Wahrheit zurück zu führen im Stande seyn wird. Es ist nämlich dem menschlichen Geiste Bedürfniß, zu fragen, wie das, was er um sich erblickt, vormals gewesen, und wie es ursprünglich geworden. (vergl. 21. und 47.) Das Interesse dieser Frage wächset, wenn sie Verhältnisse und Einrichtungen des Lebens betrifft, an welchen das Höchste und Heiligste des Bürgers und Menschen hängt. Der übermächtige Verstand mag mit allgemeinen Begriffen von Zeit und wirkenden Kräften die Sache erklärt zu haben behaupten; das übermächtige Gemüth bedarf keiner Erklärung, sondern fühlt sich vielleicht durch ein Zeichen, durch ein Symbol, eine Hieroglyphe, durch welche das Irdische ans Ueberirdische geknüpft wird, befriedigt, ohne weiter zu forschen oder zu zweifeln. Wo aber Verstand und Gemüth mit und durch einander leben, wie bei den Griechen, da ist eine Erklä-

rung des Vorhandenen nothwendig, aber allgemeine Begriffe können dem Menschen keineswegs genügen, weil er sie nicht zu fassen vermag. Der Verstand muß dem Gemüth eine bestimmte Gestalt lassen, von welcher er ausgeht, um das Allgemeine und Unendliche zu vermeiden. Daher wol entstand in Griechenland die Menge erhabener und sinnvoller historischer Mythen! Derselbe plastische Sinn, dem das Göttliche zu bestimmten Göttern wurde, bildete auch die Heroen, durch welche die Menschheit an die Götter geknüpft ward; er bildete die Schöpfer aller Einrichtungen und Verhältnisse, in welchen sich der griechische Geist zu offenbaren strebte. Standen aber einmal solche Gestalten da, so mußten sie unter dem allgemeinen Loose der Sterblichen stehen, und die Dichter erhielten die schönste Gelegenheit, an ihnen und ihren Nachkommen den Griechen die erhabensten Ideen darzustellen, welche den Menschen mit dem Leben versöhnen und über das Leben erheben können. Also sind die historischen Mythen keineswegs für Erfindungen müßiger Köpfe zu halten, welche sich eine Erklärung des Vorhandenen vorgesetzt hätten, etwa um Andere oder sich selbst zu täuschen. Sie sind vielmehr ursprünglich lebendig aus dem Leben hervorgegangen, und enthüllten das Leben ächt und wahr. Der menschliche Geist strebte in ihnen, die Erscheinungen des Lebens zu begreifen; aber eben deßwegen wurden sie in der Folge der Zeit mit Sinn und Zweck für die Enthüllung des Lebens benutzt, vermehrt, geändert. Wer daher unternähme, die Mythologie an die Spitze der historischen Quellen zu setzen, und in ihr die Wahrheit der Geschichte aufzusuchen, der würde sich thöricht abmühen;

denn eigentliche Geschichte beginnt erst, wo die Mythe aufhört.

196. Wenn man mit diesen Gedanken die griechischen Sagen von den ältesten Zeiten betrachtet, und von allem Materiellen hinwegsieht: so scheinen sie folgenden Sinn zu enthalten. Die ursprünglichen Bewohner Griechenlandes lebten in verschiedenen Stämmen wild und roh; sie bestanden mannigfaltige Kämpfe unter einander und mit der Natur. Aber nach und nach erhoben sie sich zur Bildung; es entstanden Staaten, und jede Art von Cultur wurde gepflegt. Dieses geschah theils auf eine unbegreifliche Weise durch sie selbst — Götter, Götter-Söhne und Götter-Sprüche erschienen und lehrten und lenkten, — theils wurde der einheimische Geist dadurch gehoben, daß fremde Völker schon zu höherer Bildung gelangt waren. — Und hierin scheint Wahrheit zu liegen. Der menschliche Geist kann sich aus alter Rohheit nur unter wildem Getreibe, Gräueln und Kämpfen zu Licht und Bildung emporarbeiten. Aber die Griechen brauchten, als eine jüngere Erscheinung der Menschheit, nicht mehr auf allen den Stufen zu verweilen, auf welchen die früheren Völker stehen geblieben waren; sie mußten das Leben der frühern fortentwickeln und zu höherer Vollendung bringen. In diesem Sinne läßt sich mit voller Wahrheit behaupten, daß die Wurzeln griechischer Mythologie, griechischer Bildung überhaupt, sich tief in Asien hinein und in Aegypten verlieren. Eine Vergleichung griechischer Vorstellung mit den Vorstellungen der Völker Asiens und Aegyptens muß daher sehr lehrreich seyn. Auch haben vielleicht tiefwir-

kende Berührungen mit Fremden Statt gefunden. Wer aber erforschen wollte, wie viel etwa durch Verpflanzung asiatisch-ägyptischer Ideen gleichsam an Cultur-Masse nach Griechenland gekommen sey: der möchte wol wenig finden. Und hängt denn überhaupt das Leben der Menschheit nur dadurch zusammen, daß sich Menschen die Hand reichen? Ist der Geist nur dadurch Eins, daß Ideen von einem Land ins andere getragen werden?

197. Wendet man sich aber zu den Sagen selbst: Wer mag über die ogygischen Zeiten, über den frühesten Zustand überhaupt, über das Getreibe und über die Verhältnisse der verschiedenen Volks-Stämme, die spätere Zeiten in die vorzüglichsten, in Pelasger und Hellenen, aufzulösen gesucht haben, etwas bestimmen, welches er für historische Gewißheit gebe? Das freilich scheint keinem Zweifel unterworfen, daß Pelasger und Hellenen Einem Volk angehört haben; denn wenn sie gleich in späterer Zeit oft scharf genug gegen einander gesetzt werden, so werden sie doch auch oft innigst vermischt. Ueberhaupt sind die Nachrichten und Meinungen der Alten über die Stamm-Verwandschaft nicht zu vereinigen. Wie aber, sollte man vielleicht den bemerkten Unterschied in der Sprache, sollte man die Herrschaft der Hellenen, und die Zerstreutheit der Pelasger, aus jenen Sagen vom Deukalion (1600?) und seinen Nachkommen abzuleiten versucht haben? Und wenn vom Sohne Deukalions, Hellen, der heilige, aber erst spät allgemein gewordene, Name der Hellenen, wenn von den Söhnen und Enkeln des Hel-

len die vier, in späterer Zeit wegen der Schrift-Steller am meisten genannten, aber niemals alle Hellenen umfassenden, Stämme, die Dorier und Aeoler, Achäer und Joner, abgeleitet wurden, und wenn die wohlthätige und gewiß uralte Versammlung der Amphiktyonen auf einen zweiten Sohn Deukalions zurückgeführt ward: — dürfte man hierin vielleicht einen Versuch erkennen, wichtige, in das ganze Leben eingreifende Erscheinungen, auf eine faßliche, für Verstand und Gemüth gleich genügende Weise zu erklären?

198. Was die Ankunft der Fremden betrifft, welche, gleichzeitig mit dem Getreibe der einheimischen Stämme, zu diesen mannigfaltige Bildung gebracht haben sollen: so ist dabei die Herkunft derselben eben so dunkel, als es kaum zu begreifen, wie durch sie unter so rohen Haufen etwas Bedeutendes hat ausgerichtet werden können. Wohl sandte Phönicien manchen Mann mit Metall-Kunde, Buchstaben-Schrift und Wein über das Meer (vergl. 73.): und so mag der Dichtung von Kadmos, wie auffallend auch desselben Erscheinung in Thebä (J. 1550?) bleibt, immer Wahrheit zum Grunde liegen. Gewisser ist jedoch, daß das Geschlecht, welches die Mythe diesem Manne gab, durch wunderbare Verhältnisse in mehr als Einen schweren Fluch verwirrt, recht dazu geeignet war, den Menschen die Allgewalt des Verhängnisses zu zeigen und manches große Räthsel des Lebens zu lösen! Das verschlossene Aegypten hingegen ließ nicht leicht seine Kinder ins Ausland gehen und am wenigsten über das

Meer (131.). Wenn aber doch Kekrops und Danaos (J. 1550 u. 1500?) Veranlassung und Gelegenheit gefunden, das Vaterland zu verlassen und sich in Griechenland anzuheimen: so haben wenigstens die Einrichtungen, die spätere Zeiten ihnen zuschrieben, alle ägyptische Eigenthümlichkeit verloren. Aber in dem Heldenstamm ihrer Nachkommen, in sinnvolle Verhältnisse wunderreich verschlungen, wurde die Erhabenheit menschlicher Tugend und das Glück der Göttergunst herrlich gefeiert, wie in dem menschlich schönen Theseus und in dem göttlich starken Herakles. Endlich mag die Sage von des alten, gottgeehrten Tantalos gewaltigem Sohne, Pelops, sinnvoll auf die Verknüpfung der europäischen und asiatischen Völker durch Natolien hindeuten (vgl. 107.). Ob aber von diesem Pelops die südliche Halb-Insel Griechenlands (J. 1400?) den Namen erhalten habe, den sie später führte, das ist wenigstens minder gewiß, als daß erhabene Mythen durch die scheuslichen Gräuel, mit welchen wilde Leidenschaft sein so ruhmstrahlendes als unglückseliges Haus füllte, den Menschen zu den höchsten Gütern des Sterblichen, zu Besonnenheit und zu heiliger Ehrfurcht vor den Göttern, zu bringen suchten. — Wie viele, oder wie wenige Erinnerungen aber auch diese Sagen bewahren mochten: für das überall erscheinende Licht der Bildung waren durch dieselben Punkte gegeben, von welchen es ausgegangen seyn konnte.

199. Und wie hätte man die wahrsagenden Eichen unter den rohen Pelasgern in der alten Dodona begrei-

sen mögen, wenn nicht Aegypten die Stiftung übernommen hätte! Aber verkündigte nicht auch Loxias zu Pytho früh hochgeachtete Sprüche? Und wer begreift überhaupt die wunderbar neben einander stehenden Elemente des Lebens? Man kann im Dädalos vielleicht die werdende Bildnerei, bildnerisch angeschauet, zu sehen meinen; man mag die andern Lehrer menschlicher Künste in eine gleiche Classe setzen; man mag selbst im Minos auf der hellleuchtenden, meerbeherrschenden Kreta, das Vorbild Lykurg's erblicken: aber woher waren jene Mysterien, die so früh gefeiert seyn sollen? Waren sie von fremden, höhergebildeten Männern mit Besonnenheit dazu gestiftet, um den alten Naturdienst anderer Völker zu versöhnen mit dem neuen Leben der Griechen? waren sie also eine freie Verbindung, die sich den klaren Zweck der Vereinigung verschiedener Lebens- und Religions-Elemente gesetzt hatte? Oder verlor sich in ihnen, unbewußt, die alte Priester-Kaste, die vorher Einsicht und Lehre dem Volk entzogen hatte, welches hier die Weisheit zu ergreifen anfing? Oder hatten sie einen ganz andern Sinn, und waren sie vielleicht minder alt? Und wenn Orpheus (J. 1300?) mit Saitenspiel, Gesang und Religion aus dem rauhen Thracien kam: deutete auch dieses auf die Ahnung eines wirklichen Zusammenhanges griechischer Cultur mit asiatischer? oder wies es nur auf das Dunkel des Ursprunges hin, und feierte man in Orpheus und den andern Sängern nur die werdende Dichtkunst? —

200. Auch die einzelnen Helden-Unternehmungen dieser Zeit bewegen sich auf mythischem Boden. Man mag in ihnen allerdings Beweise der allmähligen Festsetzung des alten formlosen Getreibes und bestimmterer Gestaltung des Lebens erkennen; man mag nicht mit Unrecht behaupten, daß die Sage darüber von wirklichen Ereignissen ausgegangen sey: aber das Einzelne der Erzählungen ist allein im Gedichte wahr, und hat für den Menschen das Interesse, welches die Dichter zu geben gewußt haben. Dieses gilt nicht nur von dem mährchenhaften Zuge der Argonauten (J. 1300?), die von Göttern und eigner Kühnheit gleichgeleitet, unter unzähligen Abenteuern und Gefahren, gleichsam die Welt öffneten, und Schätze nach der Heimath brachten; es gilt nicht nur von dem unseligen Kriege der sieben Fürsten wider die siebenthorige Thebä (J. 1250?), deren hohes Alter übrigens manche bedeutende Ueberbleibsel bezeugten: sondern es gilt auch von der großen Unternehmung gegen Ilion (J. 1200?), durch welche die geraubte Schönheit wieder gewonnen ward. Wohl mögen die göttlichen Gesänge, die Homer's heiligen Namen tragen, von höchster historischer Wichtigkeit seyn, indem sie die Seele mit großen Ahnungen über den Zustand des Zeitalters erfüllen, welches ein solches Werk erzeugen konnte, und indem sie uns so unendlich schön zeigen, zu welchen Ansichten von Staat und Gottesdienst, von Krieg und Künsten, von Leben und Sitten sich schon damals der menschliche Geist zu erheben vermochte: wer aber die große, schöne Schöpfung zerstören könnte, um dem

Schöpfer den aus früherer Zeit gesammelten Stoff nachzurechnen, der müßte nie von dem erhabenen Geist ergriffen seyn, der in dem Ganzen lebt und waltet! (vergl. 109.)

Zweites Kapitel.

Verbreitung der Griechen in andere Länder.

201. Auch über die Zeit nach dem s. g. trojanischen bis zu dem persischen Kriege sind wir schlecht unterrichtet, ja, fast schlechter als über die Vorzeit; wenigstens hat diese größeres Interesse erhalten. Schon Thukydides kam durch seine Forschungen zu der Ueberzeugung: daß wol nichts Allgemeines und Großes geschehen seyn möge, weil sich so wenig Erinnerungen erhalten hatten. Die nächste Zeit nach dem trojanischen Krieg indeß läuft noch vollkommen mythisch fort; die vielverschlungenen Verhältnisse der Helden werden in der Sage durchentwickelt. Hiernach kamen einige dieser Helden gar nicht zurück in das liebe Land der Väter; andere sehr spät nach vielen Irrfahrten und Abenteuern. Da fanden sie in ihren Häusern und Besitzungen Manches verändert. Darüber von neuem mannigfaltige Verwirrung überall; und als endlich diese Verwirrungen in den einzelnen Fürstenfamilien gelöset wurden: da entstanden neue, große und allgemeine Erschütterungen. Dorische Völker, verbunden mit äolischen, vielleicht aus ihren bisherigen Sitzen

durch Wanderungen im nördlichen Griechenland (etwa durch die Anfälle der Thessalier auf das Land, welches später, von ihnen beherrscht, ihren Namen erhielt) verdrängt, fielen, angeführt von des Herakles Nachkommen, in die Peloponnes ein, bemächtigten sich nach und nach des größten Theils dieser Halb-Insel, und kehrten, wohin sie kamen, die alte Ordnung der Dinge völlig um. (J. 1100?) Nur Arkadien behielt in seinen schützenden Gebirgen die alten Bewohner, die sich Proselenen nannten; nur in dem nördlichen Küsten-Lande (Aegialea) erhielten sich Achäer; alles Uebrige wurde von den Doriern besetzt oder unterworfen, und zwischen den Eroberern und den Besiegten entstand eine Reihe von Verhältnissen, welche in ihrem Ursprunge, wie in ihrer Entwickelung gewaltsam waren.

202. Schon lange vor dem Kriege wider Troja mögen Pelasger häufig Leben und Freiheit nach andern Ländern, besonders nach Italien, gerettet, auch während des langen Kriegs mögen einzelne Führer sich mit ihren Leuten hier und dort im Ausland angeheimt haben; ja, es scheint selbst nicht zu gewagt, wenn man annimmt, daß nicht alle Griechen in fremden Ländern von Griechenland, als von dem einzigen Ursitze des griechischen Volksstammes, ausgegangen seyen: aber nach jenen Erschütterungen, die von den Herakleiden und Doriern im Innern erregt wurden, scheint eine große Verbreitung des griechischen Lebens von Griechenland aus begonnen zu seyn. Wenn diese Erschütterungen dieselben veranlaßt haben: so sind sie da-

durch für die Entwickelung des griechischen Geistes unendlich wichtig geworden. Denn nachdem man einmal gelungene Versuche gemacht hatte, sich in fremden Ländern anzuheimen: so konnte bei dieser Lage Griechenlands und diesen innern Verhältnissen die Ausbreitung wol nicht wieder aufhören. Und wirklich sahen nach und nach das mittelländische und die benachbarten Meere überall griechische Städte an ihren Ufern, wo nicht besondere Verhältnisse die Anbauung verhinderten. Denn wenn auch die West-Küste Klein-Asiens, Sicilien und das südliche Italien die Haupt-Länder griechischer Anheimungen blieben: so war doch auch Kyrenäa in Afrika griechischen Ursprunges, und der Gott in Delphi hatte selbst zu dessen Gründung getrieben; so waren doch auch Massalia an der gallischen Küste, für die Bildung des Abendlandes von unermeßlicher Wichtigkeit, und Saguntum in Spanien, dessen Bürger einen hohen Sinn in großer Noth schön bewährten, (vergl. 178.) griechisch; so regte sich doch auf den Küsten des schwarzen Meers überall griechische Thätigkeit, und die thracischen und macedonischen Ufer endlich wurden meist mit griechischen Städten geziert. Dadurch erhielt der griechische Geist Veranlassung, sich in sehr verschiedener und doch fast überall in herrlicher und großer Natur, unter den mannigfaltigsten Verhältnissen und Umgebungen, und somit um so vollständiger, zu entwickeln. In dem Kampfe mit dieser fremden Natur und den neuen Verhältnissen mußte nicht nur der alte Gewohnheits-Sinn schnell überwunden werden, sondern man war um Erhaltung und Leben zur größten An-

strengung und zur größten Mäßigkeit gezwungen. Dadurch lernte der Mensch seine Kräfte kennen; der Geist hob sich gewaltig und die Griechen im alten Vaterlande standen bald gegen die Ausgewanderten weit zurück. Da aber die ausgeheimten Griechen mit der alten Heimath im engen Verkehre blieben, ohne in Abhängigkeit erhalten zu werden: so mußten sie durch ihre Bildung auf das alte Vaterland mächtig zurückwirken, aber sie mußten auch das alte Vaterland in ihre besondern Verhältnisse verschlingen und so an die Völker des Auslandes knüpfen. Daher läßt sich mit Recht behaupten, daß die höhere griechische Bildung in jeder Rücksicht erst durch diese Verbreitung des griechischen Lebens möglich worden. Aber von der andern Seite wird sich auch nicht leugnen lassen, daß die Auflösung, der Verfall, der Untergang Griechenlands durch sie in mehr als Einer Rücksicht befördert sey. Wir wollen hier Einiges über sie anmerken, um in der Folge vom eigentlichen Griechenland ohne Unterbrechung reden zu können.

203. Am frühesten wurden wahrscheinlich — um nur von den Haupt-Ländern griechischer Anheimungen zu reden — die Städte auf der West-Küste Klein-Asiens gegründet. Wenn diese Städte auch nicht alle gleich groß und mächtig wurden: so wurden sie doch für die Entwickelung des Mutter-Landes, für die Förderung und Ausbildung des griechischen Geistes, und damit für alle Zukunft mehr oder minder wichtig. Denn hier in der Fülle der Natur, in der schönsten Luft, unter dem heitersten Himmel der Erde, im Angesicht des eilandreichen Meeres, am Saum

eines großen, seit uralter Zeit mannigfach gebildeten Erdtheils, in der Nähe eines mächtigen Völker-Getreides, dem sie verwandt genug waren, um Vortheil daraus zu ziehen, dem sie zu fremd blieben, um sich in demselben aufzulösen — hier gelangten die Griechen schnell zu höherer Bildung; aber hier entspann sich auch das größte Ereigniß im Leben der Griechen, durch welches sie zur Vollendung ihrer Bestimmung gleichsam hinauf geworfen wurden. Fast alle hellenische Stämme gründeten Städte auf dieser Küste. Diese Städte hätten wohl das höchste Interesse gehabt, sich aufs engste zu verbinden, um sich zu erhalten gegen die Völker des Landes, denen sie unwillkommene Gäste seyn mußten, sobald die Wichtigkeit des Meeres von denselben erkannt war. Aber die Griechen blieben auch hier auf fremdem, auf feindlichem Boden in der alten Trennung ihrer Stämme, und suchten den Zaun, der sie schied, mit der größten Sorgfalt zu erhalten. Darum verbanden sich die Stamm-Genossen mehr unter sich, wegen Spiele und Feste, gegen die Genossen anderer Stämme ihres Volks, als zu gemeinsamer Vertheidigung gegen gemeinsame Feinde.

204. Die Ersten, die sich hier anbaueten, sollen größten Theils Aeoler gewesen seyn, welche, angeführt von des Pelops vertriebenen Nachkommen, über Macedonien und Thracien nach Asien kamen und in Mysien, und Lydien und auf einigen benachbarten Inseln eine Reihe von Städten entweder gründeten oder einnahmen. Unter den Städten auf dem festen Lande würde wol das entferntere Smyrna die erste geworden seyn, wenn nicht die

gutmüthigen Aeoler von schlauen ionischen Gastfreunden um sie betrogen wären. Daher wurde die Hafenstadt Kyme, Smyrna's Gründerin, als die erste angesehen, eine Stadt, die den witzigen Jonern zwar Stoff zu manchem Spotte gab, die aber doch Sänger und Geschicht-Schreiber hervorgebracht hat, und die selbst die Ehre auf Homer Anspruch zu machen, nicht für zu groß hielt. Indeß wurde Mitylene auf der Insel Lesbos, die sich durch schönen Wein, schöne Frauen und Gesänge auszeichnete, um so mehr als der Mittelpunkt der asiatischen Aeoler angesehen, da sie, durch ihre Lage geschützt, länger ihre Freiheit zu erhalten vermochte, als die schwachverbundenen Städte des festen Landes, die sich schon dem Könige Krösos von Lydien (vergl. III.) unterwerfen mußten. Ueberhaupt aber ist die Geschichte der äolischen Städte dunkel; sie bildeten kleine Republiken, zuweilen jedoch gehorchten sie auch einzelnen Männern, welche wie der weise Pittakos in Mitylene (J. 600.) die Zeit zu bedenken vermochten.

205. Später langten (wol nicht allein) aus dem überfüllten Attica ionische Griechen an, auf einem langen Zuge mit Menschen verschiedener Stämme häufig vermischt. Auf der minder fruchtbaren, aber anmuthreichen, gesunden und zum Handel vortrefflich geeigneten Küste Lydiens und Kariens und den nahen Inseln Samos, (wo Polykrates durch Erhabenheit der Gesinnung, Glück und Unglück am meisten das menschliche Herz fesselt) und der steinigten Chios, Homers Aufenthalte, wußten sie, durch Klugheit oder Gewalt, sich festzusetzen und nach und nach

zwölf Städte zu erbauen oder zu erwerben. Sie waren selbst pelasgisch, wiewol den Hellenen zugezählt, und fanden Pelasger vor; sie vermischten sich auch vielfältig mit den alten Bewohnern dieser Gegend, und unterschieden sich durch verschiedene Mundarten, aber sie hielten fest am ionischen Namen, dessen sich die übrigen Genossen schämten, weil der ionische Stamm der schwächste aller hellenischen Stämme war; sie gaben demselben bald Glanz und Ehre, durch die Regheit ihres Geistes, und die Anstrengung ihrer Kraft. — Jede Stadt bildete für sich einen kleinen Staat, meist mit freier Verfassung, aber im Panionion vereinigte sie ein gemeinsames Volks-Fest, bei welchem zugleich durch eine Art von Amphiktyonen-Versammlung gemeinsame Angelegenheiten bundmäßig berathen wurden. Wenn jedoch dieser Bund auch die gemeine Vertheidigung bezweckte, so mag er in früherer Zeit, als noch im Innern des Landes kein bedeutender Staat sich erhoben hatte, mehr gewirkt haben, als in späterer. In diesen Bund wurde auch die schlechterworbene, aber wichtige Smyrna, (die sich erst recht, in erneuerter Gestalt, zu Glanz und Ansehen erhob, als selbst Griechenlands Freiheit schon untergegangen war) aufgenommen. Aber ehe das lydische und persische Reich Gefahr und Untergang bringen konnten, kamen die ionischen Städte zu einer Größe, einem Reichthum und einer Bildung, durch welche sie die Bewunderung der Welt verdient und erlangt haben. Freilich vermag die Geschichte den Gang keineswegs zu verfolgen, aber alle haben auf Griechenland und die Welt, theils durch allgemeine Bestrebungen, theils durch einzelne große Männer, Dichter, Weise, Redner,

die sie hervorgebracht, tief und bleibend gewirkt. Vorzugsweise jedoch mögen folgende drei besonders ausgezeichnet werden. Phokäa wurde durch ihren Handel nach den westlichen Ländern des Mittel-Meeres reich, und bewahrte doch immer getreulich den Sinn für die Freiheit; und wenn auch nicht alle Bürger, bei der Unmöglichkeit sich der Perser zu erwehren, Kraft genug hatten, eine mühselige Freiheit der bequemeren Unterwerfung vorzuziehen, so erfüllten doch viele den hohen Schwur, begaben sich zu ihrer Gründung Alälia auf Kyrnos, und erduldeten, was ihnen bestimmt war (vergl. 113.). Ephesos, nicht von den Jonern gegründet, aber durch sie berühmt, zog durch das hohe Werk des Dianen-Tempels, der durch seine Flammen selbst einem schlechten Manne die Unsterblichkeit gegeben hat, die Bewunderung der Welt auf sich, und erregte durch Handel und Reichthum in späterer Zeit, wie Smyrna, die Vorliebe der Herren des Landes, so daß sie sich im Wechsel der Zeit lange blühend und groß erhielt. — Auch Miletos durfte nicht erst von den Jonern erbauet werden, aber im Ablaufe weniger Jahrhunderte erhob sich diese Stadt durch die Joner zu einer erstaunenswerthen Größe und Macht. Ihr Handel zu See und Land war unermeßlich; die Zahl ihrer Colonien, wenn nicht unglaublich, doch kaum begreiflich. Aber wegen ihrer Größe und ihres Reichthums, wobei sie auch der Wissenschaften und der Weisheit nicht vergaß, erregte sie vielleicht den Neid der übrigen Joner; wenigstens war sie mit diesen nicht in großer Gemeinschaft, weder als sie selbst den langen Kampf mit den lydischen Königen zu bestehen hatte, noch als jene den Persern unterlagen. Wie

lange sie sich indeß auch halten mochte: ihrem Geschick entging sie nicht (vergl. 126.)!

206. Endlich wurden, als hätte man das Gleichgewicht der Stämme erhalten wollen, noch später dorische Städte auf der Küste Kariens und auf den gesegneten, weinreichen Inseln Kos und Rhodos gegründet. Aber die Dorier, die sich hier anheimten, kamen schwerlich Alle, nach allmähliger Verbreitung über die Eilande des Archipelagos, aus der Peloponnes; sondern der Volksstamm, den man später den dorischen nannte, mag ursprünglich, d. h. zu einer Zeit, von welcher keine Geschichte redet, über diese Eilande verbreitet gewesen seyn. Vielleicht hielten Phönicier ihn früher nieder, vielleicht andere. Die dorischen Städte aber waren freie Staaten; sechs waren gleichfalls durch ein gemeinsames Heiligthum, zu Triopion dem Apoll geweiht, verbunden, und mit Eifersucht schlossen sie die übrigen Dorier von den Kampfspielen aus. Auch ihre Geschichte ist wenig bekannt; und wenn sie den ionischen Städten an Größe und Reichthume nicht gleich kamen, so war doch Knidos eine bedeutende Stadt: sie war nicht allein durch die Feier der schönsten Göttin ausgezeichnet, sondern auch die Wissenschaften, Geschichte und Erdkunde, verdanken ihren Bürgern viel. Halikarnassos hingegen war die größte und schönste der dorischen Städte: dennoch wurde sie von dem Bund ausgeschlossen, weil sie der Sitte der Väter getrotzt hatte. Aus ihr aber ist nicht nur der fleißige Dionysios, sondern auch Herodot hervorgegangen, ein Geschicht-Schreiber der durch seine Welt-Ansicht, sein theilnehmendes Herz, seinen

Verstand und die Schönheit seiner Rede, auf eine nie erreichte Weise große Erhabenheit, tiefe Belehrung und anmuthige Unterhaltung in seinem Werke zu vereinigen gewußt hat. — Und mit welchem herrlichen Sinne haben nicht später, als schon überall die Freiheit zu verschwinden begann und verschwunden war, die Rhodier mannigfaltiges Unglück von der Natur und von Menschen ertragen!

207. Während sich aber diese Verhältnisse der Griechen in Asien noch gestalteten, und die Städte schönes Gedeihen zu zeigen begannen, sah auch das herrliche Sicilien manche neue griechische Stadt im schönsten Wetteifer mit alten phönicischen, und nicht minder wurden die Ufer des südlichen Italiens mit griechischen Colonien angefüllt, so daß der Name Groß-Griechenland für diese Länder entstehen konnte. Fast aus allen Gegenden Griechenlands, wenigstens aus allen griechischen Stämmen, wurden hier, bald auf diese, bald auf eine andere Veranlassung, meist jedoch wegen bürgerlicher Verhältnisse, Colonien gegründet, gleichsam als hätte das vollständige hellenische Leben, in allen seinen Eigenthümlichkeiten, nach diesen Gegenden versetzt werden sollen. Auch diese Städte bildeten gewöhnlich kleine auf verschiedene Art freie Staaten; zuweilen wurden sie durch weise Männer mit guten Gesetzen versehen, aber auch nicht selten durch Tyrannen um ihre Freiheit betrogen oder wegen derselben getäuscht. Sie mögen sich vielleicht nicht zu der hohen Bildung erhoben haben, welche die griechischen Städte in Asien erreichten: denn diese, am Saum ei-

nes, in seiner Art, durchgebildeten Erdtheiles gegründet, nahmen, wenn so geredet werden darf, einen alten Geist in sich auf, um durch ihn neue Kräfte in sich selbst zu entwickeln, diese hingegen waren unter rohen Völkern angelegt, welchen sie die neue griechische Bildung vermittelnd zugänglich machten, ohne daß sie von ihnen empfangen konnten: aber sie gelangten doch durch Handel und Gewerbe zu einer Größe, wie man kaum der Geschichte zu glauben wagt, und zu einer politischen Ausbildung und Bedeutsamkeit, die nur daraus zu erklären ist, daß sie keinen Staat in der Nähe hatten, gegen dessen Größe anzustreben, sie nicht gewagt hätten. Aber von der Geschichte der meisten wissen wir entweder wenig, oder das, was wir wissen, ist für eine allgemeine Geschichte zu unbedeutend, weil das Eigenthümliche fehlt, durch welches sie sich ausgezeichnet haben mögen.

208. Die griechischen Städte auf Sicilien aber sind, wenn sie gleich zum Theil (besonders Agrigent) eine Zeitlang schön gewetteifert haben, nach und nach durch den hohen Glanz von Syrakus, einer der ältesten (vergl. 166.), verdunkelt worden. An Syrakus hängt gewisser Maßen die Geschichte der übrigen Städte, weil diese meistens gezwungen wurden, Syrakus als ihr Haupt anzusehen. Sie aber war dorisches Stammes, und zeigte vor allen Städten dieses Stammes eine solche Beweglichkeit, daß sie den Ernst und die alterthümliche Weise, welche von Vielen als den Doriern eigen angesehen worden sind, ganz zu verleugnen

schien; jedoch erklärt sich vielleicht Manches aus der wiederholten Aufnahme neuer Bürger aus andern Städten und Stämmen, und aus ihren eigenthümlichen Verhältnissen. Unter beständigen Unruhen und Erschütterungen im Innern, unter mannigfaltigen Fehden mit den alten Einwohnern, mit andern griechischen Städten auf Sicilien und unter furchtbaren fast unaufhörlichen Kriegen mit Karthago, die nach dem Besitze der ganzen Insel strebte (vergl. 166. ff.), und unter harten Kämpfen mit Athen (J. 415.), deren unten gedacht werden wird, erhob sich Syrakus zu einer solchen Größe, daß kein Staat Griechenlands ihr gleich zu kommen schien. Ihre Bürger liebten die Freiheit, aber sie bedurften von Zeit zu Zeit der Herrschaft, bald, damit durch einen wohlgesinnten Tyrannen der Nachtheil zügelloser Partheiung verhütet und das Wohl der Stadt gegen äußere Gefahr gerettet würde, bald, damit sie durch einen übelwollenden oder leidenschaftlichen an den Werth der Freiheit erinnert würden. Dritthalbhundert Jahre waren in Ausbildung einer republicanischen Verfassung hingelaufen (J. 736 — 484.); dann folgten in achtzehn Jahren drei Tyrannen (bis J. 466.); darauf sechzig Jahre stürmische Freiheit und schönes Gedeihen (bis J. 405.) und dann wiederum Tyrannei und Freiheit in so schnellem Wechsel, daß es schwer wird, zu sagen, welcher die Syrakusier am würdigsten gewesen. Die Betrachtung der Ursachen und des Ganges aller dieser Unruhen, Parteiungen, Empörungen, Veränderungen und Umkehrungen macht die Geschichte von Syrakus unendlich lehrreich. Nicht minder lehrreich ist dieselbe durch

die besondern Verhältnisse, in welche Syrakus sowol zu den ersten griechischen Staaten, als zu Karthago und Rom kam. Und ein großes Interesse erhält sie endlich durch die Reihe von eigenthümlichen Charakteren der Männer, durch welche der Gang der öffentlichen Angelegenheit bestimmt wurde. Man möchte sagen: von allen Arten fürstlicher Herrschaft gebe die Geschichte von Syrakus, Fürsten und Völkern zu Warnung und Trost, ein bedeutendes Beispiel. Denn jene Reihe umfaßt Männer, welche ihre Gewalt auf die verschiedenste Weise selbst gründeten, und andere, denen sie zugeerbt wurde; sie geht von den empörendsten Aeußerungen arglistiger Herrsch-Lust durch eine Menge menschlicher Leidenschaften und Tugenden hinauf bis zum erhabensten Fürsten-Sinn und wieder hinab zu der Mittelmäßigkeit, die über Prachs und Glanz der Gegenwart das Interesse des gemeinen Wesens für die Zukunft vergißt; aber sie zeigt auch die hohe Tugend republicanischer Seelen in einer Schönheit, in welcher sie kaum jemals erschienen ist. Gelon, Thrasybul, die Dionyse, die Hierone, Agathokles, Dion, Diokles, Timoleon — das sind die Namen der vorzüglichsten dieser Männer!

209. Unter den griechischen Städten im untern Italien nehmen mehrere die Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir aber wollen nur Tarents gedenken, weil sie, auf seltsame Art von Sparta besetzt, so ganz die Natur und Art der Väter zu vergessen schien; dann besonders Sybaris und Kroton's. Beide waren von Achäern gegründet oder eingenommen, (Sybaris jedoch nicht ohne

Theilnehmung Anderer); beide wurden mächtig und reich; aber die Sybariten vergaßen, worauf die Herrschaft eines Staates, Sicherheit und Erhaltung ruhen, und worinn die Würde des Lebens besteht. Nachdem sie durch Anstrengung und Mäßigkeit zu großem Reichthume gelangt waren, überließen sie sich trägem Genusse, vergaßen der Kraft, wurden üppig, verweichelten und hüteten sich doch nicht vor bürgerlichen Zwisten. Da konnte ein großes Heer sie nicht beschützen; Sybaris wurde zerstört, nachdem sie ihre Bahn, mit unerhörter Schnelle, durchlaufen war. Kroton, theilnehmend an den Streitigkeiten der Sybariten, zerstörte die Stadt. Denn wiewol Kroton auch keineswegs in ihrer Größe von Ueppigkeit und Entartung fern blieb, so folgte sie doch eine Zeitlang weisem Rath, und kehrte zu alter Tugend zurück. Diesen Rath gab ihr Pythagoras. Denn, als dieser Mann, einer der größten, edelsten, erhabensten Männer des Alterthums, die Tyrannei des Polykrates auf seinem väterlichen Eiland unerträglich gefunden hatte, hielt er Kroton für würdig, in ihr die Weisheit auszuleben, die sein tiefer Geist erzeugt, gefaßt oder erworben hatte. Pythagoras aber war dadurch so groß, daß er wegen des Himmels die Erde nicht vergaß; daß ihm, indem er das innere Leben der Natur zu ergründen, und Gott und göttliche Dinge zu erkennen strebte, die Bedeutung der gesellschaftlichen Verhältnisse, Gesetz, Recht, Freiheit und Vaterland, klar blieben; daß er sich darum nicht, in unendlichen Ideen einsam schwelgend, dem Leben entzog, sondern das Leben zu gestalten suchte, um Tugend, Sitte und

bürgerlichen Sinn zu verbreiten, und die Lenkung der menschlichen Angelegenheiten an die weisesten Männer zu bringen. Der Bund, den er stiftete, hatte einen tiefen, staatsweisheitlichen Sinn; er gehört zu den schönsten menschlichen Versuchen. Daß er so wenig der Zügellosigkeit als der Tyrannei gefallen konnte, ist begreiflich; aber große Staats-Weise sind aus ihm hervorgegangen, und die Verhältnisse der griechisch-italischen Städte nach der Zertrümmerung desselben, geben für ihn ein großes Zeugniß.

216. Wenn man nun diese außerordentliche Menge griechischer Städte bedenkt: so kann man gewiß nicht umhin, sich über die Verbreitung des edlen Volks-Stammes und seiner Bildung über so viele Theile der Erde zu freuen; aber man wird kaum begreifen können, wie im Ablaufe weniger Jahrhunderte eine solche Volks-Vermehrung, als diese Verbreitung vorauszusetzen scheint, möglich gewesen sey. Einiges freilich wird begreiflich, wenn man sich erinnert, daß, selbst in den größten und mächtigsten Städten, die Anzahl der freien, griechischen Bürger doch gering war, daß man überall mit weiser Strenge darauf zu halten pflegte, daß sich die Zahl derselben nicht bedeutend vermehrte, daß man eben deßwegen überall dafür zu sorgen pflegte, der Vermehrung des Volkes, zu welcher die menschliche Natur stets geneigt ist, durch neue Ausheimungen zu begegnen, und daß die eigentliche Menschenmasse überall aus Sklaven und Barbaren bestand, durch welche jenen erst ihr freies Leben möglich gemacht ward. Indeß möchte kaum

Alles begreiflich seyn, so lange man die Griechen auf Griechenland, als auf ihren Urſitz einſchränkt, und die Griechen in fremden Ländern Alle von dort herleitet!.

Drittes Kapitel.

Die freien Verfaſſungen.

211. Während aber auf dieſe Weiſe der griechiſche Geiſt in andern Ländern mächtig ſtrebte, und ſeine hohe Kraft ſchon bewährte, ging auch das Leben in Griechenland ſelbſt fort und fing an, ſich beſtimmter zu geſtalten und auszubilden. Sobald nach jenen Erſchütterungen, die zur Verbreitung der Griechen den nächſten Anſtoß geben mochten (vergl. 202.), einige Ruhe wieder eintrat, und ſomit den Menſchen Zeit gelaſſen ward, ihre Verhältniſſe feſter zu ſtellen, entwickelten ſich, im Ablaufe der nächſten Jahrhunderte, zwei wichtige Erſcheinungen, von welchen die eine freilich nur weiter gebildet wurde, die andere hingegen neu war, zwiſchen welchen ſich aber im Fortgange der Zeit das griechiſche Leben gleichſam bewegte. Einmal nämlich ſetzten ſich die verſchiedenen Stämme, in welchen die Griechen ſchon in uralter Zeit erſcheinen, mehr im Großen einander entgegen und bildeten ſich neben einander aus in ihrer Eigenthümlichkeit, und zweitens erhoben ſich überall in dieſen Stämmen eine Menge kleiner Staaten zu freien Verfaſſungen mit den mannigfaltigſten Geſetzen und Weiſen.

212. Die Trennung der Stämme war allerdings aus dem Wesen des griechischen Geistes hervorgegangen, der sich auf diese Weise auslebte; aber die äußere Veranlassung zu der Fortdauer derselben mag doch der herakleidisch-dorische Krieg gegeben haben, indem er zwischen den Unterwerfenden und Unterworfenen, zwischen den Vertreibenden und Vertriebenen eine Feindschaft begründete, welche die Natur und die Verhältnisse des Landes unterstützten. Die meisten Stämme traten freilich in der Zeit griechischer Kraft und Größe zurück; sie wurden wenigstens von dem Glanze, den Jonier und Dorier zu verbreiten wußten, verdunkelt, und sie erschienen erst zum Theil im Vorgrund, als sich Griechenlands letzte Stunde nahte, gleichsam um zu verhüten, daß das herrliche Leben, welches Jonier und Dorier nicht mehr würdig zu vollenden vermochten, unwürdig geendigt würde. Diese Dorier und Joner aber standen in der schönen Zeit des griechischen Lebens auf eine solche Weise neben einander, daß sie sich wechselseitig zu ergänzen schienen, und daß man den griechischen Geist nur begreift, wenn man sie in Einheit zu erfassen strebt. Man möchte sagen: in den Jonern war das Princip, Neues zu schaffen, in den Doriern hingegen das Princip, Altes zu erhalten; jene strebten unaufhaltsam fort zu andern Verhältnissen, diese hielten fest an den ererbten und zwängten in sie das Leben hinein; bei jenen war die fröhliche Beweglichkeit, bei diesen die ernste Stetigkeit; bei jenen galt der Einfall, bei diesen die Sitte; jene waren kraftvolle Jünglinge einer frischen Gegenwart, diese alterthüm-

liche Helden einer strengen Vorzeit. Diese Bemerkung gilt wenigstens, wenn man auf die Ersten der Dorier und Joner sieht, auf Lakedämon und Athen. Aber aus der Vergleichung anderer Völkerschaften gleichen Stammes mit diesen scheint zu erhellen, daß diese Eigenthümlichkeiten doch mehr in den Verhältnissen als im Wesen zu suchen seyen, weil Dorier und Joner bei veränderten Verhältnissen — in andern Völkerschaften und Ländern — nicht selten ihr Wesen ausgetauscht zu haben schienen.

213. Eben so lag auch der Grund der freien Verfassungen, deren sich Griechenland erfreuete, im Wesen des griechischen Geistes. Nachdem die menschliche Natur sich allen Arten des Despotismus gefügt, und alsdann versucht hatte, die Fesseln desselben zu zerbrechen, war sie in ihrer Erscheinung in den Griechen weit genug gereift, um sich der Freiheit werth zu fühlen. Aber freilich war die griechische Freiheit nur möglich durch eine arge Sklaverei, auf welcher sie, wie auf ihrer Grundlage, ruhete! Die nächste Veranlassung zur Einführung dieser Freiheit war in den verschiedenen griechischen Ortschaften sehr verschieden. Durch die Zerrissenheit des Landes aber, durch die Trennung in Stämme, und durch den besondern Umstand, daß kein Feind in der Nähe gefunden wurde, der allen Griechen gleiche Gefahr gedroht und dadurch die Nothwendigkeit der Vereinigung fühlbar gemacht hätte, wurde möglich, daß sich eine so große Zahl kleiner Staaten bilden konnte; es wurde möglich, daß sich alle

Modificationen freier Verfassungen neben einander und damit das Wesen des Republicanismus in Griechenland ausbildeten, wie sich etwa alle Arten der Despotie in den ungeheuern Reichen des Morgenlandes nach einander ausgebildet haben. Und eben dadurch wurde in den griechischen Städten ein Geist des Wetteifers, ein Streben und Ringen erweckt, durch welches sie nur werden konnten, was sie geworden sind.

214. Aber weil das Leben mit sich selbst zusammenstimmt, und, wenn so geredet werden darf, sich selbst vorarbeitet: so hatten auch die Griechen ursprünglich zwar erbliche Fürsten als Anführer im Krieg, als erste Priester und Richter, aber keineswegs willkührliche Herrschaft gekannt. Daher war der Schwung zur Freiheit, durch Oligarchie und Aristokratie hindurch, nicht so hoch, als er uns vielleicht scheinen könnte. Es bestand aber die höchste Freiheit der griechischen Staaten, nach der Idee der Edlen des Volkes, darinn, daß alle Männer, die Grundeigenthum besaßen, sich betrachten sollten als verbunden zu Einem Wesen, dessen Einrichtung und Veränderung durch gemeinen Willen, fort und fort lebendig und frisch, zu bestimmen wäre, dessen Gesetze und Angelegenheiten durch gemeine Verwalter, die dem Ganzen für ihre Handlungen verantwortlich blieben, gehandhabt und bestellt werden müßten. Nun mag sich zwar der Stamm-Charakter, wie er entweder ursprünglich war, oder wie er sich in den Verhältnissen der Zeit ausbildete (212), auch in den Staats-Verfassungen gezeigt und sich in den verschiedenen Verhältnissen der einzelnen Städte geltend gemacht haben:

aber die genaue Betrachtung des Einzelnen täuscht hierbei nicht selten die Erwartung vom Ganzen; und im Allgemeinen wurde jene Freiheit überall erstrebt, die Idee derselben wurde bei den ersten des Volkes mit dem Gedanken eines Staates Eins, und wenn auch hier oder dort Einige herrschten und die Andern gehorchten, und wenn auch anderswo von Zeit zu Zeit einzelne Bürger den gemeinen Willen an sich rissen und die öffentlichen Angelegenheiten ohne Zustimmung der übrigen und ohne Verantwortung lenkten, wenn auch Tyrannen auftraten, so wurde damit jenes Streben keineswegs unterdrückt.

215. Je mehr aber die Bürger der freiesten Staaten sich als Theile des Staates fühlten, und je weniger sie den Staat als etwas Aeußeres ansahen, ihnen fremd, höchstens nur in sofern mit ihnen verbunden, als sie für die Erhaltung dieses fremden Wesens Gut und Blut opfern sollten, desto mehr fiel ihre Menschlichkeit mit ihrer Bürgerlichkeit zusammen. Das ganze Leben bekam einen bürgerlichen Charakter; das Haus wurde gleichsam geöffnet und in den Staat aufgelöset, und der Mensch konnte nichts thun oder treiben, welches er dem Staat entgegengesetzt hätte. Daher war z. B. die Religion nicht bloß volksthümlich, sondern auch in der Götterwelt wiederholte sich das bürgerliche Leben: es gab fast keine erbliche Priester noch einen Priesterstand, und das Priesterthum gehörte zu den Rechten der Voll-Bürgerlichkeit. Kirche und Staat richteten sich, wie immer, so auch in Griechenland, nach einander, und der Fortgang des Geistes ist in jener wie in diesem zu erkennen. (vgl. 138.) Eben so waren Brauch,

Kunst, Wissenschaft, was immer, nothwendig bürgerlich in allen ihren Aeußerungen; und daher erglühete in der Seele jedes edlen Griechen das Feuer hoher Vaterlands-Liebe, die nur da Nahrung findet, wo das ganze Leben bürgerlich ist. Aber eben weil das ganze Leben bürgerlich war, konnte die Sklaverei den Griechen keineswegs unmenschlich scheinen, wie sie denn selbst den größten Philosophen nicht so vorgekommen ist; und wenn der allgemeine Gang des menschlichen Lebens (vergl. 38.) sie in unsern Augen noch nicht gerechtfertigt hätte: würden die schönen Früchte der griechischen Freiheit, die uns in Wissenschaft und Kunst noch immer ergötzen, heben, beseligen, nicht im Stande seyn, sie historisch zu entschuldigen?

216. Aber wenn auch gewiß ist, daß im Ablaufe von drei oder vier Jahrhunderten (etwa zwischen J. 1000 u. 600) die erblichen Fürsten fast überall verschwinden, und mit dem königlichen Ansehen auch der königliche Name aufhörte; wenn wir auch so ziemlich die Zeit herauszubringen vermögen, wann dieses geschah; wenn auch nachgewiesen werden könnte, daß sich die Veränderung in den Städten des mittlern Griechenlandes, des eigentlichen Hellas, angefangen, dann über die Peloponnes und über die Eilande, nach Umständen und Lage bald so bald anders gestaltet, verbreitet, und im nördlichen Griechenland, in Thessalien, in Epeiros, schlecht oder gar nicht gelungen sey: so sind wir doch über den Gang und das Eigenthümliche der einzelnen Staaten fast gar nicht unterrichtet. Wohl findet man bei Dichtern und Philosophen, bei Historikern und Geographen, besonders bei Pausanias,

manche Nachricht, die Staaten auf dem Lande, wie auf den Eilanden betreffend; Namen sind uns vielfältig erhalten; auch einzelne belehrende und unterhaltende Erzählungen von der Weise, dem Thun und den Schicksalen einzelner Männer: aber für eine allgemeine Geschichte hat dieses Alles wenig Werth. Nur von der gestrengen Lakedämon, nur von der glänzenden Athenä sind wir besser unterrichtet, wiewol auch hier Manches ungewiß, Manches fabelhaft, Manches an bestimmte, gefeierte Namen geknüpft ist. Selbst von der prachtvollen Korinth, dieser Leuchte Griechenlandes, dem Mittelpunkte des Verkehres zwischen Griechen mit Griechen, und zwischen Griechen mit Orientalen und Italern, ist uns sehr wenig bekannt, und in diesem Wenigen macht das widerspruchsvolle Leben des so weisen als grausamen Periánders (um d. J. 600) immer das Vorzüglichste. Darum beschränken wir uns, nach alter Weise, Zeit und Verhältnisse beachtend, auf Lakedämon und Athen, und gedenken der übrigen Staaten nur gelegentlich.

Viertes Kapitel.

Geschichte von Lakedämon vor dem persischen Kriege.

217. Die dorischen Völker unter den Herakleiden hatten in der Peloponnes die Rossenährende Argos und Mykenä, durch der Atreiden Macht, Tugend, Gräuel und Unglück berühmt, ferner, die alte Lakedämon mit Sparta und die fruchtbare Messene, wo einst Nestors graue Weisheit gewaltet haben sollte, unterworfen. Die drei kleinen

Staaten hatten sich dann, zu gegenseitiger Erhaltung unter einander, und zu Vertheidigung gegen Fremde, verbündet. Aber bald trat das Streben eines jeden nach Selbständigkeit hervor; sie trennten sich, wiewol von Gliedern Eines Hauses verwaltet, und standen feindlich gegen einander, während sie im Innern an häufigen Uebeln litten. Am schwächsten war wol Lakedämon, weil vom Anfang an zwei Könige an der Spitze standen, die, wenn sie gleich Einen Ahn verehrten, doch nach Menschen-Weise durch gegenseitige Eifersucht beständige Unruhen unterhielten. Aber etwa zwei hundert Jahre nach der Eroberung (um 676 v. J. 880.) erhob sich Sparta hoch über die Bruderstaaten hinaus, nachdem ein Mann, von welchem Pythia selbst nicht wußte, ob sie ihn als Gott begrüßen sollte oder als Menschen, den Lakedämoniern eine Verfassung und Gesetze gegeben hatte, die für alle Zeit höchst merkwürdig und bewunderungswerth, und auch darum höchst lehrreich seyn werden, weil sie zeigen, zu welcher Erhabenheit der Gesinnung die Menschen gebracht werden können, wenn sie einmal, in Begeisterung, im Glauben und Vertrauen, hinweggerissen sind über das, was am leichtesten das Göttliche in uns erstickt, über den sinnlichen Genuß.

218. Wir kennen aber Lykurgs Gesetz-Gebung nicht genug, um sie recht zu würdigen; ja, um sie nur zu verstehen. Die Gesetze wurden nicht aufgeschrieben; Lykurg zog das lebendige Wort dem todten Buchstaben vor. Was wir wissen, das wissen wir meist durch Athenäer, und ist nicht ohne Widerspruch. Xenophon ist zwar über die

einzelnen Einrichtungen in Sparta hoch entzückt, aber das Ganze des Lakedämonischen Lebens scheint er nicht mit großem Sinn aufgefaßt zu haben. Aristoteles beurtheilt nur einzelne Verhältnisse zu einer Zeit, als das Ganze schon verfallen und das Einzelne entartet war, und er thut dieses nicht mit rein historischem Geiste, sondern für einen philosophischen Zweck. Dabei stellt er, wie Platon, immer Lakedämon neben Kreta, obgleich Polybios, der übrigens mit Unrecht hierüber besonders lehrreich zu seyn glaubt, diese Nebeneinander-Stellung durchaus verwirft. Was aber von Herodot, Thukydides, und Andern angemerkt ist, das sind wiederum nur einzelne Züge, aus welchen weder der wohlmeinende, angenehme, aber für solche Dinge nicht gemachte Plutarch, noch wir das Ganze zusammen zu setzen vermochte und vermögen. Um aber die Lykurgische Gesetz-Gebung zu begreifen, wäre nothwendig, daß wir sie in ihrem geschichtlichen Zusammenhang übersähen. Denn, wenn auch die Idee einer solchen Gesetz-Gebung von einem begeisterten Manne gefaßt seyn mag, so ist sie doch aus dem Leben hervorgegangen, und durch die Zusammenwirkung aller Verhältnisse der Lakedämonier erzeugt worden.

219. Folgende Bemerkungen scheinen eine Annäherung an das Verständniß erleichtern zu können. Die Dorier in Lakedämon waren als fremde Eroberer in die Peloponnes gedrungen. Sie hatten die alten Einwohner zuweilen verjagt, meistens unterworfen, und auch wol zu Sklaven gemacht. Sie mußten dieselben als ihre ewi-

gen Feinde betrachten, immer bereit, das Joch zu zerbrechen, welches sie ihnen aufgelegt hatten, und das schreckliche Schicksal, das sie über die widerspänstige Helos gebracht, konnte sie um so weniger auf immer schützen, da sie bei weitem die kleinere Zahl ausmachten. Ferner hatten Fehden wider Arkadien und Argos bewiesen, daß ein bürgerlicher Verein vor Fremden keineswegs sicher ist, ja, daß er selbst durch Eidschwur und Bündniß nicht geschützt wird. Endlich waren die Verhältnisse der Dorier selbst durch die gewöhnlichen Leidenschaften der Menschen, durch die Begierden nach Herrschaft, Besitz und Genuß, zerrüttet, und dadurch die geringe Kraft gegen die Unterworfenen wie gegen die Fremden noch mehr geschwächt. Nun ward Hülfe gegen diese dreifache Gefahr erfordert. Und wie hätte ihr besser begegnet werden können, als durch eine solche innige Vereinigung aller Dorier, daß Keiner etwas Höheres zu kennen, und etwas Heiligeres erstreben zu können glaubte, als Vollbringung des Gesammt-Willens zum Gesammt-Vortheil, und die Erhaltung der Verbindung in der vollkommensten Einheit! Um aber Dieses zu erreichen, war zuerst nöthig, zwischen den Gliedern des Vereines alle Gegenstände, um derentwillen die Leidenschaft den Menschen vom Menschen trennt und einen gegen den andern feindselig macht, zu entfernen. Ferner war nöthig, diesem Vereine gegen die Unterworfenen die höchste Furchtbarkeit zu geben, um dieselben einzuschüchtern, um sie zu trennen, zu schwächen, und dann unter den Lasten des Lebens zu ermüden. Eben so war endlich nöthig, auch den Fremden furchtbar zu erscheinen, Alles zu entfernen, was dieselben reizen konnte,

und jede Berührung mit ihnen, so viel als möglich, zu verhüten, um nicht unterdrückte Begierden aufzuregen.

220. Nun mochte Lykurg den dorischen Charakter, auf seinen Reisen, in verschiedenen Gegenden beobachtet, und den rauhen Sinn, den strengen Ernst, die Neigung zu Gewohnheiten und das harte Festhalten am Alten im Ganzen erkannt haben. Kreta, wo ähnliche Verhältnisse zu ähnlichen Mitteln geführt hatten, konnte ihm in Manchem als Beispiel dienen. Die Lage Lakoniens, vom Meer und von leicht zu vertheidigenden Bergen umgeben, schien günstig; und das Land selbst lieferte Alles, was die menschliche Natur zur Nothdurft verlangt. Der Gott in Delphi, seit uralten Zeiten her mit dem dorischen Stamme besonders befreundet, wurde gewonnen, und war bereit, Alles zu heiligen, was Lykurg vornahm. Verständige Männer, denen die Unruhen in Argos und Messenien warnende Beispiele boten, gingen ein und entwarfen mit ihm den großen Plan. Und so scheint begreiflich, wie der Gedanke einer solchen Gesetz-Gebung, durch welche Sparta die höchste Freiheit und die ungeheuerste Sklaverei sah, gefaßt, und wie er, alles Widerstandes ungeachtet, ausgeführt werden konnte. Denn, wenn Lykurg auch mit den Gesetzen, die er den Spartiaten gab, manche theure Interessen zerreißen mußte, so wurde doch geschont, was geschont werde konnte; und wenn dem Menschen Vieles zugemuthet wurde, so ward er doch auf eine Weise entschädigt, welche ihn jene Zumuthungen gern erfüllen ließ. Im Uebrigen hat sich Vieles mit der Zeit gebildet, und Manches ist an Lykurg's hohen Namen geknüpft, was aus spätern Verhältnissen hervorgegangen ist.

221. Was die Gesetze selbst betrifft: so scheint es, daß Lykurg mit einer regelmäßigen Theilung des Landes begonnen habe. Er nahm für seine Spartiaten etwas weniger als den vierten Theil, und ließ den Rest den unterworfenen Ortschaften. Jener Theil wurde dann wieder nach der Zahl der Bürger Sparta's in einzelne Loose, deren Ertrag gleich war, getheilt; jeder Bürger erhielt ein Loos, und damit sichern Unterhalt für sich und die Seinigen. Durch das Verbot des Verkaufes, des Verschenkens, des Vertheilens sollte diese Gleichheit des Vermögens mit der gleichen Zahl der Bürger, auch für die Zukunft erhalten, und Armuth neben Reichthum, als das Hauptübel menschlicher Verhältnisse und die eigentliche Quelle bürgerlicher Unruhen, verhütet werden: der Sohn sollte vom Vater erben, und für die übrigen Kinder sollte auf andere Weise, (etwa vom Staat in den umherliegenden Orten, durch Colonien und sonst,) gesorgt werden. Ferner wurde durch die Vorschrift gleicher Kleidung, nothdürftiger Wohnung, und gemeinsamer Mahlzeiten, zu denen jeder mit Recht, bei Verlust der Vollbürgerlichkeit, seinen bestimmten Beitrag geben mußte, selbst jeder Lust nach Reichthum und Vergrößerung, also nach Ungleichheit und Trennung, entgegen gewirkt. Dasselbe geschah durch den gemeinsamen Gebrauch der Werkzeuge, des Viehes, der Sklaven.

222. Das neugeborne Kind mußte sogleich dem Staate, dem es allein angehören sollte, dargebracht werden. Die Prüfung, welche es zu bestehen hatte, war wol nothwendig, wenn nicht wegen der Rechtbürtigkeit, doch

um die Gesundheit Aller zu erhalten und vor einer zu grossen Menge unnützen Volkes zu sichern. Die Erziehung wurde gänzlich zur öffentlichen Sache gemacht. Sie war rauh und streng, aber recht dazu geeignet, dem Körper Schnelle und Stärke, dem Geiste Schärfe und Gewandheit, dem ganzen Menschen hohen Ernst und jene grosse Gesinnung zu geben, die ihn fähig macht zu jeglicher Aufopferung für Freiheit und Vaterland. Der Jüngling, der Mann mußten durch Uebung und Anstrengung fortsetzen und der Greis vollenden, was der Knabe begonnen hatte. Die Mädchen und Jungfrauen wurden so erzogen und gebildet, daß ihr gesunder Leib dem künftigen Geschlechte noch mehr Kraft und Gesundheit zu versprechen schien, als die Väter gezeigt hatten, und daß ihr Geist über die Freude des Hauses hinweg zum Wohl des gemeinen Wesens erhoben ward, um den Heldensinn nähren zu können, welcher die Männer beseelen sollte, und welchen diese stets nur da gezeigt haben, wo die Frauen demselben nicht widerstrebten. Das Verhältniß der Geschlechter zu einander war überhaupt darauf gestellt, das gegenseitige Verlangen zu höchster Gluth zu entbrennen, um deren Flammen als Geist und Kraft in dem Erzeugten wieder zu erblicken, und um vor der Uebersättigung und dem erzwungenen Genusse zu bewahren, aus welchen Schlaffheit und Schwäche stammen. Dazu die nackten Tänze der Jungfrauen; dazu die heimlichen Besuche der Vermählten; dazu die Ansprüche, welche der frischen Kraft des Jünglinges verstattet waren. Uebrigens waren Sitte, Zucht, Schaam und Ehrfurcht gegen das Alter heilige Tugenden.

223. Was die Unterworfenen betrifft: so waren, scheint es, Diejenigen, welche sich den Siegern gutwillig gefügt hatten, im Besitz erblichen Landeigenthumes. Sie standen den herrschenden Spartiaten, welche freie Staatsgüter besaßen, gegenüber als steuer- und dienstpflichtige Unterthanen. Beide vereint waren die Lakedämonier. Die Größe der Steuer und die Zahl der Mannschaft wurden wohl von den Spartiaten nach Lage und Bedürfniß bestimmt. Uebrigens waren ihnen Obrigkeiten und Aufseher gesetzt, die ihre Verhältnisse ordneten, die Abgaben beitrieben und Alles verwalteten. Diejenigen der alten Einwohner aber, welche an ihrer Freiheit hartnäckig festgehalten hatten, waren zu Leibeigenen und Sklaven — Heloten — gemacht; sie mußten die Güter der Lakedämonier, besonders der Spartiaten, bebauen; sie mußten Handwerke treiben, und wurden zu allen andern Arbeiten gebraucht; denn für den Spartiaten war jede Arbeit Hinabwürdigung. — Mit Fremden hingegen mögen Berührungen im Frieden selten gewesen seyn. Handel war unnöthig, und das Eisengeld entfernte fremde Kaufleute, wie fremde Abenteurer. Für den Fall eines Krieges aber war das Vertheidigungs-Wesen vortrefflich eingerichtet. Die mauernlose Stadt, die Zusammenordnung der Lakedämonier und Heloten im Fall der Noth, die Bewaffnung, die Bekleidung, die Anführung, der Marsch, die Kriegs-Musik, die Opfer, die Stellung zur Schlacht, das feierliche Begräbniß der Gefallenen, — Alles war darauf berechnet, den Gedanken des Weichens jedem Bürger unerträglich zu machen, und ihn zu zwingen, die Ehre des Sieges oder den Ruhm des Todes fürs Vaterland als das

Höchste, als das Einzige zu suchen. Durch das Verbot des Verfolgens der fliehenden Feinde aber, und durch andere Vorschriften ähnliches Geistes, sollte der Sinn von allen Eroberungen entwöhnt werden.

224. Die Einrichtung endlich, durch welche das Ganze des also gestalteten Lebens aufrecht erhalten werden sollte, oder die eigentliche Verfassung, war auf den ersten Blick sonderbar gemischt, aber im innern Wesen war sie eine geschickte Verbindung des alten Herkommens mit den Anforderungen des neu befestigten Staates. Wie hätten die beiden Könige, die vom Zeus selbst abstammten, unter deren Ahnen die Eroberung des Landes gemacht war, in Sparta aufhören können! Aber mit allen Vorzügen, die ihrer Würde verblieben, selbst durch den häufigen Verkehr mit dem delphischen Gotte, konnten sie der gemeinen Freiheit nur nutzen und nicht gefährlich werden. Ein Rath von acht und zwanzig alten Männern, vom versammelten Volk auf die Zeit ihres Lebens frei gewählt, stand ihnen ja zur Seite, und der strengen Aufsicht, welche die Ephoren (die zwar weniger alt seyn mochten, die aber aus dem Geiste der Verfassung hervorgingen,) über das Leben und Wirken Aller führten, wurden auch sie nicht entzogen. Das Volk selbst, d. h. die Gesammtheit aller vollfreien Bürger, der Spartiaten, behielt ohnehin die Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten in seiner Versammlung, ja alle Sachen von einiger Bedeutung wurden demselben zur Annahme oder zur Verwerfung vorgelegt. — Wenn wir aber vom lakedämonischen Gerichts-Wesen wenig wissen: so können wir auch wol im

Allgemeinen behaupten, daß in einem solchen Vereine dasselbe nicht sehr ausgebildet worden seyn kann.

225. Ueberdenkt man nun dieses gemeine Wesen mit seinen Gesetzen und Einrichtungen, so kann man den grossen innern Zusammenhang unmöglich verkennen; und wie leicht es auch seyn mag, einzelne Einrichtungen zu tadeln, wenn man von unsern Sitten und Ansichten ausgeht, so schwer dürfte es seyn, wenn man sie historisch, im Geiste des Ganzen betrachtet. Aber gegen das Ganze läßt sich sagen, daß es Ein großer Fehler gewesen sey gegen die ewige Natur menschlicher Verhältnisse. Denn Lykurg meinte, wenigen tausend Menschen eine Selbständigkeit geben und auf immer sichern zu können, die, nach dieser Natur, nur von einem ganzen innig vereinten Volk ohne Nachtheil der Bildung erreicht werden kann (vergl. 35 und 37.). Darum war Alles unnatürlich und gewaltsam, und wahrhaft maschinenmäßig. Zuerst erschrickt man über die Menge der Heloten, welche unter die menschliche Würde hinabgedrückt wurden, um den Spartiaten die Freiheit möglich zu machen, die sie genossen! Dann wie gezwungen und gewaltthätig war das Verhältniß der Spartiaten und der abhängigen Lakedämonier! Endlich wie beschränkt und arm war selbst das Leben der Ersten! Wohl konnte nur durch diese Beschränkung und Entsagung Gehorsam und Abhängigkeit erhalten werden: aber ist denn das die bürgerliche Freiheit, welche das menschliche Leben will, daß alle in gleiche Fesseln geschlagen werden? Wohl konnte der Einzelne in diesen Fesseln durch erhabene Tugend die Herrlichkeit des menschlichen Wesens

beweisen: aber die Bestrebung des Ganzen war unbeschreiblich einseitig. Man möchte sagen, das Leben sey aus seinem Mittelpunkt auf die Gränze gerückt, oder wenigstens, das Mittel sey zum Zwecke geworden. Darum war auch die Gleichheit der Bürger nur scheinbar; und nur nach Maß und Zahl, keineswegs nach Werth und Kraft berechnet. Denn wahre Gleichheit besteht allein in der Freiheit, mit welcher ein jeder sein eigenthümliches Wesen ausleben kann. Daher konnte es nicht anders seyn: wenn einmal, durch Irrthum oder Zufall, ein Riß in die Verfassung gemacht wurde, wenn fremde Sitten und Bräuche eindrangen, und unvermiedene oder unvermeidliche Kriege außerordentliche Bedürfnisse heischten: so mußte die Natur sich rächen, und es mußte da ein arges Sitten-Verderbniß einreißen, wo früher die größte Selbstbeherrschung triumphirt zu haben schien.

226. Und in der That: sobald, gewiß gegen Lykurg's Vorschrift und Erwartung, Eroberungen gemacht waren und häufigere Berührungen mit Fremden Statt fanden; sobald der Staat Geld bedurfte und suchte, und besonders als das Verschenken und Vermachen der Landgüter (durch Epitades?) erlaubt war, da trat der Verfall ein. Umsonst strebte man durch Vermehrung der Gewalt der Ephoren demselben entgegen zu arbeiten: auch zu ihnen kam das Verderben und die Verhältnisse wurden nur umgekehrt. Umsonst wurde bei der Erziehung die Strenge bis zur Härte, bis zur Gefühllosigkeit gesteigert; umsonst wurde die Ehelosigkeit bestraft, und zum Kinderzeugen auf-

gemuntert; umsonst mußten die armen Heloten schreckende Beispiele von Lastern geben; umsonst wurde die Krypteia in eine wahre Heloten-Jagd verwandelt: in Einzelnen blieb wol die alte Tugend, aber aus dem Ganzen verschwand mehr und mehr der alte Sinn. Und als Aristoteles schrieb, da war großer Reichthum neben großer Armuth; die Zahl der Bürger, die sich fürs Vaterland bewaffnen konnten, sehr gering; die Sitten der Frauen waren ausschweifend und zügellos; zwei Fünftheile des Landes in weiblichen Händen; auch viele Männer suchten sich durch heimliche Genüsse zu entschädigen für die öffentlichen Entbehrungen; die Begierde zum Gelde war allgemein, und statt der großen Gesinnung, die Lykurg gewollt hatte, waltete überall die Leidenschaft. Aber freilich waren mehr als vierhundert Jahre hingelaufen, ehe von dieser Entartung etwas bemerkt ward; und auch alsdann noch zeigte sich fort und fort in einzelnen Männern und bei einzelnen Fällen der hohe Geist, der einst in dem Ganzen geherrscht hatte. Man mochte sich nie gestehen, daß man entartet war, und die große Erinnerung an die Vorzeit hielt Manchen erhaben über Verdorbenheit und Unglück. Solch einen Eindruck hatte Lykurg's großer Geist auf Gegenwart und Zukunft gemacht!

227. Er aber, nachdem er sein Werk vollendet hatte, opferte sich durch einen freiwilligen Tod seinem Vaterland, um den Gesetzen einen ewigen Gehorsam zu sichern. Aber nicht lange nachher wurde Lakedä-

mon mit den Nachbarn in Kriege verwickelt, von welchen nicht auszumachen ist, ob sie in alter Eifersucht, in der Kriegslust der Spartiaten, oder in der Besorgniß der andern vor Sparta's kriegerischem Geist ihren Grund gehabt haben. Indeß verliefen doch gegen anderthalbhundert Jahre unbekannt und also wol ziemlich ruhig; denn die kleinen Kriege wider Tegea und Argos waren nicht von Bedeutung, wenigstens von geringem Einflusse. Wichtiger aber waren die Kriege gegen Messenien. Die lange Dauer derselben kann bei der Art, wie sie geführt wurden, und bei den innern Verhältnissen beider Staaten nicht befremden. An sich selbst mögen die Kämpfe im Ganzen kleinlich gewesen seyn; aber die Theilnahme der benachbarten Staaten weiset doch auf politische Umsicht und Verbindungen hin, und durch einzelne Erscheinungen und durch große Züge von Tapferkeit, Menschlichkeit und Adel der Gesinnung erhalten sie Interesse. Im ersten neunzehnjährigen Kriege (vom J. 743 — 724.) erregten die Sprüche des Orakels Aufmerksamkeit, und die Parthenier (die nachmals (J. 705.) Tarent angelegt haben sollen) Verwunderung; die größte Theilnahme aber wird immer Aristodems Opfer und Aufopferung finden. Um die Zeit, als Samaria vor dem assyrischen Despoten hinsank (90.), wurde Messenien den Spartiaten zinsbar. Aber je härter die Knechtschaft war, desto weniger vergaßen die Messenier der Freiheit. Vierzig Jahre nach der Unterjochung wurden sie durch Aristomenes zu Entschluß und That vereint, einen Mann, der durch Abkunft, Tugend und

Helden-Sinn Alles mit sich fortriß. Was uns von seinem Thun und Wesen erzählt wird, das ist bis zum Mährchenhaften wunderbar! Vierzehn Jahre lang (vom J. 685 — 671.) soll er die Lakedämonier, bald durch große Thaten in der Schlacht, bald durch kühne Unternehmungen, bald durch unerhörtes Glück ermüdet und geschreckt haben. Der Delphische Gott, der die muthlosen Spartiaten wegen eines Feldherrn an die Athenäer wies, wollte vielleicht, vorsehend, beide Völker in Verbindung bringen und der werdenden Eifersucht begegnen. Aber diese Absicht wurde nicht erreicht; dagegen erfüllte Tyrtäos durch seinen hohen Gesang, in welchem er die Tapferkeit als des Sterblichen schönste Tugend, die Ehre der Schlacht und den Tod fürs Vaterland so herrlich feierte, seine Bestimmung. Als aber Aristomenes endlich dem Geschicke nicht länger zu widerstehen vermochte, sondern den geliebten vaterländischen Boden verlassen mußte: da trieb die Begeisterung für ihn noch die einfachen Hirten Arkadiens so weit, ihren treulosen König zu ermorden, und sich eine freie Verfassung zu geben. Messenien aber mußte von neuem die Knechtschaft dulden.

228. In diesen Kriegen hatte jedoch auch Lakedämon sehr gelitten; aber im Ablaufe von fast zweihundert Jahren erholte sie sich, und erhielt in kleinen Kriegen, gegen Arkadier und Argeier, den alten Geist. Also wurde Lakedämon der erste Staat in der Peloponnes; ja, bald wurde sie als der erste Staat Griechenlands angesehen; und deßwegen suchte Krösos vor Allen die Hülfe derselben

gegen die persische Macht. (vrgl. 112.) Von der Verfassung blieben die alten Formen unverletzt; aber der Sinn der Menschen fing schon an, sich von diesen Formen los zu machen. Also wurden künftige Veränderungen vorbereitet. Zu der Zeit, als die asiatischen Griechen versuchten, das persische Joch zu zerbrechen, waren Demaratos und Kleomenes Könige in Sparta. Diese Männer strebten, obgleich Beide ausgezeichnet, wunderlich gegen einander, und handelten nie in Einem Sinne; dadurch fanden beide einen unglückseligen Ausgang. Aber ihre persönlichen Verhältnisse wurden für Gegenwart und Zukunft mannigfach verschlungen in die großen Verhältnisse Griechenlands. Kleomenes strebte, scheint es, die Vormacht der Spartiaten nicht nur in der Peloponnes durch Kriege wider Argos und durch andere Versuche zu erhalten, sondern auch über die Peloponnes hinaus zu erweitern. Als er daher durch das bestochene Orakel zu Delphi in die Angelegenheiten Athens verwickelt ward, und dabei Athen kennen lernte: so fing er an, die Macht derselben zu fürchten, und suchte sie durch Aufdringung eines Tyrannen nieder zu halten. Aber damit reizte er nur die Feindschaft Athens auf, und vielleicht würde es schon jetzt zu verderblichen Berührungen gekommen seyn, wenn nicht von Persien her allgemeine Gefahr gedroht hätte. Denn wenn auch Kleomenes nicht durch den Reichthum Asiens zur Unterstützung der ionischen Empörung vom Aristagoras hatte verführt werden können: so warfen doch die Spartiaten des großen Königes Gesandte verwegen genug in einen Brunnen, um ihnen Erde und Wasser zu geben; so wären sie doch be-

reit, Griechenland zu vertheidigen, und diejenigen zu züchtigen, welche feig die gemeine Sache verlassen hatten. Aber gerade der Krieg wider Aegina (J. 491.) führte beide Könige Sparta's zum Ausgange. Demaratos entfloh zu dem Könige von Persien; Kleomenes aber zerfleischte bald darauf sich selbst in schrecklichem Wahnsinne.

Fünftes Kapitel.

Geschichte von Athen vor dem persischen Kriege.

229. Attika's Lage und karger Boden verschafften den Bewohnern desselben bei den Erschütterungen des übrigen Griechenlands eine Ruhe, welche der Bildung höchst vortheilhaft war. Aber die Entwickelung Athens zur Freiheit nahm einen ganz anderen Gang, als die lakedämonische, weil hier das Verhältniß von Eroberern und Unterworfenen nicht Statt fand. Sie ging einen stillen, langsamen Gang, ohne Sprünge, ohne Gewaltsamkeit, ohne Unterbrechung. Nach der Sage hatte Kekrops die Burg Athens gegründet; die Stadt, mit den ehrwürdigsten Einrichtungen, wurde von Theseus hergeleitet. Mit Kodros aber, der durch einen freiwilligen Tod sein Vaterland von der drohenden Unterwerfung zu retten suchte, hörte die königliche Würde auf (J. 1068?): nur für den Gottesdienst blieb der Name, und Zeus sollte König über Athen seyn. Medon, des Kodros ältester Sohn, (die jüngeren wurden Gründer ionischer Colonien in Asien) wurde Archon, und dreizehn

seines Stammes folgten ihm in dreihundert Jahren in dieser Würde. Alkmäon schloß (J. 754.) die Reihe. Darauf wurden sieben Archonten, jeder auf zehn Jahre gesetzt, nur zum Theil aus dem Hause des Kodros. Dann aber (J. 684.) wurde die Gewalt, die bisher Einer ausgeübt hatte, unter neun Archonten, die ihre Würde nur Ein Jahr bekleideten, also vertheilt, daß die drei ersten, mit besonderer Benennung, dem Gerichts-Wesen, der Religion und der Vertheidigung vorstanden, die übrigen sechs aber als Gesetz-Geber bezeichnet wurden.

230. Obgleich aber die Archonten dem Volke verantwortlich waren für ihre Verwaltung, und obgleich auf dem Areiopagos und in der Heliäa Verbrechen und Rechtshändel gerichtet und entschieden wurden: so wurde doch damit dem inwohnenden republikanischen Sinne keineswegs genug gethan. Die Verschiedenheit der Beschäftigung hatte unter den Bürgern eine Absonderung veranlaßt, die man als eine absichtliche Eintheilung auf den Theseus zurück zu führen pflegte und die auch wirklich von ihm herkommen mochte, wenn er anders, wie der größte griechische Geschicht-Schreiber als gewiß annahm, und wofür das Fest Synoikia zu sprechen schien, die attischen Gemeinen zu einer Stadt vereinigt hatte. Die Reicheren drückten Diejenigen, welche sich selbst mit Ackerbau und Handwerken abgaben, unter Ebenbürtigkeit hinab, oder hielten sie unter derselben, und nur aus ihnen, den Wohlbürtigen, durch welche die Veränderung bewirkt war, wurden die Archonten und andere Obrigkeiten genommen. Dabei gab es keine Gesetze;

Herkommen und Willkühr entschieden, und die Wohlbürtigen hatten Freiheit und Eigenthum der Minderbürtigen in ihrer Gewalt. Um das Leben zu fristen, mußten freie Bürger für sich oder ihre Kinder die Würde des Lebens hingeben, und selbst Sklaven der Reichen werden, oder ihre Kinder zu Sklaven machen. Solchem Uebel konnten des erhabenen Drakons Satzungen (J. 623.) keineswegs abhelfen, ja, Hülfe dagegen wurde nicht einmal mit ihnen bezweckt. Ueberdem zeichneten sich diese Satzungen zwar aus durch einen hohen Geist sittlicher Strenge, aber ihnen fehlte das rechtliche Maß. Dadurch machten sie selbst ihre Vollziehung der menschlichen Natur zum Greuel. Das sicherste Zeichen aber, daß die Unterdrückten dennoch zur Freiheit gelangen würden, war die Uneinigkeit, in welche die Wohlbürtigen selbst zerfielen. Der Versuch, den Kylon, bauend auf die Hülfe mächtiger Freunde und auf den elenden Zustand des gemeinen Wesens (J. 600.), machte, sich der Herrschaft zu bemeistern, wurde freilich vereitelt; aber die schwere Blutschuld, welche die Bestbürtigen, die Alkmäoneiden, auf sich luden, gab dem fortstrebenden Geiste der Freiheit einen dauernden Vorwand, sich zu äußern, und alte Vorrechte anzugreifen. Indem die Unglücks-Fälle, die Athen erlitt, stets von dieser Blutschuld hergeleitet wurden, trieb die Furcht vor den erzürnten Göttern zu gerechter Gewalt gegen die, welche bürgerliche Gewalt übten. Und wenn gleich Epimenides, der wundervolle, in göttlichen und menschlichen Dingen wohlerfahrne Mann die große Schuld durch große Sühnung und Reinigung zu tilgen versuchte

(§. 594.): so konnte die alte Ruhe um so weniger wieder hergestellt werden, je weniger ja hierdurch (obgleich Epimenides übrigens wohlthätig auf Athen wirkte) der Grund der Verwirrung gehoben, die Forderung der Unterdrückten gewährt, und die verschiedenen Interessen der reichen Leute aus der Ebene, der armen von den Bergen, und Derer von den Küsten ausgeglichen wurden.

231. Solon aber machte dazu einen Versuch. Dieser gelang darum besser, weil er vom Zeitbedürfnisse ausging und mit schöner Mäßigung nicht zu viel wollte. Solon wird mit Recht in die Reihe großer Männer gestellt, in deren Leben sich die Natur des Menschen am Herrlichsten gezeigt hat. Ausgerüstet von den Göttern mit den schönsten Gütern des Sterblichen, hatte er sich durch Reisen gebildet, und im Umgange mit den erfahrensten Männern der Zeit — und sieben galten für die Ersten, und jeder derselben dachte groß genug, sich den übrigen nachzusetzen — hatte er sich zu jenen großen Grundsätzen erhoben, die fähig waren, das Leben zu halten und zu bestimmen. Die Art, mit welcher er aus der stillen Beschäftigung mit Dichten und Denken hervortrat, um die Athenäer zur Eroberung des höchstwichtigen Eilands Salamis zu begeistern, verdiente die Aufmerksamkeit, die er bei seinen Mitbürgern erregte; und die Weisheit, die er dabei und dann bei dem Frevel der Kirrhäer und in dem ersten sogenannten heiligen Kriege bewährte, und die Erhabenheit der Seele, die er bei Ablehnung der Herrschaft bewies, die aber freilich vielen eine Thorheit schien, waren geeignet, ihm das Ver-

trauen seiner Mitbürger zu erwerben. Da ward ihm als Archon (J. 593.) der große Auftrag, seinem Vaterlande neue Gesetze zu geben, um es von den Uebeln zu befreien, die bisher schwer auf demselben gelastet hatten. Leider kennen wir nicht seine ganze Gesetzgebung im Zusammenhange. Unter den alten Schriftstellern wird keiner gefunden, der gestrebt oder vermocht hätte, über seine Schöpfung vollständig zu seyn. Jedoch, was sich aus spätern Nachrichten, als schon Tyrannen, Demagogen, sykophantische Redner und die Alles verwandelnde Zeit, an seiner Verfassung und an seinen Bestimmungen des Lebens geändert und gedreht hatten, und als man schon mit seinen „Gesetz-Kyrben Gerste dürrte", herausbringen läßt, das reicht immer noch hin, den hohen Sinn des Mannes zu erkennen, und die Idee aufzufassen, die ihn leitete. Diese Idee aber war keine andere, als die bestehenden Verhältnisse mit den Ansprüchen des fortschreitenden Lebens zu versöhnen, den Hauptbedürfnissen aller Bürger-Classen genug zu thun, so eine innere Gleichheit, die keinen Krieg bringt, zu bewirken, damit jeden Einzelnen durch seinen besondern Vortheil an das Ganze zu knüpfen, und auf diese Art ein wahrhaftig gemeines Wesen zu gründen. Im Uebrigen sind die einzelnen Züge aus seinem Leben, so wie die einzelnen Ansichten, die man ihm beilegt, z. B. über die Schauspiele, wenigstens interessant.

232. Die Seisachtheia, mit welcher Solon sein großes Werk begann, war nicht so durchgreifend als

die Landvertheilung Lykurg's; aber indem sie alte Lasten aufhob oder erleichterte und die persönliche Freiheit aller Bürger sicherte, wurde das Wesentlichste gegeben. Des Reichen List und Uebermuth konnten dem Armen in Bedrängniß und Noth nicht mehr gefährlich werden; und da Handel, Gewerbe, Arbeit überhaupt, auch der Bürgerlichkeit keinen Eintrag thaten: so fand jeder Bürger leicht einen Kreis des Lebens, der ihm Beschäftigung und Unterhalt gab. Dafür leisteten Verfassung und Gesetze Gewähr. Denn alle Bürger machten eine große Gesammtheit, für deren Erhaltung ein Jeder, im Frieden und Kriege, leben und wirken sollte. Darum wurde in diese Gesammtheit, in das gemeine, in das öffentliche Leben, der Reiz und die Ehre des Lebens gelegt; in ihr wurde das Interesse des Einzelnen mit dem Interesse Aller aufs Engste verschlungen. Mit weiser Vorsicht wurde gesorgt, daß die Zahl der Bürger weder eine zu große Vermehrung, noch eine zu große Verminderung erleiden sollte, weil beides gefährlich ist für Erhaltung, Ruhe, Wohlstand und Bildung; auch dafür, daß das Bürger-Recht als ein großer Vorzug, als ein beneidenswerthes Gut betrachtet werden mußte. Vortrefflich war die neue Eintheilung des Volkes nach dem Besitze, die zu der bestehenden und für die öffentliche Ordnung neu benutzten, nach Stämmen und Gemeinden, hinzukam; denn es ist billig, daß, wer dem Staat am Meisten verdankt, demselben auch, im Frieden wie im Krieg, am Meisten leiste. Zwar durften die Archonten, welche nach Zahl und Namen als

höchste Verwalter blieben, es durften die 400 Räthe, deren Verhältniß zu einander und zum Ganzen, so wie ihr Wirkungs-Kreis mit bewunderungswerther Umsicht bestimmt war, es durften überhaupt alle Staats-Beamtete nur aus den drei ersten Abtheilungen der Bürger genommen werden; aber dabei konnte die Besorgung der Geschäfte nur gewinnen, und die Bürger der letzten Abtheilung (und diese umfaßte Alle, die nur mit Mühe den Unterhalt des Lebens gewannen) konnten, da sie selbst die allgemeinen Versammlungen gern vermieden, wol keine Würden beneiden, die schwere Arbeiten und keinen Lohn gaben. Auch ward dieser Vorzug der drei ersten Classen mit dem kostspieligeren Kriegsdienste belastet. Die Art aber, wie diese Würden ertheilt wurden, (durch Wahl oder durchs Loos,) die große Prüfung, die Derjenige, welcher ihnen nachstrebte, bestehen mußte, der jährliche Wechsel der Staats-Beamteten, die genau bestimmten und wechselnden Geschäfte, die ein Jeder zu besorgen hatte, die Rechnungs-Pflichtigkeit der abgehenden endlich — Alles dieses schien im Frieden ja wohl den geringeren Bürgern Sicherheit zu versprechen vor der Willkühr der Obrigkeiten. Ohnehin wurden von den allgemeinen Volks-Versammlungen, zu welchen jeder ehrenwerthe Bürger nicht nur kommen durfte, sondern zu welchen er pflichtmäßig kommen mußte, alle öffentlichen Angelegenheiten entschieden. Endlich stand die richterliche Gewalt der Gesammtheit der Bürger zu. Denn da hiervon Leben und Freiheit abhing; so gehörte Theilnahme an der richterlichen Gewalt nothwendig zum

Bürger-Recht, und auch der Geringste konnte, wenn seine Ehre unbefleckt war, nicht davon ausgeschlossen werden.

233. Ueberdenkt man daher die Verhältnisse der Gewalten zu einander: so kann man nicht wegen der Vormacht der Besserbürtigen klagen, sondern die meiste Gefahr für Athen scheint grade in der großen Macht der geringen Bürger zu liegen. Man würde sagen können, da Solon eine so große Ungleichheit des Vermögens und damit der Bildung, bestehen ließ, so hätte auch ein größerer Unterschied des Rechts Statt finden sollen, wenn man nicht voraussetzen müßte, daß er seine Gesetz-Gebung nur als einen Uebergang zu einem besseren Zustand angesehen hätte. Denn, wenn auch auf vielfältige Art gesorgt ward, in den Volks-Versammlungen Anstand und Ordnung zu erhalten, und dieselben abhängig zu machen von der Einsicht des Rathes und von der Meinung gebildeter und erfahrener Männer: so war doch nach menschlicher Art zu fürchten, daß schlaue Männer, in Leidenschaft oder Verkehrtheit, die Menge bethörten, und daß alsdann die Weisheit von der Masse überwogen würde. Eben so: wenn die Theilnahme aller Bürger-Classen an der richterlichen Gewalt die Freiheit der Einzelnen gegen die Obrigkeiten aufs Schönste zu sichern schien: so war in der That die Gerechtigkeit dadurch nicht in den besten Händen. Volks-Gerichte haben unleugbar das Gute, daß sie den Bürger veranlassen, lebendigeren Antheil an dem gemeinen Wesen zu nehmen, und mit demsel-

ben befreundet zu bleiben; auch sind sie die vortrefflichste Stütze gegen Ungerechtigkeit, Tyrannei und Unterdrückung: Volks-Gerichte aber in solcher Art und in solcher Ausdehnung, wie sie in Athen Statt fanden, bei welchen nicht bloß über die That, sondern auch über die Strafe entschieden wurde, mußten, bei wachsenden Bedürfnissen und verwickelten Umständen, die Gerechtigkeit der Arglist und der Leidenschaft nothwendig preis geben. Das Bestreben, alle vorkommenden Unbilde zu öffentlichen Sachen zu machen, war im Grundsatz einem wahrhaft gemeinen Wesen angemessen, aber es gab auch den Sykophanten mehr Gelegenheit, ihre Kunstgriffe zu entwickeln.

234. Nun hatte Solon allerdings der Gefahr, die aus der Macht der Geringsten des Volkes hervorzugehen schien, durch eigene Gesetze zu begegnen gesucht; er hatte, wie man aus denen sieht, die uns noch von ihm erhalten seyn sollen, die Alles zerstörende Armuth zu verhüten, die häuslichen und ehelichen Verhältnisse (wiewol er das weibliche Geschlecht viel weniger beachtete als Lykurg) zu bestimmen, durch die weisegeordnete Erziehung der Jugend, durch die Liebe der Männer, durch Ermunterung und Tapferkeit, durch Ehre und Schande, Lohn und Strafe auf mannigfaltige Weise den Sinn fürs gemeine Wesen zu erwecken, und die Herrschsucht zu unterdrücken gestrebt. Aber hiermit würde schwerlich viel erreicht seyn, wenn er nicht den edelsten und ehrwürdigsten, ernsten Männern, welche den hohen Rath auf dem Areiopagos bildeten, jene

hohe Gewalt ertheilt hätte, die entgegengesetzten Bestrebungen auszugleichen, dem Uebermuthe, der Zügellosigkeit und dem Leichtsinne der Menge, wie der Verkehrtheit und der Arglist Einzelner zu begegnen, Arbeitsamkeit, Zucht, Mäßigkeit, jegliche Tugend und überhaupt staatsbürgerliche Sitte bei den Alten wie bei der Jugend, bei den Frauen wie bei den Männern, zu fördern und dem beweglichen Leben unmittelbar oder mittelbar eine lenkende Haltung zu geben, dergestalt, daß man den Areiopagos als den Mittelpunkt des ganzen gemeinen Wesens ansehen kann. Dennoch: wie vermochte der Areiopagos zuerst seine Gewalt zu begründen? wie in der Folge Recht und Weisheit geltend zu machen, wenn in stürmischen Zeiten, durch Glück oder Unglück, die Sitten entarteten, und alsdann seinem Ansehen getrotzt ward, oder wenn die, durch schlaue Verführung fortgerissene Menge ihm nicht länger gehorchen wollte? Also schien Athen gegen die Herrschaft von Tyrannen und Volks-Führern nicht gesichert. Und wenn man endlich durch den Ostrakismos zu helfen suchte: erhielt nicht grade dadurch der Partei-Geist ein neues Mittel, zu seinen Zwecken zu gelangen?

235. Außer den Bürgern aber gab es in Athen noch eine, im Verhältnisse zu den Bürgern, große Anzahl freier Menschen, Fremde oder Freigelassene, die sich für immer wegen Handel und Gewerbe, wegen Kunst und Wissenschaft, um Nahrung und Kleidung, aus Vorliebe und Gewohnheit, in Athen aufhielten.

Sie hießen Beisassen, standen in dem Schirm eines Bürgers, und waren dem Staate, wegen Zins und Dienst sehr wichtig. Ihre Rechte waren durch Gesetze bestimmt. — Die zahlreichste Menschen-Classe Attika's aber waren die Sklaven. Um wenigen Tausenden die Freiheit zu sichern, mußte diese Freiheit, und mit ihr die menschliche Würde Hunderttausenden geraubt werden. Zwar war in Athen die Arbeit nicht wie in Sparta entwürdigend; aber der Athenäer entzog sich eben so gern den gemeineren Geschäften, und warf die Mühen des Lebens auf die Sklaven; ja, er war wegen seiner Theilnahme an den öffentlichen, politischen und religiosen Verhältnissen dazu gezwungen, und einige Beschäftigungen schadeten auch in der That dem Recht und der Ehre. Nun mag wahr seyn, daß die Sklaven in Athen besser behandelt wurden, als im übrigen Griechenland: aber dieses hing doch nur von der Persönlichkeit ihrer Herren ab; und wenn Gesetze sie vor Mißhandlungen von Andern als von ihren Herren schützten: so geschah dieses nur wegen der geringen Bürger, die durch Kleidung und Anstand an sie hinab gränzten. Der Tempel des Theseus aber und die Hoffnung auf Freilassung mögen allerdings dazu gedient haben, ihr Loos zu erleichtern; ja, es mag zugegeben werden, daß dieses Loos nicht härter gewesen sey, als das Schicksal unseres Gesindes: ist denn deßwegen weniger wahr, daß auch in Athen die Freiheit auf Sklaverei geruht habe? Ueberhaupt aber kann hier nicht die Rede davon seyn: ob diese Sklaverei erlaubt oder unerlaubt, sitt-

lich oder unsittlich gewesen sey: hier gilt es allein der Erkenntniß des griechischen Lebens.

236. Aber je mehr Solon die bestehenden Verhältnisse des Lebens geschont hatte, desto weniger war den Parteien genug gethan. Er hoffte umsonst, daß seine Einrichtungen Kraft gewinnen würden, wenn er, der sie so gut ändern zu können schien, als er sie gemacht hatte, sich entfernte, und in fremden Ländern fremde Gesetze und Sitten erforschte. Die alte Verwirrung begann von neuem, und wer mag sagen, was aus Athen geworden seyn würde, wenn sie nicht einen Tyrannen gefunden hätte, der groß genug dachte, durch Uebertretung der Gesetze den Gesetzen Gehorsam zu gewähren und zu verschaffen, und seine Gewalt zum Wohle des gemeinen Wesens zu verwenden. Mag es immerhin wahr seyn, daß Peisistratos bloß mit Hülfe der geringeren Bürger, der Leute vom Gebirge, gleichviel ob er dieselben durch schlaue Demagogen-Künste oder durch natürliche Leutseligkeit gewonnen habe, Haupt der Republik geworden sey (J. 561. um die Zeit als Cyrus Asien zu unterwerfen begann); mag es dabei ungewiß bleiben, ob der alte Solon für oder wider ihn gewesen, ob er sein Vaterland im Unmuthe verlassen, ob er, nachdem er die alte Ehre des Mannes, die Waffen, vor die Thür seines Hauses niedergelegt, zu seiner ursprünglichen stillen Beschäftigung zurückgekehrt, oder des Peisistratos Rath und Helfer geworden sey: das ist nicht zu leugnen, die Alkmäoniden wollten im besten Falle nichts Höheres als dieser; es ist nicht

zu leugnen, Peisistratos hat die alte Parteiung, bei welcher kein Gedeihen möglich war, gestillt; er hat Solons Gesetzen Leben und Kraft gegeben; er hat Athen auf den Weg gewiesen, auf welchem sie, in so vieler Rücksicht, die erste der Welt geworden ist, auf den Weg höherer Geistes-Bildung; er hat seine großen Güter und seine glänzenden, verführerischen Eigenschaften durch die Anwendung derselben und durch eine hohe Gesinnung geadelt, und hat selbst diese Gesinnung nicht geändert, als er, durch seine Gegner, die Alkmäoniden, zweimal zur Flucht genöthigt (J. 561. und 552.) sich endlich mit Gewalt der Herrschaft bemeistern mußte. Seine Söhne aber, mag Hippias oder Hipparchos der älteste gewesen seyn, mag einer oder mögen beide den Namen Tyrannen geführt haben, hatten vielleicht einzeln nicht seinen Geist, aber vereint waren sie seiner würdig; sie gingen mit gleicher Weisheit in seinem Sinne fort, und wandten die Steuern, die sie erhoben, so wie den eigenen Reichthum an zur Beförderung der sinnlichen und geistigen Bildung Athens. Daher ist glaublich, daß die Athenäer, glücklicher als je, die Tyrannie nicht gegen die Freiheit zu vertauschen gewünscht, und daß sie sich der goldenen Zeit, von welcher die Mythe redete, näher geglaubt haben. Aber, wie oft, so zerstörte auch hier die Leidenschaft, was Verstand und Tugend gegründet hatten; die Athenäer erfuhren, wie ungewiß ein Glück ist, das von der Willkühr eines Fürsten abhängt, und gaben darum einer stürmischen, aber die Kraft aufregenden, Freiheit den Vorzug vor der Herrschaft, die Glück

vertheilen mag ohne Anstrengung, und Unglück verhängen ohne Schuld.

237. Wenn nun aber wahr ist, daß in den Athenäern durch die Peisistratiden der Sinn für Schönheit und Kunst aufgereizt ward, und wenn ferner wahr ist, daß die Athenäer ohne die Kriege gegen die Perser diesen Sinn weder gänzlich hätten ausbilden noch befriedigen können: so kann man gewiß nicht umhin, die seltsame Verschlingung der Verhältnisse zu bewundern, durch welche diese Kriege herbeigeführt wurden. Die harte Herrschaft des Hippias nach der Ermordung Hipparchs durch Harmodios und Aristogeiton (§. 515.), die Rückkehr der Alkmäoniden, von dem bestochenen Orakel in Delphi und der dadurch aufgereizten Sparta unterstützt, die Entfernung des Hippias (§. 511.) zuerst nach Sigeion und dann mit seinem Groll und seiner Kenntniß Griechenlands nach Persien, die Unruhen, welche Kleisthenes, der Alkmäonide, (der übrigens durch die Auflösung alter Verhältnisse bewies, daß er wohl wußte, worauf es bei Gründung einer neuen Herrschaft ankommt,) und Isagoras, als Parteihäupter, erregten, die leidenschaftliche Theilnahme des lakedämonischen Königes Kleomenes an diesen Verhältnissen, die mannigfaltigen Händel und Kämpfe, mit den benachbarten Völkerschaften, welche daraus hervorgingen, und in welchen die Athenäer ihre Kraft übten und fühlen lernten, der Sieg, welchen die Freiheit davon trug, und das schöne Gefühl, mit welchem die neuerrungene Frei-

heit die Athenäer durchdrang: Alles dieses war eben so nothwendig, den Athenäern Muth zu geben, die Anforderungen des großen Königes stolz und trotzig zu verachten, und dem Aristagoras für den unbesonnenen Befreiungs-Versuch der Joner Hülfe zu gewähren, als es zur Beschleunigung des nothwendigen Krieges, theils an sich, theils durch diese Hülfe, dienlich war. (vrgl. 125 und 126.)

Sechstes Kapitel.

Das griechische Volksthum.

238. Durch die kurz beschriebene Verbreitung des griechischen Lebens, und durch die Auflösung Griechenlands in eine Menge kleiner Staaten, war die Möglichkeit einer vielseitigen Bildung gegeben; die Kräfte konnten sich auf mannigfaltige Weise üben, stärken, entwickeln, und im Einzelnen das Herrlichste und Schönste erreichen, das den Sterblichen zu erreichen vergönnt ist. Auch ist nicht zu leugnen: dadurch, daß die Verhältnisse also geordnet waren, sind die Griechen für die Nachwelt geworden, was sie geworden sind, und im Zusammenhange des Lebens konnten sie ihre hohe Bestimmung nur auf diese Weise erfüllen. Endlich ist unmöglich, zu sagen, was aus Griechenland geworden seyn würde, wenn alle die kleinen Staaten sich auf eine oder die andere Weise in eine große Verbindung aufgelöset hätten, ob alsdann alle Erscheinungen einen größeren Charakter gehabt haben würden, oder ob

vielleicht die Griechen tief unter der Höhe stehen geblieben wären, von welcher herab sie jetzt in ihrer Getrenntheit so herrlich durch die Zeiten glänzen. Wenn man aber diesen Zusammenhang des Lebens einmal unbeachtet läßt, und allein auf die Griechen selbst sieht; wenn man nicht fragt, wieviel ihre Bildung für die Entwickelung der Menschheit ausgetragen habe, sondern wenn man lediglich die Schicksale zu begreifen strebt, welche die Griechen erlitten, und zum voraus in ihren Verhältnissen die Gründe für den Gang derselben zu finden sucht: so scheint unstreitig diese Zerrissenheit der Griechen ein großes Unglück; sie mußte ihren Untergang nothwendig machen, wenn nicht etwa auf besondere Weise den Nachtheilen der Getrenntheit fort und fort begegnet war. Ist nämlich wahr, daß nach der Natur menschlicher Dinge Staat und Volk immer Eins zu werden suchen (vergl. 35.): so mußte sich dieses Verlangen, das ganze Volk in sich aufzunehmen, in jedem einzelnen griechischen Staate, nach Lage und Umständen, offenbaren. Ein beständiges Streben der Staaten gegen einander, mithin Aufmerksamkeit, Eifersucht, Neid, Feindschaft, Krieg, war daher unvermeidlich. Und wenn auch dieses Entgegenstreben zur Entwickelung aller Kräfte, durch Anstrengung aller Kräfte, vielleicht heilsam werden mochte, in sofern die Griechen nur mit sich selbst beschäftigt waren: so schien es doch nothwendig die Kraft gegen Fremde schwächen, und jedem fremden Staate, mit welchem sie etwa in feindliche Berührung kamen, leicht machen zu müssen,

sie gegen einander zu gebrauchen, und über sie allgemeine Unterjochung zu bringen.

239. Aber für die Erhaltung des Volksthumes schien Folgendes günstig. Zuerst kamen die Griechen, nach der Lage ihres Landes, am meisten mit Völkern in Berührung, die ihnen auf eine sehr schroffe Weise entgegenstanden. Dadurch geschah, daß sie, wie hoch sie auch die Gelehrsamkeit und Weisheit bei einigen fremden Völkern zu stellen pflegten, doch das Wort Barbar mit dem Begriff eines niedriger denkenden, sklavischgesinnten, unedleren Menschen und Volks auszusprechen sich gewöhnten; es geschah, daß sie dadurch das Griechenthum mehr und mehr allem Fremden entgegensetzten und die Scheidewand zwischen beiden höher und unübersteiglicher dachten; aber es geschah auch, daß sie sich eben deßwegen unwillkührlich an einander anschlossen, und sich als Eins gegen die Fremden setzten, wie sehr sie auch durch bürgerliche Verhältnisse von einander getrennt seyn mochten. Ueberall, wo der Grieche griechische Rede hörte, wo er griechische Götter fand und griechische Sitten erkannte, da fühlte er sich heimisch, und erkannte Glieder des großen Leibes, zu welchem auch er selbst gehörte. Hellas umfaßte Syrakus und Milet nicht minder als Sparta oder Athen! Aus diesem Gegensatze des Griechischen und des Barbarischen ist übrigens vielleicht zu erklären, wie die Griechen auch in solchen Sitten, die andern Völkern und Zeiten so unnatürlich, so niedrig und abscheulich vorgekommen sind, (und

die auch gewiß bei ihnen niedrig und abscheulich seyn würden, z. B. in der Männer-Liebe,) den Beweis eines erhabneren Volkssinnes, eines gewissen Adels der Volksnatur haben erkennen, wie Weise und Gesetz-Geber dieselben haben vertheidigen und begünstigen, und wie wirklich diese Sitten zu den schönsten Tugenden und zu den herrlichsten Gesinnungen haben führen können, wenn auch ihr Ursprung sinnlich, und ihre Ausbildung zufällig gewesen seyn mag.

240. Dieses allgemeine Gefühl für die griechische Eigenthümlichkeit mußte, scheint es, durch folgende Erscheinungen und Verhältnisse mehrfach genährt und gekräftigt werden. Erstens dadurch, daß alle Griechen, wie zerstreut und getrennt sie auch seyn mochten, doch eine gemeinsame Vorzeit hatten. Zwar leitete man in späterer Zeit Gegensätze genug aus dem hohen Alterthume her; aber selbst die Stämme, die sich in der Folge am Härtesten gegenüber stellten, die Dorier und Joner: waren sie nicht von Einer Wurzel ausgegangen und hingen sie nicht durch manche gemeinsame Erinnerung aufs Innigste zusammen? Wie mannigfach waren die Berührungen der Väter allein in der großen Unternehmung wider Ilion gewesen, so wie diese Unternehmung in den göttlichen Gesängen, die Homer zur Feier derselben in der Gemein-Sprache Aller gesungen haben sollte, dargestellt war! In diesen Gesängen Homer's hatten ja alle Griechen ein großes Volksgut; Helden und Götter, zu welchen Alle strebten und Alle beteten, waren dadurch verherrlicht und ge-

gefeiert; und wenn auch einmal ein neidischer Tyrann, wie Kleisthenes von Sikyon, die Homerischen Gesänge verbieten mochte, so wurden doch wol Alle durch Homer mit Einem großen und erhabenen Gefühle durchdrungen, so schöpften doch wol Alle aus diesem Dichter als aus einem heiligen Gemein-Quell Heldensinn, Volksgeist und die Urbilder der ewigen Schönheit, welche sie mit bewunderungswerthem Glücke volksthümlich darzustellen versucht haben. Und wenn es wahr ist, daß Lykurg Homer's Gesänge nach Griechenland gebracht hat, so ist es gewiß sehr sinnvoll, daß grade ihm dieses schöne Geschäft aufbewahrt war. Aber auch andere Dichter wirkten in gleichem Sinne. — Ferner schien zur Erhaltung eines volksthümlichen Lebens eine uralte Sitte beitragen zu müssen, welche den edleren Griechen vielleicht mit den meisten Städten befreundete, nämlich das heilige Gastrecht. Dasselbe menschliche Gefühl, das unter Rohheit und Noth die schönen Verbindungen der Gastfreundschaft auch bei andern Völkern erzeugte, mag sie auf gleiche Weise in Griechenland erzeugt haben; aber eine solche Ausbildung haben sie nirgend erhalten, und darum haben sie auch wol nirgend die volksthümliche Wichtigkeit erlangt, welche die Verschlingungen so vieler Familien verschiedener Staaten, so vieler großen Häuser und ganzer Staaten in Griechenland haben mußten.

241. Noch mehr vielleicht mußten — so scheint es — zur Erhaltung des griechischen Volksthums die großen

Volks-Feste wirken, die von allen Griechen gefeiert wurden, besonders aber die heiligen Wettkämpfe zu Olympia. Ueber die Entstehung und Fortbildung dieser Feste ist freilich wenig bekannt; aber wie beschränkt sie auch ursprünglich in der Art und im Zwecke gewesen seyn mögen: in der Folge der Zeit wenigstens gehörten sie dem ganzen Volk, und ihm ausschließlich; und dann sind sie unstreitig für die einzelnen Theile der Bildung, in welchen Wettkämpfe Statt fanden, höchst wichtig geworden, sie haben unstreitig den Verkehr der Griechen mit einander, Handel und Umsatz, befördert: aber sollten sie nicht auch die Griechen insgesammt einander näher gerückt und das Gefühl für das griechische Volksthum dadurch belebt haben, daß sie dasselbe einem Jeden in der liebenswürdigsten Gestalt vor die Augen brachten? Einmal trug gewiß schon sehr viel aus, daß Griechen aus allen Ländern und Staaten sich alle vier Jahre, mit allgemeiner Gleichheit, bei allgemeiner Ruhe und Feier, berührten, sich durch einander trieben, sich kennen lernten und alte Gastfreundschaften erneuerten oder neue schlossen. Dann war es sehr bedeutend, daß ein jeder Grieche, wie er in seinem Staate gewöhnt werden sollte, der häuslichen Bequemlichkeit den öffentlichen Glanz, der Freude des Hauses den Ruhm der Stadt vorzuziehen (und hierdurch ist möglich geworden, daß die kleinen griechischen Staaten in Werken der Kunst und Pracht mehr geleistet haben, als die größten Reiche in alter oder neuer Zeit) — daß auf gleiche Weise ein jeder Grieche, den Glanz und den Ruhm seiner Stadt

geringer zu achten, als den Glanz und den Ruhm von ganz Griechenland, durch diese glänzenden Feste gewöhnt, und zugleich gereizt werden konnte, Reichthum, Kraft, Kunst, Wissenschaft oder was er aufzubieten vermochte, anzuwenden, um zu der allgemeinen Größe und Herrlichkeit beizutragen. Denn diese erhabenen Spiele: waren sie etwas anders, als eine öffentliche Ausstellung der goldnen Früchte, welche seit vier Jahren, im Ernste des Lebens, durch Anstrengung und Glück, gereift waren? — Endlich aber war es unstreitig von hoher Wichtigkeit, daß alle versammelte Griechen an diesen Festen sich zu Einem Gelübde, zu einem Opfer vereinigten, vor dem höchsten — glanzumstrahlten — Gott aller Griechen zu gemeinsamer Verehrung erschienen, und sich auf diese Weise erinnerten, daß sie Alle gleiches Wohl und gleiches Weh zu erflehen und zu fürchten hatten. — (Rechnung nach Olympiaden; Anfang derselben J. 777.)

242. Nicht minder wichtig für die Erhaltung eines volksthümlichen Sinnes in allen Griechen mußte, wie es scheint, wenn nicht die Orakel überhaupt, doch gewiß das Orakel zu Delphi seyn. Die historische Entstehung und Ausbildung dieser Anstalten ist allerdings nicht aufzuklären. Sie waren Erscheinungen des griechischen Wesens, und sind daher eben so unbegreiflich, wie die ganze Eigenthümlichkeit des griechischen Lebens. Zwar ließe sich vielleicht im Allgemeinen behaupten, daß ein eigentliches Orakel da, wo die religiose Ansicht der Menschen zur unendlichen Natur,

oder zu Einem allwaltenden Geist, ohne Räthe und Diener, treibt, eben so unmöglich sey, als nothwendig überall Orakel mit der Verehrung mehrer Götter verbunden seyn werden. — Aber wenn auch theils aus der Vielgötterei, wodurch das Unendliche dem Menschen gleichsam befreundeter und zugänglicher wird, theils aus dem ewigen Verlangen des menschlichen Geistes nach dem Sinne des großen Geistes, aus welchem er ist, sein Leben zu bestimmen, theils aus dem Bedürfnisse des Menschen nach einer Leitung im Dunkel der Verhältnisse, die sein Verstand nicht aufhellen, und über die sich sein Wille nicht erheben kann, der Ursprung der Orakel begreiflich wird: so ist doch kaum zu erklären, wie sich der Glaube an die Sprüche derselben erhalten habe, nachdem sie entweder als falsch, oder als Sprüche eines sehr irdischen Geistes erkannt waren. Wie aber: standen vielleicht die Verbindungen unter den Griechen zu geheimen Zwecken auch mit den Orakeln im Zusammenhange? Fühlten die Verständigen, daß der rohen Menge das leitende Wort eines Gottes nothwendig sey, und daß man den Glauben an diesen nicht zerstören müsse, wenn er auch von Zeit zu Zeit der Leidenschaft diente? Oder blieb auch den Verständigsten der Glaube noch nach oft erkanntem Betrug? und verbarg man durch die seltsamen und geheimnißvollen Gebräuche nichts vor der Menge, als religiose Ideen und philosophische Ansichten über Gott und Welt? — Wie dem aber auch seyn mag: das Orakel zu Delphi, das allerdings eine hohe politische Wichtigkeit hatte, hat durch seine Sprüche unmittel-

bar für die Erhaltung des Volksthumes weniger gewirkt, als dadurch, daß Apollo's Tempel zu Delphi wegen dieser Sprüche wurde, was er geworden ist. Und dieser Tempel wurde reich an allen den Schätzen, welche den menschlichen Geist, bei der niedrigsten wie bei der erhabensten Gesinnung, bei der größten Gemeinheit wie bei der feinsten und edelsten Bildung, reizen, ergötzen und entzücken konnten, und wurde darum angesehen als ein gemeinsames Volks-Heiligthum. So lange der dunkele Spruch der Pythia Glauben fand, blickten alle Griechen beständig nach der heiligen Delphi, und Apollo's Wohnung ward der Mittelpunkt des griechischen Lebens.

243. Eine besondere volksthümliche Wichtigkeit erhielt das delphische Heiligthum noch dadurch, daß der uralte Verein der Amphiktyonen ihm vielleicht seine Entstehung, gewiß aber einen großen Theil seiner Ausbildung und seines Ansehens verdankte. Ursprünglich mag dieser Verein andern Verbindungen Griechenlands in Art und Zweck allerdings gleich gewesen seyn. Als sich nämlich die Stämme des griechischen Volkes bürgerlich von einander sonderten, da blieben die alten Götter doch immer gemein, und die alten Oerter, wo sie dieselben verehrt hatten, behielten noch bei allen Stammgenossen die vormalige Heiligkeit. Darüber blieben die Getrennten verbunden, und die Berathung über die Angelegenheiten der Gemein-Heiligthümer, und die Gemein-Feier alter Feste erhielten das Andenken an die Verwandschaft. Aber im Ver-

folge der Zeit wurde der religiose Sinn durch die Kunst und Pracht der Tempel, in welchen die einzelnen Städte, man möchte sagen, den Ertrag des vereinzelten Lebens wiederum vereinten, und dadurch das Streben der Einzelnen in das Ganze zurücklenkten, beschäftigt und befriedigt. Da verloren die alten Heiligthümer ihr Ansehen, und die Verbindungen lösesten sich auf. Aber der Verein, dessen Mittelpunkt der delphische Tempel entweder ursprünglich war, oder doch sehr früh wurde, erhielt sich, ausgezeichnet durch den Namen der Amphiktyonen, unter allem Wechsel des Schicksales von Griechenland, vielleicht gegen zweitausend Jahre, wiewol er endlich eben so dunkel aus der Geschichte verschwindet, als er in dieselbe eingetreten war. Dazu wirkte vielleicht zuerst der Umstand, daß die Versammlung der Amphiktyonen die Angelegenheiten eines Tempels zu besorgen hatte, in welchem alle Griechen eben einen großen Gemein-Schatz erblickten, und von welchem aus sie die Bestimmung des Lebens erwarteten; dann aber der Umstand, daß aus den Stämmen, die ursprünglich, in Thessalien und in der Gegend um Delphi wohnend, sich zu dieser Amphiktyonie vereinigt hatten, die wichtigsten Staaten in Griechenland selbst wie in den Colonien hervorgingen; endlich war auch das von Bedeutung, daß nachmals die Pythischen Wettkämpfe ihrer Leitung und Obhut anvertrauet waren. Und wenn nun auch sowol ursprünglich, als in der Folge, da Griechenland seine Unabhängigkeit verloren hatte, die Besorgung gottesdienstlicher Sachen das eigentliche Ge-

schäft der Amphiktyonen war, mußten sie nicht zuerst schon dadurch, theils unter den Staaten Eines Stammes das Gefühl des Rechts und der Gleichheit, theils in allen Stämmen den Gedanken der Verwandschaft und Einheit erhalten, und auf diese Weise, in Verbindung mit dem Orakel, volksthümlich wirken? Aber sie hatten zweitens, in den Zeiten griechischer Freiheit, auch die ausdrückliche Aufgabe, unter den theilnehmenden Staaten allen Krieg entweder zu verhüten oder zu mildern! Endlich scheint schon diese Aufgabe das Streben nach Einheit gegen Fremde vorauszusetzen, und wenigstens mochten alle Griechen, bei gemeinsamer Gefahr, in der Amphiktyonen-Versammlung einen Punkt finden, um welchen sie sich vereinigen konnten zur gemeinen Rettung oder Wohlfahrt. Nun verschwinden zwar oft die Amphiktyonen gänzlich aus der Geschichte, und natürlich genug bei Kriegen amphiktyonischer Staaten gegen einander. Dagegen aber treten sie von Zeit zu Zeit wieder überraschend hervor, bald mit hoher Würde herrliche Thaten belohnend, bald mit furchtbarer Strenge, wie im Namen der Gottheit, Muthwillen und Frevel strafend und rächend. Ja auch Vieles, was wir andern Versammlungen zuzuschreiben gewohnt sind, mag von ihnen geschehen seyn; und selbst in den letzten Zeiten griechischer Freiheit blieb „der Schatten in Delphi", wie wenig man seiner achten mochte, noch eine politischwichtige Erscheinung. Ueberhaupt aber scheinen die Amphiktyonen, wenn man die griechischen Geschichten genau beachtet, lange als ehrwürdige Stellvertreter des Volksthumes hinter dem,

durch Leidenschaft und Irthum bewegten, Leben zu stehen, und mit fester Hand die ewigen Vorschriften des Rechtes und der Religion empor zu halten; und man hat, indem man dieses gewahrt, zuweilen etwa das Gefühl, wie wenn man hinter dem wilden Getümmel eines Krieges die ruhige Würde der Natur erblickt. Indeß ist auch zu ihnen das Verderben gekommen, und Leidenschaft hat sie geleitet!

244. Wenn man nun dieses Alles überdenkt: so möchte man allerdings glauben, die Griechen hätten, ungeachtet aller bürgerlichen Trennung und Zerrissenheit, eine wahrhafte Einheit bilden, und als Ein Volk den Fremden, wie in ihrem Sinne, so in ihrem Thun, entgegenstehen müssen. Bedenkt man aber zugleich, was der Staat ist (vergl. 35.), und was er den Bürgern seyn muß; bedenkt man, was er erstrebt und wie sich Staat und Volk zu einander verhalten: so muß einleuchten, daß dieses unmöglich war, und daß mit allen diesen volksthümlichen Erscheinungen für innere Ruhe und Selbständigkeit des Ganzen nichts gewonnen seyn konnte. Die Elemente einer wahren, volksthümlichen Einheit, fähig sich kraftvoll zu bewähren und zu behaupten, waren freilich gegeben, aber es fehlte das bindende Princip, und wo dieses fehlt, da wird wol vom Volke viel geredet, aber für das Volk nicht gehandelt werden: denn nur die Bürgerlichkeit treibt zu Entschluß und That, während alles Andere meistens nur Worte und Stolz erzeugt. Der äußere Grund aber, warum dieses Princip nicht ge-

funden wurde, war wol der Umstand, daß die Griechen so lange in einer Lage blieben, in welcher sie die Kraft der Einheit nicht nöthig hatten, und deßwegen zum thätigen Zusammenhalten nicht gewöhnt wurden. Hätten sie einen barbarischen Staat in der Nähe, von Alters her und dauernd, zu fürchten gehabt, so würden sie sich auch in dieser Rücksicht nicht versäumt haben. Da dieses aber nicht der Fall war, so erhielten die einzelnen griechischen Staaten Zeit, gegen einander zu streben, sich fremd zu werden und sich gegenseitig als Feinde zu betrachten. Die erste gemeinsame Gefahr, die ihnen von den Persern drohete, trat erst ein, als die innere Trennung schon zu weit ausgebildet war (in welcher feindseligen Stellung befanden sich nicht die Griechen!); sie erzeugte wol den Gedanken einer Einheit, einer Ober-Anführung des Ganzen, aber diese Anführung wurde so wenig im rechten Sinn erstrebt, als sie durchgesetzt werden konnte. Die, fast unbegreifliche, Leichtigkeit und Schnelle, mit welcher dennoch die ungeheuere Gefahr vorüber ging, mußte ja wol vielmehr den Gedanken erzeugen, daß man keinen Fremden, aber desto mehr sich selbst gegenseitig zu fürchten habe. Also kehrte man die Kraft gegen einander, brach die eigene Stärke, und verband sich mit den Fremden. Da mußten bald, nach menschlicher Weise, die alten Sitten entarten. Man wurde reicher an irdischen Gütern, man lernte neue Bedürfnisse kennen: es mußten neue Genüsse und Laster entstehen, und die Leidenschaft frei werden. Und da nun auch die Orakel keinen Glauben fanden, und die

gemeinsamen Götter verschwanden oder zum Gespötte wurden: wie hätte man nicht schlauen und mächtigen Fremden zur Beute werden sollen! Der Sinn der Einheit war dahin, die Stärke der Einheit hatte man nie gekannt: darum war keine Rettung möglich! Wenn daher wahr ist, daß den Griechen nur durch ihre Zerrissenheit diese Fülle von Ideen, dieser Reichthum der Bildung möglich geworden sey: so ist vielleicht der Satz nicht zu kühn, daß die Griechen wegen ihrer Bildung zu Grunde gegangen seyen, weil sie versäumt hätten, Staat und Volk zu vereinen. Und darum können auch sie zeigen, wie großes Unglück und Verderben bei aller Bildung einem Volke droht, welches sich nicht zu bürgerlicher Einheit zu erheben weiß oder vermag!

Siebentes Kapitel.

Der Krieg wider die Perser.

245. Als der König von Persien auf Rache gegen Athen sann, weil diese Stadt Theil genommen hatte an dem Aufruhr der Joner (vergl. 125.): da stand Griechenland in der größten Verwirrung, und Keiner dachte daran, daß einer Gefahr, die Einem drohte, von Allen begegnet werden müßte. Den ersten Versuch, unter Mardonius (J. 493.), vereitelten zwar die Schutzgötter Griechenlands, aber die meisten griechischen Inseln und Staaten sandten dennoch Erde und Wasser an den großen König. Und wenn

auch Athen und Sparta, welche von allen Griechen allein begriffen, daß die Bewohner Eines Hauses, wenn sie gleich mit einander in Feindschaft leben, doch gleiches Interesse haben, Diebe und Räuber abzuhalten, die verhaßte Aegina züchtigten für ihre feige Unterwerfung: so war damit wenig gewonnen. Datis und Artaphernes kamen (J. 490.) mit großer Macht, geleitet von dem rachesuchenden Hippias, nach Griechenland. Mehrere Inseln fielen. Von Einheit, von Verbindung keine Spur. Eretria auf Euböa, die auch den Jonern einige Hülfe gesendet hatte, erfuhr das härteste Unglück, ohne daß die Athenäer ihr Hülfe hätten anbringen können. Und als diese den Persern bei Marathon gegenüberstanden, da sahen sie nicht einmal Spartiaten an ihrer Seite (welche selbst in solcher Noth alte Gesetze zu übertreten für bedenklich hielten), und nur Platää hatte sich durch besondere Verhältnisse bestimmen lassen, willkommene Hülfe zu bringen. Aber die Athenäer zeigten sich groß und herrlich, und darum bestanden sie schön die ungeheuere Gefahr. Die Götter hatten ihnen den Mann erzogen, der helfen konnte; und die zehn verfassungsmäßigen Feldherren dachten wenigstens zur Hälfte groß genug, dem Miltiades die Gewalt einzuräumen, die sein Geist und seine Kenntniß der Perser zu fordern schienen. Vortreffliche Thaten sind bei Marathon geschehen; die Athenäer, vom Gelände begünstigt, und vielleicht selbst von den Absichten der Perser, haben die Feinde weichen gesehen; sie haben ein hohes Lob verdient. Und wenn die Griechen in der Folge den Vorfall bis zum

Unbegreiflichen vergrößert haben, so ist erfreulich zu bemerken, wie Herodot die Würde der Geschichte zu bewahren gewußt hat.

246. Bald nach diesem Vorfalle fand Miltiades einen unglücklichen Ausgang, und nicht ganz unverdient, weil er die Freude des dankbaren Volkes entweder leidenschaftlich mißbraucht, oder doch etwas zweideutig gebraucht hatte. Die Athenäer vergaßen Marathons wegen Paros wol keineswegs, aber bei der entsetzlichen Geldgier, die schon jetzt in großen Beispielen verderbende Sitten anzeigt, und bei dem stürmischen Verfahren, welches bei Volksbeschlüssen so natürlich ist, wird das harte Urtheil gegen ihn erklärlich genug. Auch bedurfte das Vaterland seiner nicht mehr! Themistokles und Aristeides, die in seinem Glück untergegangen seyn könnten, erhielten durch seinen Tod Raum für ihre großen Bestrebungen. Gegner von Jugend auf trieben sie sich wechselseitig zu dem Höchsten, welches sie erreichen konnten, und je mehr sich jeder sagen mußte, daß er den Andern in dem, worin derselbe vortrefflich war, nicht erreichen könnte, desto gewaltiger hielt er fest an seiner Eigenthümlichkeit, und suchte gleichfalls unerreichbar zu werden. Die edelste Gesinnung für das gemeinsame Vaterland war beiden gemein, aber Themistokles übersah nicht nur mit dem bewundernswürdigsten Scharfblicke die großen Verhältnisse der Staaten wie die kleinern Angelegenheiten seiner Mitbürger, sondern er schloß sich auch mit der höchsten Gewandtheit

heit dem Leben an und war in Anwendung der Mittel, welche ihm selbst oder dem gemeinen Wesen vortheilhaft seyn konnten, keineswegs bedenklich; Aristeides hingegen, obgleich er für das Wohl des Vaterlandes Alles für erlaubt hielt, glaubte durch strenges Festhalten an der Tugend, immer wahr, immer gerecht, die Höheren leiten und die Menge bewältigen zu können. Beide Männer mochten sich wol gegenseitig ergänzen; aber da die Perser neue Angriffe zu verschieben gezwungen wurden (vergl. 127.), und da aus menschlichen Verhältnissen selten die Leidenschaft entfernt werden kann: so war die Anwendung des Ostrakismos gegen Aristeides (J. 487.) gewiß ein Glück für Athen und für Griechenland. Was geworden seyn würde, wenn Themistokles den Gegner aus Achtung für seine Tugend geschont und sich mit einer Partei, bald siegend, bald besiegt und immer kämpfend, begnügt hätte, ist zu sagen allerdings unmöglich. Aber das ist gewiß, daß der Gefahr nicht besser hätte entgegen gearbeitet werden können, als nach des Aristeides Entfernung durch Themistokles geschah. Durch ihn erhielt Athen ihre Seemacht, und damit das einzige Mittel zur Rettung der griechischen Freiheit und Bildung. Nie ist ein elender Volkshaß in einem schöneren und größeren Sinn aufgefaßt und geleitet worden, als der Haß der Athenäer gegen Aegina.

247. In Sparta war Leonidas König geworden, ein Mann, in welchem der hohe Geist der Ly-

kurgischen Gesetze lebte, der keinen heiligeren Namen kannte als das Vaterland, und kein größeres Glück des Sterblichen, als dem Vaterlande die Freiheit zu sichern oder im Kampfe für dieselbe zu sterben. Dahin kam die erste Nachricht von des Xerxes gewaltiger Rüstung, vielleicht durch Demaratos. Hierauf fand eine große Versammlung wohlgesinnter Staaten auf dem Isthmos Statt, zur Aussöhnung innerer Zwiste, und zur Berathung über die gemeine Sache. Man beschloß zu rüsten, zu kundschaften, zu unterhandeln. Aber nur in wenigen Staaten rüstete man mit Ernst und Vertrauen; das Kundschaften, das freilich auch unnöthig war, verstand man schlecht; und mit dem Unterhandeln wurde wenig erreicht. Argos, früherer Feindseligkeiten der Spartiaten eingedenk, von altem Groll und steter Besorgniß vor Messeniens Schicksale gequält, zog sich nicht ohne Tücke zurück. Gelon von Syrakus, der noch nicht wußte, wie nothwendig seine Macht in Sicilien selbst seyn würde (vergl. 166.), konnte den Stolz des Tyrannen nicht besiegen: er wollte an der Spitze der Griechen stehen, und weder Athen noch Sparta bedurften eines Anführers, sondern Krieger. Kerkyra lauerte; Kreta hatte Entschuldigungen; die alte Thebä, welche, nach einer bedeutenden Vorzeit, (vergl. 197.) bisher nur aus dem Dunkel getreten war, wenn sie mit Griechen stritt, wagte zwar nicht, ihre Hülfe zu versagen, aber sie brachte dieselbe mit einem bösen Gewissen, von alter Schuld belastet und neuen Verrath sinnend. In dem schönen, fruchtbaren, durch seine Reiterei wichtigen, aber bürgerlich

arg zerrissenen Thessalien hatte sogar die mächtige, und nach fürstlicher Gewalt strebende Familie der Aleuaden die Perser herbeigerufen; und wenn nachmals auch gern mehrere Städte zu den Hellenen gehalten hätten: konnten sie umhin, dem großen König Erde und Wasser zu schicken, da die Griechen für unmöglich hielten, ihr bergumgürtetes Land zu vertheidigen! Am zweideutigsten aber benahm sie Apollon. Für sich selbst zwar sorgte der Gott, aber zur Einheit Griechenlands trug er nicht bei, und selbst der dunkele Spruch, durch welchen er des Themistokles hohen Plan in Rücksicht der Athenäer unterstützte, mußte der Pythia abgetrotzt werden.

248. Unterdeß kam Xerxes mit seinen ungeheuern, stets wachsenden, Schaaren zu See und Land näher heran (vergl. 128.), und mehr und mehr zeigte sich, wie immer bei dringender Noth, was in den Griechen war. Wenn aber das menschliche Gemüth über die Zerrissenheit des Ganzen, wie über die Unentschlossenheit, den Neid, die Feigheit und Erbärmlichkeit einzelner Städte, Schmerz und Unwillen empfindet, so wird es zugleich auf die herrlichste Weise wieder beruhigt durch die hohe Kraft und Tugend, welche einzelne Staaten und Männer entwickelten. Vor allen jedoch glänzte Athen hervor, und in Athen Themistokles. Die Athenäer waren nicht minder groß im klugen Nachgeben gegen die Ansprüche Sparta's auf die Oberanführung zu See und Land und gegen die Vorurtheile der andern Bundesgenossen, als

in der Räumung und Preisgebung ihrer Stadt; Themistokles aber hob sich nicht nur über persönliche Verhältnisse hinaus, sondern er zeigte sich auch bei allen Rathschlägen und Schritten, in dem Ersten des Sterblichen, in Weisheit und Umsicht, als der Erste der Griechen. Aber auch viele Andere haben unendlichen Ruhm verdient, und vor Allen Leonidas, der Spartiate, weil er das erhabenste Beispiel in dem gegeben, bei dessen Anblicke die menschliche Seele immer die tiefste, reinste, heiligste Freude empfinden wird — in der besonnenen Aufopferung für die Rettung Anderer, für Vaterland und Freiheit. Sein großer Kampf wider die Perser in dem Engwege der Thermopylen, und sein freiwilliger Tod mit dreihundert Helden aus Sparta und siebenhundert hochgesinnten und von seinem Geiste durchdrungenen Männern aus Thespiä, gehört zu den erhabensten Erscheinungen der Menschlichkeit, von welchen die Geschichte weiß. Denkt man diese That aus der Geschichte der Perser-Kriege hinweg: so fehlt ihr das Schönste, und nichts würde im Stande seyn, dem Herzen des Menschen in der Tapferkeit und Klugheit der Andern die Befriedigung zu geben, die es hier findet. Aristodemos, der einzige Spartiate, welcher dem Tod auswich, hat nachmals bei Platää die Schande abgewaschen! Darauf entfernte der Gott in Delphi selbst die raublustigen Schaaren der Perser von seinem Heiligthume; die Peloponnesier sammelten sich zur Wehr auf dem Isthmos; die Athenäer aber standen verlassen und bloß, und ihnen blieb nichts übrig, als hinter dem hölzernen

Walle den gottverheißenen Schutz zu suchen. Da ward Athen eingenommen, und die Mauern empfanden die Rache, welche Xerxes den Menschen bestimmt gehabt hatte (J. 480).

249. Auch die persische Seemacht war der griechischen weit überlegen; aber die Götter Griechenlands sorgten durch Sturm und Wetter, daß sie ihr näher gebracht wurde. Die griechische Flotte war zu der Zeit, als Leonidas die Thermopylen besetzte, bis Artemision gegangen. Verschiedene Staaten hatten Schiffe gesandt, Athen jedoch die meisten. Dennoch führte Eurybiades, der Spartiate, sie an; Themistokles stand den Athenäern vor. Dieser zeigte sich unter den kleinlichen Ansichten und Leidenschaften der übrigen Hellenen in einer bewunderungswerthen Größe. Sein Verfahren zu beobachten, von dem Augenblick an, wo er von den Euböern eine große Geldsumme, mit welcher diese ihn zu einem, an sich guten, Entschlusse zu bewegen suchten, annahm, und den Eurybiades zu demselben Entschlusse bestach, bis zu der Schlacht bei Salamis, zu welcher er die Bundesgenossen zwang, und die Feinde hinlistete, ist höchst interessant; und wenn Einiges in seinem Betragen zweideutig erscheint, so verdient doch nichts entschiedenen Tadel, das Meiste aber verdient reines Lob. In der Schlacht selbst (J. 480.) sah die göttliche Salamis den edelsten Wetteifer unter den griechischen Männern in den herrlichsten Thaten; besonders zeichneten sich die alten Feinde aus, die Aegineten und Athenäer. Xerxes aber

hoffte umsonst, durch seine Gegenwart die unterworfenen Völker zur Tapferkeit zu schrecken; er hatte die Demüthigung, vom attischen Ufer herab den Sieg der Griechen und die Flucht seiner Knechte zu sehen. Nun konnte der Isthmos vertheidigt werden, und den König mit so vielen Menschen konnte vor neuer Noth und Schmach nichts schützen, als ein Rückzug nach Asien; Mardonius aber blieb mit einem großen und auserlesenen Heer in Thessalien stehen, und dieses beweiset deutlich, daß man die Idee, Griechenland zu erobern, noch nicht aufgegeben hatte. Dieser Rückzug des Königes ist daher von den Griechen wol etwas zu dichterisch dargestellt, wie der ganze Krieg, um den Sohn des Uebermuthes, der Heiliges und Gemeines in frevelhaften Entwürfen vermengt hatte, recht zu demüthigen, und das eigene Glück zu feiern.

250. Hierauf verlief die Zeit mit mancherlei Vorfällen. Die Gelderpressungen des Themistokles von den Inseln, die Kampfpreis-Vertheilung, die listige Unterhandlung des Mardonius mit den Athenäern, und die schöne Begeisterung der Letztern; dann das Verhältniß der Griechen zu einander, Sparta's Zögerung und endlicher rascher Entschluß bei Athens wachsender Drohung: Alles dieses ist theils erfreulich, theils lehrreich über die Natur des Menschen und Bürgers. Eben so die kleinen Zwischen-Vorfälle, Verhandlungen und Bestrebungen, welche der großen Entscheidung bei Platää vorausgingen, sie begleiteten, ihr folgten. (Für morgenländische Vorstellungen ist nicht un-

wichtig, daß Mardonius auf griechischem Boden nach griechischer Weise opferte. vergl. 94.) Der Tag von Platää selbst aber (J. 479.) war einer der schönsten Tage, welche die Geschichte kennt. Und wenn auch einzelne Staaten Griechenlands ihres Zauderns sich später zu schämen hatten, und wenn besonders die Thebäer, auf der Seite des Feindes stehend, sich mit Schande beluden: so haben doch die Lakedämonier, von Pausanias geführt, in offener Feldschlacht, und die Athenäer, von Aristeides geleitet, bei Erstürmung des feindlichen Lagers, den hohen Ruhm verdient, den sie erhalten haben, und den sie behalten werden, so lange es Menschen giebt, denen das Heilige heilig ist. Durch diesen schrecklichen Untergang des persischen Heeres wurde Griechenland auf einmal von aller Furcht befreiet, und der Sieg war um so vollkommener, da an demselben Tage, nicht ohne wundersame Fügung der Götter, und mit Hülfe asiatischer Griechen, die es noch einmal wagten, sich gegen die Perser zu erheben, ein glänzender Sieg von der Flotte bei Mykale errungen ward. In der That: schöner hätte der sinnigste Geschicht-Schreiber aller Zeiten, Herodot, sein vortreffliches Werk nicht endigen können, als mit der Darstellung dieser großen Begebenheiten! Aber, wer ersetzt seine Stelle für die Folge? und was ist gegen ihn Diodor!

Achtes Kapitel.

Schöne Zeit Griechenlands.

251. Auf zwiefache Art wirkte dieser erhabene Trieb auf die Entwickelung der griechischen Bildung. Einmal wurden alle Kräfte des Menschen tief aufgereizt. Das große Bewußtseyn, herrliche Thaten für das Heiligste und Höchste des Menschen vollbracht zu haben; das Vollgefühl geretteter Freiheit; der Jubel über das kaum gehoffte Glück; der Dank gegen die waltenden Götter; die Erinnerung an den Heldentod Derer, die gefallen waren für Volk und Vaterland — Alles dieses bewegte die Gemüther der Menschen auf die gewaltigste Weise. Zweitens aber wurde durch die unermeßliche Beute, welche der Krieg gegen die Perser theils schon gegeben hatte, theils noch fort und fort gab, den Bestrebungen der Griechen der Stoff verschafft, der ihnen nöthig war; und der schon früher, besonders durch die Peisistratiden, erweckte Sinn für Werke der Kunst und des Geschmackes verhütete die Verirrung dieser Bestrebungen. Daher geschah, daß von jetzt an in Griechenland alle Blüthen des menschlichen Geistes sich zu entfalten begannen, und daß im Ablaufe weniger Jahrzehent' in allen Arten der Kunst, in der Malerei wie in der Bildnerei und in der Baukunst, in der Dichtkunst wie in der Geschicht-Schreibung, Meister-Werke hervorgebracht wurden, welche so große Bewunderung aller Zeiten erhalten, daß sie ganze große Völker mit ihrer eigenen Art und Kunst zu entzweien, sie davon hinwegzuziehen, und sich ihnen

als alleingeltende Muster darzustellen, vermocht haben. Gewiß, das ist ein großer Beweis ihrer Vortrefflichkeit!

252. Von der andern Seite aber trug dieses schnelle Glück der Griechen weder bei zu Erhaltung und Befestigung der Sitten und Verfassungen in den einzelnen Staaten, noch zur Vereinigung der Staaten zu einer Gesammtheit; vielmehr wurden Abweichungen vom alten Sinn und von den alten Bräuchen im Einzelnen dadurch herbeigeführt, und die alte Trennung zwischen den griechischen Staaten wurde sehr vergrößert. Bei vielen Menschen und in ganzen Staaten wurden niedrige Leidenschaften aufgeregt, Habsucht und Geldgierde, und dadurch die väterlichen Sitten, auf welchen die Verfassungen ruheten, untergraben. Wie erstaunte Pausanias über die asiatische Pracht! Ursprünglich gerecht und gut, fand er die erzwungene Armuth Sparta's unerträglich, nachdem er den Reichthum des Lebens erkannt hatte. Und wie konnten ihm die lykurgischen Einrichtungen genügen, da der Sieg ihm einen Besitz gegeben, den sie zu gebrauchen nicht erlaubten? Ueberhaupt mußten in den Gemüthern der Spartiaten solche Veränderungen vorgehen, daß weder die Allgewalt der Ephoren, noch irgend eine menschliche Anordnung die alten lykurgischen Gesetze in Kraft und Leben zu erhalten vermochten. In Athen gab Aristeides sein aristokratisches Streben auf, und die Niederreißung der Scheidewand, die Solon zwischen reichen und armen Bürgern gezogen hatte, ward eine noth-

wendige Folge des gemeinsamen Sieges. Aber weil durch das Volk immer nur Der herrscht, welcher dasselbe seines Geistes bedürftig zu machen weiß, so mußten Diejenigen immer mächtiger werden, welche das Volk zu glücklichen Siegen führten. Ferner mußte der alte Haß zwischen der gefeierten Platää und der schuldbeladenen Thebä neue Nahrung erhalten. Die Eifersucht vieler andern Staaten mußte selbst durch die Schaam genährt werden, mit welcher sie, bei dem stolzen Jubel einiger, ihren geringen Antheil an der Rettung aller bekennen mußten. Vor allen aber mußten Athen und Sparta mit feindseliger Schärfe einander beachten, da sie schon vorher eifersüchtige Gegnerinnen gewesen waren, und sich jetzt in ihrer gegenseitigen Macht kennen gelernt hatten. Schon auf dem Schlachtfelde bei Platää führte die Eifersucht fast zu erklärter Feindschaft. Darum hatte Themistokles wohl Recht, bei der Wiederaufbauung Athens (J. 478) auf Befestigung der Stadt und des Hafens Piräeus zu dringen! Aber die Art, mit welcher dieses Werk vor den Spartiaten verheimlicht werden mußte, diese Eile und dieser Betrug, zeugt deutlich genug, welcher Sinn in beiden Staaten war.

253. Die Befreiung der asiatischen Griechen gab den Athenäern einen würdigen Vorwand, auf Fortsetzung eines Krieges zu dringen, der, ohne Gefahr, die Kräfte mehrte und Beute gab. Gegen Kypros und Byzanz wurde ein glücklicher Zug unternommen. (J. 476.) Hierüber schien sich der Krieg bald ganz

zu Athen's Größe zu wenden. Pausanias war, seitdem der Reichthum der Perser böse Lüste in ihm geweckt hatte, nicht nur auf den unseligen Gedanken gekommen, sich mit Hülfe der Perser zum Herrn von Griechenland zu machen, sondern er konnte in seinen verruchten Wünschen auch die Zeit nicht erwarten, und betrug sich um so übermüthiger, je weiter er noch von Dem entfernt war, was er erstrebte. Da übertrugen die Bundes-Genossen die Leitung der gemeinen Sache den Athenäern, die Einigen durch Stamm-Verwandschaft, (den Jonern in Asien und auf den Inseln,) Andern durch Aristeides Tugend hohen Vorzug zu verdienen schienen. Diese Veränderung wurde sehr wichtig. Lakedämon, welcher die ganze Peloponnes folgte, überließ mißvergnügt und ermüdet den persischen Krieg gänzlich den Athenäern und deren Verbündeten; dadurch verlor sie den großen Vortheil, welchen die wohlgebrauchte Kraft immer gewährt. Und da nun Aristeides den Bundesgenossen nur einen sehr mäßigen Beitrag zu den Kosten des Kriegs anmuthete; und da die Athenäer bald Jedem mit großer Klugheit frei ließen, ob er durch Geld oder Schiffe und Mannschaft Theil nehmen wollte: so zogen die Meisten, nach Menschen-Weise, das Bequemere vor, zahlten die kleine Summe, versäumten damit sich selbst, verstatteten den Athenäern auf ihre Kosten eine große Flotte zu halten, machten sie zu Herren des Meeres, und mußten dann stärkere Beiträge, die Athen so willkührlich auflegte, als verwaltete, Mißhandlung und Unterwerfung sich gefallen lassen. Athen aber, welche

fortfuhr, die Furchtbarkeit ihrer Waffen-Macht durch Werke der Pracht und Schönheit zu mildern und zu heben, strahlte bald über alle Städte der Welt herrlich hervor.

254. Lakedämon indeß fühlte wohl, wie weit sie zurück blieb, aber sie wagte oder vermochte nicht, Athen einzuholen. Sie hatte vielmehr den wunderlichen Wahn, daß Athens Glück und Gedeihen an einzelnen Menschen hange, und daß nach deren Vernichtung das Gleichgewicht sich wieder herstellen werde. Darum suchte sie den Retter Athens und der europäischen Bildung, Themistokles, in das Unglück zu ziehen, in welchem Pausanias endlich unterging (J. 474). Und wenn ihr auch dieses nicht gelang: so wußte sie die wankelmüthigen, und aus Besorgniß vor der Tyrannei leicht undankbaren Athenäer doch soweit zu verführen, daß sie Den, welchem sie Alles schuldig waren, verbannten, und ihn zwangen, Schutz zu suchen bei dem Könige von Persien, bei welchem er sich mit weiser Vorsicht längst eine Zuflucht bereitet hatte. Er aber wußte, ungeachtet der hohen Ehre, welche ihm Artaxerxes erwies, eben so gut zu sterben (J. 470.), als er zu leben gewußt hatte, auch noch im Tode von der heiligen Liebe zum Vaterlande durchdrungen. Die Lakedämonier aber erreichten nichts. Denn Kimon, des Miltiades Sohn, welchen Aristeides schon in die öffentlichen Geschäfte gezogen hatte, um mit ihm dem Themistokles zu begegnen, konnte diesen ersetzen. Die hohe Kraft des

Themistokles, große Augenblicke schnell und tief aufzufassen und zu benutzen hatte Kimon wol nicht, und schwerlich würden Athen und Griechenland durch ihn gerettet seyn; aber, da er Athen einmal auf der Bahn des Glückes und der Größe fand, so strebte er, im Geist ächter Staats-Weisheit, sie auf derselben im Krieg und Frieden weiter zu führen. Und darin übertraf er den Themistokles, daß er seine übrigen Tugenden noch durch eine große Uneigennützigkeit schmückte. Auf seinem schönen Kriegszuge demüthigte er nicht nur von neuem die einst so furchtbaren Perser, besonders durch die Festsetzung am Hellespont und in der Doppelschlacht am Eurymedon (J. 470.), und befestigte damit die Freiheit der asiatischen Griechen, sondern auch die Bundes-Genossen erkannten an dem Schicksale von Karystos, Naxos und Thasos, was Athen war und seyn wollte, und wie elend Menschen sind, welche nicht mit den Waffen umzugehen wissen.

255. Und wahrscheinlich würde schon jetzt Lakedämons Eifersucht durch die Aufforderung der Thasier zu Feindschaft und Krieg fortgerissen seyn, wenn nicht schwere Unglücks-Fälle jeden Gedanken dieser Art unterdrückt hätten. Ein furchtbares Erdbeben drohete nicht nur den Spartiaten (J. 469.) den Untergang, sondern brachte auch die Heloten und Messenier, welchen das Unglück ihrer Herren für Rache und Freiheit benutzen wollten, zu einer Empörung, die Lakedämon in einen Krieg — den dritten Messenischen, vergl. 227. —

verwickelte, den sie zu bestehen allein nicht vermochte. Aber wie vermehrte selbst dieser Krieg das feindselige Mißtrauen, als Kimon Hülfe von Athen gegen Ithome brachte! Allerdings mögen die Lakedämonier große Ursache gehabt haben, gegen die schlaue Herrschlust der Athenäer unter so bedenklichen Umständen auf ihrer Hut zu seyn; aber die Zurücksendung ihrer Hülfe gab doch diesen einen Vorwand, das Band, welches sie den Lakedämoniern verknüpfte, öffentlich zu zerreissen. Die Noth zwar, in welche ihre Flotte, die von Kypros aus dem empörten Aegypten zu Hülfe schiffte, gerieth, und in welcher sie endlich nach einem mehrjährigen Kampfe (J. 462 — 456?) gänzlich zu Grunde ging, hielt von großen Unternehmungen gegen Lakedämon zurück. Aber die nicht länger verhehlte Feindschaft brach nichts destoweniger gar bald in That aus. Kimon wurde (J. 465?) verbannt; er wurde beschuldigt, auf Lakedämons Seite zu seyn, in der That aber mochte er nur den Wunsch haben, seine Vaterstadt nicht durch einen ungewissen Krieg mit griechischen Staaten, in welchem sie, in welchem alle zu Grunde gehen könnten, zur Herrschaft zu erheben. Und zeugt nicht die Verbindung Athens mit der alten Argos, der Feindin Lakedämons, und mit Thessalien, zeugt nicht die Verbindung Lakedämons, nach der endlichen Bezwingung von Ithome (J. 459.), mit Aegina und mit der verrätherischen Thebä, den Feindinnen Platää's und Athen's, genug dafür, daß aller Gedanke an Einheit und Gemeinschaft dahin war, daß die Leidenschaft obgesiegt hatte, daß Griechen keine Fein-

de kannten als Griechen, und daß man nur im Sinne dieser Feindschaft seine Freunde wählte! Und was war überhaupt das ganze seltsame, bald in Krieg und Schlacht ausartende, Getreibe, welches Griechenland so entsetzlich verwirrte, anders, als die Ausbildung aller Trennungen zu Einer großen Spaltung, als die Fortentwickelung der Feindschaft zwischen den einzelnen Staaten zu zwei großen Verbindungen, als die Vorbereitung eines allgemeinen Krieges? Die Gefechte und Schlachten aber, besonders die beiden bei Tanagra (J. 458. u. 457.) zeigten deutlich genug die Ausscheidung. Und wenn auch der zurückgerufene Kimon den elenden Streifereien der Athenäer ein Ende zu machen, wenn er den Frieden in Griechenland herzustellen, und endlich zur Ableitung des Uebermaaßes von Kraft einen Kriegszug gegen die Perser zu bewirken wußte: so war doch mit seinem neuen Siege bei Kypros (J. 450.) nur wenig gewonnen. Denn er selbst fand seinen Tod bei seinem Aufenthalte daselbst; und der vielgerühmte Friede, der hierauf mit den Persern zu Stande gekommen seyn soll, erlaubte den Griechen, ihren Blick ganz auf Griechenland zu beschränken.

256. In Athen aber entwickelte sich die Volksherrschaft immer mehr, gleichzeitig mit diesen Verhältnissen. Perikles, ein Mann, gewaltig in Wort und That, mit vielen der schönsten Gaben ausgerüstet, mit welchen die Götter den Sterblichen beglücken können, und des erhabenen Beinamens, des olympischen, nicht

unwürdig, wurde mehr und mehr der Erste der Athenäer, und herrschte willkührlich, weil er den Glanz und die Größe Athens redlich wollte, und weil er unmittelbar oder mittelbar alle Gewalt an die Volksversammlung zu bringen wußte, die er zu leiten verstand. Zu leugnen ist nicht, daß man den Fall des hohen Raths auf dem Areiopagos, und die Allgewalt des stürmischen Volkes, als ein Unglück für Athen ansehen kann, weil das Wohl und Wehe des gemeinen Wesens seitdem von den einzelnen Männern allein abhing, die das Volk auf irgend eine Weise fortzureißen wußten. Aber Unrecht ist, dieses Unglück dem Perikles zuzuschreiben: es lag in der solonischen Verfassung, und wurde durch das Leben erzeugt. Diodor und Plutarch waren nicht fähig, den Mann richtig aufzufassen; sie haben ihm Gemeinheiten Schuld gegeben, die unter ihm lagen. Er hat weder, um seine Herrschaft zu sichern, das Volk verzogen und verdorben, noch die Bundes-Genossen gedrückt, oder den peloponnesischen Krieg muthwillig herbeigeführt. Sein Verfahren wurde durch die Verhältnisse nothwendig, und sein Zweck war stets der Ruhm und die Größe Athens. Er wollte leiten, weil er fühlen mußte, daß Keiner es besser verstand. Seine Politik freilich soll nicht gelobt werden: sie war nicht groß: sie war städtisch, nicht volksthümlich; aber die Zeit des Volksthums war vorüber, und jeder hatte nur eine Vaterstadt. Das scheint gewiß: Perikles erkannte mit großer Klarheit das Wesen und Streben der Athenäer, und handelte ganz im Geist und Sinne

dieser Erkenntniß; dadurch gab er diesem Streben eine bestimmte Richtung, und dadurch gelang ihm, was weder der Weisheit noch der Tugend vor ihm gelungen war, solch' eine Reihe von Jahren Athen zu beherrschen! Die Art aber, wie er diese Herrschaft mit den feinsten Genüssen zu verbinden und mit Werken für die Ewigkeit in Kunst und Wissenschaft zu verherrlichen verstand, fordert um so stärker zu seiner Bewunderung auf, je mehr man sich sagen muß, daß die meisten Menschen an seiner Stelle wol leicht seine Fehler, aber nur sehr wenige solche Tugend in solchem Glanze gezeigt haben möchten. Uebrigens lief zwar nach Kimons Tode noch eine Reihe von Jahren hin, ehe es zu dem allgemeinen Kriege kam; es wurde selbst noch ein Friede auf dreißig Jahre (J. 445.) geschlossen; aber in dieser Zeit fiel doch stets genug vor, sowohl um den Groll und die Feindschaft der entgegenstrebenden Staaten zu nähren, als die Herrschaft Athens über ihre ursprünglichen Bundesgenossen zu erweitern und übermüthiger, drückender und verhaßter zu machen. Der s. g. heilige Krieg, die Vorfälle mit der von Athen abgefallenen Euböa und Megaris, endlich das Verfahren des Perikles gegen Samos, dienten zu dem Einen, wie zu dem Andern, und gaben den Verhältnissen immer mehr Bestimmtheit.

Neuntes Kapitel.

Der peloponnesische Krieg.

257. Vierzehn Jahre nach Schließung des dreißigjährigen Friedens (J. 431.) begann der Krieg, der in seinem Ursprunge, wie in seiner Dauer und seiner Art gleich unnatürlich und darum höchst unglückselig und für griechisches Wesen und Leben höchst verderblich wurde. Den Untergang konnte er allerdings den Griechen nicht bringen, aber des Unterganges mußte er sie werth machen. Zerstörte Städte mag der Mensch wieder aufbauen; verödete Fluren mögen zu neuer Pracht gelangen: aber, was ist von einem Volke zu erwarten, welches sich zu solcher Leidenschaft und zu solchem Frevel fortreißen läßt, daß es die erhabenen und einfachen Grundsätze, an welchen sich das Leben der Menschen halten soll, die Grundsätze der Tugend und der Religion, der Ehre und der Sitte, des Rechts und der Freiheit in den Staub tritt; daß es durch seine Unruhen das ganze Bild der Verschlechterung (κακοτροπια) darstellt, und, ungewarnt durch die drohenden Zeichen einer wohlwollenden Gottheit, keine größere Lust zu kennen scheint, als die Wuth der Selbstzerstörung? Ein solches Volk konnte noch große Männer hervorbringen; Wissenschaft und Kunst konnten gedeihen; es konnte noch eine Menge hoher Ideen erzeugen, ja man konnte das Leben und seine Verhältnisse mit größerer Klarheit erkennen, als je zuvor, weil man größere Erfahrungen gemacht hatte, und

durch das Unglück der Zeit über die Wirklichkeit hinausgetrieben war: aber Alles dieses vermochte höchstens das Elend des Lebens etwas zu verstecken, und keineswegs dasselbe zu mindern; Alles dieses konnte, weil die Grundlage fehlte — bürgerliche Einheit und Tugend — weder die Sitten bessern, noch das Daseyn sichern und vor fremder Mißhandlung und Unterdrückung schützen.

258. Die nächste Veranlassung zum wirklichen Ausbruche des Krieges gaben zuerst die Händel, in welche Korinth und Kerkyra über Epidamnos geriethen, und an welchen Athen, nicht sowohl für Kerkyra als gegen Korinth, halb freiwillig, halb zufällig, Antheil nahm, (J. 436 — 432.); dann aber die Noth, in welche Potidäa, eine Colonie Korinths, die bisher den Athenäern unter dem Namen einer Bundes-Genossin zinsbar gewesen war, durch das Mißtrauen zwischen Athen und Korinth gerieth (J. 432.). Da trieb Korinth, die schon lange einen großen Groll wider Athen gehegt hatte, die Lakedämonier mit solchem bittern Ungestüme zum Kriege, daß diese der Mäßigung ihres Königs Archidamos nicht länger folgen mochten, sondern den Frieden für gebrochen erklärten. Dennoch zauderten sie mit dem Anfange der Feindseligkeiten, theils um zu versuchen, ob sie nicht ihren gefährlichsten Feind, den Perikles, mit seinem leicht beweglichen und gegen große Männer mißtrauischen Volk entzweien könnten, theils wol, um die gesammten Bundes-Genossen zu gleichem

Eifer kommen zu lassen: denn die Forderungen, welche sie an die Athenäer machten, wurden schwerlich mit Hoffnungen des Friedens gethan, da Athen dieselben, so lange sie noch Männer hatte wie Perikles, gar nicht erfüllen konnte, wenn sie nicht gänzlich von ihrer Höhe hinabsteigen wollte. Endlich aber wurde der Tag großer Unglücks-Fälle für die Hellenen plötzlich herbeigeführt durch den Ueberfall, welchen die Thebäer, Lakedämons Verbündete, auf Athens alte Freundin Platää versuchten (J. 431.).

259. Dieser Ueberfall war der Anfang des s. g. peloponnesischen Krieges; eines Krieges, dessen Ausgang nur allgemeine Erschöpfung seyn zu können schien, wenn die Macht und die Verhältnisse der feindlichen Staaten gegen einander bedacht wurden: nur schwere Unglücks-Fälle, die keine menschliche Klugheit und Macht abzuwenden vermochte, oder Thorheiten, bis zu welchen sich der Mensch im Uebermuth und in der Leidenschaft zu vergessen pflegt, schienen einer Partei das Uebergewicht über die andere geben zu können. Lakedämon war mit ihren vielen Bundes-Genossen den Athenäern für einen Landkrieg unstreitig weit überlegen; auch kam ihr zu Statten, daß Apoll sich für sie erklärt hatte, und daß sie, bei der Stimmung der Athenäischen Bundes-Genossen, als die Befreierin der Hellenen auftreten durfte. Von der andern Seite aber fehlte es den Lakedämoniern an Geld und Schiffen, und ihrem Bund an Einheit, weil die Genossen wol gleiche Stimme, aber weder gleiches In-

teresse hatten, noch von Einem Stamme waren. Athen hingegen beherrschte das Meer mit einer großen Macht; sie rühmte sich eines bedeutenden Schatzes und bedeutender Einkünfte, sowohl von ihren Bundes-Genossen als von ihrem Handel, ihren Bergwerken und den Steuern ihrer Beisassen und Bürger; endlich konnte Einheit in ihrem Unternehmen seyn, weil ihr Bund entweder treue Anhänger, oder, auf Küsten und Inseln, Genossen zählte, welche die Furcht zu gehorsamen Unterthanen machte. Diese Verhältnisse übersah Perikles durchaus, und daher war sein Rath, das Land preis zu geben, und nur die Stadt zu vertheidigen, das Meer kräftig und allein zu behaupten, und auf diese Art den Gehorsam der Bundes-Genossen zu erhalten und den Feinden Schaden zuzufügen, gewiß vortrefflich und groß.

260. Und dieser Rath des Perikles ward in den ersten Jahren des Kriegs befolgt, so schwer es auch Vielen werden mußte, den Verwüstungen der Feinde von den Mauern der Stadt unthätig zuzusehen. Beide Parteien thaten sich vielleicht gleichen Schaden. Aber schon im zweiten Jahre des Kriegs erlitt Athen ungeheuere Unglücks-Fälle. Eine schreckliche Pest, von den heißen Ländern der Erde her verbreitet, brach aus, und wüthete, jedoch mit Unterbrechung, vier Jahre lang um so schrecklicher, je mehr die Stadt durch die Bewohner des Landes von Menschen und Vieh überfüllt war. Athen verlor durch diese Krankheit vielleicht die Hälfte ihrer Bürger, und wurde in ih-

ren kriegerischen Unternehmungen mannigfach gehindert. Das war indeß nicht das größte Unglück! Verderblicher war vielmehr für den Augenblick der Tod des großen Mannes, welcher, ungeachtet man so ungerecht war, ihm selbst das Unabwendbare zur Last zu legen, noch immer Ansehen und Weisheit genug hatte, das verzagte, und vergebens um Frieden bittende, Volk zu trösten und zu leiten, und den Krieg in gleichem Geiste fortzuführen: Perikles starb im dritten Jahre des Kampfes an der Pest, nachdem er Alle, die ihm am theuersten waren, hatte sterben gesehen. Verderblicher aber für alle Zukunft war die Zerrüttung des Lebens in sittlicher und bürgerlicher Rücksicht; denn die ungeheuere Noth, in welcher kein Mensch seiner selbst einen Augenblick gewiß war, in welcher die Verhältnisse des Lebens umgekehrt, und heilige Dinge mit gemeinen vermischt wurden, ohne daß bei Göttern oder Menschen Hülfe erfleht werden konnte, diese ungeheuere Noth machte die Meisten geneigt, das unedelste und abscheulichste Leben zu führen, welches der Mensch führen kann, nämlich nichts zu beachten, als den Augenblick; sie verwirrte die Menschen, und machte sie irr' an den Gesetzen, an den Göttern und an sich selbst. Darum ist keineswegs zu verwundern, daß nach Diesem das Volk oft von ungestümen Rednern zu wilden Beschlüssen fortgestoßen wurde, daß es keinen Führer wieder fand, der nichts gewollt hätte, als das Glück und den Ruhm des gemeinen Wesens, und daß es keinem Führer folgen wollte, der ihm nicht schmeichelte; es ist nicht zu ver-

wundern, daß nach dem Perikles der brausende, schwindelnde, und harte Kleon — der übrigens doch vielleicht zuweilen glimpflicher beurtheilt seyn würde, wenn nicht sein Gewerbe so gering gewesen wäre — solchen Einfluß gewinnen konnte: zu verwundern ist hingegen, daß die Sache Athens sich noch so gut hielt, als wirklich geschah.

261. Aber die einzelnen Züge und Vorfälle haben nur in der genauen Darstellung ihr hohes Interesse! Von den Ereignissen jedoch, welche am Bestten das Unglück der Zeit fühlbar machen, oder bleibende Folgen gehabt haben, mögen die vorzüglichsten ausgezeichnet werden. Zu solchen Ereignissen gehörte im fünften Jahre des Krieges (J. 427.) die Bezwingung der abgefallenen Mitylene durch die Athenäer, und das von den Siegern theils wider sie bestimmte, theils über sie verhängte traurige Loos. Zu ihnen gehörte ferner das unglückselige Schicksal, mit welchem die einst so gefeierte Platää endigte. Nachdem sie drei und neunzig Jahre mit seltener Treue an der verkehrten, aber verzeihlichen Verbindung mit Athen festgehalten, und sich zuletzt mit einer Anstrengung und Ausdauer, welche die höchste Bewunderung verdienen, vertheidigt hatte, wurde der Rest der Einwohner auf die schaudervollste Weise geschlachtet und die Stadt zerstört: die Lakedämonier opferten jene über den Gräbern ihrer Väter der Rache ihrer Verbündeten, jener Thebäer, welche vor zwei und funfzig Jahren auf diesem Boden mit den Persern gegen Griechenlands Frei-

heit und Bildung gekämpft hatten! Dahin gehören endlich in diesem Jahre die Unruhen auf Kerkyra, in welchen sich das erste schreckliche Beispiel zeigte, daß ein solcher sündhafter Krieg, wie der peloponnesische, nicht nur das ganze Volk mit Einem großen Spalte zerreißen, sondern daß er auch die einzelnen Staaten zerrütten, die besondern Verhältnisse der Menschen verwirren, ja daß er Familien mit Greuel und Mord erfüllen würde. Im siebenten Jahre des Krieges (J. 425.) wurden erst diese Unruhen durch eine eben so verrätherische als scheusliche Erwürgung alle Derer, welche nicht für Athen und die Demokratie waren, geendigt. In ebendemselben Jahre wurden die Lakedämonier durch die abenteuerliche Lage von 420 ihrer Krieger, welche auf der unbebaueten Insel Sphakteria belagert, und endlich nach der mühseligsten Vertheidigung durch Kleon gefangen nach Athen gebracht wurden, bewogen, zweimal um Frieden zu bitten; Athens Uebermuth jedoch gab jetzt so wenig Gehör, als Sparta zuvor. Aber durch des edlen, an Heldensinn und Weisheit gleich ausgezeichneten, Brasidas kühnen Zug nach Thracien; durch seine Verbindungen mit den Fürsten dieser Gegend, und durch den Abfall der Bundes-Genossen von Athen, zu welchem seine Rede und seine Tugend sie lockte — änderten sich die Verhältnisse. Die Einnahme von Amphipolis durch Brasidas im achten Jahre des Krieges, (J. 424.) ist darum am wichtigsten unter diesen Vorfällen, weil sie Veranlassung gab, daß Thukydides, indem er das öffentliche Leben verlassen mußte, Zeit erhielt, sei-

re tiefe Seele und seinen großen Geist ganz auf die Erforschung und Beschreibung der Geschichten dieses Krieges zu wenden, und dadurch den hohen Ruhm zu erwerben, dessen Gedanke schon dem Jünglinge schöne Thränen entlockt hatte. Sein Werk gehört zu den kostbarsten Vermächtnissen der Vorzeit. Wäre die freie und besonnene Staatsweisheit, die in demselben ausgesprochen ist, von den folgenden Geschlechtern benutzt, so wäre sie vielleicht durch das Unglück der Zeit, in welcher Thukydides lebte, nicht zu theuer erkauft! Aber vielleicht umfaßt das Werk nur ein und zwanzig Jahre des Krieges, damit der unendliche Werth desselben um so fühlbarer seyn sollte. Denn Xenophon, der da beginnt, wo Thukydides aufhört, hat zwar einfach und angenehm geschrieben, aber schon er hat nicht mehr vermocht, sich über persönliche Verhältnisse zu erheben, und ist fern von der gerechten und erhabenen Gesinnung und von dem großen Blicke des Thukydides. Uebrigens wurde im zehnten Jahre des Krieges (J. 422.), nachdem Brasidas und Kleon beide gefallen waren, jener mit der Ehre eines siegreichen Helden, dieser mit der Schande ungeschickter Feigheit, ein Friede auf funfzig Jahre zu Stande gebracht.

262. Aber wie ernsthaft Athen und Sparta es auch, ermüdet durch den verderblichen Krieg, mit dem Frieden im Augenblicke des Abschlusses meinen mochten: ein solcher Friede, der Alles herstellen wollte, wie es vor dem Kriege gewesen war, zerstörte zu

viele Hoffnungen, zerriß zu viele theuere Interessen, als daß die Bundes-Genossen, die weniger gelitten hatten, damit hätten zufrieden seyn können; und selbst Athen und Sparta konnten nach der Natur der Dinge und nach solchen Vorgängen unmöglich das alte Mißtrauen überwinden und die inwohnende Feindschaft endigen. Ein Bündniß zwischen beiden Staaten zur Erfüllung des Friedens konnte daher nichts Anderes bewirken, als einen Gegenbund, durch welchen Argos endlich ihr Ziel, die Ober-Anführung der peloponnesischen Staaten und Demüthigung Sparta's, zu erreichen hoffen durfte. Und was konnte nun Anders erfolgen, als neue Verwirrung? Athen trat bald in den Bund wider Sparta, und diese warb gleichfalls Verbündete. Alkibiades, der Athenäer, mag durch seinen Betrug diese Verhältnisse allerdings befördert haben: aber gewiß ist, auch ohne ihn hätten die Zwistigkeiten, welche zwischen Athen und Sparta schon Klagen und Gegenklagen hervorgebracht hatten, bald zu neuen Feindseligkeiten geführt. Ueberhaupt spiegelte Alkbiades nur den Zeitgeist seines Staates zurück. Ihn zierten die größten und schönsten Eigenschaften und Gaben, mit welchen Natur und Glück den Sterblichen ausrüsten können: hierdurch war er gewiß ein außerordentlicher Mensch, vielleicht der außerordentlichste, den Griechenland hervorgebracht hat; aber ihm fehlte das, was der Mensch sich selbst erwerben, und wodurch er jener Gaben und Eigenschaften würdig werden soll, Tugend, Sittlichkeit und Gemeinsinn. Er strebte nach Glanz, Größe, Herrschaft

und Ruhm, aber weil er weder bürgerlich noch volksthümlich dachte, so war sein Streben so vermessen, als verkehrt und unglückselig. Wohl gab es in Athen noch Männer, denen es weder an Tugend noch Einsicht fehlte; aber je unbequemer Besonnenheit für den Ungestüm der Leidenschaft ist, desto weniger wurde durch sie erreicht. Nur dem Namen nach dauerte der Friede mit Sparta; man führte wirklich Krieg. Die Schlacht bei Mantinela aber (J. 417.), in welcher die Lakedämonier zeigten, daß sie noch sie selbst waren, in welcher sie der Argeier Hoffnung auf einmal zerstörten, und durch welche sie dieselben zu einer Veränderung ihres demokratischen Gemeinwesens, ja sogar zu einem Bündnisse bewogen — diese Schlacht und ihre Folgen hätten den Athenäern zeigen können, welche Aufmerksamkeit ihr Feind verdiente. Die allgemeine Ungewißheit schien diese Aufmerksamkeit doppelt nothwendig zu machen. Und dennoch geriethen die Athenäer auf den unglückseligen Gedanken, die Insel Sicilien zu erobern, und für diesen Zweck eine große Zurüstung zu machen, die nicht ohne eine gewaltige Anstrengung zu Stande gebracht werden konnte. Der Plan war groß, aber er hing in der Luft. Und wäre auch Sparta nicht zu fürchten gewesen: so konnte die Eröberung einer Insel, die man so wenig kannte, die aber, wie man schon vor acht Jahren erfahren, Männer von solcher Einsicht und solchem Willen hatte, wie Hermokrates, nur von dem Leichtsinn und der Thorheit gehofft werden.

263. Und dennoch möchten die Sachen anders gelaufen seyn, wenn Alkibiades die ganze Unternehmung (J. 415.) geleitet, oder wenn die Athenäer nur nicht so leidenschaftlich und unklug wider ihn verfahren wären. Sein Betragen nach diesem Verfahren war, wiewohl sündhaft und abscheulich, doch demselben ganz angemessen. Während Nikias bei Sicilien die Zeit unthätig oder unglücklich verlor, verrieth er den Lakedämoniern sein Vaterland, und trieb zur Unterstützung der Syrakusier, und zu geschärfter Erneuerung des Kriegs in Griechenland selbst. Dieses geschah im achten Jahre nach Schließung des Waffen-Stillstandes. (J. 414.) Da trafen Athen ungeheuere Unfälle. Sechs Stunden von der Stadt setzte sich der Feind trotzig und störend mitten in Attika fest, und in Sicilien fand die schönste Flotte, die je aus einem griechischen Hafen gesegelt war, und das schönste Heer, welches je ein griechischer Staat in ein fremdes Land geschickt hatte, die jammervollste Vernichtung. (J. 413.) Hierauf wandten sich sogleich Mehrere von denen, welche bisher den Athenäern gehorcht hatten, zu den Lakedämoniern, Andere suchten die Freiheit oder wurden vom Alkibiades dazu aufgereizt; überhaupt gehorchte wol keine Stadt, keine Insel mit alter Willigkeit. Dagegen verband sich Lakedämon, die schon seit dem Beginne des Kriegs zu Persien gehangen hatte, mit Tissaphernes, dem persischen Satrapen in Klein-Asien, welcher sich der griechischen Städte auf den Küsten und Inseln wieder zu bemeistern hoffte, und hob sich, durch persisches

Geld, immer mehr zu einer großen Seemacht. Hierin handelte sie verständig für die gegenwärtigen Verhältnisse, wiewol die Seemacht ihrem alten Wesen ganz widersprach: denn jetzt erst wurde der Krieg für Athen selbst gefährlich. In dieser Noth zeigte nun Athen zwar Würde und Entschluß; aber wenn der sittenlose Alkibiades nicht zum Tissaphernes hätte flüchten müssen, wenn er nicht hier seinen schändlichen Verrath über ganz Griechenland ausgedehnt, wenn er nicht die Perser mit einer für Griechenland verderblichen Politik bekannt gemacht hätte, und wenn nicht die Perser in dem elendesten Zustande gewesen wären (vergl. 130.): wer mag sagen, was geschehen seyn würde! Alkibiades hatte, wie es scheint, bei allen seinen Handlungen nur Einen Zweck: sich geltend, und Allen seine Wichtigkeit fühlbar zu machen. Und wenn er seiner Vaterstadt große Dienste leistete, indem er den persischen Satrapen an den Lakedämoniern irre machte, so verführte er auch, um selbst nothwendig zu werden, zu einer Veränderung in der Verfassung Athens, welche die heilloseste Verwirrung und Unordnung herbeizog, und nicht nur für den Augenblick Athen in die größte Gefahr brachte, sondern auch in sittlicher und bürgerlicher Rücksicht Folgen hinterließ, die nicht anders als verderblich wirken konnten. Seinen Zweck jedoch erreichte der Mann, und darum ist er selbst unter diesen Verhältnissen zu bewundern. Er kam an die Spitze des Heeres (J. 411.) im ein und zwanzigsten Jahre des Krieges.

264. Hierauf wandte sich das Glück; und es ist begreiflich genug, wie das stets leichtbewegliche, und jetzt doppelt aufgereizte Volk der Athenäer diese Wendung der Anführung des Alkibiades allein zuschreiben konnte: Er war noch wegen mancher glänzenden Eigenschaft in gutem Andenken, und schien in der That während seiner Abwesenheit das Schicksal Athens in seiner Hand gehabt zu haben. Aber Alkibiades hatte an den neuen Vortheilen schwerlich größeren Antheil, als der Umstand, daß durch die letzten Unruhen der Geist des Heers aufgeregt, und auch noch andere Männer, die mit ihm handelten, an die Stelle gekommen waren, die ihnen gebührte. Sparta jedoch wurde mit Recht von den Siegen des Gegners, der schon zu Boden geworfen zu seyn schien, besonders von dem Doppel-Siege bei Kyzikos (J. 410.) und dessen Folgen so überrascht, daß sie, an ihrem Glücke verzweifelnd, um Frieden bat; aber die Athenäer verweigerten denselben mit Uebermuthe. Denn es war dem Alkibiades gelungen, ihnen einen so hohen Begriff von seinem Geist und Wesen beizubringen, daß sie von ihm selbst das Unmögliche erwarteten. Dafür zeugt nicht nur der ausschweifende Jubel, mit welchem sie den rettenden Halbgott empfingen, als er endlich (J. 407.) in der Fülle glänzender Sieges-Zeichen nach seiner Vaterstadt zurückkam, sondern es zeugt auch dafür die Art, mit welcher sie den Gefeierten, beim ersten, durch ihn unabwendbaren, Unfalle zu behandeln sich nicht schämten. Solche Gesinnung im Volke verlangte solche

Männer! Alkibiades, jetzt bei Freund und Feind verhaßt und außer Stande, ſein Vaterland von neuem zu verwirren, um ſich ſelbſt zu erheben, ging nach Thracien. Der aber, welcher jenen Unfall über Athen gebracht hatte, und der überhaupt dazu beſtimmt war, das verdiente Geſchick über ſie zu bringen, Lyſander, war gewiß ein Mann von großen Eigenſchaften. Er war Spartiate, in Geſinnung, in Sitten, in Tugend. Um ihn gerecht zu beurtheilen, darf man weder überhaupt die heilloſe Zeit vergeſſen, noch im Beſondern das Unglück, welches Athen von ihm erduldet hat. Solche Laſter, wie ihm beigelegt worden, ſind noch jedem bedeutenden Manne von ſeinen Feinden zugeſchrieben. Durch den Umſtand, daß er den perſiſchen Prinzen Cyrus für Lakedämon zu gewinnen wußte, legte er den Grund zu Sparta's Uebermacht, die freilich Kallikratides ſo wenig zu benutzen vermochte, als die Athenäer im Glück oder Unglücke gerecht ſeyn konnten. Allein der Sieg Lyſanders bei Aegospotami (J. 406.) entſchied. An ſich ward derſelbe leicht errungen, aber er wurde vortrefflich eingeleitet und hatte die ungeheuerſten Folgen. Athens Macht war dahin; die Bundes-Genoſſen fielen ab, die Stadt ſelbſt wurde zur Uebergabe gezwungen, und hätten ſich nicht die Lakedämonier den Wünſchen der Bundes-Genoſſen widerſetzt, ſo wäre das eine Auge Griechenlands vernichtet worden. Sechs und ſiebenzig Jahre nach dem Siege bei Salamis, im ſieben und zwanzigſten des wechſelvollen unglückſeligen Krieges

(J. 404.) wurden die Mauern niedergerissen, die einst Themistokles gegen Sparta aufgeführt hatte!

Zehntes Kapitel.

Die Zeit nach dem peloponnesischen Kriege: Sparta's Vormacht, Thebä's kurze Größe.

265. Der Gedanke einer Vereinigung aller Griechen kam auch jetzt Keinem in die Seele. Sparta glaubte die Ober-Anführung aller Griechen zu See und Lande verlangen zu können. Und hierfür that Lysander, was bei Sparta's Ohnmacht und Armuth möglich war. Er änderte nicht nur, wo er konnte, das Regiment, und brachte es in die Hände solcher Menschen, deren Interesse an der Vormacht Sparta's hing; er stellte diesen nicht nur einen abgeordneten Spartiaten zur Seite, welcher den Willen und die Absichten seines Staats bei ihnen einleiten mußte: sondern es scheint auch, daß er diese Veränderung durch geheime und engere Verbindungen zu unterstützen, zu befestigen und für sie die Gemüther zu gewinnen gesucht habe. Aber der Entwurf mußte mißlingen. Die Griechen hofften, Sparta werde ihnen lächelnd den süßen Becher der Freiheit reichen; aber was ihnen geboten wurde, das schien Herrschsucht und Ohnmacht zugleich zu verrathen. Sparta bedurfte für ihre Zwecke Geld; sie trieb deßwegen Steuern ein, und mit Strenge, weil sie arm war. Diejenigen, welche dieses Geld geben sollten, fühlten sich dadurch schwer

gedrückt: denn wodurch unterschieden sich nun noch ihre Befreier von ihren alten Herren? Ferner wollten die alten freien Bundes-Genossen Sparta's (Theben, Korinth, Alle) ihr keine Gewalt zugestehen, die sie nicht theilten; sie hatten wohl Athens Demüthigung erstrebt, aber keineswegs Sparta's Herrschaft. Endlich zerstörte auch die Veränderung in den einzelnen Staaten viele theure Verhältnisse; sie regte die Leidenschaften auf, und verführte zu Gewaltthätigkeiten. Dazu fand Lysander in Sparta selbst Gegner, Neider seiner Ruhms, und Feinde seiner Entwürfe. Daher ist weder zu verwundern, daß die lakedämonische Vormacht bald im Allgemeinen bei Freunden und Feinden verhaßt ward, noch daß im Besondern Athen durch den edlen Thrasybul von der Gewalt der, durch Lysander bestellten, dreißig sogenannten Tyrannen und damit von der Gewalt der Lakedämonier befreiet und so die alte Trennung erhalten wurde. Nicht bloß Theben, die alte Freundin Sparta's, so lange Athen zu fürchten war, sondern der König von Sparta, Pausanias, selbst, half ja zu dieser Befreiung! Der Zustand Athen's in den acht Monden, die sie unter den Dreißig stand, war gewiß gewaltsam und verwirrt, aber Manches, was gesagt worden, mag übertrieben seyn. Hierauf wurde die Solonische Verfassung meist hergestellt, aber es waren Formen ohne Leben, und die Verwirrung blieb. Die Geschichte des Sokrates, der zwei Jahre nach diesen Ereignissen nicht von Fremden, sondern von seinen Mitbürgern im hohen Alter zum Gift-Becher verurtheilt ward, ist sehr lehrreich. Man begreift, wenn man es auch nicht lobt, daß ein edler Mann in

Zeiten ungeheuerer Zerrüttung und schweren Unglücks, seinen Blick von Staat, Volk und Vaterland hinwegziehen, und, um nicht unterzugehen, auf das Allgemeine, das Reinmenschliche, das Göttliche richten kann. Man begreift, wie ein solcher Mann großen Beifall finden mag. Man begreift, wie er einer fremden Herrschaft unverdächtig seyn muß; aber man begreift auch, wie sein Leben und Lehren einem, von dieser fremden Herrschaft befreieten, Volke gefährlich scheinen kann!

266. Bei dieser Wendung der Dinge zeugt es gewiß für Lysanders scharfen und großen Blick, daß er zuerst dem Agesilaos die königliche Würde in Sparta verschaffte, und daß er dann zu einem kraftvollen Kriege gegen Persien rieth. Dieser Krieg, eingeleitet (J. 400.) durch die (vergl. 130.) Theilnahme grichischer Männer an der Empörung des Cyrus, des lakedämonischen Freundes (und das Schicksal dieser Männer, besonders ihr Rückzug vom fernen Kunaxa, ist höchst interessant!) war nicht nur nothwendig wegen der griechischen Städte in Asien, sondern er schien auch das einzige, wenigstens das schicklichste Mittel, die Griechen in der Treue der Lakedämonier zu erhalten. Aber warum mußte dem Agesilaos zu seinen so großen Eigenschaften und seiner so edlen Gesinnung die kleine Eifersucht gegeben seyn, mit welcher er des Lysanders Ansehen, dem er doch so viel verdankte, der ihm selbst zu der Anführung in diesem Kriege verholfen hatte (J. 396.), betrachtete! Nach des Ly-

sanders Entfernung konnte Agesilaos noch allerdings große Thaten gegen die Perser vollbringen und die Ausführung der kühnsten Entwürfe für möglich halten: aber der s. g. böotische Krieg, welchen die widerspenstige Thebä, die alte Feindin Argos, und Korinth gegen Sparta erregten (J. 395), vernichtete Thaten und Entwürfe. Persisches Geld mag allerdings zu diesem Kriege mitgewirkt haben; wenn aber Agesilaos und Lysander einig gewesen wären, so wäre vielleicht nichts durch dasselbe ausgerichtet. Lysander fiel im unglücklichen Treffen bei Haliartos. Da ward Agesilaos aus Asien zurückgerufen (J. 394.); er kam kühn heran und erfocht über die Böotier zwar einen Sieg in der blutigen Schlacht bei Koroneia. Aber er wurde zuerst durch seine Schwäche, dann theils durch den sogen. korinthischen Krieg, theils durch andere Händel, verhindert, aus diesem Siege Vortheile zu ziehen. Und zugleich wurde die Freude darüber schwer durch den Umstand gedämpft, daß schon vor diesem Tage Konon, ein Athenäer, welchen seine Aufmerksamkeit aus dem Unglücke bei Aegospotami gerettet hatte und dem es gelungen war, die Anführung der persischen Flotte zu erhalten, die lakedämonische Flotte bei Knidos geschlagen, und dadurch der Spartiaten Herrschaft zur See ein Ende gemacht hatte. Konon aber hatte fremden Dienst nur für sein Vaterland gewählt; darum suchte er den Athenäern allein den Vortheil des Siegs zuzuwenden, und Sparta mußte, bei dem Abfall der Seestädte, fürchten, daß Athen von neuem gefährlich würde.

Darum blieb ihr wol nichts übrig, als mit Persien einen Frieden zu unterhandeln, durch welchen dieses verhütet werden konnte, ohne daß ihre eigene Vormacht in Griechenland in Gefahr gerieth. Dieser Friede aber, welchen der so entartete als schlaue Antalkidas endlich (J. 387.) ungeachtet des Widerspruchs der Thebäer, Argeier u. Anderer, abschloß, war gewiß schmachvoll und schändlich, wenn man Griechenland im Gegensatze von Persien denkt, und sich der vorigen Zeiten erinnert; für Sparta aber, die jetzt, wie Alle, niedriges Sinnes nur sich wollte, war er gegen die übrigen Griechen durchaus vortheilhaft.

267. Dennoch wurde diesen Griechen der Friede aufgezwungen. Mit welchem Jammer auch Viele ihre Volks-Genossen in Asien wieder unter die Herrschaft eines zerfallenen, elenden Reiches kommen sahen, und wie schwer, wie unmöglich auch mehreren Staaten werden mochte, die Städte, die von ihnen abhingen, frei zu lassen: Lakedämon und Persien drohten mit gemeinsamer Kraft, und in Griechenland zeigte die erste sich streng und furchtbar, um alle einzuschüchtern. Wenn aber offene Gewaltthätigkeit, selbst gegen Schwächere, noch dem menschlichen Gefühl erträglich ist: so läßt sich über die feige, treulose, unsittliche, Besitznahme (J. 383.) der Burg Kadmeia durch den Phöbidas (zu vergleichen mit dem Ueberfall Platäas (vgl. 258.) nur sagen, daß dieses Ereigniß theils aus dem Sittenverfall in Sparta, theils aus der Zerrüttung

von ganz Griechenland, endlich aus dem Grolle des Königs Agesilaos gegen Theben, welche ihm die Ausführung seiner schönsten Entwürfe vereitelt hatte, erklärlich sey. Aber Erwerbungen ohne Anstrengung, Tugend und Kraft sind nie Gewinn: daher war die Unterjochung Theben's für Sparta nur der Anfang großer Unfälle, so wie sie schon einen Beweis gab, daß Sparta selbst fühlte, sich eine Aufgabe gesetzt zu haben, die sie nicht zu lösen vermochte. Denn der Schmerz über einen solchen Verlust der Unabhängigkeit mußte, wenn irgend einige Tugend in den Thebäern lebte, jede edle Seele aufreizen zu Rettung und Rache. Und in der That waren die Lakedämonier ihres Raubes nicht lange froh. Eine Verschwörung, deren Seele der brave, kühne, hochherzige Pelopidas war, befreiete nicht nur Theben von ihren Beherrschern (J. 378.), sondern sie weckte überall schöne Kräfte zu schönem Zweck, und rief besonders einen Mann, Epameinondas, zu den öffentlichen Geschäften, wie die Welt wenige Menschen gesehen hat; einen Mann, der keinem großen Manne Griechenlands nachstand, der vielmehr die meisten übertraf; ausgezeichnet durch die erhabensten Eigenschaften des Feldherrn, des Politikers, des Menschen; einen Mann endlich, wie er wol nur aus der Schule des Pythagoras (schwerlich aus der des Sokrates!) hervorgehen konnte!

268. Aber wie schön und groß und ruhmumstrahlt auch Pelopidas und Epameinondas ewig in

der Geschichte glänzen werden, und wie lobwürdig überhaupt die Unternehmung der Thebäer gegen die sündhafte Sparta war: der Krieg, welcher zwischen den Thebäern und den Lakedämoniern geführt werden mußte, konnte wol im Einzelnen große Kräfte aufregen, die Kraft der Griechen aber, als Ganzheit, mußte er noch mehr vernichten, und sie somit noch unwürdiger und elender machen. Wohl mochte Epameinondas klar und groß das Einzige erkennen, was jetzt den Griechen noch Ruhe und Erhaltung gewähren zu können schien, nämlich ein Gleichgewicht der Macht zwischen den Athenäern, den Lakedämoniern und den Thebäern; aber da man von der einen Seite so lange Gedanken der Herrschaft gehegt, und von der andern den Wechsel des Glücks und die Möglichkeit einer Empörung erkannt hatte; da man überhaupt an Verwirrung und wildes Getreibe gewöhnt war: so konnte der Kampf, in der Vorstellung der Griechen, keinen andern Sinn haben, als um die Vorherrschaft, und eben deßwegen konnte es den Thebäern durch Männer, wie Pelopidas und Epameinondas, durch ihre heilige Schaar, durch Anstrengung aller Kraft wol gelingen, die Macht der Lakedämonier zu brechen, und diese den Athenäern gleich zu machen, aber es konnte ihnen nicht gelingen, selbst die Griechen zu beherrschen. Die einzelnen Ereignisse im Verlaufe des Krieges — die große Art, mit welcher Pelopidas die Versuche des Kleombrotos und Agesilaos gegen Theben vereitelte und die Thebäer an den Kampf mit Lakedämoniern gewöhnte (J. 377.); Athen's Theilnahme

und Eifersucht; des Königes von Persien strenge Friedens-Vermittlungen (J. 374.); der Auftritt des Epameinondas in Sparta (J. 372.) — sind alle interessant; aber am Wichtigsten für Gegenwart und Zukunft waren zuerst der schöne Sieg, den Epameinondas durch seinen Geist und seine neue Kriegskunst bei Leuktra erfocht (J. 371.); hierauf die Verhältnisse, in welche Theben mit den Tyrannen von Pherä in Thessalien und Makedoniens Fürsten verwickelt wurde, weil sie nicht nur für Theben's Entwürfe und Ansehen zeugen können, sondern weil sie auch Veranlassung gaben, daß der makedonische Philipp, der die Entwürfe jener Tyrannen auf Griechenland auszuführen bestimmt war (J. 368.), nach Theben kam, und hier im Umgange mit dem größten Feldherrn und Staatsweisen sich zu dem Mann ausbildete, der er ward; dann die Verbindung mit Persien, zu welcher Theben sich (J. 367.) gezwungen sah, und deren Folgen; ferner die wiederholten Züge des Epameinondas in die vielfachverwirrte Peloponnes, Sparta's unerhörte Gefahr, Messene's Herstellung (J. 369.), und zuletzt des Epameinondas früher und schöner Siegestod in der Schlacht bei Mantineia (J. 363.), nachdem er selbst genug gelebt hatte und sein Freund Pelopidas bei Kynoskephalä siegreich gefallen war (J. 364.); endlich des Agesilaos Zug nach Aegypten, um dem Könige von Persien zu schaden, und sein Tod! (J. 361.)

269. Aber dieser Kampf hatte Theben's Kräfte nicht weniger erschöpft, als die Kräfte Lakedämons;

und wenn auch Böotien gehorchte, so fehlten doch die Männer, auf deren Geist Thebens Größe sich erhoben hatte. Also fand jetzt zwischen Athen, Sparta und Theben Gleichheit statt, aber nicht Gleichheit der Macht, sondern der Schwäche. Der Anblick Griechenlands, so weit es bisher groß und rühmlich sich gezeigt, und besonders der Anblick Athen's, füllt von nun an die Seele fühlender Menschen mit Schmerz und Trauer. Es fehlte nicht an tapfern Menschen, aber es fehlte an vaterländischen Seelen. Der Krieg war Bedürfniß, aber es waren verwilderte Banden, die ihn um Sold und Beute suchten. Die Geschäfte des gemeinen Wesens wurden noch öffentlich besorgt, auch fanden einzelne wohldenkende und großgesinnte Redner noch rasche Theilnahme, und besiegten die schlaffe Gesinnung; aber ihnen gegenüber waltete und wirkte häufiger Leidenschaftlichkeit, Bestechlichkeit und Verrath. Feine Genüsse, und abgeschliffenes Maß zeichneten die Gesellschaft aus; aber die Mäßigkeit früherer Zeiten, alte Sitten und Bräuche wurden selten gesehen, und Habsucht und Ungerechtigkeit griffen um sich mehr und mehr. Handel und Betriebsamkeit, nie kräftig und emsig geübt, vermochten der einreißenden Armuth und Erödung durch schwere Staats-Lasten in schweren Zeiten befördert, nicht zu begegnen. Prächtige Schauspiele fanden viele hinzudringende Bewunderer, aber die Helden der Bühne bildeten keine Helden für das Leben, und das Lachen über Thorheit, Leichtsinn und Gemeinheit erweckte keinen Ernst und keine Tugend. Die alten Götter wurden von Allen

gefeiert, aber von Vielen nicht mehr geglaubt. Der Reichthum an den erhabensten Ideen wurde immer größer, aber der Vorrath von großen Grundsätzen verminderte sich in gleichem Verhältnisse. Ueber Gott und Welt und Ideale von Verfassungen wußte man vortrefflich zu reden, aber Volk, Vaterland und Gesetz wurden vergessen. Neben den tiefsinnigen Philosophen standen ruhmvolle Künstler, aber große Staatsmänner und Heermeister wurden selten erzeugt. Dem ganzen Leben endlich gebrach es weder an Geist noch an Genuß, weder an Beweglichkeit noch an Glanz, aber der Ernst und die Würde war dahin, weil die Alles verbindende Seele — volksthümliche Bürgerlichkeit fehlte. Ja, selbst die Sprache hatte ihre Keuschheit und sittliche Bedeutung verloren, und zeugte schwer für die Entartung! Daher überall Vereinzelung des Restes von Kraft, Aufgelöstheit, Feindschaft, Haß, wenig Kummer über die Zerrüttung im Innern, selten ein Blick auf das Ausland! Und dieses Alles grade zu einer Zeit, in welcher ein Mann, der Griechenland kannte, und dessen Seele für die kühnsten Entwürfe groß genug war, eine Macht in der Nähe bildete, die Allen gleiche Gefahr drohete! In der That, hierin muß auch der Blöde eine Veraltung des ganzen Volksthums, und eine unheilbare Erkrankung der bisher lebensvollen Staaten erblicken!

270. Am Meisten schien noch Athen zu vermögen. Ihre Seemacht war wieder die stärkste, und manche Städte und Inseln waren zu Bündniß und Gehorsam

gebracht. Dabei hatte sie drei Feldherren, die sich durch Kriegskunst und mannigfache Erfahrung auszeichneten, Chabrias, Iphikrates und Timotheos. Aber in dem s. g. Kriege mit den Bundes-Genossen, zu welchem Athen diese durch ihre Habsucht und Herrschlust (J. 358.) veranlaßt haben soll, verlor sie durch Geschick und eigene Thorheit nicht nur diese letzten Feldherren, sondern ihr Ansehen erlitt auch dadurch einen neuen großen Verlust, daß sie den Zorn des Königes von Persien, den sie jetzt zu fürchten hatte, wenn er auch selbst seines Thrones nicht sicher war, unklug auf sich zog; für die Zukunft indeß trug am meisten aus, daß Athen, mit diesem Kriege beschäftigt, Philipp von Makedonien unbeachtet ließ. Aber um dieselbe Zeit, in welcher dieser Krieg sich mit Freilassung der Bundes-Genossen endigte (J. 356.), ward in Griechenland ein neuer Kampf begonnen, der sowohl durch die Veranlassung zu demselben und durch die Art der Führung, als durch die ganze unsittliche, unreligiose und kraftlose Zeit, gefährlicher und verderblicher ward, als alle bisherigen Kriege. Er dauerte zehn Jahre (J. 356 — 346.), und ist der heilige Krieg genannt worden; aber schicklicher sollte man ihn den Heuchel-Krieg nennen. Der Thebäer rachsüchtiger Haß wider Sparta, und eine Menge niedriger Leidenschaften, die sich unter einer frommen Hülle umsonst zu verstecken gesucht haben, trieben zu dem Kriege; das alte Ansehen der Amphiktyonen aber wurde mißbraucht, und ein armes und einfaches Volk ward, unter der Beschuldigung der Gottlosigkeit, auf eine wahrhaft gottlose Weise aufgeopfert. Wohl wäre es zu andern Zeiten ein Frevel gewesen, die Tem-

pelschätze in Delphi anzutasten; aber wer mag den so tapfern als unglücklichen Phokern verargen, daß sie, bei dieser Noth und in diesen ruchlosen Zeiten, in welchen nur arge Heuchelei an die Frömmigkeit der Väter erinnerte, sich des einzigen Mittels bedienten, durch welches sie, wie zu hoffen war, vor Mißhandlung und Sklaverei sich schützen konnten! Auch ist gewiß, daß diese große öffentliche Handlung gegen den alten Glauben, und diese Verbreitung so großer Schätze unter die Griechen das Verderben und die Verwotrenheit noch mehr beschleunigt haben, aber die Schuld hiervon trifft die Phoker gewiß nicht; vielmehr war der Heldensinn, den sie unter Philomelos und dessen Nachfolgern, Onomarchos und Phayllos, bewährten, eines bessern Ausganges werth. Aber bei dem ganzen unglückseligen Kriege war — wer mag sagen, das Schlimmste, wenn ein jeder gestehen muß, daß für solche Staaten, bei solchem Mangel an Volksthümlichkeit, die Unabhängigkeit kein wünschenswerthes Gut seyn konnte? sondern — das Entscheidendste, daß weder die Gegner der Phoker, die Böoter und Lokrer, noch ihre Bundes-Genossen, die Lakedämonier (mit ihnen in gleicher Lage,) und Athenäer, theils wegen Sorglosigkeit, noch mehr wegen Habsucht, und gegenseitigen Mißtrauens, den Krieg also führten, daß er durch Griechen nicht entschieden werden konnte, sondern daß man die Entscheidung und damit das Schicksal Griechenlands in die Hand Philipp's von Makedonien kommen ließ.

Eilftes Kapitel.

Philippos von Makedonien: Untergang der griechischen Unabhängigkeit.

271. Gegen fünfhundert Jahre vor diesen Ereignissen sollen drei Herakleiden aus Argos in das fruchtbare, durch Gebirge und Küsten ausgezeichnete Land, welches später Makedonien genannt wurde, gekommen, und Könige der illyrisch-thrakischen Bewohner desselben geworden seyn. Aber die Geschichte des kleinen makedonischen Reichs ist lange unbekannt, und bis auf Philipp ohne große Wichtigkeit. Nur in den Kriegen der Perser wider Griechenland erregt die Lage der makedonischen Könige einige Aufmerksamkeit, und ihr Verhalten im peloponnesischen Kriege, bei welchem sie nie den Zweck, die Küsten von fremder Herrschaft zu reinigen, aus dem Auge verloren, verdient darum beachtet zu werden, weil daraus hervorgeht, daß die Makedonier, lange vor Philipp, wohl erkannt hatten, was sie zunächst für Selbständigkeit und Bildung erstreben mußten. Indeß wurde nur wenig erreicht. In den vierzig Jahren, die zunächst vor Philipp hergingen (J. 400 — 360.), wurde vielmehr Makedonien durch mannigfaltige Verhältnisse so arg verwirrt, daß Auflösung oder Abhängigkeit von fremder Herrschaft kaum vermeidlich schien. Aber Ein Umstand, den diese Verwirrungen, Thron-Streitigkeiten und fremde Einmischungen herbeiführten, reichte hin, Makedonien über dieselben zu erheben, und zu einer großen Bestimmung vorzubereiten. Dieß war der Umstand, daß Philipp, des Königs Amyntas dritter

Sohn, vom Pelopidas (vrgl. 268.) nach Theben gebracht ward, und dadurch nicht nur Gelegenheit erhielt, den verfallenen Zustand Griechenlands kennen zu lernen, sondern auch im Umgange mit dem größten Feldherrn und Staatsweisen solche politischen und militärischen Ansichten zu gewinnen, wie sie für seinen Geist, für Makedonien, für Griechenland, für die Zeit überhaupt gehörten.

272. Um Philipp gerecht zu beurtheilen, wie jeder Mensch, und ein solcher Mann mit doppeltem Rechte fordern darf, muß man seine persönlichen und politischen Verhältnisse so wenig vergessen, als die Lage der griechischen Staaten. Er zeigte sich des Epameinondas nicht unwürdig; aber man muß von ihm, dem König und Königs-Sohne, nicht die Erhabenheit republikanischer Tugend fordern, sondern allein das Streben nach dem Ruhme fürstlicher Gesinnung und fürstlicher Thaten. Und der Plan, den er mit sich auf den Thron nahm, war gewiß nicht unköniglich, denn es war im Allgemeinen wol kein anderer, als seinem Reiche nicht nur innere Ruhe, sondern auch Sicherheit, Kraft und Bildung zu geben, und für sich selbst eine Stelle unter den Ersten in der Geschichte zu verdienen. Hierzu aber war nicht hinreichend, die griechische Herrschaft von seinen Küsten zu entfernen, sondern Griechenland selbst schien dazu nothwendig. Die größere Halbinsel schien ja eben so gut als die kleinere, Chalkidike, an Makedonien zu hängen; er selbst fühlte sich durch Abstammung, Geist, Sinn und Bildung den Griechen verwandt, und diese hatten nunmehr doch auch wohl hinlänglich gezeigt, daß sie durch

sich selbst niemals aus der schweren Verirrung und der heillosen Zerrüttung, in welcher alle sittliche Kraft, alle menschliche Tugend und Würde unterzugehen drohete, zu einer gedeihlichen, volksthümlichen Ruhe und Einheit kommen würden. Aber eben deßwegen schienen sie auch jeder fremden Macht eine leichte Beute werden zu müssen! Dieser Umstand würde hingereicht haben, auch in jedem andern Fürsten, in jedem andern Staat, Eroberungs-Gedanken zu erwecken; aber wenige würden diese Gedanken mit solcher Mäßigung und Schonung auszuführen vermocht haben, wie Philipp. Die Mittel zwar, deren er sich bediente, um Herr von Griechenland zu werden, sind keineswegs an sich lobenswürdig; wenn man aber die Kraftlosigkeit bedenkt, in welcher Philipp das zerstückelte Makedonien fand, wenn man sich der Grundsätze erinnert, welche die Griechen über das begsten, was der Mensch für sein Vaterland thun dürfe und müsse, wenn man endlich nicht vergißt, wie bestechlich die Griechen seit langer Zeit gewesen, und wie die Sittlichkeit bei ihnen überhaupt gesunken war: so wird Philipp wol nicht ausgezeichnet sündhaft erscheinen; vielmehr wird man behaupten dürfen, daß unter den edelsten Republikanern, die Griechenland hervorgebracht hat, kaum zwei oder drei gefunden werden möchten, die sich gescheuet hätten, in gleichen Verhältnissen gleiche Mittel zu gebrauchen. Auf jeden Fall verdient die fast beispiellose Beharrlichkeit, mit welcher Philipp seinen Zweck festhielt, und die Feinheit, und die Besonnenheit und der Muth, womit er denselben verfolgte, große Bewunderung.

273. Die Art, wie Philipp zum Throne gelangte (J. 359.) und der Makedonier Muth und Vertrauen erweckte; die Einrichtungen, welche er rasch für Frieden und Krieg traf; seine Kämpfe mit den Päonern und Illyriern; die Einnahme von Amphipolis (J. 358.) und die Begütigung Athens, damals noch im Kriege mit ihren Bundes-Genossen (vrgl. 269.) hierüber, und die Abfindung der mächtigen Olynthos; die Eroberung endlich des goldreichen Landes jenseits des Strymon (J. 357.) — Alles dieses zeigte Philipp als einen Fürsten, wie es wenige giebt, als einen Fürsten, der wußte, was er wollte, und Mittel kannte, es auszuführen. Hierdurch aber hatte er zu neuen Unternehmungen die Mittel gewonnen. Da kam ihm die Einladung nach Thessalien eben so gelegen, als daß er hier gegen die Tyrannen von Pherä, Lykophron und dessen Brüder, als Befreier Thessaliens auftreten konnte (J. 353.). Das Zusammentreffen mit den Phokern unter Onomarch, die jetzt im s. g. heiligen Kriege (vrgl. 269.), wegen der Verkehrtheit oder Sorglosigkeit der Thebäer, Zeit behielten, sich der Tyrannen, gegen welche jene immer gewesen waren, anzunehmen, führte ihn von neuem seinem Zweck entgegen, und wenn die ersten Berührungen für Philipp unglücklich ausfielen, so diente dieses nur dazu, die Griechen gegen ihn, den schwachen Fürsten, gleichgültig zu machen. Sein erster Versuch, nach Onomarchs Falle (J. 352.), durch die Thermopylen in Griechenland einzudringen, wurde zwar durch Athenäer vereitelt, aber damit würde wenig verloren gewesen seyn, weil ja noch Olynth zu erobern war, wenn nicht jetzt Demosthe-

nes, der Athenäer, weil er ihn begriff, weil er ihn gerecht würdigte, unerwartet als Feind gegen ihn aufgetreten wäre.

274. Dieser Mann, Demosthenes, ist eine der herrlichsten und merkwürdigsten Erscheinungen in der ganzen griechischen Geschichte: Neid, Schmähsucht und Bosheit haben ihn umsonst zu verkleinern gesucht. Sein ganzes Leben, bis zu seinem erhabenen Märtyrer-Tode, füllte Ein großer Gedanke. Nie ist klarer erkannt, was den Griechen gebührte, oder helfen konnte; und mit der hohen Begeisterung eines Sehers, mit dem heiligen Ernste tiefster Ueberzeugung, und mit der ganzen sittlichen Kraft eines freien Lebens und eines reinen Bewußtseyns hat es Demosthenes verkündiget. Wer seine Reden lieset, ohne der Zeit zu gedenken, die vorher gewesen war, der muß, wenn er irgend etwas werth ist, glauben, daß solche tiefe Wahrheiten, so schön ausgesprochen, nothwendig zu einmüthigem Entschluß und zu begeisterter That fortgerissen haben; wenn er aber die frühere Geschichte der Griechen bedenkt, so wird er es nicht unbegreiflich finden, daß ein solcher Heros der Staatsweisheit so wenig auszurichten vermocht, sondern meistens nur laue Bewunderer, ergrimmte Gegner, boshafte Verläumder gefunden habe. Ja, wäre dem Demosthenes zu dieser sittlichen Würde, zu diesem politischen Tiefblick, und zu dieser göttlichen Beredsamkeit, auch der Muth und die Kunst des Feldherrn, und die Gewandtheit des Unterhändlers gegeben gewesen: er würde dieses Volk doch nicht mehr zu Einheit, Neu-

trauen und Kraft gebracht haben. Aeschines mißbrauchte ihm entgegen große Eigenschaften, aus Feilheit oder Irrthum, und fand Anhänger; dem Phokion fehlte ein großer Blick: er war zufrieden, wenn er dem verkehrten Volke, das Demosthenes mit seinem Geiste zu durchdringen suchte, spottend gegenüber stand, und die unglückselige, aber bequeme, und den Meisten angenehme Lehre: „auszuweichen, um nicht zertreten zu werden," predigen konnte; dadurch wirkte er doppelt verderblich, weil er „der Beßte" war; endlich fing sogar die Pythia an zu philippisiren. Hierinn spricht sich der Charakter der Zeit vollkommen aus. Daher möchte man glauben, Demosthenes sey nur erschienen, theils, damit es dem menschlichen Gemüthe, bei der allgemeinen Zerfallenheit und Schlechtigkeit, nicht an einem Halt fehlen sollte, um Glauben zu erhalten und Vertrauen, theils, damit es vor Welt und Nachwelt klar seyn möchte, daß die Griechen nicht ungewarnt, nicht ohne Kenntniß dessen, was ihnen zur Abwendung des Uebels zu thun gebührte, also nicht ohne eigene Schuld, ihre Unabhängigkeit verloren haben.

275. Olynth konnte von Demosthenes nicht gerettet werden, weil er mit seinem heiligen Eifer den Athenäern nichts abgewinnen konnte als einige tausend ausschweifende Söldlinge unter schamlosen und prahlsüchtigen Feldherren; sie fiel (J. 348.) auf eine schreckliche Weise, und nicht ganz unverdient, weil sie nicht nur unnatürlich strebte, sondern auch aus Habsucht vormals ihre politischen Verbindungen aufgegeben hatte, und

weil sie jetzt Verräther nährte. Hierauf zeugt die Art, wie Philipp durch Schmausereien, Geldborgen und Unterhandlungen täuschte; wie er mit beiden Parteien, mit Athenäern und Thebäern gleich fein verfuhr, und jene zu einem Frieden schreckte (§. 347.), den sie für vortheilhaft hielten; wie er dann ungehindert durch die Thermopylen zog, die Phoker zur Unterwerfung zwang (§. 346.), ihre Städte zerstörte, und ihre Sitze unter den Amphiktyonen einnahm — diese Art zeugt sowol von der Gewißheit seines Willens, als von seiner Meisterschaft in Behandlung der Griechen. Dieselbe Meisterschaft bewährte er auch bei den folgenden Händeln, nachdem er mit scheinbarer Gleichgültigkeit Griechenland wieder verlassen hatte, bald indem er die Gewalt der Waffen zeigte, wie in den Streitigkeiten der verstockten Peloponnesier wider Sparta (§. 344.), bald indem er sich in Verhandlungen über Rechte und Ansprüche einließ, wie mit den Athenäern wegen Halanesos und anderer Verhältnisse. Und wenn Philipp auch selbst einmal vor dem Geist und der Rede des Demosthenes erschrak, z. B. als dieser den Lakedämoniern Hülfe zu leisten trieb; und wenn er sich auch zuweilen verrechnete, wie mit Euböa (343.), mit Perinthos und Byzantion (§. 342.): so erkannte er nur hieraus, daß ein entscheidender Schlag gewagt werden müsse. Dieser aber ward aufs Vortrefflichste vorbereitet, während er, mit Griechenland im Frieden und um dasselbe scheinbar unbekümmert, gegen barbarische Völker focht. Einen schicklichen Vorwand, ihn durch die Amphiktyonen zu einem Zuge nach Griechenland einladen zu lassen, fand sein furchtbarster Anhänger Aeschines,

in der armseligen Beschuldigung der Gottlosigkeit, welche er arglistig auf die Amphissеer brachte. Die Besetzung Elateia's (J. 338.) öffnete zwar endlich den Griechen in soweit die Augen, daß es dem Demosthenes gelang, nicht nur Athen zu einem offenen Kriege, sondern auch die Thebäer, ungeachtet ihres Hasses gegen Athen und ihrer Furcht vor Philipp, zu einem nicht erwarteten Bunde zu bewegen: aber der entscheidende Tag von Chäroneia (J. 338.) vernichtete diese Bestrebung und die Unabhängigkeit Griechenlands!

276. Wohlgesinnte Griechen, die sich der alten Zeit erinnerten, und nach ihrer eigenen Gesinnung über die Tugend und Kraft des Volks urtheilten, mögen über dieses Ereigniß allerdings großen Kummer gefühlt haben! Dieser war verzeihlich, menschlich, gerecht: wer aber den Zustand Griechenlands, den allgemeinen sittlichen, staatsbürgerlichen und volksthümlichen Verfall, geschichtlich erkannt hat, der wird es als ein Glück erkennen müssen, daß Griechenland in die Gewalt eines solchen Mannes kam! Welcher barbarische Sieger hätte diese Schonung, diesen Sinn für griechische Bildung, diese Mäßigung und Zartheit bewiesen? Es ist offenbar, Philipp wollte die Griechen gewinnen, aber nicht unterwerfen; Er wollte sie vereinen, indem er ihre Angelegenheiten im Ernst und Spiele durch seinen Geist lenkte und leitete, aber er wollte nicht ihr Herr seyn. Der Krieg gegen die Perser, für welchen er sich zum allgemeinen Heermeister erklären ließ, ward mit so vieler Feinheit

als Verständigkeit in Vorschlag gebracht; und höchst wahrscheinlich würde, so weit unsere Einsicht reicht, eine neue schöne Zeit für Griechenland begonnen haben, wenn nicht Pausanias den Philipp an einem feierlichen Tage, und nahe der Ausführung seines großen Plans, um Rache und Ruhm ermordet (S. 336.), oder, wenn nicht der innere Zusammenhang des Menschenlebens, wenn nicht die ewige Vorsehung eine andere Entwickelung der Verhältnisse gefordert hätte. Denn bei der allgemeinen Veraltung der griechischen wie der asiatischen Staaten war ein allgemeiner Zusammensturz nothwendig; und hierzu waren nicht die Erfahrung, Mäßigung und Besonnenheit Philipps geeignet, sondern dazu gehörte ein kühner, geistreicher, poetischgestimmter Jüngling, wie sein Sohn, Alexander der Große.

Zwölftes Kapitel.

Alexander der Große und seine Feldherren.

277. Die allgemeine Bewegung unter Griechen und Barbaren nach Philipps Tode giebt den schönsten Beweis für die Allgewalt des Geistes dieses Fürsten. Aber wenn auch Keinem zu verargen war, daß er in dem zwanzigjährigen Alexander keinen Philipp erwartete: so war doch der Jubel der Griechen über den Tod des Letztern nicht nur ganz unzeitig, sondern er zeugt auch schwer wider sie: sie erwarteten vom Zufall und Glücke, was nur durch Tugend

und Einheit zu erreichen ist. Des Demosthenes Eifer und Hoffnung war daher eben so edel und eitel, als des Phokions Meinung, daß die Macht von Chäroneia nur um Einen Mann kleiner geworden sey, flach und armselig. Alexander aber zeigte bald den Makedoniern, wie den unterworfenen Barbaren und den Griechen, wer er war; und das harte Loos, welches er über die empörte Thebä brachte (§. 335.), zum Schrecken und zur Warnung, schüchterte schnell die feigen Seelen ein. Von da an schien er des Gehorsams gewiß zu seyn, und durfte auf größere Unternehmungen denken.

278. Was aber den Zug Alexanders nach Asien betrifft, für welchen er sich (§. 334.), nach seines Vaters Beispiel, zum Heermeister aller Griechen ernennen ließ: so muß man, um denselben zu würdigen, nicht nur unterscheiden, was er im Zusammenhange der Geschichte, im Ganzen des Menschen-Lebens oder in der Hand Gottes, geworden ist, von dem, was Alexander selbst beabsichtigte, sondern man muß auch von dieser Absicht unterscheiden, was das Wesen menschlicher Verhältnisse, die Natur der Länder, Völker und Staaten verlangte. In der ersten Hinsicht ist diese ungeheure Zusammenbrechung alter Formen, diese Umgestaltung alter Verhältnisse, diese Vermischung der Völker erweislich höchst wohlthätig geworden für die Entwickelung des menschlichen Geistes. Die Absicht Alexanders hingegen änderte und erweiterte sich mit seinem Glück; aber

wenn er auch bei diesem überschwenglichen Glücke weder die Mäßigung seines Vaters bewahren, noch den Grundsätzen getreu bleiben konnte, welche er von seinem großen Lehrer Aristoteles, der darum in der Staatsweisheit die höchste Meisterschaft erreichte, weil er seinen hohen Geist durch ein gründliches und sorgfältiges Forschen in den Geschichten aller Staaten zügelte, schärfte, kräftigte — welche er von diesem großen Meister gelernt haben mag; und wenn er auch zuweilen, nach Menschen-Weise und Jünglings-Art, zu Trotz und Uebermuth und Frevel fortgerissen wurde: so bewahrte er doch im Ganzen einen hohen Adel der Gesinnung, verlor sich nicht in gemeine Zwecke, ließ sich durch erhabene Gedanken leiten, und suchte durch wohlthätige Entwürfe das menschliche Gefühl mit seinen Siegen zu versöhnen. Dennoch bleibt gewiß: er war ein leidenschaftlicher Eroberer und sein Streben und Wollen war grundverkehrt und eitel, weil es gegen die Natur der Völker und Länder war. Sein höchster Gedanke zur Zeit des höchsten Glückes und der größten Macht soll, wie behauptet ist, die Zertrümmerung der volksthümlichen Weisen, und die Vereinigung der Griechen und Asiaten zu ungehindertem Verkehr, zu gemeinschaftlichem Leben und zu gemeinsamer Bildung gewesen seyn. Dieser Gedanke ist ihm, dem König und Sieger, auch wohl zu verzeihen; ja, er gereicht ihm zur Ehre: hat er doch noch in unserer Zeit Beifall und Bewunderung gefunden! Aber dieser Gedanke war nicht nur darum verderblich, weil er den Alexander und die Griechen,

bei ihrer dünkelvollen Nichtachtung der morgenländischen, der fremden Weise, zum einseitigen Streben verleitete, um der griechischen Art überall den Sieg zu verschaffen; sondern er mußte auch, in demselben Maße, in welchem er ausgeführt wurde, nothwendig Flachheit, Halbheit, Entkräftigung, Verschwemmung, Verwischung erzeugen. Aeußere Formen konnten bewahrt werden; feine Genüsse konnten bleiben: aber die innere, lebendige und schöpferische Menschen-Kraft mußte darum verschwinden, weil ihr die volksthümliche Weise entzogen ward, in welcher sie sich nur offenbaren mag. Hiergegen ist kein Einwurf: daß die Veränderung, welche Alexander bewirkte, lange gedauert habe, und daß die griechisch-morgenländischen Reiche, die aus seiner Eroberung hervorgingen, lange bestanden seyen. Bei der allgemeinen Veraltung des bisher Bestandenen war dirses allerdings möglich; sie hielten sich gegenseitig; aber, haben sie eigenthümliche Kraft und ein neues, frisches, aufblühendes Leben gezeigt? Haben sie kräftige Anfälle von außen abgehalten? Und kann das für den innern Zustand dieser Reiche zeugen, daß die Griechen Manches bequem und behaglich fanden?

279. Der Zug selbst ist unendlich interessant. Eine solche außerordentliche Begebenheit mußte viele Geschicht-Schreiber finden. Hätten sich hiervon mehre erhalten, so würden wir unstreitig das Einzelne, welches uns Arrian, Diodor, Plutarch und Curtius aufbewahrt haben, richtiger würdigen können;

ob wir aber über das Ganze zu richtigeren Ansichten gelangen möchten, ist schwer zu sagen. Ein besonderes Glück — es ist wahr — begleitete den Alexander. Er aber erregt in allen seinen Verhältnissen bald Theilnahme, bald Bewunderung, und wenigstens auf irgend eine Weise, als Mensch oder König, hohes Interesse: so, mit seinen Hoffnungen in Amphipolis (J. 334.) so bei dem Uebergang über den Hellespont (J. 334.) nach Ilion; in der Schlacht am Granikos, und nach dem Siege; bei der Unterwerfung oder Gewinnung der griechischen Städte und einiger Länder Klein-Asiens; (die That der Marmarer in Lykien verdient besondere Auszeichnung;) bei seiner Krankheit in Tharsos; in der Schlacht bei Issos (J. 333.) und in dem Betragen gegen des Darius Mutter, Gemalin und Töchter, wie gegen die andern Gefangenen; auf dem wohlberechneten Zuge durch Syrien, Phönicien und Palästina; vor Tyrus, die, wie Phönicien überhaupt, von den Persern geschont war, die beim Verfalle der persischen Herrschaft, unter eigenen Königen, eine bedeutende Seemacht behielt, und die jetzt, dem alten Sinne getreu (vergl. 72. und 96.), durch einen Widerstand von acht Monden Alexandern zu schwerer Rache reizte (J. 332.): auch die Juden hatten mehr über eigene Zwiste als über den Druck der Perser zu klagen gehabt (vergl. 116.); bei Gaza; in Aegypten, wo er als Befreier und Retter erschien, und bei der folgenreichen Anlegung der Stadt Alexandreia (J. 331.); bei der mährchenhaften Erscheinung im Tempel des libyschen Ammon; bei dem Eindringen ins

innere Asien; in der Schlacht bei Arbela oder Gaugamela, wo die Entscheidung fiel (J. 331.); bei der Einnahme der alten Königsstädte Babylon, Susa und Persepolis; auf dem Zuge gegen Medien und wider den Verräther Bessus, des Darius Mörder (J. 330. u. 329); bei der gerechten Unzufriedenheit seines Heers und bei der Verschwörung gegen ihn; bei der Gründung Alexandreia's am Jaxartes (J. 328); im Kampfe gegen die Scythen; bei der Ermordung des tapfern und verständigen Kleitos; bei der Unterwerfung Sogdiana's; bei der Vermählung mit der eroberten Roxane (J. 327.) auf dem kühnen, abenteuerlichen, fabelhaften Zuge nach dem reizenden und geheimnißvollen Indien (J. 327 — 324.), auf welchem die Krieger in ihrem Löwenmuth es endlich müde wurden, sich wie Jagdhunde hetzen zu lassen; auf dem mühevollen Zurückgange zu See und Land; endlich bei seinem Aufenthalte zu Susa, Ekbatana und Babylon, wo er unter großen Entwürfen, zwei und dreißig Jahre alt, einen Tod fand, dessen Ursache eben so ungewiß, als es zu sagen schwer ist, ob Alexander für Makedonien und die unterworfenen Völker, ja ob er nur für seinen Ruhm zu früh gestorben sey (J. 323.).

280. Fast alle diese Ereignisse beschäftigen auf eine gewaltige Weise die Einbildungskraft, sie ergreifen das menschliche Gemüth und erregen das höchste Erstaunen und die größte Bewunderung. Welch' ein kühner Geist lebte in diesem Alexander! und wie

vortrefflich muß die Natur dieses Mannes ursprünglich gewesen seyn, da er bei solchem ungeheuern Glücke sich nur so selten vergaß! Hingegen läßt sich eben nicht sagen, daß die Züge Alexanders des Großen, wenn man die frühern Geschichten kennt, vorzüglich lehrreich wären über die Natur der Völker und Staaten, über das Wichtigste in der Geschichte. Vielmehr läßt sich wol behaupten, daß ein sorgfältiges Studium der Verhältnisse seines Vaters für Einsicht und Leben einen viel größeren und höheren Gewinn gebe, als die Betrachtung und Nachbildung aller seiner Unternehmungen. Selbst die Kenntniß des Morgenlandes, welche durch Alexander und seine Begleiter unendlich hätte erweitert und damit unsere Einsicht über den Gang der menschlichen Bildung hätte bereichert werden können, hat wenig gewonnen, weil es ihnen an Sinn und Unbefangenheit fehlte. Wie gering ist, um von den übrigen Völkern zu schweigen, das Licht, welches durch diese Griechen auf das so wichtige Indien (vergl. 50 u. 135.) gebracht ist! Wohl haben Nearchos und Andere einige Völker-Namen aufbewahrt und Einiges angemerkt über die Natur des Landes, und über auffallende Erscheinungen in Art und Brauch; aber über die großen Verhältnisse des Lebens, über Staat und Bürgerthum, ist nur so viel gesagt (indem z. B. neben den sieben Kasten von freien Verfassungen geredet wird), als zur Verwirrung der Vorstellungen und zu mancherlei Vermuthungen hinreicht.

281. Nach dem Tode des großen Eroberers war aber die Auflösung des unermeßlichen Reiches, welches seiner Herrschaft unterworfen war, unvermeidlich. Hätte er länger gelebt, und die verschiedenen Theile zu einem Ganzen verbinden und ordnen können, oder hätte das königliche Haus einen Mann gezeigt, der als Nachfolger Alexanders die Entwürfe desselben zu fassen und in seinem Geiste fortzuhandeln fähig gewesen wäre: so würde das unnatürliche Reich freilich auch zerfallen seyn, aber länger hätte es bestehen mögen, weil des Menschen kräftiger Wille selbst in seiner Verkehrtheit Vieles zu erreichen pflegt, damit er für das Rechte Vertrauen zu sich selbst gewinnen möge! Und wenn die Eigenthümlichkeit der Völker in dieser späten Zeit nicht schon durch die verschiedenen Herrschaften, soweit verwischt, und dadurch ihre Kraft ganz gebrochen gewesen wäre, so hätte der Verfall des Reiches nothwendig auf eine andere Weise statt gefunden: die Völker würden hervorgetreten seyn, und für ihr besonderes Wesen eine besondere Gemeinschaft gesucht haben. Aber da Alexander im Rausche seines Glücks Alles für Mehrung, aber wenig für Erhaltung seines Reiches gethan hatte; da sein Sohn noch nicht geboren, sein Halbbruder (Arkhidäos) aber blödsinnig war; da seine Gemalin, seine Mutter, und seine Schwester ihn keineswegs ersetzen konnten; da endlich die unterworfenen Völker sich nicht über das Gehorchen zu erheben vermochten: so konnte es nicht anders seyn, die Heer-Hauptleute Alexanders, die sich gesammt als Herren der er-

oberten Länder fühlten, die sich aber unter einander als gleich betrachteten, und die darum nicht von einander abhängig seyn wollten, weil sie Alle von dem Könige abhängig gewesen waren, mußten sich zu unabhängigen Herren zu machen suchen, und so mußten die naturwidrigen Verhältnisse, die Alexanders mißbrauchte Eroberer-Kraft herbeigeführt hatte, und die in besseren Zeiten einen edlen Völker-Kampf um Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit veranlaßt haben würde, einen heillosen Soldaten-Krieg um Unterwerfung und Herrschaft erregen! Nur die Griechen, die noch nicht zwischen Fremden hin und her geworfen waren, und in denen überhaupt ein schönerer Geist gelebt hatte, versuchten noch einmal, die alte Freiheit wieder zu erlangen. Schon nach der Schlacht bei Arbela (J. 330.) hatte König Agis II. von Lakedämon die Griechen zu vereinen gestrebt; aber wie günstig auch die Umstände scheinen mochten: Antipater, den Alexander in Makedonien als Verweser zurück gelassen, hatte rasch bei Megalopolis die Unternehmung vereitelt, und Demüthigung war dem Mißlingen gefolgt. Nach dem Tode des Königes aber erhoben sich die kurz vorher gereizten Athenäer: die meisten griechischen Völkerschaften nahmen Theil, und Demosthenes durfte noch einmal die Hoffnung wieder ergreifen, daß sein großes Ziel doch noch wohl erreicht werden könnte! Aber, wenn auch der Lamische Krieg glücklich zu beginnen schien: die Griechen konnten das Glück so wenig ertragen als das Unglück, und die Einigkeit, zu welcher man sich in plötzlicher

Aufwallung erhoben hatte, dauerte nicht lange. Demosthenes starb freiwillig, noch im Tode die erhabenste Gesinnung treu bewahrend (§. 322.); die Griechen wurden in den Strudel der Begebenheiten gerissen, gehorchten bald Diesem bald Jenem, setzten im Innern das alte verderbliche und verdorbene Getreibe fort, priesen sich bald bis zur Ausschweifung glücklich, wenn man ihnen mit dem längst verbrauchten Worte Freiheit schmeichelte, empfanden bald bitteren Kummer, wenn man sie einmal enttäuschte und ihnen ihre Elendigkeit fühlbar machte, und dienten sich selbst und Andern zum jammervollen Spiele.

282. In den zwei und zwanzig Jahren aber, die zunächst nach dem Tode Alexanders des Großen folgten, drängten sich die Begebenheiten auf eine solche Weise, daß es, theils wegen des mannigfaltigen Wechsels, theils wegen der Beschaffenheit der Nachrichten, die uns davon geblieben sind, sehr schwer wird, die Zeitfolge und Uebersicht zu erhalten. In dem wunderlichen Gewühl indeß war vom Anfange bis ans Ende nur Ein Sinn, wenn es auch den Menschen, die dasselbe erregten, oder sich doch in demselben umher trieben, erst nach und nach klar werden mochte, was sie eigentlich wollten. Im Anfange wurde das königliche Haus von den Hauptleuten des Heeres geschont, zum Theil wohl aus alter Ehrfurcht, und bald noch mehr, weil sie sich nur durch dasselbe, vor ihren Truppen, halten und heben zu können glaubten. Bis zum Tode des Perdikkas (§. 321.) wurde die Verbin-

dung mit jenem Hause gesucht, weil durch dieselbe entweder die königliche Würde, oder doch die königliche Gewalt erreichbar schien: und gegen solche Entwürfe des Einen erheben sich die übrigen Satrapen zu Krieg und Schlacht. Von da an aber entwickelten sich im königlichen Hause selbst die verderblichsten Leidenschaften, die sich schon früher gezeigt hatten, und zu gleicher Zeit entfernten sich die Befehlshaber mehr und mehr von der alten Ergebenheit, so wie die Truppen mehr und mehr den Königsstamm aus den Augen verloren, oder wegen desselben betrogen wurden: nur Eumenes hielt im Unglücke, wie im Glücke fest an der vorigen Treue, und erinnerte wenigstens an Reich und Pflicht. Aber nachdem die königliche Familie in eigener Wuth sich zum Theile selbst vernichtet hatte, und nachdem Eumenes, der bewunderungswürdige Mann, welcher das menschliche Gefühl noch zuweilen erfreuet, bei der allgemeinen Verworrenheit, von Antigonos hingerichtet worden (J. 315.), war an Wiedervereinigung des Reichs so wenig zu denken, als an die Erhaltung des königlichen Stammes. Zwar dauerte es noch sechs Jahre, ehe Kassander die Gemalin und den Sohn Alexanders des Großen hinrichten ließ (J. 309.): aber es war keinen Augenblick zweifelhaft, wie ihr Ausgang seyn mußte. Und eben so wenig war es zweifelhaft, daß, wenn anders je nach den heillosen Kriegen einige Ruhe und Ordnung wiederkehren sollte, alsdann diejenigen Statthalter, welche das Glück hatten, den Untergang, der so viele traf, zu überleben, Herren der Länder werden mußten, in welchen sie sich zu behaupten verstanden. Schon vor dem allgemeinen Frie-

den (J. 310.), noch ehe die königliche Familie ausgerottet wurde, waren sie ja unabhängige Herren, obgleich es noch vier Jahre dauerte, ehe sich Antigonos (J. 306.), den Uebrigen zum schnellwirkenden Beispiel, als König begrüßen ließ. Die Schlacht bei Ipsos freilich (J. 301.) führte noch große Veränderungen herbei, aber die Auflösung der Herrschaft Alexanders des Großen wurde dadurch befestigt. Unter den vielen Staaten jedoch, die sich aus dieser Herrschaft, oder aus den Trümmern des persischen Reiches gebildet hatten und noch bildeten, waren folgende drei die größten und wichtigsten: Aegypten, mit unnatürlich erweiterten Gränzen, unter Ptolemäos des Lagos Sohn; Syrien, in sonderbarer Ausdehnung, unter dem Seleukos (seit J. 312.); endlich Makedonien, das bald an das Haus des Antigonos kam, und Griechenland in Abhängigkeit zu erhalten strebte. Die Geschichte dieser Reiche aber, wie die der kleineren Staaten, mag schicklich in der römischen Geschichte berührt werden, für welche die folgenden Bücher bestimmt sind!

Viertes Buch.

Die römische Republik.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Ansicht von Italien; Rom unter den Königen.

283. Die schöne Halb-Insel, die später den allgemeinen Namen Italien erhalten hat, den ursprünglich nur der südlichste Winkel von dem Volks-Stamme führte, welcher denselben bewohnte — diese schöne Halb-Insel scheint, wenn man sie in ihrer Verbindung mit den Ländern der Erde betrachtet, eine große Bestimmung zu verheißen. Mit den Ländern des Nordens verbunden, und doch durch einen großen Kranz der höchsten und unzugänglichsten Gebirge gegen dieselben geschützt, hinausgebreitet in das herrliche Meer, welches Asien und Afrika und Europa verbindet, und dadurch jenen Erd-Theilen näher gerückt, an sich selbst von bedeutender Größe und in sich selbst von der reichsten Mannigfaltigkeit, dazu unter einem schönen Himmel und beglückt mit gesunder und anmuthiger Luft, — scheint Italien so gut als irgend ein anderes Land der Erde geeignet zu seyn, ein großes Volk zu ernähren, und demselben alle Mittel darzubieten, welche zu einer hohen, kräftigen, ächtmenschlichen

und eigenthümlichen Bildung nothwendig seyn dürften. Wenn man aber mit dieser Ansicht vom Lande noch die Betrachtung des Ganges der menschlichen Bildung verbindet, und sich erinnert, daß die Bildung im Morgenlande begonnen und sich nach Afrika und Griechenland, wachsend und steigend, verbreitet hat; wenn man also mit der Kenntniß der Geschichte auf Italien blickt: so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Bewohner Italiens, nach der Lage und den Verhältnissen ihres Landes, zugleich zur Vermittelung jener alten Bildung bei den Bewohnern der großen Nordländer Europa's bestimmt gewesen seyn müssen: Italien erscheint dann als der Vorhof Griechenlands und des Orients; es erscheint als das Bindeglied zwischen dem Norden und Süden, der gebildeten und der bildungsfähigen Welt, und darum (wenigstens für eine gewisse, zur nothwendigen Vermittelung hinreichende Zeit) bestimmt zum Sitz der Seele in dem großen Leibe des gebildeten Menschengeschlechtes. Dagegen scheint Italien gar nicht geeignet zur Herrschaft über die Länder im Norden oder Süden, durch Schwerdt und Gewalt; vielmehr scheint es eher der Gefahr ausgesetzt, von den großen Nord-Ländern, an welchen die Halb-Insel hängt, gedrückt und unterworfen zu werden. Wenn aber dennoch von Italien aus durch Gewalt und Schwerdt geherrscht worden ist, so möchte diese Erscheinung vielleicht dadurch begreiflich seyn, daß ohne diese Herrschaft eine so allgemeine Bildungs-Vermittelung unter so großen und so verschiedenen Völkern wohl nicht möglich gewesen seyn dürfte. Nach menschlicher Einsicht würde Italien niemals Sitz

der Seele geworden seyn, wenn es nicht auch Sitz der Gewalt gewesen wäre.

284. Nach einer solchen Ansicht vom Lande darf man nun von den Bewohnern desselben keineswegs erwarten, daß sie ein besonderes, eigenthümliches, nur sich selbst gleiches Volk ausgemacht hätten, oder daß sie Stämme Einer Wurzel gewesen. Sie müssen vielmehr, wenn jene Ansicht richtig ist, ein Völker-Gemang ausgemacht haben, um allen Völkern, zwischen welchen sie als Vermittler der Bildung auftreten sollten, dergestalt verwandt zu seyn, daß ihre Aufgabe von ihnen erfüllt werden könnte. Und diese Erwartung wird nicht getäuscht. Zwar wissen wir von den Völkern Italiens vor der Römischen Zeit äußerst wenig, welches als ausgemachte Wahrheit angesehen werden könnte, wenn gleich diese Völker zum Theil zu bedeutender Bildung gelangt seyn mögen: aber alle Mythen über die Bevölkerung Italiens und über die Abkunft der Bewohner stimmen mit den spätern Völker-Erscheinungen, mit Dem, was wir etwa über Sitten, Sprachen und die Erzeugnisse des Lebens herausbringen können, darin überein: daß Italien von Alters her, wie Klein-Asien, ein wunderbares Völker-Getreibe gesehen habe, und daß zu den Urbewohnern desselben von jeher Menschen ganz verschiedenen Ursprungs aus Süden und Norden eingewandert seyen und mannigfaltige Lebens-Elemente vereinigt haben. Nichts weiset hin auf Einheit und Entfaltung, sondern Alles auf Getrenntheit und Vereinigung; und wenn man die einzelnen Sagen von den einzelnen Völker-Stämmen und Völker-

Zweigen, anfangend bei den Oenotern und endigend mit den Venetern, mit den Rhätern, genau beachtet und verglecht, so wird man die Wurzeln derselben eben so gewiß zu fast allen bedeutenden Völkern der alten Welt sich verlieren sehen, als man durch die Erscheinungen im Leben der italischen Völker bald nach dem Norden und bald nach dem Süden gewiesen wird.

285. Was von der Gesammtheit der italischen Völker überhaupt gilt, das gilt auch von dem Volke der Latiner im Besondern. Nach den Mythen über die Schicksale dieses Volkes ist dasselbe gleichfalls aus dem Zusammenflusse von Eingebornen und Eingewanderten, verschiedener Abkunft, erwachsen. Und nicht minder wiederholt sich diese Vereinigung mannigfaltiger Lebens-Elemente in Rom, deren Lage für Italien eben so bedeutend erscheint, als die Lage Italiens für die übrigen Länder der im Alterthume bekannten Welt. Roms Entstehung und erste Ausbildung ist freilich eben so dunkel, als die Verhältnisse des übrigen Italiens. Die Kindheit der ewigen Stadt hat sich so wenig in der Geschichte erhalten, als die frühesten Zeiten anderer Völker und Staaten. Der Geist, welcher die Jugend des römischen Volkes durchdrang, trieb dasselbe, den Ursprung des Seyenden, den Anfang und die Entwickelung des Gewordenen, zu suchen, und darum die Erscheinungen, welche das Leben darbot, mit den einzelnen Ueberlieferungen aus der frühesten Zeit in Verbindung zu setzen, und seiner eigenen Natur gemäß zu ergänzen und zu gestalten. Auf diese

Weise ist den später Lebenden Wahrheit und Dichtung aus dem frühern Leben des römischen Volks, in Sagen und in Gesängen, zu einem lebendigen Ganzen dergestalt vermischt worden, daß nichts Anderes übrig blieb, als entweder die ganze Vorzeit, das Werden und Entwickeln der theuersten Verhältnisse, kalt und sinnlos zu übergehen, und den Faden späterer Geschichte in die Luft zu hängen, oder jenes Ganze in seiner Lebens-Fülle aufzunehmen und sinnig mit den nachmaligen Erscheinungen zu verknüpfen. Die Geschicht-Schreiber Roms und der Römer, der geistvolle und beredte Livius, der lehrreiche Dionysios von Halikarnassos, der gutmüthige Plutarch, oder wer sonst gehört werden muß, haben das Letztere vorgezogen, mehr oder weniger einfach, je nachdem ihr Sinn dem Dichterischen mehr oder weniger gewachsen war. Daher ist uns unmöglich, die nackte Wahrheit, d. h. die einfache Kunde Dessen, was im Leben erschienen war, von der Vorstellung zu unterscheiden, die nachmals über das Leben der Vorzeit in den Römern lebte; und wenn wir uns nicht um den schönen Reichthum der späteren Ansicht bringen wollen, so müssen wir die Erzählung so nehmen, wie die Römer selbst sie genommen haben mögen, und wie wir die Darstellungen des Dichters zu nehmen gewohnt sind: nämlich nach dem eigenthümlichen Reiz und der innern Wahrheit. Aber aus diesen Sagen über die ältesten Zeiten Roms geht doch hervor, daß auch hier keineswegs an Entfaltung aus Einheit, sondern nur an Verbindung zur Einheit zu denken sey: sowohl die er-

ste Gründung, als die nachmalige Vergrößerung der Stadt ist auf diese Weise geschehen; und auch die Einrichtungen derselben sind durch Aneignung der Sitten, Anordnungen und Bräuche anderer Völker entstanden. Dieses darf als historische Wahrheit angesehen werden, nicht etwa, weil das Andenken bestimmter Ereignisse sich in der Erinnerung der Menschen erhalten haben sollte, sondern weil die Vorstellung von dem Gange der Ereignisse aus demselben Geiste kam, der diesen Gang leitete, und weil eben darum der Sinn, der sich in der Anschauung eines Volkes über sein eigenes Leben ausspricht, mit höchster Achtung betrachtet werden muß.

286. Das haben die historischen Mythen des römischen Volkes mit den Vorstellungen anderer Völker über ihr eigenes Alterthum gemein, daß auch sie nicht nur den Ursprung und den Namen der Stadt an einen bestimmten Gründer knüpfen, sondern daß sie auch die religiosen und bürgerlichen Einrichtungen, denen Rom ihre Bewegung und ihre Größe verdankte, auf bestimmte Männer zurückführen, die unter den Namen von Königen an der Spitze des gemeinen Wesens gestanden haben sollen. Es ist dieses der menschlichen Natur eben so gemäß, als es sinnvoll ist, daß der Stifter Roms von einer — durch Abkunft und Bestimmung merkwürdigen — Priesterin aus der Umarmung des Gottes geboren worden, welcher als das Symbol des römischen Lebens, in seiner kräftigsten Aeußerung, betrachtet werden kann. Diese Vorstel-

oberten Länder fühlten, die sich aber unter einander als gleich betrachteten, und die darum nicht von einander abhängig seyn wollten, weil sie Alle von dem Könige abhängig gewesen waren, mußten sich zu unabhängigen Herren zu machen suchen, und so mußten die naturwidrigen Verhältnisse, die Alexanders mißbrauchte Eroberer-Kraft herbeigeführt hatte, und die in besseren Zeiten einen edlen Völker-Kampf um Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit veranlaßt haben würde, einen heillosen Soldaten-Krieg um Unterwerfung und Herrschaft erregen! Nur die Griechen, die noch nicht zwischen Fremden hin und her geworfen waren, und in denen überhaupt ein schönerer Geist gelebt hatte, versuchten noch einmal, die alte Freiheit wieder zu erlangen. Schon nach der Schlacht bei Arbela (J. 330.) hatte König Agis II. von Lakedämon die Griechen zu vereinen gestrebt; aber wie günstig auch die Umstände scheinen mochten: Antipater, den Alexander in Makedonien als Verweser zurück gelassen, hatte rasch bei Megalopolis die Unternehmung vereitelt, und Demüthigung war dem Mißlingen gefolgt. Nach dem Tode des Königes aber erhoben sich die kurz vorher gereizten Athenäer: die meisten griechischen Völkerschaften nahmen Theil, und Demosthenes durfte noch einmal die Hoffnung wieder ergreifen, daß sein großes Ziel doch noch wohl erreicht werden könnte! Aber, wenn auch der Lamische Krieg glücklich zu beginnen schien: die Griechen konnten das Glück so wenig ertragen als das Unglück, und die Einigkeit, zu welcher man sich in plötzlicher

Aufwallung erhoben hatte, dauerte nicht lange. Demosthenes starb freiwillig, noch im Tode die erhabenste Besinnung treu bewahrend (J. 322.); die Griechen wurden in den Strudel der Begebenheiten gerissen, gehorchten bald Diesem bald Jenem, setzten im Innern das alte verderbliche und verdorbene Getreibe fort, priesen sich bald bis zur Ausschweifung glücklich, wenn man ihnen mit dem längst verbrauchten Worte Freiheit schmeichelte, empfanden bald bitteren Kummer, wenn man sie einmal enttäuschte und ihnen ihre Elendigkeit fühlbar machte, und dienten sich selbst und Andern zum jammervollen Spiele.

282. In den zwei und zwanzig Jahren aber, die zunächst nach dem Tode Alexanders des Großen folgten, drängten sich die Begebenheiten auf eine solche Weise, daß es, theils wegen des mannigfaltigen Wechsels, theils wegen der Beschaffenheit der Nachrichten, die uns davon geblieben sind, sehr schwer wird, die Zeitfolge und Uebersicht zu erhalten. In dem wunderlichen Gewühl indeß war vom Anfange bis ans Ende nur Ein Sinn, wenn es auch den Menschen, die dasselbe erregten, oder sich doch in demselben umher trieben, erst nach und nach klar werden mochte, was sie eigentlich wollten. Im Anfange wurde das königliche Haus von den Hauptleuten des Heeres geschont, zum Theil wohl aus alter Ehrfurcht, und bald noch mehr, weil sie sich nur durch dasselbe, vor ihren Truppen, halten und heben zu können glaubten. Bis zum Tode des Perdikkas (J. 321.) wurde die Verbin-

dung mit jenem Hause gesucht, weil durch dieselbe entweder die königliche Würde, oder doch die königliche Gewalt erreichbar schien: und gegen solche Entwürfe des Einen erhoben sich die übrigen Satrapen zu Krieg und Schlacht. Von da an aber entwickelten sich im königlichen Hause selbst die verderblichsten Leidenschaften, die sich schon früher gezeigt hatten, und zu gleicher Zeit entfernten sich die Befehlshaber mehr und mehr von der alten Ergebenheit, so wie die Truppen mehr und mehr den Königsstamm aus den Augen verloren, oder wegen desselben betrogen wurden: nur Eumenes hielt im Unglücke, wie im Glücke fest an der vorigen Treue, und erinnerte wenigstens an Reich und Pflicht. Aber nachdem die königliche Familie in eigener Wuth sich zum Theile selbst vernichtet hatte, und nachdem Eumenes, der bewunderungswürdige Mann, welcher das menschliche Gefühl noch zuweilen erfreuet, bei der allgemeinen Verworrenheit, von Antigonos hingerichtet worden (J. 315.), war an Wiedervereinigung des Reichs so wenig zu denken, als an die Erhaltung des königlichen Stammes. Zwar dauerte es noch sechs Jahre, ehe Kassander die Gemalin und den Sohn Alexanders des Großen hinrichten ließ (J. 309.): aber es war keinen Augenblick zweifelhaft, wie ihr Ausgang seyn mußte. Und eben so wenig war es zweifelhaft, daß, wenn anders je nach den heillosen Kriegen einige Ruhe und Ordnung wiederkehren sollte, alsdann diejenigen Statthalter, welche das Glück hatten, den Untergang, der so viele traf, zu überleben, Herren der Länder werden mußten, in welchen sie sich zu behaupten verstanden. Schon vor dem allgemeinen Fries-

den (J. 310.), noch ehe die königliche Familie ausgerottet wurde, waren sie ja unabhängige Herren, obgleich es noch vier Jahre dauerte, ehe sich Antigonos (J. 306.), den Uebrigen zum schnellwirkenden Beispiel, als König begrüßen ließ. Die Schlacht bei Ipsos freilich (J. 301.) führte noch große Veränderungen herbei, aber die Auflösung der Herrschaft Alexanders des Großen wurde dadurch befestigt. Unter den vielen Staaten jedoch, die sich aus dieser Herrschaft, oder aus den Trümmern des persischen Reiches gebildet hatten und noch bildeten, waren folgende drei die größten und wichtigsten: Aegypten, mit unnatürlich erweiterten Gränzen, unter Ptolemäos des Lagos Sohn; Syrien, in sonderbarer Ausdehnung, unter dem Seleukos (seit J. 312.); endlich Makedonien, das bald an das Haus des Antigonos kam, und Griechenland in Abhängigkeit zu erhalten strebte. Die Geschichte dieser Reiche aber, wie die der kleineren Staaten, mag schicklich in der römischen Geschichte berührt werden, für welche die folgenden Bücher bestimmt sind!

Viertes Buch.

Die römische Republik.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Ansicht von Italien; Rom unter den Königen.

283. Die schöne Halb-Insel, die später den allgemeinen Namen Italien erhalten hat, den ursprünglich nur der südlichste Winkel von dem Volks-Stamme führte, welcher denselben bewohnte — diese schöne Halb-Insel scheint, wenn man sie in ihrer Verbindung mit den Ländern der Erde betrachtet, eine große Bestimmung zu verheißen. Mit den Ländern des Nordens verbunden, und doch durch einen großen Kranz der höchsten und unzugänglichsten Gebirge gegen dieselben geschützt, hinausgebreitet in das herrliche Meer, welches Asien und Afrika und Europa verbindet, und dadurch jenen Erd-Theilen näher gerückt, an sich selbst von bedeutender Größe und in sich selbst von der reichsten Mannigfaltigkeit, dazu unter einem schönen Himmel und beglückt mit gesunder und anmuthiger Luft, — scheint Italien so gut als irgend ein anderes Land der Erde geeignet zu seyn, ein großes Volk zu ernähren, und demselben alle Mittel darzubieten, welche zu einer hohen, kräftigen, ächtmenschlichen

und eigenthümlichen Bildung nothwendig seyn dürften. Wenn man aber mit dieser Ansicht vom Lande noch die Betrachtung des Ganges der menschlichen Bildung verbindet, und sich erinnert, daß die Bildung im Morgenlande begonnen und sich nach Afrika und Griechenland, wachsend und steigend, verbreitet hat; wenn man also mit der Kenntniß der Geschichte auf Italien blickt: so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Bewohner Italiens, nach der Lage und den Verhältnissen ihres Landes, zugleich zur Vermittelung jener alten Bildung bei den Bewohnern der großen Nordländer Europa's bestimmt gewesen seyn müssen: Italien erscheint dann als der Vorhof Griechenlands und des Orients; es erscheint als das Bindeglied zwischen dem Norden und Süden, der gebildeten und der bildungsfähigen Welt, und darum (wenigstens für eine gewisse, zur nothwendigen Vermittelung hinreichende Zeit) bestimmt zum Sitz der Seele in dem großen Leibe des gebildeten Menschengeschlechtes. Dagegen scheint Italien gar nicht geeignet zur Herrschaft über die Länder im Norden oder Süden, durch Schwerdt und Gewalt; vielmehr scheint es eher der Gefahr ausgesetzt, von den großen Nord-Ländern, an welchen die Halb-Insel hängt, gedrückt und unterworfen zu werden. Wenn aber dennoch von Italien aus durch Gewalt und Schwerdt geherrscht worden ist, so möchte diese Erscheinung vielleicht dadurch begreiflich seyn, daß ohne diese Herrschaft eine so allgemeine Bildungs-Vermittelung unter so großen und so verschiedenen Völkern wohl nicht möglich gewesen seyn dürfte. Nach menschlicher Einsicht würde Italien niemals Sitz

der Seele geworden seyn, wenn es nicht auch Sitz der Gewalt gewesen wäre.

284. Nach einer solchen Ansicht vom Lande darf man nun von den Bewohnern desselben keineswegs erwarten, daß sie ein besonderes, eigenthümliches, nur sich selbst gleiches Volk ausgemacht hätten, oder daß sie Stämme Einer Wurzel gewesen. Sie müssen vielmehr, wenn jene Ansicht richtig ist, ein Völker-Gemang ausgemacht haben, um allen Völkern, zwischen welchen sie als Vermittler der Bildung auftreten sollten, dergestalt verwandt zu seyn, daß ihre Aufgabe von ihnen erfüllt werden könnte. Und diese Erwartung wird nicht getäuscht. Zwar wissen wir von den Völkern Italiens vor der Römischen Zeit äußerst wenig, welches als ausgemachte Wahrheit angesehen werden könnte, wenn gleich diese Völker zum Theil zu bedeutender Bildung gelangt seyn mögen: aber alle Mythen über die Bevölkerung Italiens und über die Abkunft der Bewohner stimmen mit den spätern Völker-Erscheinungen, mit Dem, was wir etwa über Sitten, Sprachen und die Erzeugnisse des Lebens herausbringen können, darin überein: daß Italien von Alters her, wie Klein-Asien, ein wunderbares Völker-Getreibe gesehen habe, und daß zu den Urbewohnern desselben von jeher Menschen ganz verschiedenen Ursprungs aus Süden und Norden eingewandert seyen und mannigfaltige Lebens-Elemente vereinigt haben. Nichts weiset hin auf Einheit und Entfaltung, sondern Alles auf Getrenntheit und Vereinigung; und wenn man die einzelnen Sagen von den einzelnen Völker-Stämmen und Völker-

Zweigen, anfangend bei den Oenotern und endigend mit den Venetern, mit den Rhätern, genau beachtet und verglichen, so wird man die Wurzeln derselben eben so gewiß zu fast allen bedeutenden Völkern der alten Welt sich verlieren sehen, als man durch die Erscheinungen im Leben der italischen Völker bald nach dem Norden und bald nach dem Süden gewiesen wird.

285. Was von der Gesammtheit der italischen Völker überhaupt gilt, das gilt auch von dem Volke der Latiner im Besondern. Nach den Mythen über die Schicksale dieses Volkes ist dasselbe gleichfalls aus dem Zusammenflusse von Eingebornen und Eingewanderten, verschiedener Abkunft, erwachsen. Und nicht minder wiederholt sich diese Vereinigung mannigfaltiger Lebens-Elemente in Rom, deren Lage für Italien eben so bedeutend erscheint, als die Lage Italiens für die übrigen Länder der im Alterthume bekannten Welt. Roms Entstehung und erste Ausbildung ist freilich eben so dunkel, als die Verhältnisse des übrigen Italiens. Die Kindheit der ewigen Stadt hat sich so wenig in der Geschichte erhalten, als die frühesten Zeiten anderer Völker und Staaten. Der Geist, welcher die Jugend des römischen Volkes durchdrang, trieb dasselbe, den Ursprung des Seyenden, den Anfang und die Entwickelung des Gewordenen, zu suchen, und darum die Erscheinungen, welche das Leben darbot, mit den einzelnen Ueberlieferungen aus der frühesten Zeit in Verbindung zu setzen, und seiner eigenen Natur gemäß zu ergänzen und zu gestalten. Auf diese

Weise ist den später Lebenden Wahrheit und Dichtung aus dem frühern Leben des römischen Volks, in Sagen und in Gesängen, zu einem lebendigen Ganzen dergestalt vermischt worden, daß nichts Anderes übrig blieb, als entweder die ganze Vorzeit, das Werden und Entwickeln der theuersten Verhältnisse, kalt und sinnlos zu übergehen, und den Faden späterer Geschichte in die Luft zu hängen, oder jenes Ganze in seiner Lebens-Fülle aufzunehmen und sinnig mit den nachmaligen Erscheinungen zu verknüpfen. Die Geschicht-Schreiber Roms und der Römer, der geistvolle und beredte Livius, der lehrreiche Dionysios von Halikarnassos, der gutmüthige Plutarch, oder wer sonst gehört werden muß, haben das Letztere vorgezogen, mehr oder weniger einfach, je nachdem ihr Sinn dem Dichterischen mehr oder weniger gewachsen war. Daher ist uns unmöglich, die nackte Wahrheit, d. h. die einfache Kunde Dessen, was im Leben erschienen war, von der Vorstellung zu unterscheiden, die nachmals über das Leben der Vorzeit in den Römern lebte; und wenn wir uns nicht um den schönen Reichthum der späteren Ansicht bringen wollen, so müssen wir die Erzählung so nehmen, wie die Römer selbst sie genommen haben mögen, und wie wir die Darstellungen des Dichters zu nehmen gewohnt sind: nämlich nach dem eigenthümlichen Reiz und der innern Wahrheit. Aber aus diesen Sagen über die ältesten Zeiten Roms geht doch hervor, daß auch hier keineswegs an Entfaltung aus Einheit, sondern nur an Verbindung zur Einheit zu denken sey: sowohl die er-

ste Gründung, als die nachmalige Vergrößerung der Stadt ist auf diese Weise geschehen; und auch die Einrichtungen derselben sind durch Aneignung der Sitten, Anordnungen und Bräuche anderer Völker entstanden. Dieses darf als historische Wahrheit angesehen werden, nicht etwa, weil das Andenken bestimmter Ereignisse sich in der Erinnerung der Menschen erhalten haben sollte, sondern weil die Vorstellung von dem Gange der Ereignisse aus demselben Geiste kam, der diesen Gang leitete, und weil eben darum der Sinn, der sich in der Anschauung eines Volkes über sein eigenes Leben ausspricht, mit höchster Achtung betrachtet werden muß.

286. Das haben die historischen Mythen des römischen Volkes mit den Vorstellungen anderer Völker über ihr eigenes Alterthum gemein, daß auch sie nicht nur den Ursprung und den Namen der Stadt an einen bestimmten Gründer knüpfen, sondern daß sie auch die religiosen und bürgerlichen Einrichtungen, denen Rom ihre Bewegung und ihre Größe verdankte, auf bestimmte Männer zurückführen, die unter den Namen von Königen an der Spitze des gemeinen Wesens gestanden haben sollen. Es ist dieses der menschlichen Natur eben so gemäß, als es sinnvoll ist, daß der Stifter Roms von einer — durch Abkunft und Bestimmung merkwürdigen — Priesterin aus der Umarmung des Gottes gebohren worden, welcher als das Symbol des römischen Lebens, in seiner kräftigsten Aeußerung, betrachtet werden kann. Diese Vorstel-

oberten Länder fühlten, die sich aber unter einander als gleich betrachteten, und die darum nicht von einander abhängig seyn wollten, weil sie Alle von dem Könige abhängig gewesen waren, mußten sich zu unabhängigen Herren zu machen suchen, und so mußten die naturwidrigen Verhältnisse, die Alexanders mißbrauchte Eroberer-Kraft herbeigeführt hatte, und die in besseren Zeiten einen edlen Völker-Kampf um Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit veranlaßt haben würde, einen heillosen Soldaten-Krieg um Unterwerfung und Herrschaft erregen! Nur die Griechen, die noch nicht zwischen Fremden hin und her geworfen waren, und in denen überhaupt ein schönerer Geist gelebt hatte, versuchten noch einmal, die alte Freiheit wieder zu erlangen. Schon nach der Schlacht bei Arbela (J. 330.) hatte König Agis II. von Lakedämon die Griechen zu vereinen gestrebt; aber wie günstig auch die Umstände scheinen mochten: Antipater, den Alexander in Makedonien als Verweser zurück gelassen, hatte rasch bei Megalopolis die Unternehmung vereitelt, und Demüthigung war dem Mißlingen gefolgt. Nach dem Tode des Königes aber erhoben sich die kurz vorher gereizten Athenäer: die meisten griechischen Völkerschaften nahmen Theil, und Demosthenes durfte noch einmal die Hoffnung wieder ergreifen, daß sein großes Ziel doch noch wohl erreicht werden könnte! Aber, wenn auch der Lamische Krieg glücklich zu beginnen schien: die Griechen konnten das Glück so wenig ertragen als das Unglück, und die Einigkeit, zu welcher man sich in plötzlicher

Aufwallung erhoben hatte, dauerte nicht lange. Demosthenes starb freiwillig, noch im Tode die erhabenste Gesinnung treu bewahrend (§. 322.); die Griechen wurden in den Strudel der Begebenheiten gerissen, gehorchten bald Diesem bald Jenem, setzten im Innern das alte verderbliche und verdorbene Getreibe fort, priesen sich bald bis zur Ausschweifung glücklich, wenn man ihnen mit dem längst verbrauchten Worte Freiheit schmeichelte, empfanden bald bitteren Kummer, wenn man sie einmal enttäuschte und ihnen ihre Elendigkeit fühlbar machte, und dienten sich selbst und Andern zum jammervollen Spiele.

282. In den zwei und zwanzig Jahren aber, die zunächst nach dem Tode Alexanders des Großen folgten, drängten sich die Begebenheiten auf eine solche Weise, daß es, theils wegen des mannigfaltigen Wechsels, theils wegen der Beschaffenheit der Nachrichten, die uns davon geblieben sind, sehr schwer wird, die Zeitfolge und Uebersicht zu erhalten. In dem wunderlichen Gewühl indeß war vom Anfange bis ans Ende nur Ein Sinn, wenn es auch den Menschen, die dasselbe erregten, oder sich doch in demselben umher trieben, erst nach und nach klar werden mochte, was sie eigentlich wollten. Im Anfange wurde das königliche Haus von den Hauptleuten des Heeres geschont, zum Theil wohl aus alter Ehrfurcht, und bald noch mehr, weil sie sich nur durch dasselbe, vor ihren Truppen, halten und heben zu können glaubten. Bis zum Tode des Perdikkas (§. 321.) wurde die Verbin-

dung mit jenem Hause gesucht, weil durch dieselbe entweder die königliche Würde, oder doch die königliche Gewalt erreichbar schien: und gegen solche Entwürfe des Einen erhoben sich die übrigen Satrapen zu Krieg und Schlacht. Von da an, aber entwickelten sich im königlichen Hause selbst die verderblichsten Leidenschaften, die sich schon früher gezeigt hatten, und zu gleicher Zeit entfernten sich die Befehlshaber mehr und mehr von der alten Ergebenheit, so wie die Truppen mehr und mehr den Königsstamm aus den Augen verloren, oder wegen desselben betrogen wurden: nur Eumenes hielt im Unglücke, wie im Glücke fest an der vorigen Treue, und erinnerte wenigstens an Reich und Pflicht. Aber nachdem die königliche Familie in eigener Wuth sich zum Theile selbst vernichtet hatte, und nachdem Eumenes, der bewunderungswürdige Mann, welcher das menschliche Gefühl noch zuweilen erfreuet, bei der allgemeinen Verworrenheit, von Antigonos hingerichtet worden (J. 315.), war an Wiedervereinigung des Reichs so wenig zu denken, als an die Erhaltung des königlichen Stammes. Zwar dauerte es noch sechs Jahre, ehe Kassander die Gemalin und den Sohn Alexanders des Großen hinrichten ließ (J. 309.): aber es war keinen Augenblick zweifelhaft, wie ihr Ausgang seyn mußte. Und eben so wenig war es zweifelhaft, daß, wenn anders je nach den heillosen Kriegen einige Ruhe und Ordnung wiederkehren sollte, alsdann diejenigen Statthalter, welche das Glück hatten, den Untergang, der so viele traf, zu überleben, Herren der Länder werden mußten, in welchen sie sich zu behaupten verstanden. Schon vor dem allgemeinen Frie-

den (J. 310.), noch ehe die königliche Familie ausgerottet wurde, waren sie ja unabhängige Herren, obgleich es noch vier Jahre dauerte, ehe sich Antigonos (J. 306.), den Uebrigen zum schnellwirkenden Beispiel, als König begrüßen ließ. Die Schlacht bei Ipsos freilich (J. 301.) führte noch große Veränderungen herbei, aber die Auflösung der Herrschaft Alexanders des Großen wurde dadurch befestigt. Unter den vielen Staaten jedoch, die sich aus dieser Herrschaft, oder aus den Trümmern des persischen Reiches gebildet hatten und noch bildeten, waren folgende drei die größten und wichtigsten: Aegypten, mit unnatürlich erweiterten Gränzen, unter Ptolemäos des Lagos Sohn; Syrien, in sonderbarer Ausdehnung, unter dem Seleukos (seit J. 312.); endlich Makedonien, das bald an das Haus des Antigonos kam, und Griechenland in Abhängigkeit zu erhalten strebte. Die Geschichte dieser Reiche aber, wie die der kleineren Staaten, mag schicklich in der römischen Geschichte berührt werden, für welche die folgenden Bücher bestimmt sind!

dung mit jenem Hause gesucht, weil durch dieselbe entweder die königliche Würde, oder doch die königliche Gewalt erreichbar schien: und gegen solche Entwürfe des Einen erhoben sich die übrigen Satrapen zu Krieg und Schlacht. Von da an aber entwickelten sich im königlichen Hause selbst die verderblichsten Leidenschaften, die sich schon früher gezeigt hatten, und zu gleicher Zeit entfernten sich die Befehlshaber mehr und mehr von der alten Ergebenheit, so wie die Truppen mehr und mehr den Königsstamm aus den Augen verloren, oder wegen desselben betrogen wurden: nur Eumenes hielt im Unglücke, wie im Glücke fest an der vorigen Treue, und erinnerte wenigstens an Reich und Pflicht. Aber nachdem die königliche Familie in eigener Wuth sich zum Theile selbst vernichtet hatte, und nachdem Eumenes, der bewunderungswürdige Mann, welcher das menschliche Gefühl noch zuweilen erfreuet, bei der allgemeinen Verworrenheit, von Antigonos hingerichtet worden (J. 315.), war an Wiedervereinigung des Reichs so wenig zu denken, als an die Erhaltung des königlichen Stammes. Zwar dauerte es noch sechs Jahre, ehe Kassander die Gemalin und den Sohn Alexanders des Großen hinrichten ließ (J. 309.): aber es war keinen Augenblick zweifelhaft, wie ihr Ausgang seyn mußte. Und eben so wenig war es zweifelhaft, daß, wenn anders je nach den heillosen Kriegen einige Ruhe und Ordnung wiederkehren sollte, alsdann diejenigen Statthalter, welche das Glück hatten, den Untergang, der so viele traf, zu überleben, Herren der Länder werden mußten, in welchen sie sich zu behaupten verstanden. Schon vor dem allgemeinen Frie-

den (J. 310.), noch ehe die königliche Familie ausgerottet wurde, waren sie ja unabhängige Herren, obgleich es noch vier Jahre dauerte, ehe sich Antigonos (J. 306.), den Uebrigen zum schnellwirkenden Beispiel, als König begrüßen ließ. Die Schlacht bei Ipsos freilich (J. 301.) führte noch große Veränderungen herbei, aber die Auflösung der Herrschaft Alexanders des Großen wurde dadurch befestigt. Unter den vielen Staaten jedoch, die sich aus dieser Herrschaft, oder aus den Trümmern des persischen Reiches gebildet hatten und noch bildeten, waren folgende drei die größten und wichtigsten: Aegypten, mit unnatürlich erweiterten Gränzen, unter Ptolemäos des Lagos Sohn; Syrien, in sonderbarer Ausdehnung, unter dem Seleukos (seit J. 312.); endlich Makedonien, das bald an das Haus des Antigonos kam, und Griechenland in Abhängigkeit zu erhalten strebte. Die Geschichte dieser Reiche aber, wie die der kleineren Staaten, mag schicklich in der römischen Geschichte berührt werden, für welche die folgenden Bücher bestimmt sind!

Viertes Buch.

Die römische Republik.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Ansicht von Italien; Rom unter den Königen.

283. Die schöne Halb-Insel, die später den allgemeinen Namen Italien erhalten hat, den ursprünglich nur der südlichste Winkel von dem Volks-Stamme führte, welcher denselben bewohnte — diese schöne Halb-Insel scheint, wenn man sie in ihrer Verbindung mit den Ländern der Erde betrachtet, eine große Bestimmung zu verheißen. Mit den Ländern des Nordens verbunden, und doch durch einen großen Kranz der höchsten und unzugänglichsten Gebirge gegen dieselben geschützt, hinausgebreitet in das herrliche Meer, welches Asien und Afrika und Europa verbindet, und dadurch jenen Erd-Theilen näher gerückt, an sich selbst von bedeutender Größe und in sich selbst von der reichsten Mannigfaltigkeit, dazu unter einem schönen Himmel und beglückt mit gesunder und anmuthiger Luft, — scheint Italien so gut als irgend ein anderes Land der Erde geeignet zu seyn, ein großes Volk zu ernähren, und demselben alle Mittel darzubieten, welche zu einer hohen, kräftigen, ächtmenschlichen

und eigenthümlichen Bildung nothwendig seyn dürften. Wenn man aber mit dieser Ansicht vom Lande noch die Betrachtung des Ganges der menschlichen Bildung verbindet, und sich erinnert, daß die Bildung im Morgenlande begonnen und sich nach Afrika und Griechenland, wachsend und steigend, verbreitet hat; wenn man also mit der Kenntniß der Geschichte auf Italien blickt: so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Bewohner Italiens, nach der Lage und den Verhältnissen ihres Landes, zugleich zur Vermittelung jener alten Bildung bei den Bewohnern der großen Nordländer Europa's bestimmt gewesen seyn müssen: Italien erscheint dann als der Vorhof Griechenlands und des Orients; es erscheint als das Bindeglied zwischen dem Norden und Süden, der gebildeten und der bildungsfähigen Welt, und darum (wenigstens für eine gewisse, zur nothwendigen Vermittelung hinreichende Zeit) bestimmt zum Sitz der Seele in dem großen Leibe des gebildeten Menschengeschlechtes. Dagegen scheint Italien gar nicht geeignet zur Herrschaft über die Länder im Norden oder Süden, durch Schwerdt und Gewalt; vielmehr scheint es eher der Gefahr ausgesetzt, von den großen Nord-Ländern, an welchen die Halb-Insel hängt, gedrückt und unterworfen zu werden. Wenn aber dennoch von Italien aus durch Gewalt und Schwerdt geherrscht worden ist, so möchte diese Erscheinung vielleicht dadurch begreiflich seyn, daß ohne diese Herrschaft eine so allgemeine Bildungs-Vermittelung unter so großen und so verschiedenen Völkern wohl nicht möglich gewesen seyn dürfte. Nach menschlicher Einsicht würde Italien niemals Sitz

der Seele geworden seyn, wenn es nicht auch Sitz der Gewalt gewesen wäre.

284. Nach einer solchen Ansicht vom Lande darf man nun von den Bewohnern desselben keineswegs erwarten, daß sie ein besonderes, eigenthümliches, nur sich selbst gleiches Volk ausgemacht hätten, oder daß sie Stämme Einer Wurzel gewesen. Sie müssen vielmehr, wenn jene Ansicht richtig ist, ein Völker-Gemang ausgemacht haben, um allen Völkern, zwischen welchen sie als Vermittler der Bildung auftreten sollten, dergestalt verwandt zu seyn, daß ihre Aufgabe von ihnen erfüllt werden könnte. Und diese Erwartung wird nicht getäuscht. Zwar wissen wir von den Völkern Italiens vor der Römischen Zeit äußerst wenig, welches als ausgemachte Wahrheit angesehen werden könnte, wenn gleich diese Völker zum Theil zu bedeutender Bildung gelangt seyn mögen: aber alle Mythen über die Bevölkerung Italiens und über die Abkunft der Bewohner stimmen mit den spätern Völker-Erscheinungen, mit Dem, was wir etwa über Sitten, Sprachen und die Erzeugnisse des Lebens herausbringen können, darin überein: daß Italien von Alters her, wie Klein-Asien, ein wunderbares Völker-Getreibe gesehen habe, und daß zu den Urbewohnern desselben von jeher Menschen ganz verschiedenen Ursprungs aus Süden und Norden eingewandert seyen und mannigfaltige Lebens-Elemente vereinigt haben. Nichts weiset hin auf Einheit und Entfaltung, sondern Alles auf Getrenntheit und Vereinigung; und wenn man die einzelnen Sagen von den einzelnen Völker-Stämmen und Völker-

Zweigen, anfangend bei den Oenotern und endigend mit den Venetern, mit den Rhätern, genau beachtet und verglecht, so wird man die Wurzeln derselben eben so gewiß zu fast allen bedeutenden Völkern der alten Welt sich verlieren sehen, als man durch die Erscheinungen im Leben der italischen Völker bald nach dem Norden und bald nach dem Süden gewiesen wird.

285. Was von der Gesammtheit der italischen Völker überhaupt gilt, das gilt auch von dem Volke der Latiner im Besondern. Nach den Mythen über die Schicksale dieses Volkes ist dasselbe gleichfalls aus dem Zusammenflusse von Eingebornen und Eingewanderten, verschiedener Abkunft, erwachsen. Und nicht minder wiederholt sich diese Vereinigung mannigfaltiger Lebens-Elemente in Rom, deren Lage für Italien eben so bedeutend erscheint, als die Lage Italiens für die übrigen Länder der im Alterthume bekannten Welt. Roms Entstehung und erste Ausbildung ist freilich eben so dunkel, als die Verhältnisse des übrigen Italiens. Die Kindheit der ewigen Stadt hat sich so wenig in der Geschichte erhalten, als die frühesten Zeiten anderer Völker und Staaten. Der Geist, welcher die Jugend des römischen Volkes durchdrang, trieb dasselbe, den Ursprung des Seyenden, den Anfang und die Entwickelung des Gewordenen, zu suchen, und darum die Erscheinungen, welche das Leben darbot, mit den einzelnen Ueberlieferungen aus der frühesten Zeit in Verbindung zu setzen, und seiner eigenen Natur gemäß zu ergänzen und zu gestalten. Auf diese

Weise ist den später Lebenden Wahrheit und Dichtung aus dem frühern Leben des römischen Volks, in Sagen und in Gesängen, zu einem lebendigen Ganzen dergestalt vermischt worden, daß nichts Anderes übrig blieb, als entweder die ganze Vorzeit, das Werden und Entwickeln der theuersten Verhältnisse, kalt und sinnlos zu übergehen, und den Faden späterer Geschichte in die Luft zu hängen, oder jenes Ganze in seiner Lebens-Fülle aufzunehmen und sinnig mit den nachmaligen Erscheinungen zu verknüpfen. Die Geschicht-Schreiber Roms und der Römer, der geistvolle und beredte Livius, der lehrreiche Dionysios von Halikarnassos, der gutmüthige Plutarch, oder wer sonst gehört werden muß, haben das Letztere vorgezogen, mehr oder weniger einfach, je nachdem ihr Sinn dem Dichterischen mehr oder weniger gewachsen war. Daher ist uns unmöglich, die nackte Wahrheit, d. h. die einfache Kunde Dessen, was im Leben erschienen war, von der Vorstellung zu unterscheiden, die nachmals über das Leben der Vorzeit in den Römern lebte; und wenn wir uns nicht um den schönen Reichthum der späteren Ansicht bringen wollen, so müssen wir die Erzählung so nehmen, wie die Römer selbst sie genommen haben mögen, und wie wir die Darstellungen des Dichters zu nehmen gewohnt sind: nämlich nach dem eigenthümlichen Reiz und der innern Wahrheit. Aber aus diesen Sagen über die ältesten Zeiten Roms geht doch hervor, daß auch hier keineswegs an Entfaltung aus Einheit, sondern nur an Verbindung zur Einheit zu denken sey: sowohl die er-

ste Gründung, als die nachmalige Vergrößerung der Stadt ist auf diese Weise geschehen; und auch die Einrichtungen derselben sind durch Aneignung der Sitten, Anordnungen und Bräuche anderer Völker entstanden. Dieses darf als historische Wahrheit angesehen werden, nicht etwa, weil das Andenken bestimmter Ereignisse sich in der Erinnerung der Menschen erhalten haben sollte, sondern weil die Vorstellung von dem Gange der Ereignisse aus demselben Geiste kam, der diesen Gang leitete, und weil eben darum der Sinn, der sich in der Anschauung eines Volkes über sein eigenes Leben ausspricht, mit höchster Achtung betrachtet werden muß.

286. Das haben die historischen Mythen des römischen Volkes mit den Vorstellungen anderer Völker über ihr eigenes Alterthum gemein, daß auch sie nicht nur den Ursprung und den Namen der Stadt an einen bestimmten Gründer knüpfen, sondern daß sie auch die religiosen und bürgerlichen Einrichtungen, denen Rom ihre Bewegung und ihre Größe verdankte, auf bestimmte Männer zurückführen, die unter dem Namen von Königen an der Spitze des gemeinen Wesens gestanden haben sollen. Es ist dieses der menschlichen Natur eben so gemäß, als es sinnvoll ist, daß der Stifter Roms von einer — durch Abkunft und Bestimmung merkwürdigen — Priesterin aus der Umarmung des Gottes geboren worden, welcher als das Symbol des römischen Lebens, in seiner kräftigsten Aeußerung, betrachtet werden kann. Diese Vorstel-

lung gab der ewigen Stadt nicht nur einen würdigen Ursprung, sondern sie wies auch auf die Bestimmung derselben hin, und erklärte zugleich auf die anschaulichste Art die Entstehung und das Wesen der königlichen Gewalt. Wenn aber der Freund der Geschichte die ganze Reihe der Erscheinungen, welche Mythen und Sagen ihm vorführen, mit kindlichem Sinne betrachtet, und sich über vieles Einzelne oder über das Ganze gefreuet hat: so wird es ihm weniger wohl, wenn er nun auch in diesen Erscheinungen die Keime zu den Verhältnissen des späteren Lebens sucht; und diese Verhältnisse sind so sonderbar verwickelt, daß er sie schwerlich mit völliger Klarheit durchschauen wird, wenn er sie nicht aus ihrer Entstehung und natürlichen Fortentwickelung zu begreifen vermag. Die alten Geschicht-Schreiber durften sich um das Aufsuchen der Keime nicht so sehr kümmern, weil ihnen die Lebens-Verhältnisse, die sich im Fortgange der Zeit gebildet hatten, vor Augen lagen, und sie also leicht zu einer klaren Anschauung von denselben gelangen konnten; dem gegenwärtigen Geschichts-Freunde hingegen wird auch der spätere Zustand nicht klar werden, wenn er denselben nicht in seiner Entstehung zu begreifen gestrebt hat. Dieses Begreifen aber dürfte nicht zu erwarten seyn, so lange er sich bloß an den einzelnen Erscheinungen hält, welche an den Namen der sieben Könige hängen. Vielmehr scheint nothwendig, daß er zu einem Rom vor Rom, auf welche das Alterthum bedeutend hinwies, seine Zuflucht nehme, d. h. zu einem eigengestalteten Leben

vor jener Umbildung, die auf Romulus und dessen Nachfolger, Numa Pompilius, Tullus Hostilius, Ancus Marcius, Tarquinius der Alte, Servius Tullius, Tarquinius der Uebermüthige zurück geführt wurde.

287. Die merkwürdigsten Verhältnisse im bürgerlichen Leben der Römer, von deren Einsicht die Erkenntniß der ganzen Geschichte Roms abhängt, sind aber das Patriciat, die Plebität und die Clientel, sowohl zu einander, als in sich selbst. Zu den richtigen Begriffen über diese Verhältnisse nun würde man wol am leichtesten gelangen, wenn man es wagte, die Entwickelung Roms auf folgende Art zu denken: und weder die Mythen noch die spätere Geschichte scheinen dieser Ansicht zu widersprechen, vielmehr scheinen sie dieselbe durch bedeutende Züge zu bestätigen. — Rom, ein kleiner latinischer Staat, kannte ursprünglich, wie fast alle Völker der Welt, keinen andern Unterschied der Menschen, als zwischen Freien und Unfreien. — Jene, vielleicht nach Stämmen (auf welche ein späterer Name, Tribus, unschicklich übertragen seyn mag) gesondert, machten das gemeine Wesen aus, welches durch einen Rath der Alten, Senat genannt, und einen König, Verweser in Krieg und Frieden, verwaltet wurde: die Gesetze mag die Gemeinde selbst, in Versammlungen nach religiosen Vereinen, Curien, gegeben haben. Aber Rom bezwang im Fortgange der Zeit (etwa von einem Sohne des Kriegsgottes, Romulus, dazu aufgereizt)

die benachbarten kleinen Staaten. Den Unterworfenen wurde ein Theil ihrer Ländereien abgenommen, und von dem Gesammt-Eigenthümer derselben, dem gemeinen Wesen, den einzelnen Bürgern, als Lohn und Aufmunterung, zu freier Benutzung übergeben; ein anderer Theil ward ihnen als Erbgut, gegen Zins und Kriegsdienst, von den Siegern gelassen. Im Allgemeinen leitete die Römer derselbe Grundsatz, welchen Lykurgos in Bestimmung des Verhältnisses zwischen den Doriern und den alten Einwohnern Lakoniens zur Anwendung gebracht hatte. Aber dieses Verhältniß wurde durch den Einen Umstand in Rom ganz anders, daß sich die siegenden römischen Bürger durch ihre Schwäche und ihre Lage zu den Nachbaren veranlaßt sahen, die Ueberwundenen, um ihrer gewiß zu bleiben, (wenigstens die frühesten und nachher noch wol lange einen Theil derselben,) innerhalb der Mauern ihrer Stadt aufzunehmen. Dadurch wurden diese neuen, zins- und dienstpflichtigen Unterthanen mehr zur Einheit, zum Gefühl und zur Vergleichung ihrer Kraft mit der Kraft der alten herrschenden, vollfreien Bürger gebracht, denen sie zu gehorchen gezwungen waren; es mußten allerlei Reibungen, Ansprüche und Verweigerungen entstehen: denn nach dem Wesen der menschlichen Natur konnte es nicht anders seyn, als daß die alten Bürger von den Unterworfenen Gehorsam, diese von jenen Aufnahme in das gemeine Wesen mit gleichen Rechten mehr und mehr zu erringen suchten. So entstand der Unterschied von Patriciern und Plebejern, und ihr gegenseitiges Streben. Denn

die alten Bürger Roms suchten im Ganzen die Herrschaft zu behaupten welche sie errungen hatten, und deßwegen strebten die Einzelnen, ihr Geschlecht rein zu erhalten von aller Vermischung mit den Ueberwundenen. Die Nachweisung der Väter als Bürger Roms wurde wichtig, und mit ihr ein Geschlechts-Name wesentlich. Nicht minder wichtig war die Untersagung der Ehen zwischen den Herrschenden und Denen die gehorchen sollten, und schwerlich hat die Religion diesem Ehe-Verbote den Ursprung gegeben, aber sie hat dasselbe vielleicht geheiligt. Endlich war es wenigstens natürlich genug, daß die alten Bürger sich derjenigen ursprünglich Unfreien, oder der armen und verarmten Ueberwundenen, denen sie ihre, täglich wachsenden, Besitzungen theils zur Verwaltung, theils gegen bestimmte Leistungen übergeben mußten, zu versichern suchten, um ihrer gegen die neuaufgenommenen Einwohner Roms gewiß zu seyn, und daß sie ihnen deßwegen in Verhältnissen zu diesen gern Rechte einräumten, aber sie von sich selbst so abhängig als möglich zu machen strebten. Dieses wurde durch die Clientel bewirkt.

288. Die Entgegenstrebungen, Reibungen und Streitigkeiten, die auf solche Weise entstanden, mußten im Fortgange der Zeit, besonders nach der wichtigen und, in der Sage, durch den Heldenkampf der Horatier und Curiatier ausgezeichneten, Bezwingung Alba's, der ersten Stadt Latiums, immer bedeutender werden, so wie sich die Verhältnisse mehr ge-

stalteten, so wie die Plebejer mehr zur Bekriegung anderer Völkerschaften gebraucht wurden, ihre Unterwerfung vergaßen und in eigenen Versammlungen, nach Tribus, (einer Eintheilung derselben für die Erhebung der Leistungen) zum Gefühl ihrer Stärke gelangten. Wer in dem Kampfe Recht oder Unrecht gehabt habe, ist eine unnütze Frage: denn es ist, wie schon bemerkt wurde, der menschlichen Natur eben so gemäß, daß die Patricier, von ihren Schirmlingen, den Clienten, unterstützt, sich in den Vortheilen der Herrschaft zu erhalten suchten, als daß die Plebejer sich von dem Drucke dieser Vortheile zu befreien trachteten. Aber weil des Menschen Geist ein freibewegliches Leben verlangt, und weil deßwegen ein Jeder frevelt, welcher den Geist hemmt und drückt: so hätte, nach dem Wesen der menschlichen Natur, die Entscheidung so lange nothwendig für die Plebejer seyn müssen, als diese nur Gleichheit mit den Patriciern verlangten, wenn sie ihre eigenen Kräfte zu würdigen, die Leidenschaft zu besiegen und immer folgerecht zu handeln vermocht hätten; ja, die Plebejer hätten schon deßwegen des Sieges gewiß seyn können, weil ihre Zahl, bei der fortgehenden Vergrößerung Roms, immer zunahm, während die Zahl der Patricier, die sich nur aus sich selbst fortentwickelten, sich keinesweges bedeutend vermehren konnte. Und in der That mögen sehr früh einzelne Patricier erkannt haben, daß eine reine Verweigerung der plebejischen Ansprüche von ihrer Seite den Kampf nur gefährlich machen könnte, und daß, um nicht Alles auf einmal zu verlieren, kein an-

deres Mittel übrig bliebe, als durch Nachgeben in einzelnen Fällen die Leidenschaft zu befriedigen, besonders durch Gewinnung der vorzüglichsten plebejischen Häuser die Menge unschädlicher zu machen und sie durch festere Formen besser im Zaume zu halten. — Im Uebrigen scheint es die Begriffe des Patriciats, der Plebität und der Clientel eben nicht aufzuhellen, wenn man das erste mit dem Adel, die Zweite mit dem Bürger-Stande und die dritte mit der hintersäßigen Bauerschaft der neuern Zeit vergleichen wollte. Allerdings ist nicht schwer, Aehnlichkeiten zu finden; aber die Begriffe des Adels und des Bürger-Standes sind eben so eigenthümlich teutsch als die Wörter, und können nicht auf die römischen, überhaupt nicht auf fremde Verhältnisse ohne einige Verwirrung übertragen werden.

289. Die Verfassung, welche, nach der Meinung späterer Zeiten, König Servius Tullius den Römern gegeben haben soll, (ungefähr um die Zeit anfangend, als Solon in Athen endigte,) ist schwerlich auf einmal entstanden; sie hat sich vielmehr aus dem Leben herausgebildet und ist eine schöne in der Wärme langer Entgegenstrebungen gereifte Frucht. Wie sie aber auch entstanden seyn mag, und wenn man auch zugeben muß, daß die Verhältnisse Roms zu andern Völkerschaften, daß Rücksichten auf Krieg und Vertheidigung, eben so großen Antheil an ihr gehabt haben, als die innern Verhältnisse: das ist gar nicht zu verkennen, daß durch sie auch die entge-

gegengesetzten Rechte und Ansprüche der Patricier und Plebejer ausgeglichen und vermittelt und diese in ihren Forderungen beschränkt werden sollten. Einmal, wurden nämlich in dieser Anordnung die Plebejer als freie Bürger Roms rechtlich anerkannt: es ward ihnen, wenigstens scheinbar, die Mitbestimmung der öffentlichen Angelegenheiten zugestanden. Aber zweitens wurde auch in dieser Verfassung den Patriciern so viele Gewalt, als nur irgend möglich, erhalten, und diese ihnen theils durch Trennung der vornehmsten Plebejer von dem großen Haufen derselben, theils durch die Aufnahme der Clienten in das Bürgerrecht, theils auf andere Weise gesichert. Denn in die — anfänglich gelegentlich, nachmals alle fünf Jahre wiederholte — Schätzung wurden Plebejer wie Clienten aufgenommen; aber die 193 oder 189 Centurien, in welche das gesammte Volk getheilt, in welche jeder wehrhafte Römer aufgenommen ward, und nach welchen in den Versammlungen desselben gestimmt werden sollte, wurden nach den angenommenen sechs Vermögens-Stufen also berechnet, daß die erste und reichste Classe der Bürger, obgleich ihre Zahl gewiß die kleinste war, mehr als die Hälfte aller Centurien umfaßte, nämlich 98. Die Entscheidung in den Volks-Versammlungen war also an den Besitz und nicht an die Person geknüpft, und die letzten, d. h. die ärmeren Bürger-Classen, wiewohl sie die zahlreichsten waren, nahmen selten oder nie Antheil an der Bestimmung der Verhältnisse, die in den Volks-Versammlungen verhandelt wurden. Nun läßt sich wohl an-

nehmen, daß die Patricier Alle in die erste Schatzungs-Classe gesetzt seyen: denn hierzu waren gewiß die meisten, theils durch ihren ursprünglichen Erb-Besitz, theils aber durch die erworbenen Staats-Güter, reich genug; und diejenigen, deren Vermögen etwa nicht hinreichte, scheinen in sechs Ritter-Centurien, die nicht, wie die übrigen zwölf, nach dem Besitze, sondern nach ihrer Abkunft von den Urstämmen Roms errichtet seyn mögen, vereint, durch Erb-Töchter und Wittwen unterhalten, und auf solche Weise den ersten Bürgern gleich gesetzt zu seyn. Daher läßt sich wol mit Recht behaupten, daß den Patriciern fast alle Gewalt erhalten sey, und daß die Plebejer mit dem Scheine der Theilnahme abgefunden worden, besonders wenn man bedenkt, daß auch späterhin die Beschlüsse der Centurien noch an die patricische Gemeinde der Curien gebracht wurden, daß der Senat patricisch war, daß alle Staatsämter und besonders des Consulats königliche Gewalt nur mit Patriciern besetzt wurden, daß sie allein auf den Gerichtsstühlen saßen und ohne Gesetze Recht sprachen, daß sie, als die Urbewohner, nur allein die priesterliche Würde erhalten konnten (und die religiosen Bräuche, deren Einführung dem Gottbelehrten Numa Pompilius zugeschrieben ward, hatten eine hohe politische Wichtigkeit!) und daß sie an ihren Schirmlingen eine bedeutende Stütze finden mußten. Und wenn nun auch, wie Ehre und Gewalt so Lasten und Leistungen für Krieg und Frieden gleichfalls nach dem Vermögen, zu Folge der Schatzung, vertheilt zu seyn schienen: so war der Gewinn

doch immer auf der Seite der Patricier (und einiger vornehmen Plebejer), weil offenbar die größern Lasten auf den Mittel-Classen lagen, und weil der ärmste und darum am meisten zu fürchtende Haufe wehrlos und damit unschädlich gemacht war, während man gegen auswärtige Feinde, zu der Reiterei, eines zahlreichen Fußvolks gewiß zu seyn schien. Endlich mag die neue geographische Eintheilung der römischen Unterthanen in Land- und Stadt-Tribus allerdings wegen der Vergrößerung des römischen Gebietes nothwendig, und für die Erleichterung der Schätzung und überhaupt der Verwaltung im Krieg und Frieden nützlich gewesen seyn: aber es scheint doch auch, als habe man durch die Auflösung alter Vereine, und durch die Knüpfung anderer, der neuen Verfassung mehr Gehorsam zu verschaffen gesucht.

290. Ohne Zweifel mußte Rom durch diese neue Verfassung, so lange dieselbe allen Parteien genug that, so lange die Patricier nicht erkannten, wieviel sie weggegeben, und die Plebejer nicht merkten, wie wenig sie erhalten hatten, an Kraft und Stärke gegen Fremde ungemein gewinnen. Hierzu wirkten nicht nur die Einheit der Plebejer und Patricier und die Verbindung des Fußheeres mit den Reiter-Schaaren, sondern auch der Umstand trug dazu sehr viel bei, daß Rom durch die Verhältnisse der letzten Bürger-Classe zum Ganzen veranlaßt werden mußte, Colonien anzulegen, um sich der armen Bürger zu entledigen, und daß es durch diese Colonien seine kriegerische

Stärke mit solchen Menschen vermehrte, die in Rom selbst vom Kriegs-Dienste frei gewesen wären. Mit der Anlegung dieser Colonien lernte Rom die Grundsätze kennen, mit welchen die Herrschaft über Italien verbreitet werden mußte. Daher ist keineswegs zu verwundern, daß sie bald, als das Haupt aller latinischen Städte, die Zahl Derer, welche als Bundes-Genossen zu auswärtigen Unternehmungen folgen mußten, bedeutend vermehrte; daß sie mit den benachbarten Völkern Kriege suchte und glücklich und mit Gewinn bestand, und daß sie ihre Gränze, besonders an der Küste weit ausdehnte. Aber in Rom selbst mußten sich die Verhältnisse, nach Menschen-Weise, bald weiter entwickeln. Die Plebejer hatten zu wenig erreicht, um lange zufrieden zu seyn, und genug, um weiter streben zu können; dem Könige, der durch die große Gewalt des Senates gar sehr beschränkt war, lag nichts näher, als die Plebejer auf alle Art zu begünstigen, und die Patricier mußten mehr und mehr fürchten, daß sie ihre alten Vorrechte gänzlich verlieren würden, wenn sie nicht kräftig zu einander ständen, und die Plebejer entweder zurück würfen oder doch allgewaltig in Schranken hielten. Zuerst mögen sie allerdings geglaubt haben, daß die Begünstigung der Plebejer von Seiten des Königes nur in besondern Ansichten und Zwecken desselben ihren Grund hätte, und deßwegen mögen sie Vieles von einer Entfernung des gegenwärtigen Königes erwartet haben. Die Erzählung vom Ausgange des Servius und von der Gelangung des Tarquinius zur königli-

chen Würde scheint wenigstens hierauf hinzudeuten. Bald aber mußte es ihnen aus dem gleichen Verfahren dieses Terquinius klar werden, daß das gemeinschaftliche Streben des Königes mit den Plebejern gegen sie, die Patricier, im Königthume selbst seinen Grund hatte, und daß mithin ihr Gegenstreben wol nur mit Abschaffung des Königthumes gelingen könne. Darum ist nicht zu bezweifeln, daß die Verdrängung des Königs Tarquinius und die Vernichtung der königlichen Würde ganz das Werk der Patricier gewesen, und daß sich die Plebejer demselben nur gefügt haben, weil sie durch die Vorgänge, wie durch die Thaten einer Verschwörung, deren Umfang und Art unbekannt sind, überrascht wurden; aber eben darum ist auch vorauszusehen, daß die unmittelbaren Folgen dieses Ereignisses keineswegs für Roms Größe und Gedeihen vortheilhaft seyn konnten, weil sie eine innre Zerrüttung des gemeinen Wesens zur Folge haben mußten. Die schöne Erzählung aber von dem Vorfalle, der zu der Vertreibung des Königes die unmittelbare Veranlassung gegeben haben soll, schließt die Reihe der Sagen von den sieben Königen Roms, die in mehrfacher Rücksicht, besonders durch die meisterhafte Bearbeitung des Livius, höchst interessant sind, auf eine vortreffliche Weise, und ist lehrreich über das häusliche Leben der Römer, über die einfachen Sitten der Frauen, wie über deren Verhältniß zu den Männern. Uebrigens sollen, nach der Rechnung späterer Zeiten, von Roms Erbauung bis zum Aufhören des Königthums 245 Jahre

(von 754 — 509) verflossen seyn. Diese Rechnung dürfte jedoch im Ganzen eben so ungewiß seyn, als sie im Einzelnen voll von Widersprüchen ist. Nach ihr aber fand das letzte Ereigniß statt etwa 50 Jahre nach Gründung der persischen Herrschaft durch Cyrus; 30 nach dem Untergange des Lydischen Reichs; 20 nach Zertrümmerung des Thrones der Pharaonen durch Kambyses, und fast gleichzeitig mit der Vertreibung der Pisistratiden aus Athen.

Zweites Kapitel.

Ausbildung der Republik.

291. An die Stelle der Könige traten, zur Ausübung der höchsten Gewalt in Krieg und Frieden, zwei patricische, vom Senat erwählte und von den Curien bestätigte, Consuln, deren Name eben so einschmeichelnd zu seyn schien, als die ganze Einrichtung des gemeinen Wesens den Patriciern angenehm seyn mußte. Man übergieng die Tarquinische Familie nicht ganz: das war eine weise, und wegen der Plebejer wol nothwendige Mäßigung; man setzte die Dauer der consularischen Gewalt nur auf Ein Jahr: das schien der Geist des Aristokratismus zu verlangen, denn kein Consul konnte nun eine größere Gewalt für sich suchen, aber jeder mußte, um sein Andenken in Ansehen zu erhalten, irgend einen Vortheil für die ganze Gemeinde der Patricier erstreben; endlich nahm man einige Plebejer in den Senat auf: und

das scheint eine sehr kluge Veranstaltung gewesen zu seyn, um der ganzen plebejischen Gemeinde die bedeutendsten Männer zu entziehen, sie durch Trennung zu schwächen und dagegen die patricische Gemeinde zwiefach zu verstärken. Indeß kamen die Plebejer wol bald zur Besinnung; selbst viele Patricier mögen die Verkehrtheit der Bestrebung ihrer Gemeinde eingesehen oder gefühlt haben: denn die Anhänger, welche der vertriebene König unter ihnen gefunden haben soll, bestanden vielleicht nicht grade aus Freunden seiner Söhne und aus Jünglingen, die einen glänzenden Fürstendienst dem freien Bürger-Leben vorzogen. Aber die Einigkeit unter den Patriciern wurde durch eine furchtbare Bestrafung der Andersdenkenden wiederhergestellt; die Plebejer hingegen suchte man zuerst durch Weihung des königlichen Grundbesitzes zum gemeinschaftlichen Mars-Felde, und noch mehr durch Vertheilung der königlichen Güter unter dieselben gegen Theilnahme für den König, gegen eine Widerherstellung des Vertriebenen zu gewinnen und zu fesseln; und als dieses, bei den Versuchen, die Tarquinius mit fremder Hülfe zur Wiedererlangung der verlornen Würde machte, noch nicht ausreichen mochte: so suchte man sie zuerst für die angebliche Freiheit durch die Herablassung zu gewinnen, daß der Consul vor der Volks-Gemeinde die Zeichen seiner Würde senken ließ, dann aber glaubte man die Gewalt, welche die Magistrate wirklich über die Plebejer ausübten, dadurch verbergen zu können, daß man ihnen die Berufung auf einen Volks-Spruch zugestand. Aber wenn auch der billige und geschmeidige Valerius sich durch solche Anordnungen den Beinamen des Volks-Freun-

des (Publicola) erwarb: so war doch die Senkung der Fasces nur eine leere Schmeichelei, bei welcher, wie es schien, nichts verloren werden konnte, und die Berufung auf einen Volks-Spruch schien auch für die Patricier nicht nachtheilig werden zu können, wenn man voraussetzt, was man voraussetzen darf, daß ihre ganze Gemeinde Ein Sinn und Ein Wille, in Beziehung auf die Plebs, belebt habe. Erst wenn die Patricier sich wieder trennten, konnte sie gefährlich werden. In der That scheint auch die alte Einheit durch die neuen Anordnungen nicht wider gewonnen zu seyn. Denn als Porsena, König von Clusium, sich des alten Königes annahm: wie artig bezeigte sich der Senat gegen die Plebs! und dennoch, wie schwach war die, vormals schon so furchtbare, Rom, und welche Schande mußte sie erdulden! Der römische Stolz hat freilich den Zusammenhang der Nachrichten nicht ertragen; und hinter den Heldenthaten des Horatius Cocles, des Mucius Scävola und der kühnen Clölia — die alle drei für römischen Sinn und Charakter um so merkwürdiger bleiben, je mehr spätere Zeiten sie gestaltet haben mögen — hat man die Schmach zu vergessen oder wenigstens zu verbergen gesucht. Wenn man aber die Herrschaft, das Ansehen und das Streben der vorwärts eilenden Rom, wie es sich in dem ersten Vertrage mit Karthago (vergl. 165.), im ersten Jahre nach der Vertreibung des Tarquinius (im J. 509.) ausspricht, mit der Wehrlosigkeit vergleicht, zu welcher Porsena die Stadt des Mars zwang: so wird man über den innern Zustand des gemeinen Wesens in den ersten Jahren der s. g. Freiheit hinlänglich aufgeklärt.

292. Wie aber auch die Gefahr vorübergegangen seyn, und auf welche Weise die bezwungene Rom das Joch abgeworfen haben mag, welches Porsena über sie gebracht hatte: so scheint doch gewiß, sie gelangte bald wieder, vielleicht durch Hülfe anderer Latiner, zur Unabhängigkeit. Und bald hatte sie neue Kriege zu bestehen; aber zu gleicher Zeit fingen auch die Entgegenstrebungen in Rom wieder an. In dem Kriege mit den Sabinern scheint der Uebergang des Appius Claudius mit seinen Clienten nach Rom in mehr als einer Rücksicht für die Patricier vortheilhaft gewesen zu seyn. Allein in einem Kriege, zu welchem der vertriebene König die latinischen Völkerschaften wider Rom aufgereizt haben soll, wurde die Besorgniß der Patricier so groß, daß sie, den Consuln selbst nicht trauend, die höchste Gewalt (J. 500.) in die Hand Eines Dictators gaben, der, erhaben über die consularische Herablassung und über die Berufung auf einen Volks-Spruch, mit aufgehobenen Beilen die Plebs mit Furcht erfüllen und, wenigstens für den Augenblick, zum Gehorchen schrecken mußte. Der Zweck ward erreicht; und Rom bestand, unter Anführung eines Dictators und eines von diesem ernannten Heermeisters der Ritter, in der Heldenschlacht am See Regillus (J. 499.) den furchtbaren Kampf gegen die Latiner, der wenigstens die Unabhängigkeit sicherte, und den alten Tarquinius endlich ermüdete.

293. Wenn nun gleich Rom die Vormacht über Latium, die sie unter den Königen erhalten, verloren hatte, und gewisser Maßen in ihren Verhältnissen zu den Nach-

baren von vorn wieder anfangen mußte: so glaubten doch die Patricier durch den Tod des Königes und durch das latinische Bündniß von außen hinlänglich sicher zu seyn, um ihren Plan gegen die Plebs unverdeckt zu verfolgen. Je mehr indeß der Dictator gezeigt zu haben schien, was durch Furcht mit den Plebejern zu erreichen war, desto mehr glaubten wol die Patricier mit Strenge verfahren zu müssen. Diese Strenge artete aber um so leichter, nach Menschen-Weise, in Härte, Ungerechtigkeit und Uebermuth aus, je begieriger man seyn mochte, sich wegen des nachgiebigen und schmeichlerischen Betragens, welches man zuvor hatte beobachten müssen, zu entschädigen und das Versäumte wieder nachzuholen. Bei der Einrichtung des Kriegswesens nämlich, und bei der eigenen Art der Besteuerung wären sehr viele Plebejer, vielleicht die meisten, genöthigt gewesen, während der nahen und verderblichen Kriege und Unruhen seit der Entfernung des Königes, Schuldner von Patriciern, und auch wol von deren Clienten, zu werden. Ob nun nach altem Herkommen dem Gläubiger auch in Rom, wie in Athen vor Solon (vrgl. 232.), die Verfügung über des Schuldners Freiheit und Leben zugestanden war, oder ob sich die Patricier erst jetzt, bei dem Mangel ordentlicher Gesetze, und bei ihrer willkührlichen Rechtsprechung eine solche Macht über Leben und Freiheit der Schuldner angemaßt haben, mag allerdings zweifelhaft seyn: das jedoch scheint gewiß, daß die Patricier gegen ihre plebejischen Schuldner sich fürchterliche Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten unter dem Scheine des Rechtes erlaubten. Aber sie hofften umsonst, Diejenigen einzeln

gegengesetzten Rechte und Ansprüche der Patricier und Plebejer ausgeglichen und vermittelt und diese in ihren Forderungen beschränkt werden sollten. Einmal, wurden nämlich in dieser Anordnung die Plebejer als freie Bürger Roms rechtlich anerkannt: es ward ihnen, wenigstens scheinbar, die Mitbestimmung der öffentlichen Angelegenheiten zugestanden. Aber zweitens wurde auch in dieser Verfassung den Patriciern so viele Gewalt, als nur irgend möglich, erhalten, und diese ihnen theils durch Trennung der vornehmsten Plebejer von dem großen Haufen derselben, theils durch die Aufnahme der Clienten in das Bürgerrecht, theils auf andere Weise gesichert. Denn in die — anfänglich gelegentlich, nachmals alle fünf Jahre wiederholte — Schätzung wurden Plebejer wie Clienten aufgenommen; aber die 193 oder 189 Centurien, in welche das gesammte Volk getheilt, in welche jeder wehrhafte Römer aufgenommen ward, und nach welchen in den Versammlungen desselben gestimmt werden sollte, wurden nach den angenommenen sechs Vermögens-Stufen also berechnet, daß die erste und reichste Classe der Bürger, obgleich ihre Zahl gewiß die kleinste war, mehr als die Hälfte aller Centurien umfaßte, nämlich 98. Die Entscheidung in den Volks-Versammlungen war also an den Besitz und nicht an die Person geknüpft, und die letzten, d. h. die ärmeren Bürger-Classen, wiewohl sie die zahlreichsten waren, nahmen selten oder nie Antheil an der Bestimmung der Verhältnisse, die in den Volks-Versammlungen verhandelt wurden. Nun läßt sich wohl an-

nehmen, daß die Patricier Alle in die erste Schatzungs-Classe gesetzt seyen: denn hierzu waren gewiß die meisten, theils durch ihren ursprünglichen Erb-Besitz, theils aber durch die erworbenen Staats-Güter, reich genug; und diejenigen, deren Vermögen etwa nicht hinreichte, scheinen in sechs Ritter-Centurien, die nicht, wie die übrigen zwölf, nach dem Besitze, sondern nach ihrer Abkunft von den Urstämmen Roms errichtet seyn mögen, vereint, durch Erb-Töchter und Wittwen unterhalten, und auf solche Weise den ersten Bürgern gleich gesetzt zu seyn. Daher läßt sich wol mit Recht behaupten, daß den Patriciern fast alle Gewalt erhalten sey, und daß die Plebejer mit dem Scheine der Theilnahme abgefunden worden, besonders wenn man bedenkt, daß auch späterhin die Beschlüsse der Centurien noch an die patricische Gemeinde der Curien gebracht wurden, daß der Senat patricisch war, daß alle Staatsämter und besonders des Consulats königliche Gewalt nur mit Patriciern besetzt wurden, daß sie allein auf den Gerichtsstühlen saßen und ohne Gesetze Recht sprachen, daß sie, als die Urbewohner, nur allein die priesterliche Würde erhalten konnten (und die religiosen Bräuche, deren Einführung dem Gottbelehrten Numa Pompilius zugeschrieben ward, hatten eine hohe politische Wichtigkeit!) und daß sie an ihren Schirmlingen eine bedeutende Stütze finden mußten. Und wenn nun auch, wie Ehre und Gewalt so Lasten und Leistungen für Krieg und Frieden gleichfalls nach dem Vermögen, zu Folge der Schatzung, vertheilt zu seyn schienen: so war der Gewinn

doch immer auf der Seite der Patricier (und einiger vornehmen Plebejer), weil offenbar die größern Lasten auf den Mittel-Classen lagen, und weil der ärmste und darum am meisten zu fürchtende Haufe wehrlos und damit unschädlich gemacht war, während man gegen auswärtige Feinde, zu der Reiterei, eines zahlreichen Fußvolks gewiß zu seyn schien. Endlich mag die neue geographische Eintheilung der römischen Unterthanen in Land- und Stadt-Tribus allerdings wegen der Vergrößerung des römischen Gebietes nothwendig, und für die Erleichterung der Schätzung und überhaupt der Verwaltung im Krieg und Frieden nützlich gewesen seyn: aber es scheint doch auch, als habe man durch die Auflösung alter Vereine, und durch die Knüpfung anderer, der neuen Verfassung mehr Gehorsam zu verschaffen gesucht.

290. Ohne Zweifel mußte Rom durch diese neue Verfassung, so lange dieselbe allen Parteien genug that, so lange die Patricier nicht erkannten, wieviel sie weggegeben, und die Plebejer nicht merkten, wie wenig sie erhalten hatten, an Kraft und Stärke gegen Fremde ungemein gewinnen. Hierzu wirkten nicht nur die Einheit der Plebejer und Patricier und die Verbindung des Fußheeres mit den Reiter-Schaaren, sondern auch der Umstand trug dazu sehr viel bei, daß Rom durch die Verhältnisse der letzten Bürger-Classe zum Ganzen veranlaßt werden mußte, Colonien anzulegen, um sich der armen Bürger zu entledigen, und daß es durch diese Colonien seine kriegerische

Stärke mit solchen Menschen vermehrte, die in Rom selbst vom Kriegs-Dienste frei gewesen wären. Mit der Anlegung dieser Colonien lernte Rom die Grundsätze kennen, mit welchen die Herrschaft über Italien verbreitet werden mußte. Daher ist keineswegs zu verwundern, daß sie bald, als das Haupt aller latinischen Städte, die Zahl Derer, welche als Bundes-Genossen zu auswärtigen Unternehmungen folgen mußten, bedeutend vermehrte; daß sie mit den benachbarten Völkern Kriege suchte und glücklich und mit Gewinn bestand, und daß sie ihre Gränze, besonders an der Küste weit ausdehnte. Aber in Rom selbst mußten sich die Verhältnisse, nach Menschen-Weise, bald weiter entwickeln. Die Plebejer hatten zu wenig erreicht, um lange zufrieden zu seyn, und genug, um weiter streben zu können; dem Könige, der durch die große Gewalt des Senates gar sehr beschränkt war, lag nichts näher, als die Plebejer auf alle Art zu begünstigen, und die Patricier mußten mehr und mehr fürchten, daß sie ihre alten Vorrechte gänzlich verlieren würden, wenn sie nicht kräftig zu einander ständen, und die Plebejer entweder zurück würfen oder doch allgewaltig in Schranken hielten. Zuerst mögen sie allerdings geglaubt haben, daß die Begünstigung der Plebejer von Seiten des Königes nur in besondern Ansichten und Zwecken desselben ihren Grund hätte, und deßwegen mögen sie Vieles von einer Entfernung des gegenwärtigen Königes erwartet haben. Die Erzählung vom Ausgange des Servius und von der Gelangung des Tarquinius zur königli-

chen Würde scheint wenigstens hierauf hinzudeuten. Bald aber mußte es ihnen aus dem gleichen Verfahren dieses Tarquinius klar werden, daß das gemeinschaftliche Streben des Königes mit den Plebejern gegen sie, die Patricier, im Königthume selbst seinen Grund hatte, und daß mithin ihr Gegenstreben wol nur mit Abschaffung des Königthumes gelingen könne. Darum ist nicht zu bezweifeln, daß die Verdrängung des Königs Tarquinius und die Vernichtung der königlichen Würde ganz das Werk der Patricier gewesen, und daß sich die Plebejer demselben nur gefügt haben, weil sie durch die Vorgänge, wie durch die Thaten einer Verschwörung, deren Umfang und Art unbekannt sind, überrascht wurden; aber eben darum ist auch vorauszusehen, daß die unmittelbaren Folgen dieses Ereignisses keineswegs für Roms Größe und Gedeihen vortheilhaft seyn konnten, weil sie eine innre Zerrüttung des gemeinen Wesens zur Folge haben mußten. Die schöne Erzählung aber von dem Vorfalle, der zu der Vertreibung des Königes die unmittelbare Veranlassung gegeben haben soll, schließt die Reihe der Sagen von den sieben Königen Roms, die in mehrfacher Rücksicht, besonders durch die meisterhafte Bearbeitung des Livius, höchst interessant sind, auf eine vortreffliche Weise, und ist lehrreich über das häusliche Leben der Römer, über die einfachen Sitten der Frauen, wie über deren Verhältniß zu den Männern. Uebrigens sollen, nach der Rechnung späterer Zeiten, von Roms Erbauung bis zum Aufhören des Königthums 245 Jahre

(von 754 — 509) verflossen seyn. Diese Rechnung dürfte jedoch im Ganzen eben so ungewiß seyn, als sie im Einzelnen voll von Widersprüchen ist. Nach ihr aber fand das letzte Ereigniß statt etwa 50 Jahre nach Gründung der persischen Herrschaft durch Cyrus; 30 nach dem Untergange des Lydischen Reichs; 20 nach Zertrümmerung des Thrones der Pharaonen durch Kambyses, und fast gleichzeitig mit der Vertreibung der Pisistratiden aus Athen.

Zweites Kapitel.

Ausbildung der Republik.

291. An die Stelle der Könige traten, zur Ausübung der höchsten Gewalt in Krieg und Frieden, zwei patricische, vom Senat erwählte und von den Curien bestätigte, Consuln, deren Name eben so einschmeichelnd zu seyn schien, als die ganze Einrichtung des gemeinen Wesens den Patriciern angenehm seyn mußte. Man überging die Tarquinische Familie nicht ganz: das war eine weise, und wegen der Plebejer wol nothwendige Mäßigung; man setzte die Dauer der consularischen Gewalt nur auf Ein Jahr: das schien der Geist des Aristokratismus zu verlangen, denn kein Consul konnte nun eine größere Gewalt für sich suchen, aber jeder mußte, um sein Andenken in Ansehen zu erhalten, irgend einen Vortheil für die ganze Gemeinde der Patricier erstreben; endlich nahm man einige Plebejer in den Senat auf: und

das scheint eine sehr kluge Veranstaltung gewesen zu seyn, um der ganzen plebejischen Gemeinde die bedeutendsten Männer zu entziehen, sie durch Trennung zu schwächen und dagegen die patricische Gemeinde zwiefach zu verstärken. Indeß kamen die Plebejer wol bald zur Besinnung; selbst viele Patricier mögen die Verkehrtheit der Bestrebung ihrer Gemeinde eingesehen oder gefühlt haben: denn die Anhänger, welche der vertriebene König unter ihnen gefunden haben soll, bestanden vielleicht nicht grade aus Freunden seiner Söhne und aus Jünglingen, die einen glänzenden Fürstendienst dem freien Bürger-Leben vorzogen. Aber die Einigkeit unter den Patriciern wurde durch eine furchtbare Bestrafung der Andersdenkenden wiederhergestellt; die Plebejer hingegen suchte man zuerst durch Weihung des königlichen Grundbesitzes zum gemeinschaftlichen Mars-Felde, und noch mehr durch Vertheilung der königlichen Güter unter dieselben gegen Theilnahme für den König, gegen eine Widerherstellung des Vertriebenen zu gewinnen und zu fesseln; und als dieses, bei den Versuchen, die Tarquinius mit fremder Hülfe zur Wiedererlangung der verlornen Würde machte, noch nicht ausreichen mochte: so suchte man sie zuerst für die angebliche Freiheit durch die Herablassung zu gewinnen, daß der Consul vor der Volks-Gemeinde die Zeichen seiner Würde senken ließ, dann aber glaubte man die Gewalt, welche die Magistrate wirklich über die Plebejer ausübten, dadurch verbergen zu können, daß man ihnen die Berufung auf einen Volks-Spruch zugestand. Aber wenn auch der billige und geschmeidige Valerius sich durch solche Anordnungen den Beinamen des Volks-Freun-

des (Publicola) erwarb: so war doch die Senkung der Fasces nur eine leere Schmeichelei, bei welcher, wie es schien, nichts verloren werden konnte, und die Berufung auf einen Volks-Spruch schien auch für die Patricier nicht nachtheilig werden zu können, wenn man voraussetzt, was man voraussetzen darf, daß ihre ganze Gemeinde Ein Sinn und Ein Wille, in Beziehung auf die Plebs, belebt habe. Erst wenn die Patricier sich wieder trennten, konnte sie gefährlich werden. In der That scheint auch die alte Einheit durch die neuen Anordnungen nicht wider gewonnen zu seyn. Denn als Porsena, König von Clusium, sich des alten Königes annahm: wie artig bezeigte sich der Senat gegen die Plebs! und dennoch, wie schwach war die, vormals schon so furchtbare, Rom, und welche Schande mußte sie erdulden! Der römische Stolz hat freilich den Zusammenhang der Nachrichten nicht ertragen; und hinter den Heldenthaten des Horatius Cocles, des Mucius Scävola und der kühnen Clölia — die alle drei für römischen Sinn und Charakter um so merkwürdiger bleiben, je mehr spätere Zeiten sie gestaltet haben mögen — hat man die Schmach zu vergessen oder wenigstens zu verbergen gesucht. Wenn man aber die Herrschaft, das Ansehen und das Streben der vorwärts eilenden Rom, wie es sich in dem ersten Vertrage mit Karthago (vergl. 165.), im ersten Jahre nach der Vertreibung des Tarquinius (im J. 509.) ausspricht, mit der Wehrlosigkeit vergleicht, zu welcher Porsena die Stadt des Mars zwang: so wird man über den innern Zustand des gemeinen Wesens in den ersten Jahren der s. g. Freiheit hinlänglich aufgeklärt.

292. Wie aber auch die Gefahr vorübergegangen seyn, und auf welche Weise die bezwungene Rom das Joch abgeworfen haben mag, welches Porsena über sie gebracht hatte: so scheint doch gewiß, sie gelangte bald wieder, vielleicht durch Hülfe anderer Latiner, zur Unabhängigkeit. Und bald hatte sie neue Kriege zu bestehen; aber zu gleicher Zeit fingen auch die Entgegenstrebungen in Rom wieder an. In dem Kriege mit den Sabinern scheint der Uebergang des Appius Claudius mit seinen Clienten nach Rom in mehr als einer Rücksicht für die Patricier vortheilhaft gewesen zu seyn. Allein in einem Kriege, zu welchem der vertriebene König die latinischen Völkerschaften wider Rom aufgereizt haben soll, wurde die Besorgniß der Patricier so groß, daß sie, den Consuln selbst nicht trauend, die höchste Gewalt (J. 500.) in die Hand Eines Dictators gaben, der, erhaben über die consularische Herablassung und über die Berufung auf einen Volks-Spruch, mit aufgehobenen Beilen die Plebs mit Furcht erfüllen und, wenigstens für den Augenblick, zum Gehorchen schrecken mußte. Der Zweck ward erreicht; und Rom bestand, unter Anführung eines Dictators und eines von diesem ernannten Heermeisters der Ritter, in der Heldenschlacht am See Regillus (J. 499.) den furchtbaren Kampf gegen die Latiner, der wenigstens die Unabhängigkeit sicherte, und den alten Tarquinius endlich ermüdete.

293. Wenn nun gleich Rom die Vormacht über Latium, die sie unter den Königen erhalten, verloren hatte, und gewisser Maßen in ihren Verhältnissen zu den Nach-

baren von vorn wieder anfangen mußte: so glaubten doch die Patricier durch den Tod des Königes und durch das latinische Bündniß von außen hinlänglich sicher zu seyn, um ihren Plan gegen die Plebs unverdeckt zu verfolgen. Je mehr indeß der Dictator gezeigt zu haben schien, was durch Furcht mit den Plebejern zu erreichen war, desto mehr glaubten wol die Patricier mit Strenge verfahren zu müssen. Diese Strenge artete aber um so leichter, nach Menschen-Weise, in Härte, Ungerechtigkeit und Uebermuth aus, je begieriger man seyn mochte, sich wegen des nachgiebigen und schmeichlerischen Betragens, welches man zuvor hatte beobachten müssen, zu entschädigen und das Versäumte wieder nachzuholen. Bei der Einrichtung des Kriegswesens nämlich, und bei der eigenen Art der Besteuerung waren sehr viele Plebejer, vielleicht die meisten, genöthigt gewesen, während der nahen und verderblichen Kriege und Unruhen seit der Entfernung des Königes, Schuldner von Patriciern, und auch wol von deren Clienten, zu werden. Ob nun nach altem Herkommen dem Gläubiger auch in Rom, wie in Athen vor Solon (vrgl. 232.), die Verfügung über des Schuldners Freiheit und Leben zugestanden war, oder ob sich die Patricier erst jetzt, bei dem Mangel ordentlicher Gesetze, und bei ihrer willkührlichen Rechtsprechung eine solche Macht über Leben und Freiheit der Schuldner angemaßt haben, mag allerdings zweifelhaft seyn: das jedoch scheint gewiß, daß die Patricier gegen ihre plebejischen Schuldner sich fürchterliche Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten unter dem Scheine des Rechtes erlaubten. Aber sie hofften umsonst, Diejenigen einzeln

zum knechtischen Gehorchen zu zwingen, die schon in ihrer Gemeinde den Beginn der Freiheit gefühlt und ihre Stärke erprüft hatten. Die Erzählungen von den einzelnen Vorfällen, in welchen sich die Entgegenstrebungen kund thaten, mögen allerdings manchem Zweifel unterworfen seyn: das aber scheint im Allgemeinen der menschlichen Natur und solchen Verhältnissen gemäß, daß die ganze plebejische Gemeinde von Einem Gefühle der Erbitterung über so schnöde Herabwürdigung durchdrungen gewesen sey, während die Gemeinde der Patricier, die wol alte Rechts-Gewohnheiten und Bräuche, aber keineswegs das Gesetz des Lebens, ja nicht einmal den Geist der Verhältnisse für sich hatten, sich spaltete und entzweiete. Daher erhob sich die plebejische Gemeinde leicht zu allgemeinem Aufstand; der Senat hingegen und die Patricier konnten sich zu Befolgung billiger Maaßregeln, wie Servilius sie wollte, nicht entschließen, und waren doch auch nicht im Stande, die Strenge und Härte, zu welcher der stolze und heftige Appius Claudius trieb, bei fortdauernder Gefahr von außen, durchzusetzen. Die Verwickelung dieser Verhältnisse, welche durch die Kriege mit Volskern, Sabinern und Aequern, doppelt gefährlich wurden, schien sich jedoch auf eine gute Art aufzulösen, als die Plebejer, die man unter den Waffen gehalten hatte, (§. 494.) sich nach dem heiligen Berg entfernten, und hier durch ihre furchtbare Ruhe die Patricier zu Unterhandlung und zum Nachgeben ängstigten. Nun ist zwar keineswegs klar, wieviel sie bei dieser Aussöhnung in Rücksicht erlittener Bedrückungen gewonnen haben mögen; auch beweiset die spätere Geschichte, daß

selbst für die Zukunft Freiheit und Leben des Schuldners keineswegs sicher gestellt ward: aber durch die bewilligte Gewalt der fünf geheiligten Plebs-Tribunen (und der Aedilen) wurden doch die Verhältnisse beider Parteien so gegen einander gerückt, daß die Fortsetzung des Kampfs um gleichere Rechte und der beständige Sieg der Plebejer in demselben mit gleicher Nothwendigkeit erfolgen mußten.

294. Die plebejischen Tribunen nämlich, obgleich anfänglich von den Centurien und für die Classen erwählt, standen den patricischen Consuln gegenüber und mußten sich von demselben Verlangen, welches in diesen lebte, gereizt fühlen, durch irgend einen Vortheil ihrer, nach Menschen-Weise vorwärts strebenden, Gemeinde, durch irgend ein erkämpftes Recht, neben diesen Achtung und Andenken zu erwerben. Nun aber waren die Tribunen durch den Vertrag auf dem heiligen Berge berechtigt, die ganze plebejische Gemeinde sonder Gefahr zu versammeln; und auf dem heiligen Berge hatte man gesehen, was sich von den Patriciern erlangen, erpressen, ertrotzen ließ. Also ist nicht zu verwundern, daß die Tribunen nicht nur mit ängstlicher Sorgfalt an der Thüre des Senates wachten und solche Schlüsse, die sie der Plebs nachtheilig achteten, hemmten, sondern daß sie auch ihre Gemeinde zu stets größern Forderungen, zu welchen die menschliche Natur trieb, reizten; es ist nicht zu verwundern, daß die plebejische Gemeinde durch Geduld, Beharrlichkeit, Anstrengung und Benutzung

günstiger Augenblicke, und besonders der Zeiten der Noth und Gefahr, sich mehr und mehr Rechte erwarb; aber das scheint allerdings zu verwundern, daß die Plebs die Vorrechte der Patricier so lange anerkannte, ihre Rechts-Forderungen nicht auf einmal höher stellte und die wirklich zugestandenen Rechte nicht mit größerer Schärfe geltend machte. Diese, in vielfacher Rücksicht merkwürdige und lehrreiche Erscheinung jedoch dürfte sich leicht erklären lassen, wenn man zuerst die fromme Scheu erwägt, welche dem menschlichen Gemüthe vor alten Einrichtungen und angestammten Würden überhaupt einwohnt; wenn man ferner im Besondern die Mäßigung beachtet, welche mit dem hohen Ernste der römischen Natur eigenthümlich vereint war; wenn man hierauf den unglückseligen Umstand erwägt, daß es den Patriciern gelang, die Tribunen unter sich zu entzweien, und hierdurch die Beschlüsse der plebejischen Gemeinde aufzuhalten, und wenn man endlich den Zusammenhang der Geschichte bedenkt, nach welchem in Rom kein solcher Republicanismus, wie Griechenland sah, neues Leben gewinnen konnte.

295. C. Marcius Coriolanus gab den Plebs-Tribunen (J. 492. u. E. R. 262.) die erste Veranlassung, ihre und ihrer Gemeinde Furchtbarkeit zu zeigen. Dieser junge patricische Held, den noch spätere Zeiten als einen frommen und gerechten Mann gefeiert haben, ließ sich, irre geführt, in der Heftigkeit seines Charakters, durch den Geist seines Standes, zu

einem Vorschlage verleiten, der in jenem Geist allerdings begreiflich und verzeihlich seyn mochte, der aber verkehrt und darum abscheulich war, weil er den Plebejern in hoher Noth für Gewährung des Gemeinsten das Heiligste abzwingen wollte — für Erhaltung des Lebens den Werth des Lebens. Nun entging zwar Coriolanus der Rache der plebejischen Tribus-Gemeinde, vor welche, als vor seinen Richter, ihn die Tribunen, in ihrem Unwillen durch das Gefühl ihrer Stärke kühn gemacht, auf eine unerhörte Weise, gerufen hatten. Aber die große Erfahrung, daß den einzelnen Patricier nur die Flucht, und keineswegs das Herkommen und das alte Ansehen seiner Gemeinde, vor dem Richter-Spruche der Plebejer sichern könnte, gab diesen eine Gewalt, vor welcher die meisten Patricier bei Vertheidigung ihrer Vorrechte gezittert haben mögen. Darum hatten die Plebejer mit dem neuen Rechte, welches sie von neuem (z. B. gegen Menenius (J. 476. od. 278. n. E. R.) geltend zu machen, nicht versäumten, sehr viel gewonnen, wenn gleich Coriolanus sie eine Zeitlang geängstigt haben soll. In wiefern aber diese Vorfälle Einfluß auf den Entwurf der Vertheilung der Stats-Güter hatten, welchen einige Jahre nachher (J. 487. od. 267 n. E. R.) der Consul Sp. Cassius Viscellinus machte, ist allerdings ungewiß: aber dieser Entwurf zeugt für den fortgehenden Sieg der Plebejer. Zwar ging Cassius unter, weil die Plebs ihm mit Recht nicht trauete, und weil es gefährlich zu seyn schien, solche Vortheile vom Consul zu empfangen; aber der süße Gedanke der

Landvertheilung blieb. Die Patricier konnten, aus Vorurtheil, Ungunst oder Eigennutz, die Ausführung wol durch Betrug, Frevel und dictatorische Tyrannei verzögern, aber ihn selbst nicht vernichten, und an ihm hatten die Tribunen einen Hebel, mit welchem sie auch den Haufen der Gemeinsten leicht in Bewegung setzen konnten, der für gleiche Freiheit keinen Sinn hatte, aber wol für gleichen Besitz. Der erste Tribun, der die Verzögerung der Landvertheilung durch das Gericht der Plebs-Gemeinde an den Consulen rächen zu wollen schien, Genucius, wurde nur durch einen Meuchelmord an der Ausführung seines Vorsatzes gehindert (J. 474. od. 280. n. R. E.). Durch diesen Frevel, über welchen die Patricier eine eben so abscheuliche als unkluge Freude bezeugt haben sollen, wurden zwar die übrigen Tribunen in Angst gesetzt und von kühnen Unternehmungen hinweg geschreckt. Aber grade ihre Verzagtheit gab Veranlassung, daß Publilius Volero, welchen die Consulen, als sie im Siege der schändlichen That eine strenge Truppen-Aushebung betrieben, übermüthig mißhandelt hatten, zweimal gewaltsam und im Sturm Plebs-Tribun ward, und als solcher mit seinen Collegen seinem Stande Rechte erkämpfte, welche ihnen größere für die Zukunft sicherten. Zuerst wurde zugestanden, daß die Plebs sich ihre Vorsteher, Tribunen und Aedilen, in ihrer Tribus-Gemeinde, ohne alle Einmischung der Patricier erwählen durfte; und wenn sie früher (J. 482. n. R. E. 272.) schon dadurch viel erreicht hatte, daß ein Consul von den Centus

ten frei gewählt werden sollte, so war der Gewinn für die plebejische Freiheit durch dieses neue Gesetz nicht zu berechnen! Dennoch war zweitens noch bedeutender, daß die Plebs das Recht erhielt, in ihrer Tribus-Gemeinde über alle öffentliche Angelegenheiten, ohne Einmischung der Patricier, sich zu berathen und Beschlüsse zu fassen; Beschlüsse, die freilich keine Gesetzkraft hatten, die aber als erklärter Wille der Menge leicht von der Menge geltend gemacht werden konnten. Wohl sahen die Patricier, wieviel sie durch diese neuen Gesetze von ihrem alten Vorzuge verloren; aber welche Kunstgriffe sie auch, von ihren Schirmlingen unterstützt, anwenden mochten: sie konnten der Plebs um so weniger widerstehen, je weniger sie unter sich, nach der Natur der Dinge, einig seyn konnten; und der strenge, heftige, grimmige Consul Appius Claudius, der von dem verkehrten Aristokraten-Sinne seines Vaters nicht hinweg zu bringen war, entging nur durch einen Selbstmord erniedrigenden Strafen.

296. Während dieses Streites, dieser Verwirrungen, Zerrüttungen und Gewaltthätigkeiten in Rom, deren Gang man bei einem solchen Volke gern folgt, weil das Streben nach Ordnung, Einheit und Freiheit darin nicht zu verkennen ist, mußte Rom natürlich gegen seine Nachbaren verlieren. Unter fortdauernden Kämpfen mit diesen Nachbar-Völkerschaften errang die Plebs, was ihr zugestanden wurde. Mehr als einmal schien Rom ihrem Untergange nahe zu seyn, und die Plebs sah gern die Gefahr, um durch

Ungeneigtheit und Widersetzlichkeit die Patricier zu zwingen, Erhaltung des Ganzen mit Aufopferung von Vorrechten zu erkaufen. Unter den einförmigen Vorfällen, von welchen sich Kunde aus diesen Kriegen erhalten haben soll, erregen die größte Aufmerksamkeit zuerst der Auszug und Untergang der Fabier gegen die Vejenter (J. 480.), mit ihren Folgen, und dann das Betragen der Plebejer, als der Consul Appius Claudius sie (J. 471. n. E. R. 283.) gegen die Volsker führte, seine Strenge und ihre Verfolgung. Aber wenn auch die Plebejer durch die neuerrungenen Rechte den Patriciern in bürgerlichen Verhältnissen näher gekommen waren, so waren beide Stände in ihrer Gesinnung gegen einander durch den beständigen Kampf und noch mehr durch die Art, mit welcher er von beiden Seiten geführt war, wie zwei Völker von einander geschieden. Alle erkannten vielleicht, daß Rom bei dieser Spaltung in sich selbst den auswärtigen Feinden auf die Dauer zu widerstehen nicht im Stande seyn würde, und daß es nothwendig wäre, entweder die alte Gewalt der Patricier herzustellen, oder den Plebejern die Gleichheit zu gewähren, die sie erstrebten; und darum mußten sich von dieser Seite wie von jener Einige auf die entgegengesetzte hinneigen oder sich für die entgegengesetzte gewinnen lassen. Aber ein Zurückweichen der Plebejer war eben so unmöglich, als ein plötzliches Fortschreiten der Patricier nicht zu erwarten war. Und allgemeine Unfälle, wie die verheerende Pest, mit welcher (J. 463. n. E. R. 291.) die Götter die jammervolle

Verletzung der Ordnung und Eintracht strafen zu wollen schienen, konnten zwar den Streit eine Zeitlang aufhalten, aber keineswegs endigen.

297. Die Forderung einer allgemeinen Gesetz-Gebung, welche (§. 493.) durch den Plebs-Tribunen C. Terentius Arsa gemacht wurde, war in einer innern Nothwendigkeit der Verhältnisse begründet; was die Gemeinde der Plebejer bisher erstritten hatte, deß konnte der Einzelne ohne eine solche Gesetzgebung keineswegs im ganzen Umfange froh werden; und die Erfahrung jedes Tages bewies vielleicht, wie abhängig der Plebejer noch immer von den patricischen Aemtern blieb, ungeachtet aller Kämpfe seiner Gemeinde. Darum ist eben so begreiflich, daß die Plebejer nicht durch Trug, Hohn, Wunder, List, oder Gefahr, (wie die, in welche Rom durch den sonderbaren Ueberfall des Capitoliums (§. 461. u. E. N. 293.) gebracht wurde), bewogen werden konnten, ihre Forderung aufzugeben, als daß die Patricier dergleichen Mittel anzuwenden kein Bedenken trugen, um der Gewährung überhoben zu seyn. Selbst der strenge Consul und gewaltige Dictator L. Quinctius Cincinnatus, der Vater hochherziger, ruhmvoller, trotziger und unbändiger Söhne, der selbst auf seinen vier Jugern hinter dem Pfluge die patricische Gesinnung nicht verlor, konnte nur auf einen Augenblick das gesammte Volk fortreißen! Die Patricier gewannen durch die ungeheuersten Bemühungen nur Aufschub, aber kein Vergessen. Die fortdauernde Gährung, die selbst zu drohendem Ungestüm hinanstieg, machte das Nachgeben

rathsam. Und wie es sich nun auch mit der Sammlung griechischer Gesetze zu den alten heimischen Rechtsgewohnheiten verhalten mag: es wurden (J. 453. n. E. R. 301.) zehn Männer mit der langerstrebten Gesetz-Gebung beauftragt. Die dictatorische Gewalt derselben war Gesetz-Gebern nach alten Begriffen wol nothwendig; dann aber war es auch den Verhältnissen gemäß, daß nur Patriciern die Gesetz-Gebung aufgetragen wurde. Die Gesetze der zwölf Tafeln, obgleich Quelle alles öffentlichen und bürgerlichen Rechtes, konnten daher wol die Stände einander näher rücken, aber sie konnten begreiflicher Weise die Scheidewand nicht niederreißen, welche noch zwischen den Patriciern und Plebejern dastand; und eben deßwegen konnten sie auch nicht die Standes-Vortheile vereinigen und ein wahres Römerthum gründen, oder den alten Streit zwischen den Patriciern und Plebejern endigen. Und wenn gleich den Plebejern zugestanden wurde, daß zu den zweiten Decemvirn auch Männer aus ihrer Mitte erkohren wurden: so erfuhren sie doch bald, wie hoch die Patricier noch über ihnen standen, und die Patricier erfuhren mit ihnen, wie gefährlich auch bei bestimmten Gesetzen die Willkühr der Verwalter ist. Aber die Freiheit war zu weit gediehen, als daß sie wieder hätte unterdrückt werden können. Verbrechen, wie die Ermordung des mit Narben und Ehren bedeckten L. Siccius Dentatus, konnten die Gewalthaber wol auf kurze Zeit schirmen; als aber Appius Claudius den Richterstuhl zu Befriedigung gemeiner Lüste schändete und dadurch einen wackern Mann zu einer

schrecklichen That für Tugend und Recht fortstieß: da stürzte die Gewalt der Zehen zusammen, und es half nichts, daß die meisten Patricier lieber in arger Knechtschaft unter Tyrannen ihres Standes, als mit den Plebejern in gleicher Freiheit leben wollten. Das Consulat und die tribunicische Gewalt wurden hergestellt, und die letzte durch zehn Männer, wie schon früher zugestanden war, gehandhabt.

298. Die wiederhergestellte Freiheit wurde durch mehrere wichtige und strenge Gesetze befestigt, wofür die beiden Consuln, welche, eingedenk ihrer Abstammung und alte Familien-Grundsätze fortbildend, sich über die Vortheile ihres Standes zu bürgerlicher Gesinnung erhoben hatten, den Haß der Patricier als Abtrünnige wol verdienten. Unter diesen Gesetzen ist das Horatische, von den Centurien beliebte, daß die Tribus-Beschlüsse der Plebs-Gemeinde für das ganze Volk verbindlich seyn sollten, unstreitig das merkwürdigste. Die Meinung dieses Gesetzes, welches übrigens in der Folge noch zweimal (§. 338 und 288.) mit gleichen Worten wiederholt ist, kann wol nicht gewesen seyn, daß die Plebs als solche allmächtig, und daß die Patricier als fortbestehender Stand ihren Beschlüssen unterworfen seyn sollten: dagegen spricht nicht nur die Widersinnigkeit der Sache selbst, sondern auch die folgende Geschichte Roms, obgleich Livius das Gesetz also verstanden zu haben scheint: sondern durch dasselbe sollten vielmehr unmittelbar nur die mit Bewilligung des Senates gefaßten Be-

schlüsse der Tribus-Gemeinde, die übrigens nicht mehr rein plebejisch war, in den eigenen Angelegenheiten derselben, ohne Bestätigung der Curien Gesetzes-Kraft erhalten, zugleich aber sollte auch mittelbar die Verschmelzung der Patricier mit den Plebejern, indem jene zum Eintritt in die Tribus gereizt würden, erleichtert werden. — Nicht lange nach diesem (J. 446. n. C. R. 308.) machte der Plebs-Tribun Canulejus die Forderung, daß zwischen Patriciern und Plebejern rechtsgültige Ehen, die wol nie Statt gefunden hatten und die durch die zwölf Tafeln förmlich untersagt waren, sollten Statt finden dürfen. Hierdurch wäre unstreitig die Haupt-Scheidewand niedergerissen, welche die Stände sonderte, und eine Auflösung in einander nothwendig gewesen. Darum widersetzten sich die Patricier der Forderung mit allem Nachdrucke. Da sie aber dennoch, wie immer, nachgeben mußten, so hätte die andere Forderung, welche die übrigen neun Tribunen machten, daß es nämlich dem Volke freistehen sollte, die Consulen sowol aus den Plebejern als aus den Patriciern zu erwählen, jetzt noch unterbleiben können; denn sobald die Stände mehr in einander aufgelöset waren, mußte sich dieses von selbst ergeben, so lange sie aber noch feindselig gegen einander standen, konnte die Wahl nicht auf einen Plebejer fallen, wenn er gleich gesetzmäßig zum Consulat fähig war, und wenn gleich Patricier unter den Plebs-Tribunen erschienen. Darum aber hätten sich auch die Patricier nicht so sehr zu wehren brauchen, ehe sie sich zum gewohnten Nachgeben verstanden. Indeß war die Aus-

gleichung, welche durch die Wahl der Kriegs-Tribunen mit consularischer Gewalt getroffen ward, für die Besänftigung der Leidenschaften, nachdem die Forderung einmal geschehen und bestritten war, allerdings gut; aber der Gang der Ereignisse zeigte bald genug, daß die Plebejer mit diesen Kriegs-Tribunen unmittelbar nichts gewonnen, und die Patricier nichts verloren hätten. Und wenn die Patricier bei dieser Gelegenheit das höchstwichtige Amt der Censoren in der Absicht an sich brachten, durch dasselbige ihre alten Standes-Vorrechte wenigstens zum Theil zu retten, und den alten Unterschied zwischen sich und der Plebs zu erhalten: so mag auch dieses Beispiel zeigen, wie Leidenschaft und Verkehrtheit gewöhnlich gegen sich selbst handeln. Denn die Trennung der censorischen Gewalt von der consularischen mußte im Fortgange der Zeit heilsam werden für die Freiheit, und doch konnte jene nach der Natur der Dinge eben so wenig von den Patriciern behauptet werden, als diese. Im Uebrigen mag die Stimmung der Parteien aus der Geschichte des Ritters Sp. Mälius erkannt werden.

299. Nachdem aber soviel für allgemeine Freiheit erreicht worden war, konnte für diese nicht besser gesorgt werden, als daß man von Seiten der Plebejer das Zugestandene sich im Stillen recht festsetzen und somit Leben gewinnen ließ; denn durch erneuerten Kampf war nicht mehr zu erreichen, sondern die Frucht mußte durch die Zeit gereift werden. Wenn es daher von jetzt an auch an einzelnen Berührungen der Stände

keineswegs fehlte, so kam es doch nicht zu solchen gewaltsamen Erschütterungen, wie bisher. Dadurch ward es von nun an den Römern möglich, gegen Auswärtige Dinge auszuführen, die sie bisher nicht einmal hatten versuchen können. Die beständigen Kriege, die sie mit Aequern, Volscern u. a. meist für eigene Erhaltung geführt hatten, waren kurze Kampfzüge gewesen, die darum so wenig lehrreich als angenehm sind, weil, ohne Eigenthümlichkeit, einer wie alle war. Von nun an erhalten die Kriege Roms aus zwei Gründen ein anderes und wichtigeres Ansehen. Erstlich wurde (seit 426 v. Chr. 328 n. R.) jeder Krieg Volks-Sache, da er vormals nur Senats-Sache gewesen war; zweitens aber wurde (im J. 409.) vom Senate beschlossen, daß das Heer Sold erhalten sollte. Gegen diesen Beschluß erhoben zwar die Plebs-Tribunen nicht ungegründete Klage; aber das ist unleugbar: ohne die Besoldung des Heers hätte Rom weder in der Nähe eine dauernde Herrschaft gründen, noch in der Ferne Eroberungen machen können. Der erneuerte Krieg gegen Veji zeigte sogleich die Wichtigkeit dieser Veränderung. Ohne sie wäre die zehnjährige Belagerung dieser alten und, wegen ihrer Nähe, doppelt gefährlichen Feindin gar nicht möglich gewesen; nun aber fiel nicht nur die alte reiche Stadt endlich vor dem eben so kraftvollen und hochherzigen, als stolzen und rachsüchtigen, Dictator Fur. Camillus, (J. 396. n E. R. 358.) wie unangenehm auch die Winter-Feldzüge den Römern waren, sondern Roms Macht verbreitete sich gar bald weiter. Wenn

aber den Römern hierbei der Umstand günstig war, daß entferntere kriegerische Bewegungen im Süden wie im Norden die benachbarten Völkerschaften von fremder Hülfe gegen Rom entblößten: so ward ihnen die Freude, welche sie hierüber empfinden mußten, bald in großes Leid verwandelt. Denn Gallier, eins der großen Völker des Nordens, furchtbar für den ungewohnten Blick der Süd-Bewohner durch ihre Art, ihr Wesen, und ihre alte Rohheit, waren (wie sie überhaupt nach der Nordländer Weise häufig aus ihrem übervölkerten Vaterlande zu wandern pflegten) über die Alpen gegangen und hatten einen der fruchtbarsten Theile Italiens in Besitz genommen. Ihr Einfall in Italien war für Rom vortheilhaft gewesen. Aber beim Fortgange beiderseitiger Unternehmungen mußten Römer und Gallier auf einander stoßen. Vor Clusium lernten sie sich kennen; und die Art, mit welcher hier die verwegenen Gesandten der Römer sich gegen die Gallier betrugen, mußte Männer, welche das Recht in den Waffen führten, und die Ueberzeugung hatten, daß tapfern Männern Alles gehörte, zu schnellem Krieg und zu schneller Rache reizen. Die Art hingegen, mit welcher die Römer dem furchtbaren Feind begegneten, mußte den unglückseligen Tag am Allia herbeiführen; und doch ging ihr thörichtes Benehmen wol keineswegs aus Verblendung und zu großem Selbstvertrauen hervor, sondern vielmehr aus Ueberraschung, Bestürzung und Unbehülflichkeit. Wenn aber auch die späteren Römer die schmachvolle Flucht aus der Schlacht am Allia und die Besetzung und

Verbrennung der ewigen Stadt durch die Senonen nicht so, wie das Unglück, welches sie einst durch Porsena (vergl. 290.) erlitten hatte, haben verschleiern können: so ist doch sowol die Besitznahme als die Befreiung der Stadt auf eine solche Art dargestellt, daß die Ehre des römischen Namens gerettet zu seyn schien, und in den Thaten des alten Helden Camillus, der wegen vortrefflichen Handelns Verzeihung für manchen Fehler verdient, des wachsamen Manlius, durch welchen das Capitolium gerettet wurde, des Centurionen Caedicius, der nur an Rang dem Camillus nachstand, und des kühnen Jünglings Pontius Cominius, der mit Lebens-Gefahr die getrennten Römer verknüpfte, wurde der Römergeist, der die Welt zu beherrschen fähig seyn sollte, so herrlich gefeiert, daß die Schmach dagegen erträglich zu seyn schien. Schwache Stunden haben Völker, wie Menschen: es kommt nur darauf an, sie in Vergessenheit zu bringen. — Uebrigens wurde Rom durch die Gallier zerstört (J. 388. nach R. Er. 366.), 18 Jahre nach der Schlacht bei Aegospotami.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung. Unterwerfung Italiens.

300. Der Plebs ist zu verzeihen, daß sie, wie der Mensch dem Orte seines Unglückes so gern zu entfliehen sucht, nach solchen Unfällen Rom um Veji zu ver-

tauschen wünschte; gemeinere Seelen aus den Patriciern, deren Vaterlands-Liebe an den zerstörten Wänden gehangen hatte, mögen ihnen beigestimmt haben: aber Camillus und mit ihm die Edelsten zogen mit schöner Besonnenheit die wüste Brandstätte vor, weil da die alten Götter wohnten, weil da so viele theuere Erinnerungen begeistern konnten, und weil die Lage größere Sicherheit und Macht verhieß. Also wurde Rom, eilig und planlos, wieder aufgebauet. Aber wenn die Geschichte früherer Zeiten, nach Livius, auch deßwegen dunkel und ungewiß gewesen seyn soll, weil die Jahrbücher und Denkmäler durch die Gallier zerstört worden: so läßt sich eben nicht sagen, daß die Geschichte der nächstfolgenden Zeit, ungeachtet Rom kein solches Unglück wieder erduldete, reicher, klarer, gewisser wäre. Indeß kann nicht bezweifelt werden, daß Rom durch das erduldete Unglück sowohl gegen auswärtige Feinde sehr geschwächt als im Innern eben so sehr zerrüttet gewesen. Daher ist nicht nur begreiflich, daß die alten Feinde Roms, Volsker, Aequer, Etrusker, die günstigen Umstände zu Angriffen und Rache benutzten, sondern auch, daß die latinischen Bundes-Genossen sich rührten, um die vormalige Gleichheit wieder zu gewinnen. Aber es ist auch begreiflich, wie die Zerstörung aller Verhältnisse in Rom, die Zerrüttung des Vermögens, die allgemeine Verwirrung und Noth wiederum die alten Leidenschaften der Stände aufreizen, wie die Patricier geneigt seyn konnten, grade diese Umstände zu benutzen, um die Plebejer zahmer zu machen und zurückzuführen in

ihre vormalige Unbedeutenheit, und wie die Plebejer in vollem Gefühle des Unglückes der Zeit mit mehr Heftigkeit und Ungestüm als je zuvor diesem Bestreben begegneten. Wenn aber der Heldengeist des Camillus und Anderer das menschliche Gemüth in dem gefährlichen und schönbestandenen Kampfe Roms gegen ihre auswärtigen Feinde erfreuet: so erregt die Unmenschlichkeit, mit welcher das alte harte, von den zwölf Tafeln bestätigte, Recht gegen Schuldner von den Patriciern in dieser hohen Noth mißbraucht ward, Unmuth und Schmerz, und die tragische Geschichte des Manlius, in welcher der Zustand Roms deutlich hervortritt, erfüllt die Seele mit Wehmuth und Trauer. Wohl mag es wahr seyn, daß der edle Geist dieses narben- und kronen-reichen Helden, im Streite mit dem Eigennutze, der Verkehrtheit, der Unmenschlichkeit, zu gefährlichen Gedanken getrieben wurde, die er in innerster Seele verabscheurte: aber er hatte Nichts gethan, um den höhnenden Tod zu verdienen, der ihm an dem Orte seines höchsten Ruhmes zugefügt wurde. Darin zeigte sich der brennende Haß der Patricier gegen die Plebejer; und, wenn diese nicht etwa um ihren Patron betrogen sind, so wird es schwer, sich mit ihnen darüber auszusöhnen, daß sie nachgaben. Erst als die Götter Rache übten, erwachte die Sehnsucht nach dem Zerschmetterten.

301. Aber der Geist der Freiheit gewann immer mehr Stärke im Kampfe gegen die Unterdrückung. Die Erzählung, wie C. Licinius Stolo zu dem

erhabenen Gedanken seiner Gesetz-Gebung gekommen seyn soll, ist an sich ein wenig einfältig erfunden, und giebt, fast unwürdig, für den großen Zweck eine kleinliche Veranlassung. Dennoch scheint sie darauf hinzudeuten, daß die, durch das Canulejische Gesetz (vergl. 298.) zwischen Patriciern und Plebejern erlaubten Ehen zunächst zu der Gleichheit beider Stände, um welche so lange gerungen war, geführt habe. Und hierin und in sofern ist sie wahr. Die Art aber, mit welcher Licinius als Plebstribun, und sein Collega L. Sextius, zehn Jahre lang (J. 377—367.) für ihre Forderungen gegen die widerstrebenden Patricier ankämpften, weder wankend gemacht durch ihre verführten Collegen, noch durch zweier Dictatoren amtliches und persönliches Ansehen oder durch die Gefahr, welche auswärtige Feinde brachten, bis sie endlich ohne Gewaltthätigkeit und böse Künste lediglich durch unerschütterliches Festhalten an der Gerechtigkeit ihrer Sache obsiegten und ihre Forderungen in Gesetze verwandelten — diese Art verdient unstreitig die höchste Bewunderung. Durch die Gesetze selbst aber ward erstens den Schuldnern einige Erleichterung verschafft, nicht ohne scheinbare Rechtswidrigkeit, obgleich das alte unmenschliche Schuld-Recht nicht aufgehoben ward: (erst im J. 352, noch R. E. 402, und 325, nach R. E. 429. wurden Einrichtungen getroffen, durch welche die Willkühr über des Schuldners Freiheit und Leben beschränkt und aufgehoben werden sollte). Zweitens wurden die Patricier im Besitz und in Benutzung der Staatsgüter (vergl. 287.) beschränkt, und

den Plebejern wurde der Ueberrest zu angemessenen Eigenthums-Theilen zugesichert. Dieses Gesetz kann allerdings für einzelne Patricier, obgleich die Schranken nicht eben eng gezogen waren, hart gewesen seyn; aber es war unstreitig nothwendig für Wohlfahrt und Freiheit, weil bei dem Wachsen der Staatsgüter und bei der Geschlossenheit des patricischen Standes die Unbeschränktheit des Besitzes und der Benutzung dieser Güter nothwendig eine solche Ungleichheit des Vermögens erhalten und bewirkt haben würde, daß die Plebejer beständig in arger Abhängigkeit erhalten, daß wenigstens ein großer Theil ohne Sicherheit und Freiheit geblieben wäre: denn so lange jene Unbeschränktheit Statt fand, konnten die Plebejer um den Antheil von den Staatsgütern, wie bis jetzt, so fort und fort, betrogen werden, der ihnen in alten Tagen eigenthümlich eingeräumt worden war. Drittens aber schienen diese wichtigen Anordnungen dadurch Festigkeit und Kraft zu gewinnen, daß für alle Zukunft ein Consul aus den Plebejern gewählt werden sollte; und viertens endlich war es auch nichts Geringes, daß den Plebejern Theilnahme an der Aufsicht über die sybilliniſchen Bücher, welche für die öffentlichen Verhältnisse von hoher Bedeutung waren, zugesichert wurde. Nun behielten zwar die Patricier, als (im J. 366. nach R. E. 388.) L. Sextius wirklich erster plebejischer Consul ward, vermöge der neueingeführten Prätur die Consular-Gewalt wenigstens zu zwei Drittheilen, und durch das gleichfalls neue und keineswegs unwichtige Amt der curulischen Aediles schien

ihre alte Vormacht noch hinlänglich gerettet zu seyn: aber die Mäßigung der Plebejer, die sich auch hier wiederum zeigte, konnte nur der allgemeinen Freiheit zum Vortheile gereichen, weil die Menge mehr und mehr gereift und gerade dadurch fähig wurde, das Errungene zu behaupten.

302. Fünf und zwanzig Jahre lang versuchten die Patricier durch Kunstgriffe und Frevel aller Art, die Licinischen Gesetze zu umgehen, zu durchbrechen, zu vernichten: aber umsonst; der rege Menschen-Geist siegte unter allen Stürmen über veraltete Verhältnisse. Die neuen Vorzüge der Patricier wie die alten wurden nach und nach in Anspruch genommen und glücklich zu allgemeiner Gleichheit aufgelöset. Zehn Jahre nach Uebertragung des Consulats an einen Plebejer (J. 356, nach R. E. 398.) ward ein anderer Plebejer, C. Marcius Rutilus, von einem plebejischen Consul zum Dictator ernannt, und der gute Geist der Plebejer wehrte den Patriciern, die gern seine Ehre in Schmach, selbst auf Kosten des gemeinsamen Vaterlandes, verwandelt hätten, ihr Ziel zu erreichen. Eben derselbe Mann ward fünf Jahre später (J. 351 nach R. E. 403.) unter wichtigen Verhältnissen mit der Censur bekleidet. Und so befestigten sich die Licinischen Gesetze immer mehr und wurden endlich, vielleicht durch einen Aufstand, (J. 341. nach R. E. 413.) völlig gesichert und durch neue Gesetze des plebejischen Dictators Q. Publilius Philo (J. 338, nach R. E. 416.) erweitert und vollendet. Denn kurz hier-

auf (J. 336. nach R. E. 418.) erhielt eben dieser Publilius die Prätur, die letzte bürgerliche Würde, welche die Patricier noch ausschließlich besaßen. Und wenn nun auch das Pontificat und Augurat noch eine Zeitlang allein bei den Patriciern blieb: so mußte es doch eben so gewiß endlich (J. 302. nach R. E. 452.) an die Plebejer kommen, als sich die einzelnen Ausbrüche, in welchen sich der Geist alter Zwietracht noch von Zeit zu Zeit offenbarte, in allgemeine Freiheit nothwendig auflöseten. — Und also verschwand der alte Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern; der alte ständische Parteigeist verlor sich in dem hohen Sinn eines wahren Römerthumes; und Rom erhielt eine Verfassung, welche durch das bewunderungswerthe, zu ernstem Streben nach Bürger-Tugend reizende und zu gegenseitiger Schonung nöthigende Verhältniß zwischen der Volks-Gemeinde, dem Senat und den Consulen, — indem sie wechselseitig über und unter einander standen, und sich gegenseitig beherrschten und bedurften, — ein so reges Leben und eine so feste Sicherheit zu gewähren schien, daß Gemeinsinn, Heldengeist, jede große und schöne Bürger-Tugend durch sie nicht nur möglich, sondern fast nothwendig gemacht wurde. Nur auf Eins kam es an, ob die goldene Zeit, die aus diesem nothwendigen Streben und Gegenstreben hervorgehen mußte, dauern, oder ob auch Rom entarten und in sich selbst untergehen, oder doch des Unterganges werth werden sollte — darauf nämlich, daß sich der Römersinn zum Volkssinn, oder das römische Stadtthum zum italischen Volke

thum erheben mußte. Die Betrachtung der innern Verhältnisse und dessen, was früher gegen die Latiner geschehen war, macht hiezu allerdings wenig Hoffnung; jetzt aber mußte es sich klärer zeigen in den Verhältnissen, in welche sich Rom zu den Italern setzen wollte.

303. Nachdem nämlich die Anschläge der Feinde Roms, welche ihr Unglück zu benutzen gestrebt hatten, vereitelt worden; und nachdem hierauf die Römer neuen gallischen Raubzügen nicht ohne wundervolle Helden-Thaten begegnet waren, und gegen sie nicht nur an kriegerischem Muth und Sinne gewonnen, sondern auch die Latiner zu Erneuerung ihrer alten Bündnisse (§. 337. nach R. E. 397.) gezogen hatten, wurden sie in einen neuen Kampf verwickelt, der sie nach und nach mit allen Völkerschaften Italiens in Berührung brachte. Die großen Kräfte, welche durch die innoren Streitigkeiten gewaltig aufgeregt, aber bisher auch von diesen Streitigkeiten verzehrt waren, verlangten jetzt ein anderes Feld, um sich zu zeigen in ihrer Stärke. Da wurde Rom durch die bedrängten Campaner, ein Völklein, welches den schönsten und ergiebigsten Boden der Erde bewohnte und hierüber früh zu verfeinerter Art und Kunst, zu Ueppigkeit und Wollust gekommen war (wiewol die Sitten und Genüsse Capua's doch wol nur im Gegensatze der römischen Einfalt und Derbheit so ausschweifend gewesen seyn dürften), in einen Krieg mit der stärksten, kühnsten, kampflustigsten Völkerschaft, mit den

Samniten gezogen. Dieser Krieg mußte den Römern willkommen seyn, weil er die schönste Gelegenheit gab, die innere Ruhe zu befestigen, die Kraft würdig zu üben, zu mehren und das Uebermaß abzuleiten. Er begann (J. 343. nach R. E. 411.) zu derselben Zeit, als Philipp von Macedonien, seit etwa zwölf Jahren, die Griechen mit seiner Macht und seinen feinen Künsten ängstigte, verwirrte und um ihre Freiheit zu betrügen suchte. Über fünfzig Jahre dauerte der Kampf, ehe Samnium überwältigt ward (bis J. 290, nach R. E. 464), und noch über zwanzig Jahre länger die Kriege gegen das übrige Italien, die mit jenem Kampfe mehr oder minder zusammenhingen. Während dieser Zeit ward von den Makedoniern Griechenlands Freiheit vernichtet, der persische Thron gestürzt, und, nach vielfacher Verwirrung, wurden neue Reiche gegründet; Sicilien aber schien unter Karthago's Herrschaft zu kommen. Für Rom jedoch wechselten die Verhältnisse mannigfaltig. Mit den Samniten wurden wiederholt Verträge geschlossen, und sie standen sogar neben den Römern, als diese die Latiner gänzlich unterwarfen (J. 414. nach R. E.). Das Glück war den Römern auch nicht immer getreu: sie erlitten z. B. bei Caudium (J. 321. nach R. E. 433.) eine große Schmach. Aber die Samniten wußten ihren Vortheil weder zur Freundschaft noch zur Vernichtung zu nutzen und die übrigen Völkerschaften Italiens, von den Galliern am Fuße der Alpen, durch die Etrusker und Umbrer hindurch, bis zu den griechischen Städten im Süden, standen nur nach und

nach gegen sie auf, oder handelten wenigstens nicht nach Einem Gedanken. Der kriegskundige und streitlustige König Pyrrhus von Epirus, welcher, gerufen von den Tarentinern, mit großen Entwürfen — er wäre gern Alexandern gleich gewesen, dessen Stammland er umsonst an sich zu reißen gesucht hatte! — und griechisch-macedonischer Kriegskunst (J. 280. nach R. E. 474.) nach Italien kam, schien nicht ohne Erfolg die Bühne zu betreten, aber er ließ sich bald, da der Senat im hohen Selbstgefühle seine Freundschaft abgewiesen hatte, nach Sicilien ziehen, (vergl. 168.) versäumte den Augenblick und suchte alsdann umsonst wieder herzustellen, was versäumt war. Also erhob sich Rom immer höher gegen alle ihre Feinde. Der Krieg lehrte den Krieg, und je mannigfaltiger und gebildeter das Leben der Feinde war, desto größer war Roms Gewinn. Unter den großen Feldherren, M. Valerius Corvus, der zuerst den Römern zeigte, auf welche Weise der Sieg über Samniter zu erringen war, L. Papirius Cursor, Q. Fabius Maximus u. s. w. erfochten sie glänzende Siege, gingen festes Schritts vorwärts, und endigten mit der Unterwerfung von fast ganz Italien. Nur der obere Theil blieb noch unbezwungen.

304. Es war aber keineswegs ein blindes Glück, welches, wie es zum Trost träger Feigheit und zur Entschuldigung der Nichtswürdigen mit den armen Sterblichen spielen soll, den Römern den Sieg sicherte, sondern die Herrschaft, welche das Schicksal ihnen be-

stimmt hatte, brachten sie an sich, weil ihre Gegner an des Menschen schönsten Tugenden und an des Staats herrlichsten Einrichtungen sie weder erreichten, noch ihnen nachstrebten. An Muth und Tapferkeit waren viele dieser Gegner ihnen völlig gleich; in der Bewaffnung standen sie zum Theil über ihnen, und in der Kriegs-Kunst waren sie ihnen gleichfalls voraus. Indem aber die Römer es nicht verschmäheten, von ihren Feinden das Bessere anzunehmen, und nicht nur von Griechen, sondern auch von Samniten zu lernen, hielten sie (und dieses fehlte den Feinden), mit der größten Strenge und dem heiligsten Ernst an der großen Gesinnung für ihr gemeines Wesen, für das Römerthum fest, welche jeden Einzelnen nur zu einem Theile der großen Gemeinde machte, die Kräfte zur Kraft einte und den Tod verachten lehrte. Diese Gesinnung zeigte sich nicht bloß in dem strengen Gehorsam gegen die Befehle der Obern, für deren Uebertretung der hochgesinnte Jüngling T. Manlius von seinem eigenen Vater zum Tode verurtheilt wurde (J. 339. nach R. E. 414.); sie zeigte sich nicht bloß in der erhabenen Entschlossenheit, mit welcher P. Decius Mus in hoher Noth (J. 342. n. R. E. 412.) mit wenigen Gefährten für die Rettung des Heeres das Aeußerste wagte, und nachmals, wie später sein Sohn, für den Sieg der Römer sich besonnen dem Tode weihte (J. 340. nach R. E. 414.); sie zeigte sich nicht bloß in der hochherzigen Denkart, mit welcher des Pyrrhus und seines Gesandten Geschenke und Anerbietungen abgewiesen wurden: sondern sie zeigte sich

überhaupt in der treuen Bewahrung der väterlichen ländlichen Sitten-Einfalt, in dem edlen Wett-Streben nach Tugend und Ruhm, in der Besonnenheit im Glück und im Unverzagtseyn im Unglück'. Unterhalten aber und genährt wurde diese Gesinnung durch die Erziehung, die mit alterthümlichem Ernst auf nichts Anderes ging, als tüchtige Bürger für Krieg und Frieden zu bilden; durch die Art, wie nicht nur Auszeichnung im Frieden an Auszeichnung im Kriege, sondern selbst die Ausübung bürgerlicher Rechte an Kriegs-Dienste mehr und mehr geknüpft war; durch die innere Einrichtung der Heere; durch die Schmach, welche Den traf, der ein schandbares Leben einem rühmlichen Tode vorzog; durch die Belohnung, mit welcher große Thaten für das gemeine Wesen gefeiert wurden, vom Triumphe des Feldherrn an, durch die Kronen hindurch, bis zum Pferdeschmucke, zur Halskette, zu Land und Vieh'; endlich und besonders durch die Religion, die sich zur griechischen Religion eben so verhielt, wie der römische Republicanismus zur griechischen Freiheit, die aber bewunderungswürdig in alle Staatsverhältnisse, im Frieden wie im Kriege, eingriff, und den Römer-Sinn vollendete.

305. So begreiflich aber hierdurch auch die römischen Siege werden, und so rein die Freude ist, welche der denkende Mensch über diese Einrichtungen und Gesinnungen empfinden wird: so wenig rein ist die Freude, die er über die Maßregeln empfindet, welche Rom zur Erhaltung und Behauptung des Ero-

berten nahm, wenn er gleich bekennen muß, daß sie zweckmäßig waren zur Begründung einer dauernden Herrschaft. Denn indem Rom einigen Städten und Völkerschaften das Bürger-Recht, mehr oder minder vollkommen, gab, und andere mit dem schönen Namen von Bundes-Genossen an sich band; indem sie hier den Gegner völlig in den Staub trat, über ihn als einen Unterworfenen verfügte, und dort durch Colonien ihre Erwerbungen sicherte — erreichte sie zwar das Nächste, das nämlich, daß Alle gezwungen wurden, ihrer Größe zu dienen; aber sie zeigte auch zugleich, daß ihr eine ächtmenschliche Staats-Weisheit, daß ihr das Gefühl nothwendiger Selbstbeschränkung, daß ihr der Sinn für Begründung eines italischen Volksthumes gänzlich fremd war. Rom wollte und schaffte Einheit, aber keine Einheit der Freiheit und des Rechtes, keine Einheit der Gesinnung und des Strebens; deßwegen blieb überall Trennung, Zerrissenheit, Widerstreben, und nur Zwang und Gewalt erhielt das Zusammenwirken. Der Geist, der sich in den Verhältnissen, in welche Rom mit Italien trat, ausspricht, ist ein Geist ungemessener Herrschlust. Rom zeigte schon in diesen Verhältnissen, daß sie nach unbegränzter Vergrößerung strebe, und daß ihr die Mittel gleichgültig seyn würden, wenn sie nur die Länder der Erde unterwerfen und die Völker zum Gehorchen bringen möchte. Je passender und wirksamer aber für Roms Zweck, bewußt oder unbewußt, die Maßregeln waren, die sie gegen andere Staaten beobachtete, desto mehr konnte ihr Streben gelingen; allein je bose-

ser es gelang, je mehr also Rom über Andere ihr Joch brachte, desto gewisser bereitete sie ihren Fall vor, und desto schrecklicher mußte einst ihr Fall werden. Auch in der Verkehrtheit kann der Mensch Vieles erreichen, wenn er umsichtig verfährt, aber ungestraft wird keiner die Gränzen überspringen, welche die Natur festgestellt hat. Roms innere Verhältnisse mochten mit Weisheit geordnet seyn: da sie die äußeren Verhältnisse nicht mit Weisheit zu ordnen verstand, so konnte sie durch jenes der Entartung, dem Verfalle, dem Untergange nicht entgehen.

Viertes Kapitel.

Die Zeiten der punischen Kriege. (vergl. 179—186.)

306. Der Handels-Vertrag, den Rom mit Karthago schon nach Vertreibung der Könige geschlossen hatte, (vergl. 289.) war nachmals, unter Umständen, die nicht bekannt sind, mit einigen, für die Geschichte beider Staaten merkwürdigen, Veränderungen erneuert worden (J. 345. nach R. E. 409.). Pyrrhus hatte, als er in Italien und Sicilien gegen beide Republiken zugleich kämpfte, ein Vertheidigungs-Bündniß zwischen ihnen veranlaßt. Bald aber nach der Unterwerfung Italiens durch die Römer, nachdem auch der größte Theil von Sicilien den Karthagoern unterworfen war, entstand zwischen beiden Staaten ein Krieg, der, bei scheinbar unbedeutendem Anfang, bald auf

nichts Geringeres ging, als auf gegenseitige Vernichtung. Dieser Krieg war durch den Stand der Verhältnisse nothwendig. Allerdings mag der römische Senat einigen Anstand genommen haben, denselben zu beginnen, weil der Vorwand, den Mamertinern Hülfe senden zu wollen, zu schmachvoll war, und mit dem gerechten Verfahren gegen römische Krieger, die in Rhegion gethan hatten, was jene in Messana, den schneidendsten Widerspruch machte: aber der Sinn, der in den Römern war, hob Senat und Volk leicht genug über eine solche Bedenklichkeit hinweg. Auch ist die Frage sehr gleichgültig, ob die Römer den Krieg schon in der Absicht angefangen haben, die Karthagoer gänzlich aus Sicilien zu vertreiben, oder ob dieser Gedanke erst in ihnen nach bedeutenden Erfolgen entstanden sey? Sie wollten Sicilien, Sardinien, Alles, unterwerfen, wenn sie gleich im Anfange des Kampfes ihre Kräfte noch nicht genug erprobt hatten, um sich zum voraus für dieses Mal ein bestimmtes Ziel zu setzen! Der Ausgang des Krieges aber konnte, wenigstens so lange er über Sicilien und die benachbarten Inseln geführt ward, nur etwa zweifelhaft seyn, in sofern man, in Vergleichung beider Staaten, lediglich bei Dem, was gezählt und gemessen werden kann, stehen bleibt (bei der Länder-Masse und Menschen-Menge, bei Geld und Geld-Quellen, bei Schiffen und Bewaffnung, höchstens bei den Formen der Verfassung): aber er konnte keineswegs zweifelhaft seyn, sobald man auf die Natur und Lage

der Länder und auf den Geist der Völker und Staaten Rücksicht nimmt.

307. Der Consul Appius Claudius Cauder führt das römische Heer, das erste, welches über die Gränzen Italiens hinausging, (J. 264. nach R. E. 490.) nach Sicilien. Er war glücklich. Hieron trat auf die römische Seite (J. 263.); Agrigent fiel in römische Gewalt (J. 262.). Aber ohne Seemacht konnte gegen Karthago nichts Gewisses, nichts Dauerndes errungen werden. Kaum war dieses erkannt, so bedeckten große römische Flotten das Meer. Aber der römische Geist ist weniger in der schnellen Zusammenbringung einer Anzahl von Schiffen zu bewundern, als vielmehr in der Kühnheit, mit welcher die Römer sich auf das Meer wagten, und in der verwegenen Art, mit welcher sie den Charakter des See-Kriegs zu verändern, die Karthagoer zu verwirren, sie nicht nur um ihre alte Kunst, sondern gleichsam um ihr Element zu betrügen, und solche Siege an sich zu reißen wußten, als wodurch Duillius sich (J. 260. nach R. E. 494.) einen schönen Triumph verdiente, C. Attilius Regulus aber (J. 256.) den Weg ins Karthagoische Gebiet eröffnete. Und auch in diesem kühnen Unternehmen, jetzt schon einen solchen Feind auf seinem eigenen Boden anzugreifen, zeigt sich der römische Geist auf eine bewunderungswürdige Weise. Wenn aber diese Unternehmung, so schön sie Anfangs zu gelingen schien, auch (J. 254.) ganz mißglückte, sey es, daß das römische Volk mit zu we-

niger Macht zu viel wollte, sey es, daß Regulus, verführt durch sein bisheriges Glück, den Leidenschaften unterlag, sey es, daß unbekannte Umstände obwalteten: so wurden die Römer hierdurch nur belehrt, nicht der Zeit vorgreifen zu wollen, und mehr gewöhnt, durch beharrliche Anstrengung das Glück zu bestimmen. Freilich verzögerte das Unglück in Africa den Gang des Krieges; freilich drückte die Zerstörung, welche der Sturm wiederholt in ihren Flotten anrichtete, sie auf einige Zeit nieder: aber die inwohnende Kraft erhob sich bald mit neuer Stärke; und der lange Kampf, der um Lilybäum und Drepanum, die eigentlichen Haltpunkte Karthago's auf Sicilien, eine Reihe von Jahren zu See und Land geführt wurde, bewährte diese Kraft, obgleich das Kriegs-Glück mehrmals wechselte, auf eine schöne Art. Endlich aber wich Karthago, nach vier und zwanzigjährigem Kampfe, der römischen Beharrlichkeit (J. 240. nach R. E. 514.); sie trat Sicilien ab, erduldete andere Schmach, und ließ den Römern die Ueberzeugung, daß Anstrengung und Ausdauer zuverlässig zu Ruhm und Gewinne führen. Der Consul Luctat. Catulus schloß den Frieden nach einem schönen Seesiege bei Agusa, Lilybäum gegenüber.

308. Dieses Glück mußte natürlich auf Roms innere Verhältnisse zurückwirken und manche Veränderung veranlassen; aber Rom mußte auch durch dasselbe, bei ihrem inwohnenden Sinne, gegen Auswärtige kühner werden. Wie sehr sie in ihrer Politik

gewonnen hatte, bewies schon die Art, mit welcher der, vom Consul geschlossene, Friede aufgenommen und verändert ward; aber noch mehr zeugte hiervon Roms Verhalten während des unglückseligen Krieges, den Karthago mit ihren Miethlingen führen mußte. Allerdings mag Rom Anfangs nichts gegen Karthago gethan und selbst die Aufforderung der aufrührerischen Miethsoldaten auf Sardinien abgewiesen haben; aber dieses geschah wol nur, theils weil Rom selbst ihrer Unterworfenen nicht gewiß war, theils weil sie den günstigsten Augenblick erwarten wollte. Sobald sie aber sah, daß Karthago obsiegen würde, trug sie kein Bedenken, Sardinien an sich zu reißen, und die ermüdete Karthago noch zur Kriegskosten-Zahlung zu ängstigen. Gewiß ist: Rom mußte nach dem Besitz der Insel Sardinien streben, und hatte längst darnach gestrebt; aber die Art, wie sie dieselbe erwarb, war sündlich und verderblich. — Dagegen war der Krieg gegen die Illyrier, welche durch ihre Seeräuberei die Griechen ängstigten und auch den Italern manchen Schaden zufügten, politisch nothwendig, wenn er gleich durch die Heftigkeit, durch welche der römische Gesandte die stolze Königin Teuta reizte, beschleunigt ward (J. 229. nach R. E. 525.). Die Art aber, mit welcher die Römer Korcyra, Apollonia, Dyrrhachium in ihren Schirm nahmen, und mit welcher sie ihre Siege über die Illyrier, die ihnen des Demetrios von Pharos Verrätherei erleichterte, den Griechen bekannt machten, zeugt von ihrer Feinheit, und bereitete künftige Ereigniße vor; was sie für sich selbst ge-

than hatten, das rechneten sie den Griechen als Großmuth vor, und empfingen den Dank, welchen die Schwäche der Stärke nicht verweigern darf.

309. Aber eine neue Gefahr erhob sich für Rom von den Alpen her. Die Gallier hatten seit einem halben Jahrhundert, nachdem sie, vor der Ankunft des Pyrrhus nach Italien, gegen die Römer wiederholt unglücklich gekämpft hatten, mit diesen im Frieden und Bündnisse gelebt. Die Senonen gehorchten, und in Sena war eine römische Colonie gegründet. Die Römer aber mußten, nach der Lage und Beschaffenheit der Länder, auf alle Weise streben, Italien von diesen furchtbaren Fremdlingen zu befreien, und sich, um vor künftigen Anfällen sicher zu seyn, der Alpen-Pässe zu bemächtigen. Von diesem Streben der Römer mochten sich die Gallier wol besonders überzeugen, als jene auf den Vorschlag des C. Flaminius (J. 234.) von neuem gallisches Land vertheilten, und hierdurch ihr Colonial-Wesen gegen sie erweiterten. Also vergaßen die gallischen Volks-Stämme ihre Zwiste unter sich; zwischen den Bojen, den Insubren, den kriegslustigen Gäsaten am Rhodanus u. a. entstand eine furchtbare Verbindung, und Rom erinnerte sich noch einmal des Unglücks am Allia. Aber Rom zählte siebenmalhundert tausend Männer, die zu Fuße, und siebenzigtausend, die zu Pferde dem Feinde begegnen konnten; und gegen die wilden gallischen Schwärme hatten Bundes-Genossen und Unterworfene mit ihr gleichen Sinn. Darum waren

die Feinde im Einzelnen schrecklicher als im Ganzen furchtbar. Anfangs kamen sie zwar bis Clusium, (J. 226. nach R. E. 528.); als sie aber von dort, mit vieler Beute belastet, einen Rückzug für nothwendig hielten, so wurden sie auf demselben von zwei Seiten, durch die Consulen L. Aemilius und C. Atilius, in einer furchtbaren Schlacht, die sie nicht ohne Uebermuth begannen, aber dann mit großer Tapferkeit zu bestehen suchten, überwältigt. Hierauf drangen die Römer in das gallische Gebiet ein. Die Bojer unterwarfen sich. Die Insubres versuchten zwar noch einmal mit den Gäsaten, die alte Unabhängigkeit zu behaupten. Aber wenn sie sich auch noch ein Paar Jahre der Römer erwehrten: so entgingen sie doch nicht dem Geschicke. Nachdem sie noch zwei Niederlagen erlitten hatten, und nachdem Mediolanum, ihr Hauptort, gefallen war, verzweifelten sie an ihrem Glücke. Also wurde (J. 222. nach R. E. 532.) Gallien, diesseits der Alpen, römische Provinz, und zur Befestigung der Herrschaft wurden Cremona und Placentia angelegt. Auch ward Istrien unterworfen (J. 221.).

310. Diese Kämpfe Roms mit Illyrern und Galliern nöthigten sie, die großen Erwerbungen ungestört geschehen zu lassen, welche Karthago, unter Hamilkars und Hasdrubals Anführung, in Sapanien machte: den Letztern indeß lockte sie zu dem Versprechen, seine Eroberungen nicht auf das linke Ufer des Iberus auszudehnen. Zu derselben Zeit aber, da Rom

die Gallier, nicht gewann, sondern unterwarf, kam Hannibal an die Spitze der Karthagischen Macht in Spanien, in großer Seele seines Vaters alten Haß, den Rom wohl verdient hatte, treu bewahrend, und entschlossen, den Kampf gegen Rom von neuem zu beginnen. Rom hätte freilich für diesen Augenblick, da die Gallier noch nicht ans Gehorchen gewöhnt waren, da viele Italer die alte Freiheit noch nicht vergessen hatten, und Demetrios von Pharos, zu spät erkennend, daß es kein erfreulicher Gewinn sey, welchen der Mensch für Verrätherei von Fremden zieht, Unruhen in Illyrien erregte — Rom hätte für diesen Augenblick wol gern den Krieg vermieden; aber grade deßwegen hatte Hannibal noch einen Grund mehr, ihn zu beginnen; und Rom konnte durch ihre Gesandtschaften, als Sagunt belagert wurde, nur etwas zu erreichen hoffen, weil sie weder den Mann kannte, der Karthago's Heere führte, noch die Gesinnung der Bürger dieser Stadt. Daß nun Rom den unvermeidlichen Krieg nach Africa und Spanien zu setzen trachtete, das war groß und kühn gedacht; aber dieser Entwurf wurde wenigstens zur Hälfte dadurch vereitelt, daß Hannibal einen noch größeren und noch kühneren Gedanken, dessen Ausführung, auf diese Art wenigstens, Rom für unmöglich hielt, den Krieg nämlich nach Italien zu bringen, mit unerwarteter Raschheit ausführte (J. 218. nach R. E. 536.). Da mußte der Consul Tib. Sempronius Longus, der nach Africa gehen sollte, aus Sicilien nach Italien zurückkehren; der andere Consul hingegen, Publ. Cor-

helius Scipio, welcher früher nach Spanien segelte, fand, als er am Rhodanus anlangte, den Feind schon in der Nähe der Alpen. Die Maßregel, welche hierauf Scipio ergriff, seinen Bruder Cn. Cornelius mit dem größten Theile der Truppen nach Spanien zu senden, während er selbst nach Italien zurück ging, war vortrefflich; es ist aber schwer zu sagen, ob er diese Maßregel aus tiefer Staats- und Kriegs-Kunde ergriffen, oder in dem, allerdings verzeihlichen, Glauben (für welchen er jedoch am Ticinus gebüßt hätte!), Hannibal werde entweder die Alpen nicht übersteigen, oder doch so geschwächt in Italien anlangen, daß keine große Macht nöthig seyn würde, ihn am Fuße des Gebirges zu vernichten. Aber für Roms Geist und Sinn zeugt es auf eine schöne Weise, daß sie sich nicht damit begnügte, dem Baum einige Zweige und Aeste abzuhacken, sondern daß sie ihm die Axt an die Wurzel zu legen strebte; daß sie wegen der nahen Gefahr nicht den wichtigen Krieg in Spanien aufgab, sondern lieber das Aeußerste wagte, als zu einer kleinlichen Maßregel ihre Zuflucht nahm. Ueber das Gefecht am Ticinus geriethen die Römer in Erstaunen, aber der Ausgang machte sie nicht besorgt, obwohl die Unruhen der Gallier bedenklich waren. Der Verlust der Schlacht am Trebia hingegen, (J. 218.) durch welche der Consul Sempronius den Krieg schnell zu entscheiden gehofft hatte, erschien gefährlich, weil nun die Gallier gänzlich abfielen und ein größer Theil Italiens verloren ging: aber Alles, was Rom that, ging nur auf Erhaltung und Siche-

die Gallier, nicht gewann, sondern unterwarf, kam Hannibal an die Spitze der Karthagischen Macht in Spanien, in großer Seele seines Vaters alten Haß, den Rom wohl verdient hatte, treu bewahrend, und entschlossen, den Kampf gegen Rom von neuem zu beginnen. Rom hätte freilich für diesen Augenblick, da die Gallier noch nicht ans Gehorchen gewöhnt waren, da viele Italer die alte Freiheit noch nicht vergessen hatten, und Demetrios von Pharos, zu spät erkennend, daß es kein erfreulicher Gewinn sey, welchen der Mensch für Verrätherei von Fremden zieht, Unruhen in Illyrien erregte — Rom hätte für diesen Augenblick wol gern den Krieg vermieden; aber grade deßwegen hatte Hannibal noch einen Grund mehr, ihn zu beginnen; und Rom konnte durch ihre Gesandtschaften, als Sagunt belagert wurde, nur etwas zu erreichen hoffen, weil sie weder den Mann kannte, der Karthago's Heere führte, noch die Gesinnung der Bürger dieser Stadt. Daß nun Rom den unvermeidlichen Krieg nach Africa und Spanien zu setzen trachtete, das war groß und kühn gedacht; aber dieser Entwurf wurde wenigstens zur Hälfte dadurch vereitelt, daß Hannibal einen noch größeren und noch kühneren Gedanken, dessen Ausführung, auf diese Art wenigstens, Rom für unmöglich hielt, den Krieg nämlich nach Italien zu bringen, mit unerwarteter Raschheit ausführte (J. 218. nach R. E. 536.). Da mußte der Consul Tib. Sempronius Longus, der nach Africa gehen sollte, aus Sicilien nach Italien zurückkehren; der andere Consul hingegen, Publ. Cor-

helius Scipio, welcher früher nach Spanien segelte, fand, als er am Rhodanus anlangte, den Feind schon in der Nähe der Alpen. Die Maßregel, welche hierauf Scipio ergriff, seinen Bruder Cn. Cornelius mit dem größten Theile der Truppen nach Spanien zu senden, während er selbst nach Italien zurück ging, war vortrefflich; es ist aber schwer zu sagen, ob er diese Maßregel aus tiefer Staats- und Kriegs-Kunde ergriffen, oder in dem, allerdings verzeihlichen, Glauben (für welchen er jedoch am Ticinus gebüßt hätte!), Hannibal werde entweder die Alpen nicht übersteigen, oder doch so geschwächt in Italien anlangen, daß keine große Macht nöthig seyn würde, ihn am Fuße des Gebirges zu vernichten. Aber für Roms Geist und Sinn zeugt es auf eine schöne Weise, daß sie sich nicht damit begnügte, dem Baum einige Zweige und Aeste abzuhacken, sondern daß sie ihm die Axt an die Wurzel zu legen strebte; daß sie wegen der nahen Gefahr nicht den wichtigen Krieg in Spanien aufgab, sondern lieber das Aeußerste wagte, als zu einer kleinlichen Maßregel ihre Zuflucht nahm. Ueber das Gefecht am Ticinus geriethen die Römer in Erstaunen, aber der Ausgang machte sie nicht besorgt, obwohl die Unruhen der Gallier bedenklich waren. Der Verlust der Schlacht am Trebia hingegen, (J. 218.) durch welche der Consul Sempronius den Krieg schnell zu entscheiden gehofft hatte, erschien gefährlich, weil nun die Gallier gänzlich abfielen und ein großer Theil Italiens verloren ging: aber Alles, was Rom that, ging nur auf Erhaltung und Siche-

rung entfernter Besitzungen, die leicht anzugreifen und schwer wieder zu erobern waren, und ruhete, wie es scheint, auf dem erhabenen Bewußtseyn, daß die ewige Stadt ihrer selbst gewiß wäre und darum für sich und ihre nächste Umgebung nichts zu fürchten habe. Als nach Diesem (J. 217.) Hannibal den heftigen Consul Flaminius, dessen Zornmuth wegen der feindlichen Verheerung Italiens aufs Höchste gestiegen war, am See Trasimenus ins Verderben gelockt hatte: da erschütterte zwar das so furchtbare als erhabene Wort des Prätors M. Pomponius: Wir haben eine große Schlacht verloren! die Gemüther der Römer: aber der Senat behielt seine Fassung; und wenn die fernere Nachricht von einem neuen Unfalle, die frische Wunde noch weiter aufreißend, auch ihn beunruhigte: so geschah doch auch in der allgemeinen Bestürzung nichts Kleinliches oder Unwürdiges. Nachdem die erzürnten Götter versöhnt waren, und ein Dictator, welcher in den Tagen der Vorzeit das gemeine Wesen oft aus großer Noth gerettet hatte, an der Spitze desselben stand, kehrte das Vertrauen zurück. Und als hierauf Hannibal, durch wichtige Gründe bestimmt, und vor Spoletum schwer gewarnt, nicht wider Rom selbst zog, sondern, wie vor den Besiegten furchtsam weichend, fern von Rom nach der nördlichen Küste des südlichen Italiens ging, da stieg das Vertrauen dergestalt, daß das weise Zaudern des Dictators, Q. Fabius Maximus, (der sich wie eine Wolke drohend an den Höhen der Gebirge zu lagern pflegte, und der lieber von einem

klugen Feinde gefürchtet, als vom unwissenden Volke gelobt seyn wollte) viele Tadler fand, bis er sich durch den Erfolg und durch die Verlegenheit, aus welcher er den raschen und verwegenen Hauptmann der Ritter, Minucius, rettete, schön bewährt hatte.

311. Wenn aber hierdurch der Dictator gezeigt hatte, daß auch ein solcher Mann besiegt werden könnte; wenn die Feinde erst ihm gegenüber erkannten, daß sie wider Römer und in Italien stritten; wenn einige Vorfälle zur See für Rom günstig liefen, und wenn besonders der Krieg in Spanien, den die Scipionen — Publius war seinem Bruder Cnejus zu Hülfe gesandt — mit großem Nachdruck und noch größerm Glücke fortsetzten, schöne Hoffnungen erregte: so stand den Römern doch das schwerste Unglück noch bevor. Der Consul C. Terentius Varro, der sich so wenig als Heer und Volk mit dem Grundsatze des Fabius: nur durch Lagerungen müsse ein von Haus und Vaterland abgeschnittener Feind überwunden werden, versöhnen konnte, ließ sich zu der Schlacht bei Cannä (J. 216. nach R. E. 538.) verleiten, und erlitt in derselben eine so gräßliche Niederlage, wie fast beispiellos in der Geschichte ist. Rom erinnerte sich in der ersten Bestürzung an den Tag am Allia, und dieses um so mehr, da sie fast gleichzeitig eine andere Niederlage, unter dem Prätor Posthumius, von den Galliern erlitt; aber Hannibal mochte den schönen Sieg zu theuer erkauft haben, als daß er, auch abgesehen von seinen übrigen Anschlägen und Entwür-

sen, es hätte wagen sollen, vor Rom zu erscheinen. Dennoch schienen die Folgen groß genug zu werden. Durch ganz Italien verbreitete sich die Erinnerung an alte Freiheit und alte Schmach. Viele nahmen, um diese zu rächen und jene wieder zu gewinnen, des Puniers Partei; Andere schwankten, auf Keinen war zu rechnen. König Philipp von Macedonien, durch den vertriebenen Demetrios von Pharos über Roms Art und Absicht leidenschaftlich, aber nicht allein durch ihn, belehrt, schloß mit Hannibal ein Bündniß (J. 216.), und der bald (J. 215.) folgende Tod des Bundes-Genossen Hieron von Syrakus, der vor seinem Ende seinen Enkel und Nachfolger, Hieronymos, umsonst ermahnt hatte, die Treue gegen Rom zu bewahren, gab den Römern einen neuen Feind. Aber ein Staat, dessen Bürger so zu sterben wissen, wie die Römer bei Cannä gefallen waren; der Jünglinge von solcher Gesinnung hat, als mit welcher P. Scipio die feigen Seelen vornehmer Jugend, die am Vaterlande verzweifelten, einschüchterte; der gegen diejenigen, welche das Leben vorgezogen hatten, solche große Grundsätze zu befolgen vermag, als T. Manlius Torquatus aussprach; der nach solcher Niederlage den Gesandten des Siegers abzuweisen wagt, und der sich überhaupt mit solcher Würde und Größe zu benehmen weiß, wie Rom — ein solcher Staat braucht vor der Menge seiner Feinde nicht zu zittern, und wenn er das Unglück nicht abwenden kann, so ist er doch vor Schande sicher. Rom hatte große Anstrengung und große Vorsicht nöthig, aber der Erfolg

konnte nicht zweifelhaft seyn, und wenn sich der Kampf in die Länge zog, so mußte der Ausgang nur um so entscheidender werden.

312. Indem aber Rom Alles aufbot für sich selbst und ihre Herrschaft (sie bewaffnete selbst Sklaven), gelang dem Hannibal nicht, seinen Verlust zu ersetzen. Er gewann weder bedeutend durch die von Rom abgefallenen oder abgezogenen Italer: diese wollten wohl durch ihn von Roms Herrschaft befreiet werden, aber ihm mochten sie sich nicht hingeben; noch kam von außen die ersehnte Hülfe. Seine alten Truppen aber verloren den Kriegsgeist. Die üppige und verführerische Capua ward für Hannibal ein Cannä. Bei Nola, wo er mehr als einmal (schon im J. 213.) vor dem kühnen und tapfern Claudius Marcellus mit Verlust zurückweichen mußte, erkannte er, daß er andere Soldaten in Capua hinein, andere heraus geführt hatte. Und um dieselbe Zeit siegte sogar Tib. Gracchus in dem harten Gefechte bei Beneventum mit den römischen Sklaven, welche um die Freiheit wie freie Männer stritten. Diese und andere Vorfälle machten auf Rom, auf das karthagische Heer und auf die Italer einen tiefen Eindruck. Seitdem sank Hannibal unaufhaltsam, wenn er gleich vielfältig zeigte, daß er noch derselbe war, und wenn er gleich von Zeit zu Zeit den Römern empfindlichen Schaden zufügte. Selbst sein kühner Marsch, welchen er fünf Jahre nach der Schlacht bei Cannä (J. 211.) auf Rom wagte, konnte wohl einer

Stadt, die nicht mehr gewohnt war, den Feind von der Mauer zu sehen, einigen Schrecken einjagen; aber eine Veränderung seiner Verhältnisse bewirkte er nicht. Capua ward nicht gerettet, und das Unglück, welches diese berühmte und mächtige Stadt, obwohl nicht ohne Würde (denn einige Bürger, und unter ihnen Vibius Virrius, starben besser, als sie gelebt hatten) erduldete, mußte Alle Italer schrecken, die von Rom abgefallen waren oder dazu versucht seyn mochten. Und doch war um diese Zeit fast jede andere Hoffnung Hannibals schon vereitelt. Und Rom kämpfte um diese Zeit mit drei und zwanzig Legionen zu See und Lande.

313. König Philipp von Macedonien, Anfangs durch einen glücklichen Zufall hingehalten, und hierauf (§. 214.) durch Q. Mävius Crista bei Apollonia geschreckt, wurde nachmals mit großer Klugheit durch nähere Feinde, mit welchen sich Rom verbündete, dergestalt beschäftigt, daß er den Punier in Italien seinem Geschick überlassen mußte. — Auf Sicilien war der Krieg, nach der Ermordung des unklugen Jünglinges, Hieronymos, eine Zeitlang bedenklich gewesen; durch Eines Mannes Geist und Wissenschaft, des Archimedes, hatte Syrakus drei Jahre lang der Tapferkeit und dem Glücke der Römer widerstanden: dann aber war sie, eine der schönsten und reichsten Städte jener Zeit, vor welcher Athens Macht, grade vor zwei hundert Jahren, einen schrecklichen Untergang gefunden hatte, in die Ge-

walt Marcells, vielleicht eben so zufällig gefallen, als ihr großer Vertheidiger zufällig das Leben verloren hatte (J. 212.). Hierauf war ganz Sicilien unterworfen und zur ersten römischen Provinz gemacht (J. 210. nach R. E. 544.). — In Spanien hatten die Scipione fort und fort mit Glücke gestritten und unterhandelt; und ob sie gleich beide in demselben Jahr, in welchem Syrakus erobert ward, nach siebenjährigem Glück, innerhalb dreißig Tagen, weil sie den Spaniern und sich selbst zu viel vertraueten, einen traurigen Untergang fanden: so hielt doch bald die kühne Besonnenheit des Ritters L. Marcius, der die Wuth der Verzweiflung in den Resten ihrer Heere trefflich zu gebrauchen verstand, die Karthagoer ab, ihre Siege zu benutzen. Hierauf wurde P. Cornelius Scipio, ein Sohn des gefallenen Publius, zum Feldherrn in Spanien ernannt, da kein Anderer sich um diese gefährliche Würde zu bewerben wagte; ein Jüngling, der es zweifelhaft ließ, ob er bloß durch seine schönen, großen, glänzenden und liebeswürdigen Eigenschaften für einen Göttersproß gehalten ward, oder ob er durch Kunst etwas hierzu beitrug. Dieser Jüngling, der vom Anfange des Kriegs an von Zeit zu Zeit bedeutend hervorgetreten war, gab dem Krieg in Spanien schnell eine entscheidende Wendung: durch Freundlichkeit und reine Sitte, durch Kriegskunst und Tapferkeit, auch wol durch Gewalt und Schrecken (was zu Astapa geschah zeugt so schwer wider die Römer unter ihm, als es an sich bewunderungswerth ist), verbreitete er die römische Herrschaft mehr und

mehr; und wenn er auch den Hasdrubal nicht verhindern konnte, sein Heer, als Spanien nicht neben Italien zu retten war, nach dem letzten Lande zu führen (§. 208.): so wurde grade hierdurch die gänzliche Unterwerfung Spaniens (§. 206.) beschleunigt, so wie die völlige Entwickelung herbei geführt. Denn während jenes geschah, hatten der Consul Claudius Nero, der mit einer Verwegenheit, die Rom selbst in Erstaunen und Angst setzte, beide große Feldherren der Punier, Hannibal und Hasdrubal, zu täuschen wagte, und sein College M. Livius gegen den letzten die Schlacht am Metaurus bestanden; Hasdrubal war gefallen, sein Heer vernichtet, Hannibals letzte Hoffnung verschwunden. Der Sieg der Römer war dem Karthagoischen Siege bei Cannä gleich, und Rom zeigte durch den Jubel, mit welchem sie denselben feierte, daß sie fühlte, für Italien sey die Sache entschieden. Hierauf kehrte Scipio aus Spanien mit dem Ruhme zurück, keinen Karthagoer in jenen Ländern gelassen zu haben. Da ward er Consul (§. 205.). Als Solcher wollte er, im Vertrauen auf seinen Geist, sein Glück, seine Jugend, sein Heer und seine africanischen Freunde, den Krieg nach Afrika, vor Karthago's Thore, versetzen, um das verwüstete Italien zu rächen, und den Kampf glorreich zu endigen. Umsonst widersetzte sich der alte Fabius Maximus, dem es gefährlich schien, den Feind im Lande zu lassen und einen fernen Krieg zu beginnen; umsonst mit ihm die Alten, welche sich voriger Zeiten erinnerten. Scipio ging hinüber; das Glück blieb

ihm treu; Hannibal mußte Italien verlassen, um Karthago zu retten; endlich führte die Schlacht bei Zama (§. 202.) die Entscheidung herbei. Den Karthagoern war der Grundsatz, daß ein Staat, der seinem Feind etwas bewilligt, Alles aufgiebt, (ein Grundsatz, dessen Wahrheit die Römer tief fühlten) gänzlich fremd. Sie baten um Frieden. Scipio schrieb den Frieden vor (§. 201. nach R. Er. 553.) und einen solchen Frieden, daß Rom nicht mehr fürchten durfte, je wieder in ihren großen Bestrebungen von Karthago aufgehalten zu werden. Da wurde er der Afrikaner genannt.

314. Dieser Ausgang eines achtzehnjährigen, hartnäckigen, oft verzweifelten Kampfes mußte auf Roms Wesen und Art sehr tief wirken. Italien war im Laufe des Kriegs nach und nach fast ganz verloren: aber durch den Ausgang wurde die römische Herrschaft doppelt befestigt und das Verhältniß zu den Treuen, wie zu den Abgefallenen, neu bestimmt. Das Land war im Verlaufe des Krieges schrecklich verwüstet und entvölkert: aber die gütige Natur sorgte bald für erneuertes Leben. Rom hatte durch die ruhmwürdigsten Anstrengungen in der mannigfaltigen, dringenden Noth in vieler Rücksicht unsäglich gelitten; aber dadurch war sie auch mehr als je zuvor zum Gefühl ihrer Kraft gekommen; sie hatte an Bürgergeist unendlich gewonnen, und durfte von nun an wohl glauben, daß die Herrschaft der Welt, nachdem sie solche Gefahr glücklich bestanden hatte, für sie kein zu großer Gedanke wäre. Die Verfassung Roms war nicht geändert; aber in sol-

chen stürmischen Zeiten, wo der Augenblick so oft schnelle Entscheidung forderte, waren doch die Gewalten verrückt, und der Senat gegen das Volk ungemein gestiegen. Auch die Sitten fingen an, sich von der alten Einfalt zu entfernen; das Fremde, das Gebildetere wirkte auf Alle, die es sahen, die darunter lebten; griechische Art und Kunst fand Liebhaber; die Schätze, die Marcellus aus Syrakus mit Bewunderung und Erstaunen nach Rom brachte, ergriffen die Gemüther; das Geld, welches Scipio aus Spanien und Afrika auf das Capitolium führte, blieb nicht ohne Wirkung; die Bestrebungen, durch Ruhm und Triumph hervorzuragen, rissen die edelsten Seelen zu kriegerischen Gedanken fort; Land und Beute reizten auch den weniger edlen Sinn und entfernten von Tugend und Einfalt. Und wenn auch der Senat noch mit dem strengsten Ernste die Mißhandlung der Bezwungenen ahndete und die Hinneigung zu fremden Sitten untersuchte — Dieses z. B. selbst wider Scipio, Jenes an dessen Unterfeldherrn Q. Pleminius —: so zeigte doch die Nothwendigkeit eines solchen Verfahrens auf eine entartete Zukunft hin. Nachdem übrigens ganz Italien gehorchte, die Herrschaft über das Meer und alle westlichen Inseln gesichert, Spanien wenigstens dem Namen nach unterworfen, und Karthago also gebrochen und gebunden war, daß sie der Unterwerfung nicht entgehen zu können schien: was war bei diesem Geiste der Römer im Ganzen und Einzelnen natürlicher, als daß sie sich wider Macedonien und Griechenland wandten, die in jeder Rücksicht am meisten reizen mußten! —

Fünftes Kapitel.

Kriege mit Macedonien, Syrien. (Rückblick auf diese Reiche, auf Griechenland u. d. Achäischer und ätolischer Bund.)

315. Von der Schlacht bei Ipsos (J. 301.), durch welche die Auflösung der macedonischen Herrschaft vollendet ward (vergl. 281.), bis auf den Augenblick, da das Ende des zweiten punischen Kriegs den Römern Zeit ließ, ihr Auge auf Macedonien und Griechenland zu wenden, waren grade hundert Jahre verflossen. In diesem Zeitraume war in Macedonien und Griechenland wol Vieles geschehen, welches, obgleich wenig erfreulich für ein menschliches Gemüth, höchst lehrreich zeigen könnte, wie unglücklich ein Staat ist, dessen schönaufblühende Kraft zu naturwidriger Eroberung mißbraucht wird, wie erbarmungswürdig ein Volk, das sich selbst überlebt, weil es ohne Einheit und Tugend in unglückseliger Selbstverblendung zu seinem eigenen Verderben gehandelt hat: aber alsdann ist nöthig, den Begebenheiten recht ins Einzelne zu folgen. — Kassander, der Mörder der Familie Alexanders des Großen, blieb König von Macedonien; Antigonos war in der Schlacht gefallen, sein Sohn aber, der sinnreiche, tapfere, üppige und ruhmsüchtig-unruhige Demetrios Poliorketes suchte Griechenland, welches ermüdet und seiner edelsten Männer beraubt war, besonders aber die so geliebte als knechtische und unbeständige Athen an sich zu bringen; und nicht ohne Glück. Nach Kassanders Tode (J. 298.) rieb seine Familie, in toller Wuth, sich selbst auf. Da erhielt Demetrios den blutigen Thron (J. 294.); die-

sem gehorchte fast ganz Griechenland. Nach sieben Jahren aber unterlag auch er seinem Uebermuth und seinen ausschweifenden Entwürfen. Hierauf rissen inner fünf Jahren drei fremde Könige nach einander das Reich an sich: Pyrrhus, in welchem das für allgemeine Geschichte unbedeutende Epirus einen neuen Alexander ausgeben zu lassen schien (vergl. 303.); der alte Lysimachos, dem Thracien geblieben war, und der noch ältere Seleukos Nikator, welcher Syrien beherrschte. Als aber der Letztere durch den grimmigen Ptolemäos Keraunos (J. 282.) meuchlerisch ermordet war, da erhielt Macedonien diesen, und nach diesem, in weniger als vier Jahren, drei andere Könige, während barbarische Völker-Schwärme, die man Gallier nannte, Macedonien mit wilder Verwüstung anfielen und überzogen. Nachdem aber die Gallier sich durch Theilung geschwächt und hierauf ein Haufe in der Gegend von Delphi, mehr durch Uneinigkeit, Hunger und Kälte, als durch die Griechen, deren Anstrengung nur ihre Schwäche zeigte, einen fabelhaften Untergang gefunden hatten, wußte sich Antigonos von Gonni, Sohn des Demetrios Poliorketes, auf den wankenden Thron des verwüsteten Reichs zu schwingen (J. 278.). Und als dieser den König von Syrien gewonnen und einen neuen Schwarm Gallier geschlagen hatte, als Pyrrhus von Epirus, der hier wieder zu gewinnen suchte, was er in Italien verloren, und der ihn (J. 274.) wirklich verdrängte, in seinen weitern Entwürfen wider Griechenland zu Argos ein elendes Ende gefunden hatte, und als endlich der neue gefährliche Kampf mit des Pyrrhos Sohn Alexander glück-

lich bestanden war: da saß Antigonos Gonatas nicht nur fest auf dem Throne, sondern er hinterließ auch denselben (§. 242.) seinem Sohne, Demetrios II.

316. Bei diesen Soldaten-Spielen mit dem macedonischen Reiche; bei dem schnellen Wechsel der Könige und bei der Noth und Verwirrung, welche die Gallier verbreiteten, erhielten die Griechen Gelegenheit, ihr Schicksal noch einmal selbst zu bestimmen. Aber wie hätte ein so tief gefallenes Volk in dieser späten Zeit weiser handeln sollen als in schöneren Tagen! Freilich hatte man große Erfahrungen gemacht, und hätte sich, nach dem was geschehen war, wol sagen können, was bevorstand, und wie es abzuwenden. Aber fast scheint es, daß man den Quell des Uebels im Allgemeinen wenig erkannt habe; wenn auch einzelne Männer eingesehen oder gefühlt haben mögen, daß Vereinigung aller Griechen, daß Verbesserung der Sitten und Rückkehr zu alter Tugend einzig und allein retten könnte, so wußten sie doch diese Vereinigung keineswegs zu bewirken; für große Maßregeln, die auch den Gemeinsten mit fortreißen, fehlte es an Sinn und Kraft; ein lächerlicher Stolz auf den Ruhm der Väter verschlang das Gefühl für Volksehre mehr als je und die Meisten waren zufrieden mit sinnlichen Genüssen. Also zeigten die Griechen fort und fort, daß sie so wenig frei als gehorsam seyn konnten. Wenn die Könige von Macedonien nicht ihr Schwert über ihnen hielten, wie über Thessalien fast immer und über den andern oft, so trieb es jede Stadt für sich und auf ihre Weise; die Meisten mußten einem Tyrannen gehorchen und ge-

wöhnlich wol einem Soldaten, der an Macedonien gehängt hatte; andern gefiel es, sich frei zu nennen, wie die, wegen vormaliger Würde und Bildung, fast über die Gebühr geschonte Athen, bis sie (schon im J. 267.) vom Antigonos bewältigt wurde; noch andere endlich sahen einzelne Männer, die wenigstens den guten Willen hatten, zu alten Gesetzen, zu alter Zucht und Ordnung zurückzuführen, wie Sparta, die doch von Zeit zu Zeit daran erinnerte, was sie einst gewesen war: Lykurgs allgewaltiger Geist zeigte sich noch in einzelnen Männern und Bestrebungen, und die Geschichte Sparta's ist die lehrreichste in dieser Zeit. Alle aber verwandten, wie immer, so auch jetzt noch, den Rest der Kraft, die ihnen geblieben war, wider Griechenland und Griechenthum.

317. Nur die Achäer, von Alters her ein verständiges und gerechtes Völklein, wenn sie gleich für das gemeine Vaterland wenig gethan, hatten erkannt, wie verderblich Trennung ist, und wie wenig einem kleinen Staate die Freiheit nützt, der von einer mächtigen Herrschaft erreicht werden kann. Darum benutzten sie die Verwirrung Macedoniens, durch dessen Könige sie verwirrt waren, und alle zwölf Städte schlossen sich nach und nach dem Bunde an, zu welchem sich, um die Zeit als Pyrrhos nach Italien ging (J. 280.), Paträ und Dyme vereinigten. Ein solcher Bund konnte allerdings in dieser Zeit der Gewalt, in welcher — wie in jeder, die zur Ordnung hinaufstrebt oder aus Ordnung hinabgesunken ist — das Faustrecht herrschte, eine Art von Landfrieden

erhalten; auch mochte die ganze Verbindung wol im Stande seyn, sich gegen Fremde zu schützen, so lange die allgemeine Verworrenheit, die rings um sie her galt, fortdauerte. Ja, die Grundsätze des achäischen Bundes, welche allen Mitgliedern völlige Gleichheit gewährten und von Keinem etwas Anderes verlangten, als Mitwirkung zum innern Frieden, zum leichtern Verkehr, und zu gemeiner Vertheidigung, waren vielleicht die einzigen, unter welchen eine Vereinigung griechischer Staaten möglich war. Daher ist auch nicht zu verwundern, daß sich, etwa dreißig Jahre nach der ersten Verbindung (S. 251.), Aratos den Achäern anschloß, als er seine Vaterstadt, Sikyon, von ihrem Tyrannen befreien und dann sicher stellen wollte; es ist nicht zu verwundern, daß ein so wackerer, wohlgesinnter Jüngling für eine Verbindung Alles aufbot, welche ihm bei seinem schönen Streben, die alte Freiheit seines Vaterlandes herzustellen, allein einige Hoffnung geben konnte; es ist nicht zu verwundern, daß ihm wirklich gelang, fast die ganze Peloponnes zu vereinigen, besonders da Antigonos Gonatas alt war, und da so viele Städte unter Tyrannen standen, die sie auf keine andere Art zu stürzen wußten. Aber wenn auch alle griechische Staaten zusammen getreten wäre: einen solche freie Verbindung, zumal zwischen Staaten Eines Volkes, die von Alters her getrennt gewesen waren, hätte, mit ihren Bundestagen (zu Aegion), mit ihren wechselnden Heerführern und Vorstehern, sich nur erhalten mögen, wenn etwa zwei oder drei benachbarte Staaten sich gegenseitig gehindert hätten, sie zu unterwerfen, d. h. nur dann, wenn sie auch ohne

Verbindung von außen sicher gewesen wären, und in diesem Fall hätte sie zur Erhaltung des innern Friedens vortrefflich wirken können; aber nie konnte sie gegen einen mächtigen Staat in der Nähe Sicherheit verschaffen: sie war viel zu lose, als daß nicht Trennung und hierdurch Vernichtung leicht gewesen wäre. Was war also jetzt zu erwarten! Von Anfang an stand ja diesem achäischen Bund ein anderer gegenüber, welchen das rohere, und, obgleich nicht ohne Kunstsinn, eben so kriegslustige als raubgierige ätolische Völklein wahrscheinlich schon früher (J. 284?) geschlossen hatte, um sich vor dem Drucke makedonischer Könige sicher zu stellen! In diesem ätolischen Bunde, dessen Einrichtungen übrigens den Einrichtungen des achäischen in vielen Stücken ähnlich waren, stand sogleich ein Gegensatz da, und die Nothwendigkeit eines innern Kriegs oder einer fortdauernden Trennung war gegeben. In sofern der erste Zweck beider Bündnisse gegen Makedonien gerichtet war, konnten Achäer und Aetoler allerdings wol zu einander stehen; aber sobald der eine Bund auf den andern eifersüchtig oder vor ihm besorgt ward: und dieses konnte nicht ausbleiben: mußten die Verbindungen sich an Fremde hängen, der eine an den gemeinsamen Feind, der andere an jeden, der sich darbot, und so die völlige Unterwerfung Griechenlands beschleunigen. Und da nun nachmals (J. 236. und ff.) Kleomenes III. ein kraftvoller, kühner Mann, den seine hohe Gesinnung über die Zeit täuschte, in Lakedämon nicht nur die Lykurgische Verfassung, über deren Herstellung schon Agis III. (J. 241.) zu Grunde gegangen war, wirklich hergestellt zu haben glaubte, sons

dern auch strebte, Lakedämon von den Achäern frei zu halten und wieder zu ihrem alten Ansehen zurück zu führen: da lag es in der Natur der Verhältnisse, daß die Achäer sich an Makedonien schlossen, die Aetoler aber zunächst an Sparta und dann an jeden andern, und also auch an die Römer, sobald diese sich naheten; aber es lag eben so sehr in der Natur der Verhältnisse, daß Makedonien und Rom diese Verbindungen zur Unterwerfung der verblendeten und bethörten Griechen aufs Beste zu gebrauchen suchten.

318. Anfänglich standen die Aetoler in der That zu den Achäern gegen Demetrios von Makedonien (J. 244.), aber ihre Eifersucht zeigte sich schon bei dieser Gelegenheit. Dennoch fuhr Aratos mit gewohntem Eifer fort, den Bund, dessen Seele er war, zu verstärken, und nach und nach mehrere Städte, und unter diesen auch Athen (J. 243.), von ihren Tyrannen oder von makedonischer Besatzung zu befreien und in den Bund zu ziehen: da suchten die Aetoler schon eine Verbindung mit Makedonien. Endlich (J. 227.) brach um dieselbe Zeit, als Rom sich hier zeigte (vergl. 309), zwischen Lakedämon und den Achäern ein Krieg aus — der s. g. Kleomenische —: da gestalteten sich die Verhältnisse nach der Natur und Lage weiter. Aratos, welcher früher nichts Höheres erstrebt hatte, als die Makedonier aus der Peloponnes zu entfernen, wandte sich an den (seit J. 232.) König Antigonos den Versprecher (Doson), einen Bruder des Demetrios, und war selbst bereit, Diesem Korinth, die Thür des Hauses, zu öff-

geben, um nur Hülfe gegen Lakedämon zu erhalten, welche allein, etwa von Aegypten unterstützt, noch im Stande gewesen war, die ganze Macht der Achäer, denen es an einem geschickten Anführer fehlte, (Aratos war ein schlechter Feldherr), dreimal zu schlagen, und hierdurch den Bund in Gefahr zu bringen. Antigonos kam wol nicht ungern (J. 224.); die Schlacht bei Sellasia, wo Lakedämon gegen die vereinte Macht Makedoniens, der Achäer und anderer Griechen stritt, und wo der Jüngling Philopömenes durch seine erste Waffenthat zeigte, was in ihm war, entschied (J. 222.) für die Verbündeten; Lakedämon fiel in die Gewalt des Antigonos und Kleomenes fand fern vom Lande seiner Geburt und seines Strebens sonderbare Schicksale. Aber als nun kurz nachher Antigonos starb, und sein Neffe, Philipp III. zu derselben Zeit, da Hannibal in Spanien an die Spitze der karthagoischen Macht kam, (J. 221.) den Thron bestieg: so standen die Aetoler nicht an, durch Mißhandlung der Messenier, der uralten Feinde Sparta's, Veranlassung zu einem Krieg wider die Achäer zu geben, dem s. g. ätolischen oder Bundesgenossen-Krieg; denn auf Lakedämon, obgleich sie nach ihrer Besiegung gut behandelt war, glaubte man mit Recht rechnen zu können. Die Achäer waren ohne geschickte Feldherren und versäumten, aus Liebe zur Ruhe, das Kriegswesen; und der sechszehnjährige König von Makedonien, der noch einen Krieg mit Illyrern geerbt hatte, schien den Achäern keine Hülfe gewähren zu können. Aber sie sahen sich bald in ihren besten Hoffnungen betrogen. Philipp, von den Achäern herbeigerufen, zeigte, daß

er nur an Jahren ein Knabe, in Entwürfen und in ihrer Ausführung aber ein Mann war, obgleich er sich nicht frei zu halten wußte von wohl- und übelmeinenden Freunden und Günstlingen, die in der Folge zu seinem Verderben mitwirkten. Und wenn der heillose Rauf- Raub- und Verheerungs-Krieg auch anfänglich höchst verwirrt und schwankend zu werden schien, theils weil es den Achäern und ihren Bundes-Genossen im Ganzen wie im Einzelnen an Einheit und Thätigkeit fehlte, theils weil Philipp, obwohl mit schönen Fürstentugenden ausgerüstet, von ränkevollen Männern umgeben war, und weil er selbst auch wol mit seinen Räthen es nicht ungern sah, daß sich Freund und Feind immer reifer zur Unterwerfung machten, theils endlich, weil die Aetoler unter ihrem Anführer, Skopas, das Heilige so wenig als das Gemeine achteten: so lief er doch im Ganzen gegen die Aetoler, und der endliche Friede (§. 217.) schien Griechenland gänzlich in Abhängigkeit von Makedonien zu bringen.

219. Dieser Friede, den Philipp vorschreiben konnte, wurde beschleunigt, und für Griechenland billiger gemacht, durch die Nachricht von der Niederlage der Römer am See Trasimenus. Hierdurch erhielt der römisch-punische Krieg für Makedonien und Griechenland eine solche Wichtigkeit, daß die Besorgniß des Agelaos von Naupaktos, es würde künftig, gleichviel ob Karthago oder Rom die Herrschaft über Italien erhielte, den Griechen und Makedoniern nicht mehr vergönnt seyn, unter sich selbst Kriege zu

führen und Frieden zu schließen. sehr gegründet war. Also war es schon deßwegen keineswegs unpolitisch, daß Philipp an dem Krieg in Italien Theil zu nehmen suchte; es war aber noch weniger unpolitisch, weil er, wie einst der große Philipp, hoffen durfte, durch einen solchen Krieg in der Ferne alle Griechen in Ruhe und Abhängigkeit zu erhalten. Sollte er jedoch den Gedanken gehegt haben, sich selbst zum Herrn von Italien zu machen: so würde dieses beweisen, daß er seine Lage und seine Verhältnisse gar schlecht begriffen gehabt habe. Im Uebrigen war es in jeder Rücksicht verständig, daß Philipp sich nach der Schlacht bei Cannä mit Hannibal verbündete; die Leidenschaft des Demetrios von Pharos, der ihn gegen Rom aufreizte, fiel mit den Forderungen seines Reiches zusammen. Aber Philipp sah sich bald schwer in seinen Hoffnungen betrogen. Durch mehr als einen Zufall wurde er verhindert, nach Italien überzusetzen. Da sollte wenigstens Griechenland gehorchen! Aber Philipps Geist war nicht gemacht, ein solches widerspenstiges Volk, wie die Griechen waren, zu gewöhnen oder zu gewinnen. In Mißmuth über vereitelte Entwürfe, und im Verdruß über die Ungunst des Glückes, dazu von den Männern, die ihn umgaben, hin und her gezogen, wurde er mißtrauisch, willkührlich, gewaltthätig, und gewiß würde er alle Griechen gegen sich aufgeregt haben — (denn die Achäer wurden nicht allein durch den Tod der beiden Aratos empört) —, wenn nicht die alte Feindschaft gegen einander stärker bei ihnen gewesen wäre als der neue

Unwille. Die Römer fanden Verbündete an den verhärteten Aetolern, Eleern und Lakedämoniern, die nicht einsehen wollten, welch' einen Feind sie durch eine solche Verbindung nach Griechenland zogen; eben so waren mit ihnen, im verkehrten Sinn, Attalos von Pergamos und illyrische Fürsten; zu Philipp aber standen die Achäer. Also wurde Griechenland, an Statt daß ein auswärtiger Kampf der vereinten Griechen und Makedonier den Rest der Kraft hätte erhalten und mehren können, von neuem (J. 211.) die Bühne eines unglückseligen innern Krieges, der zu den alten Uebeln noch das neue und schwerste fügte, daß Rom die griechischen Angelegenheiten verwirren konnte. Weil aber den Römern jetzt nur daran gelegen war, in Griechenland das Kriegsfeuer zu unterhalten, und weil sie auch durch den weitverbreiteten, furchtbaren Kampf mit Karthago nicht im Stande waren, den Aetolern hinreichende Hülfe zu senden; weil ferner die Achäer an dem Philopömenes einen Feldherrn hatten, dem keiner seiner Zeitgenossen gleich kam, und weil Sparta dagegen seit der Flucht des Kleomenes aufs Gräulichste zerrüttet war: so mußte der Krieg wol zum Vortheil Philipps und der Achäer laufen. Aber wie wenig war selbst mit dem Frieden gewonnen, den sie nach siebenjähriger Fehde (J. 204.) den Aetolern und den Bundes-Genossen zugestanden, und dem selbst die Römer, nicht ohne Verdruß darüber, daß man nicht fortfuhr sich gegenseitig zu schwächen und wehrloser zu machen, beitraten. Es blieb die alte Zerrissenheit und Feind-

schaft, und der Same zu einem Hauptkriege mit Rom war reichlich gelegt.

320. Und der Friede Roms mit Karthago trieb denselben schnell empor. Noch ehe dieser Friede geschlossen wurde, bald nach Beendigung des Kriegs in Griechenland, hatte Philipp einen neuen Kampf mit dem Könige von Pergamos — welches kleine Reich auch aus den Trümmern der Herrschaft Alexanders des Großen hervorgegangen war — und den Rhodiern angefangen; zu diesem war auch durch kleinliche Veranlassung ein Streit mit der entwürdigten Athen gekommen. Philipp hatte gewiß gute Gründe zu diesen Kriegen. Wenn er die Freunde der Römer, welche durch ihre Lage und ihre Art für ihn sehr gefährlich werden konnten, bewältigt hätte, während Rom noch mit Karthago kämpfte, so würde er unstreitig freier in seinen Bewegungen gewesen seyn und für künftige Fälle unendlich viel gewonnen haben. Aber auch dieß Mal zerfielen seine Entwürfe. Zu Lande fand er, wiewol Manches gelang, harten Widerstand; zur See erlitt er schmachvolle Unfälle: der ungeheuere Untergang der Abydener ist der höchsten Bewunderung werth. Unterdeß beugte sich Karthago den Römern, und diese eilten, ihren vorfechtenden Freunden Hülfe zu bringen. Das römische Volk war zwar der beständigen Kriege, von welchen der eine stets den andern zu erzeugen schien, herzlich müde, und wünschte einige Erholung nach der langen Anstrengung. Die alten Sünden, die man Philipp aufbürdete, konnten

das Volk nicht auf Gedanken der Rache bringen. Aber die Vorstellung, daß die belagerte Athen ein Sagunt um und Philipp ein Hannibal, und gefährlicher als Hannibal, werden könnte, stimmte dasselbe für den Wunsch und Willen des Senates, dem jetzt schon Kriege Bedürfniß waren. Also begann der Kampf (J. 200.); barbarische Völker nahmen gern Theil wi der Makedonien; die Griechen aber, in der Mitte zwischen den beiden großen und mächtigen Staaten, unter einander getheilt und darum schwach und von Keinem geachtet, endlich auch ohne Willen und Tugend, kamen in ein arges Gedränge. Athen wurde der rö mischen Hülfe wenig froh; sie kämpfte gegen Philipp heftig mit Worten und Briefen, in welchem Kampfe sie allein noch stark war; dafür aber hatte sie den Jammer, rings um sich her eine gräuelhafte Zerstö rung des Heiligen, wie des Gemeinen zu sehen. Die Aetoler hegten gegen Makedonien und Achäa noch stets die alte Feindschaft, aber sie waren auch nicht ohne Groll gegen Rom, weil sie im letzten Kriege treulos verlassen zu seyn glaubten. Jetzt wurden sie durch die Makedonier über Roms Art und Absicht wohl belehrt; deßwegen zögerten sie, und beschlossen, was für große Staaten unwürdig ist, und kleine leicht um ihre Selbst ständigkeit bringt, irgend ein Ereigniß abzuwarten, das zeigen könnte, auf welcher Seite die wenigste Gefahr seyn würde. Bald aber standen sie zu den Römern, als eine Vertreibung derselben über das Meer, durch die Makedonier, nicht mehr möglich schien. Die Achäer blieben anfänglich den alten Verhältnis

sen treu, wenn sie gleich wenig thaten; als aber Rom in dem T. Quinctius Flamininus einen Mann gefunden hatte, der nicht nur in der Schlacht zu siegen verstand, sondern der auch durch Natur und Kunst eine bewunderungswürdige Gewandtheit besaß, Völker zu täuschen, Staaten zu betrügen, und mit den Leidenschaften und Neigungen der Menschen, für Roms und seine Absichten, zu spielen: da wurden auch sie bald um Rath und Wort gebracht; getheilt und zerrissen, wurden sie zu der römischen Partei gezogen. Hierauf folgte auch Sparta, deren Freiheits-Versuche in eine grausame Tyrannei, die der schreckliche Nabis verübte, ausliefen: Philipp hatte diesen Tyrannen umsonst zur Treue zu erkaufen gesucht. Endlich schwankte der Rest von Griechenland hin und her, und stellte sich mehr und mehr auf die Seite der Römer.

321. Unter solchen Verhältnissen fiel die Schlacht bei den Hundsköpfen in Thessalien (§. 197.). Die unbehülfliche Phalanx, ohnehin nicht mehr vom alten Geiste beseelt, wurde, durch Elephanten geschreckt, und durch das Gelände getrennt, von den beweglichern Legionen in die Flucht geschlagen. Der Sieg der Römer war vollkommen, und Philipp, der ohne Schlacht alle Forderungen der Römer einzugehen, für schimpflich gehalten hatte, sah sich nunmehr gezwungen, die Bedingungen anzunehmen, unter welchen Rom ihm Frieden zu bewilligen für gut fand. Rom, neuen Kriegen entgegensehend und überhaupt von der

Wahrheit geleitet, daß eine große Herrschaft nur durch große Mäßigung und Umsicht gegründet werden kann, und daß besser ist, einen Schritt zurückzubleiben, als einen Schritt zu weit zu gehen, schien den Griechen zu milde: aber Makedoniens Macht wurde durch den Frieden gebrochen und Philipp, wie es schien, unschädlich gemacht. Die griechischen Städte in Europa und in Asien sogar wurden für frei erklärt, d. h. sie sollten, gleich dem übrigen Griechenlande, keinem Andern als den Römern dienen. Und die Griechen geriethen über diese Unabhängigkeit, als Titus Quinctius sie ihnen bei den isthmischen Spielen verkündigen ließ, in eine so überschwengliche Freude, daß die Aeußerung derselben dem Befreier selbst fast gefährlich wurde. Nichts ist dem menschlichen Gemüthe mehr zuwider, als wenn der Feige und Schwächling nach der Ehre des Sieges und dem Preise der Tugend greift. Wenn daher auch der Jubel Derer, welche ohne Kraft und Anstrengung die Freiheit als ein Geschenk anzunehmen sich nicht schämten, von der einen Seite für das Streben der menschlichen Natur und für das göttliche Wesen der Freiheit zeugen kann, so erregt der Uebermuth, mit welchem sie höhnisch um dieselbe betrogen wurden, von der andern Seite, doch auch mehr Ingrimm als Schmerz. Selbst der Umstand, daß Quinctius Griechenland nicht verließ; selbst sein Krieg gegen Nabis, und die Schonung desselben, als er besiegt war, öffnete den Griechen nicht die Augen. Sie erkannten nicht, daß man darauf ausging, Trennung und innerliche Kriege [illegible] Grie-

chenland zu erhalten, weil man, theils im Allgemeinen bei den engen Beziehungen, in welchen die Staaten der zertrümmerten Herrschaft Alexanders des Großen zu einander standen, theils wegen der besondern Verhältnisse zum Könige Antiochos dem Großen von Syrien, einen neuen Krieg nahe sah, für welchen man ihre Unschädlichkeit, ihre Theilnahme wünschte. Sie waren wol reif genug, sogleich gänzlich unterworfen zu werden, aber so lange Hannibal lebte, und Syrien nicht bezwungen war, konnte es nur vortheilhaft seyn und ihren künftigen Gehorsam sichern, wenn man sie mit Gaukeleien umstrickte, mit Lockungen bethörte, mit Verhetzungen aller Art vollends ermattete. Denn wenn auch Einzelne, wie die Aetoler, gar bald mit den Römern unzufrieden wurden, so ging doch diese Unzufriedenheit nicht aus Volkssinn oder Vaterlandsgeist hervor, sondern vielmehr daraus, daß man sich in Erwartung eines größern Lohnes getäuscht sah. Darum war diese Unlust nicht eben gefährlich; und der fortgehende Kampf der Verstockten bewies deutlich, daß man sich weitern Entwürfen überlassen könnte, und auch einen Krieg mit Syrien nicht scheuen dürfte. —

322. In den Bewegungen, durch welche das von Alexander dem Großen verwirrte Leben zu einiger Ordnung zurückstrebte, hatte Seleukos vor mehr als hundert Jahren (J. 312.) den Grund zu dem Reiche, welches nach ihm benannt ist, durch die Gewinnung der alten Babylon gelegt. Nachdem er

aber in zehn Jahren seine Herrschaft östlich sehr erweitert und befestigt hatte, und nachdem hierauf der übermüthige Antigonos in der Schlacht bei Ipsos (J. 301.) um sein Leben, sein geistvoller und erfindungsreicher Sohn, Demetrios, aber um seine schönsten Hoffnungen gekommen war, suchte Seleukos westlich die Küsten des Meers zu gewinnen, und machte Syrien zum Hauptlande seines großen Reichs. In der That hatte dieses Land an sich selbst und durch die Verhältnisse, zwischen Ptolemäos und Lysimachos, eine besondere Wichtigkeit; aber ein geheimer Zug zur Heimath und ein Verlangen, von Alexanders Herrschaft so viel als möglich an sich zu bringen, mögen ihn auch dazu bewogen haben. Und wenn auch nicht zu leugnen seyn möchte, daß es unnatürlich gewesen, den Sitz der Herrschaft über Asien nach Syrien zu verlegen, so dürfte doch auch nicht minder wahr seyn, daß Seleukos für diese, so ganz und gar unnatürliche, Herrschaft, ohne die Erwerbung Syriens schwerlich die achtzehnjährige Ruhe gefunden haben würde, die ihm möglich machte, durch die Anlegung vieler Städte (z. B. Antiochia's, wo sein Hof war, und Seleukia's, welche die alte Babylon erschöpfte, um selbst blühend zu werden), und durch manche gute Einrichtung seiner Regierung Glanz zu geben; aber freilich mochten die alten, abgematteten und entwürdigten Völker Asiens über diesen Glanz des Eroberers viele bittere Thränen weinen, die keiner gezählt oder beachtet hat. Bei seinem nachmaligen (J. 282.) Versuch, Kleinasien zu erobern, wun-

dert man sich fast am Meisten darüber, daß derselbe nicht früher gemacht ward und erst durch Familiens Verhältnisse veranlaßt werden mußte. Aber seine Ermordung, als er zu Asien auch die makedonischen Besitzungen in Europa an sich bringen wollte (J. 281.), bezeichnete in der That den Wendepunkt des syrischen Glückes. Denn sein geliebter Sohn, Antiochos I., führt zwar den Namen: Erretter (Soter); aber es war doch unleugbar ein Vorbote des Verfalles, daß er, in den neunzehn Jahren seiner Herrschaft (vom J. 281 — 262.), nicht nur die Absichten seines Vaters auf Makedonien aufgeben mußte, sondern daß er auch Bithynien umsonst bekämpfte, daß er die kriegerischen Gallier, die nach mannigfaltigen Wanderungen (J. 277.) bis nach Asien kamen, nicht zu vertreiben vermochte, und daß er es ansehen mußte, daß in Pergamos ein neues Reich gegründet wurde, welches durch seine Lage sehr bedeutend werden konnte. Unter dem dritten Könige, Antiochos II. (vom J. 262. — 247.) offenbarte sich dieser Verfall sowohl durch die Unruhen im östlichen Theile des Reichs, wo die kräftigen Parther und Baktrier ihre Unabhängigkeit vorbereiteten, als auch in dem traurigen Kriege mit Aegypten, (vom J. 260 — 252.), und in dem königlichen Hause. Solch' ein elender Gott, wie dieser Antiochos II. war, verdiente solchen Tod zu sterben! Aber mit Seleukos II. war dem Reiche nicht geholfen. Seine Regierung war eine zwanzigjährige (v. J. 247 — 227.) ungeheuere Verwirrung. Zu dem unglücklichen Kriege wider Aegypten, den eine schlechte That veranlaßte,

wenn er gleich in den Verhältnissen beider Staaten zu einander seinen Grund haben mochte, kam der Verlust von fast ganz Klein-Asien an Eumenes von Pergamos, es kamen hinzu böse Händel mit Antiochos Hieron, des Königs Bruder; es kamen endlich hinzu Kämpfe mit den Parthern, welche diesen (§. 238.) die Freiheit sicherten, dem König hingegen Gefangenschaft und Tod brachten. Seleukos III. aber fand zu früh gewaltsamen Tod (§. 224.), als daß durch ihn etwas hätte gebessert werden können, wenn er es auch vermocht hätte.

323. Antiochos III., mit Philipp III. von Makedonien beinahe gleiches Alters, bestieg drei Jahre früher als dieser, fast noch als Knabe, den Thron. Den Beinamen des Großen, den man ihm gegeben hat, mag er immerhin tragen, da er unter den syrischen Königen in der That hervorragt, und da seine lange Regierung (vom J. 224 — 187.) fast in unaufhörlichen Kriegs-Zügen, für welche man jenen Beinamen ja aufbehalten zu haben scheint, hinlief. Aber wenn man auf die Tiefe des Geistes und auf das Sittliche im Menschen, auf reines Wollen und festen Sinn, achtet: so möchte Antiochos den stolzen Beinamen schwerlich verdienen. Anfänglich verwirrte der feige und trotzige Hermeias, den der König haßte, dem er aber aus Furcht folgte, durch grausame Ränke das Reich: denn wenn die Empörung der Brüder Molon und Alexander, Satrapen von Medien und Persien, auch nicht durch ihn veran-

laßt ward, so wurde sie doch von ihm begünstigt. Indeß wurde dieser gefährliche Aufruhr mit mehr Glück als Geschick unterdrückt (J. 220.), und der König auch von dem fürchterlichen Karer, aber nur durch Meuchelmord, befreit (J. 218.). Der Krieg, der hierauf unternommen ward, um die Aegyptier, oder vielmehr die Ptolemäischen Soldaten, von der syrischen und phönicischen Küste zu vertreiben, hatte politisch und militärisch gute Gründe; aber er war bedenklich bei der Stimmung des Achäos, Oheims des Königs, und Satrapen in Kleinasien. Zuerst indeß lief der Krieg glücklich, aber mehr durch Verrätherei als durch Geschicklichkeit. Alsdann verlor Antiochos durch Unterhandeln die Zeit des Handelns. Endlich entschied die Schlacht bei Raphia in Judäa (J. 217.) gänzlich gegen ihn; und wenn Ptolemäos Philopator zu üppig und faul war, um den Sieg gehörig zu benutzen, so kann dieses nur als ein unverdientes Glück des Königs von Syrien angesehen werden. Nach diesem wurde Achäos, der sich König nannte, bekämpft; aber zuerst bedurfte Antiochos zu diesem Krieg eines Bündnisses mit Attalos von Pergamos, in welchem Syrien doch nichts anders als einen Feind sehen konnte, und dann ward Achäos erst im dritten Jahr (J. 214.) in Sardes mehr durch die überraschende Kühnheit einiger Männer als im offenen Kampfe vom Könige bewältigt. Die siebenjährigen Züge, welche hierauf nach den östlichen Theilen des Reichs unternommen wurden, fielen siegreicher aus, als man erwarten mag; aber Arsakes III.

wurde umsonst aus Parthien vertrieben; Antiochos hielt für das Beste, ihn als unabhängigen König (J. 210.) anzuerkennen, obgleich die Parther durch die Eroberung Mediens (J. 214.) gezeigt hatten, welch' ein Sinn in ihnen war; selbst der Krieg wider Baktrien endigte (J. 206.) mit förmlicher Anerkennung dieses Reiches; endlich zeugt der Zug gegen Indien (J. 205.) mehr von Schwäche als von Stärke. Das Bündniß, welches hierauf (J. 203.) Antiochos mit Philipp von Makedonien zur Theilung Aegyptens, das nach Philopators Tode bei der Minderjährigkeit seines Nachfolgers vielfach verwirrt war, geschlossen haben soll, begreift man nicht, wenn man die Verhältnisse Philipps bedenkt. So beschränkt war dieses Königs Ansicht von der Lage der Welt wohl nicht, daß er im Ernst an eine Erwerbung Aegyptens hätte denken können. In jedem Fall ist die Eifersucht des Polybios, nicht über das Unpolitische, sondern über die Ungerechtigkeit dieses Bündnisses sonderbar. War denn nicht die ganze Herrschaft der Griechen über asiatische und ägyptische Völker Eine große Ungerechtigkeit? Kann es etwas Abscheulicheres geben, als diese elenden Raubkriege mit entwürdigten Knechten und mit Miethlingen ohne Vaterland und Ehre? Und hatten die Römer weniger Landgierde, und verfuhren sie weniger ungerecht, als jene beiden Fürsten? Wie es aber auch mit dem Bündnisse stehen mag: dem Antiochos gelang, die Küsten Phöniciens und Palästina's zu gewinnen und zu behaupten; aber darüber verlor er die Zeit (bis J. 198.); und

als er nachmals in Klein-Asien vordrang, um hier die Ptolemäer zu vertreiben, vielleicht auch, um seinem Bundes-Genossen Philipp wider die Römer Hülfe zu leisten, da kam er für den letzten Zweck zu spät; die Schlacht bei den Hundsköpfen hatte entschieden, das Bündniß, zu welchem auch Karthago, wo Hannibal noch an der Spitze der öffentlichen Verhältnisse stand, gezogen werden sollte, war zum voraus vereitelt, und das Vordringen des Antiochos bis an die westliche Küste (§. 196.), bis nach Europa hatte keine andere Folge, als daß es die Römer stärker gegen ihn aufreizte.

324. Rom würde wohl den Krieg wider Antiochos sogleich begonnen haben, wenn nicht drei Dinge zurückgehalten hätten. Zuerst waren um dieselbe Zeit die furchtbaren Rache-Kämpfe, zu welchen sich die bejochten Spanier unaufhörlich erhuben, bedenklich. Der Proconsul Sempronius erlitt eine Niederlage, die gefährlich schien; und der schwere, der abscheuliche Krieg gegen die heiligsten Gefühle der Menschheit erhielt erst (§. 195.) durch M. P. Cato, der die Celtiberer, Spaniens Stärke, brach, eine andere Wendung. Nicht minder ernsthaft aber waren auch die Kriege mit den gallischen und ligurischen Völkern in Italien, welche (§. 193.) bewiesen, daß sie die alte Freiheit noch nicht vergessen hatten. Zweitens mußte doch die Menge in Rom, welche, dem richtigen Sinne getreu, ermüdet war, zu einem neuen, und zu einem so fernen und großen Kriege gehörig vorbereitet wer-

den. Und endlich durfte man auch hoffen, durch Verhetzung, Verlockung, Verwirrung der Völker wie der Einzelnen den Ausgang des Kampfes zu sichern. Aber je lieber Rom den Ausbruch verzögerte, desto mehr hätte Antiochos eilen sollen, den nothwendigen Krieg zu beginnen. Antiochos jedoch war nicht im Stande, sich in Roms Sinn und Art zu finden; ihm lagen Aegypten und Asien mehr am Herzen; er war zu sicher vor dem fernen Volke. Also verliefen noch einige Jahre, ehe es zur Entscheidung kam. Das Getreibe in diesen Jahren, die Aufreizung der Leidenschaften, die Hoffnungen und Erwartungen zu beachten, ist äußerst lehrreich. Aber Antiochos verstand weder die erbitterten Aetoler, die auf ihn alle ihre Hoffnungen setzten, noch den heiligen Zorn Hannibals, der, Roms Ingrimm und seiner Mitbürger Verzagtheit entfliehend (vergl. 188.), sich (J. 195.) zu ihm begab, oder die Stimmung Philipps und der Griechen; die Römer hingegen wußten, was sie wollten: nämlich, verhetzen, umstricken, bewältigen, beherrschen. Denn als endlich Antiochos, die Unterhandlungen und Zänkereien abbrechend (J. 191.), mit morgenländischer Pracht, nach Griechenland hinüberging, da zeigte sich bald, wie sehr er und die Griechen sich mißverstanden hatten. Er hatte gehofft, die Griechen würden sich Alle erheben, und zu seinen Fahnen stellen; die abgelebten und entsittlichten Griechen hingegen hatten gemeint, Antiochos sollte auf eigene Kosten sie von der Freiheit befreien, mit welcher Rom sie zu beknechten drohete. Aber die Grie-

chen thaten nichts, als jubeln: nur die Aetoler mehrten Partei, wiewohl weder einstimmig, noch ohne Kühnheit; Antiochos hingegen war gar nicht im Stande, mit solchen Mitteln die Hoffnungen der Griechen zu erfüllen, wenn er auch leicht mehr, als geschah, hätte thun können. Philipp von Makedonien aber lag, wie das Blech zwischen Ambos und Hammer; es ist keine Frage, wohin sein Sinn treiben mußte, aber der Verstand rieth ihm anders, und er that in sofern Recht, als er vielleicht kein Vertrauen zum Antiochos haben mochte, und als es besser ist für einen Staat, den Untergang am Abend dem Untergang am Mittage vorzuziehen. Es ist unmöglich zu sagen, wie die Sachen gelaufen seyn würden, wenn Antiochos den Rath Hannibals befolgt, und die Römer in Italien angegriffen hätte. Schwerlich wäre auch dieses gelungen; aber schlechter hätte die Sache nicht ausfallen können, als sie jetzt, bei dieser Lage auf der einen Seite, und bei dem bewunderungswerthen Ernst und bei der großen Rüstung auf der Seite der Römer, ausfallen mußte. Glabrio vertrieb den Antiochos durch das Treffen bei den Thermopylen aus Griechenland; seine Flotten wurden geschlagen; endlich entschied L. Scipio (der Asiate) in der Schlacht bei Magnesia am Sipylus (J. 190.) in Asien, wohin Antiochos den Römern verzagt selbst den Weg geöffnet hatte. In dem Frieden, den er hierauf erbitten mußte, ward er für die römischen Entwürfe, theils durch seine Zurückweisung aus Klein-Asien, theils durch die neue Macht

des Königes von Pergamos, der mit den Rhodiern von den gemäßigten Römern Alles erhielt, was Antiochos verlor, unschädlich gemacht: der Krieg, der zur Sicherung des von Antiochos abgetretenen Landes gegen die furchtbaren Gallier geführt wurde, (J. 180.) welche vormals der Schrecken dieser Gegenden gewesen waren, lief an sich eben so glücklich, als er die Römer in der Ausführung ihrer Eroberungsentwürfe weiter brachte. Die armen, getäuschten Asiater aber, die von mehrern Seiten zugleich angegriffen waren, versuchten umsonst, ihre neuen Sünden gegen Rom durch alte Verdienste um Rom abzurechnen; es ward ihnen schwer, einen harten Frieden von den gestrengen Siegern zu erlangen.

325. Unterdeß war Rom auch mit dem dritten großen Reiche, welches aus der makedonischen Herrschaft hervorgegangen war, mit Aegypten in Berührung gekommen: zwar auf eine ganz andere Art, aber auf eine Art, die eben so sehr für die Meinung der Welt über Roms Macht und Sinn zeugen kann, als sie den Zweck Roms, allgemeine Herrschaft, fördern mußte. — Unsere Kunde von Aegypten nach den Zeiten Alexanders des Großen ist äußerst gering; die wenigen Bruchstücke, welche sich uns aus der Geschichte desselben erhalten haben, beziehen sich nur auf den königlichen Hof und etwa auf die glanzvolle Stadt, Alexandreia, in welcher derselbe sich aufhielt; aber den Zustand des Landes, die Verhältnisse des unglücklichen Volkes, verschweigt die Geschichte. Soviel möchte wohl gewiß seyn: durch eine gemäßigte

und beständige Benutzung der Kräfte des Landes und Volkes gaben die ersten Herrscher über Aegypten aus griechisch-makedonischem Stamm ihrer sogenannten Regierung einen großen Glanz; der Handel wurde sehr lebhaft; Kunst-Werke aller Art entstanden; große und kostbare Bücher-Sammlungen wurden veranstaltet, und Gelehrte fanden einen angenehmen und bequemen Aufenthalt. Hierüber können wir in fernen Landen und in dieser spätesten Zeit uns wohl freuen. Bei dem allgemeinen Verfall alter Bildung in jenen Tagen war es gewiß ein Glück für die Menschheit, daß die ersten Ptolemäer auf die Erhaltung und Mehrung der Werke des menschlichen Geistes in Wissenschaft und Kunst die Kräfte verwandten, die weniger edle Menschen zu Eroberung und Knechtschaft oder zu schlechten Künsten vergeudet haben würden. Aber ist denn das ein Loos, welches zu preisen, welches menschlich wäre, daß ein fremder Herr ein altes unterworfenes und gebrochenes Volk durch fremde Verwalter, durch gemiethete Soldaten, durch verknechtete Menschen überhaupt, für die Erhaltung des Ertrags eines fremden, gleichfalls veralteten Lebens mißbraucht, und sich mit Pracht und Herrlichkeiten einer fremden Natur umgiebt? Und kann man auf das Lob fremder Dichter und Schriftsteller etwas setzen, die hier bequeme Muße und feine Genüsse fanden? Heißt das: ein Land blühet, wenn Eroberer dasselbe mit Glanz erfüllen, und es nicht durch Erzeugung, sondern durch Zusammentragung fremder Erzeugnisse zieren? Aber freilich: ein altes Volk, das sich in seiner Eigenthümlichkeit kräftig ausgebildet, dann aber zwei hundert Jahre lang in der Knechtschaft gelebt

hatte, und durch wiederholte Empörung und Wiederbewältigung verwirrt, zerrüttet, vernichtet war, mag auch in jeglicher Ruhe sein Glück gefunden haben! Darüber ist es indeß nicht zu beneiden.

326. Ptolemäos, des Lagos Sohn, von Rhodiern mit dem Beinamen des Erretters (Soter) begrüßt, erhielt schon früh (J. 325.) Aegypten, und verbreitete dann seine Herrschaft über die benachbarten Länder ringsher, deren Besitz ihm zum Theile, wie Palästina und Kölesyrien, für seine Handelsentwürfe nothwendig, zum Theil aber wünschenswürdig seyn mochten. Vierzig Jahre lang (bis zum J. 284.) blieb er Herr dieser Länder bei allem Wechsel der übrigen Verhältnisse, und legte sinnvoll und verständig den Grund zu einem neuen, aber freilich gewaltsamen Leben. Sein zweiter Sohn, Ptolemäos Philadelphos, bauete, nach einem erweiterten Plan, auf diesem Grunde fort. Für Handel und Gelehrtheit that dieser König erstaunlich viel, aber er selbst kam durch seine Umgebung und durch seine Gelehrsamkeit nicht zu einer großen Gesinnung; er war ein üppiger Schwächling, feig und grausam. Die Bedrückung des Volkes muß entsetzlich gewesen seyn, da er bei allen seinen Bauten und Bücherkäufen u. s. w. noch eine so große Kriegsmacht zu halten vermochte; sie mußte doppelt entsetzlich seyn durch die Art, mit welcher man die Steuern erhoben zu haben scheint. Im Uebrigen knüpfte dieser Ptolemäos die erste Verbindung mit Rom an. Unter dem dritten Ptolemäos (Euergetes) (der jenem im J. 247. folgte) wurden große Eroberungen, theils in

Asien, gegen die Seleukiden gemacht, theils im Süden von Aegypten. Dadurch gewann oder Aegypten nicht; vielmehr verkündigte die Abweichung von den Grundsätzen der ersten Könige einen nahen Verfall. Dieser Verfall würde sich wahrscheinlich unter diesem Ptolemäos schon gezeigt haben, wenn er nicht (durch seinen eignen Sohn?) einen gewaltsamen Tod gefunden hätte (§. 221.). Denn schon der abscheuliche und wollüstigzerrüttete Zustand der königlichen Familie schien verderblich werden zu müssen. Und welch' ein fauler und üppiger Mensch war Ptolemäos Philopator! Sein Krieg mit Antiochos von Syrien wurde durch die ägyptische Herrschaft über die syrische Küste nothwendig; wenn dieser Krieg durch den Sieg bei Raphia glücklich entschieden ward, so war das nicht ein Verdienst dieses schwelgerischen und grausamen Königs. Und als Philopator sein unwürdiges Leben geendigt hatte (§. 204.), wie hätte man der abscheulichen Verwirrung, die, fortgesetzt, gefährlich werden mußte, nicht dadurch begegnen sollen, daß man dem römischen Senat, da dieser den glorreichen Frieden, der den zweiten punischen Krieg endigte, ankündigen ließ, die Vormundschaft über den fünfjährigen Ptolemäos Epiphanes übertrug (§. 201.)? —

Sechstes Kapitel.

Unterjochung Makedoniens, Griechenlands, Karthago's; Krieg in Spanien; gleichzeitige Verhältnisse. (Juden.)

327. So waren die vier wichtigsten Staaten, die Roms Herrschaft umgaben, Karthago, Makedonien, Sy-

sien und Aegypten, zwar nicht vernichtet, aber doch zurückt und gelähmt. Von der Schlacht bei Cannä, die Roms Erhaltung wenigstens zweifelhaft gemacht, bis zum Frieden mit Antiochos waren nur sechsundzwanzig Jahre verlaufen; von der Schlacht bei Zama bis zu diesem Frieden kaum zwölf. Wenn man zurück denkt an den traurigen Zustand Roms während der langen unglückseligen Kämpfe zwischen den Patriciern, die verstockt und verhärtet, gegen Gott und Natur alte Gewalt mißbrauchten, und der Plebs, die, dem Drange des menschlichen Geistes nach Freiheit und Bildung folgend, die alten Ketten zu zerreißen suchte; und wenn man diesen traurigen Zustand mit der gegenwärtigen, seit dem Aufhören jener innern Kämpfe schnellerrungenen, Macht Roms vergleicht: so zeigt sich auf die ergreifendste Weise, daß die Stärke eines Staates in der Gesammtheit seiner Bürger wohnt, daß nichts mehr lähmt, schwächt, entsittlicht, als künstlicher Zwist, daß nichts mehr hebt, stärkt, kräftigt, als das erhobene Bewußtseyn, daß dem Verdienst und der Tugend die Schranken nicht verschlossen sind, um die Stelle einzunehmen, die ihnen gebührt. Aber, weil die Römer sich nicht zum Volksthum erhoben, und die hohen Tugenden, die in ihnen waren, nicht durch Selbstbeschränkung reinigten und heiligten, sondern weil sie dieselben mißbrauchten für Herrschaft und Unterjochung: so mußten ihre Tugenden selbst in den Erfolgen nachtheilig auf die innern Verhältnisse Roms zurück wirken. Zuerst mußte in den unaufhörlichen Kriegen der Sinn, der von Anfang an streng

und hart gewesen war, noch mehr verwilderten, die sanfteren menschlichen Gefühle mußten ersterben, und je mehr die Fremden darum alle als Feinde angesehen wurden, weil man sie alle unterjochen wollte, desto weniger schonend und menschlich konnte die Behandlung seyn. Zweitens mußten die alten einfachen Sitten der Väter verdorben werden, so wie man zu den abgelebten Völkern einer frühern Bildung kam; und wenn durch den Anblick dieser Bildung auch von der einen Seite der Geist erweitert und für Werke einer Kunst, die Rom fremd war, nach und nach gewonnen ward, so mußten doch von der andern Seite diese, mit den Lockungen aller Wollüste angefüllten, Länder um so verderblicher auf die Römer wirken, je kräftiger sie waren. Wirklich verführte der reichwerdende Staat bald zu Geiz und Verschwendung; der Anblick geraubter Schätze verlockte die Seelen; eine schreckliche Ueppigkeit riß schon ein; die (im J. 186. entdeckte und zerstörte) scheusliche Feier des Bacchus, die alle Verbrechen und Frevel erzeugt, und zahllose Anhänger gefunden haben soll, ist ein gräuelhafter Beweis für das einreißende Verderben; ja selbst schon die eitele Unbändigkeit der Frauen, als die plebejischen Tribunen (und ein Valerius stand an der Spitze) das Oppische Gesetz abzuschaffen suchten (J. 195.), verkündigt die Zeit. Drittens mußte die Verfassung Roms, wenn nicht im Buchstaben, doch in der That durch die großen Anstrengungen und Erfolge leiden; der Senat mußte ein Uebergewicht bekommen, und die Patricier mußten in einer andern Gestalt wieder emporsteigen,

nicht als gesonderter Stand, sondern als ein Erzeugniß des neuen, auf Kriegsthaten und Geld gerichteten Lebens, und darum zweimal gefährlich. Eben darum aber konnte die Einigkeit in Rom nicht fortbestehen; und die sonderbaren Auftritte, die bald nach dem Frieden mit Antiochos statt fanden, und bei welchen die Scipionen sogar durch den gestrengen Eiferer für altväterische Sitte, M. Portius Cato, den sein großer Irrthum in Rücksicht Karthago's nicht um seine übrigen Tugenden bringen soll, nicht geschont wurden, verkündigten gewaltsame Ereignisse; und wenn der Afrikaner auch noch, durch die ergreifende Erinnerung an den Tag seiner Größe, der Schmach, wegen unterschlagenen Geldes verurtheilt zu werden, entging, um in stiller Abgeschiedenheit sein Leben, vielleicht um dieselbe Zeit (J. 183?) zu beschließen, da Hannibal sich selbst den Tod gab, um nicht von dem unedlen König Prusias von Bithynien ausgeliefert zu werden: so mußte der Asiate schon die Verurtheilung über sich ergehen lassen. Die That mochte stehen, wie sie wollte: man sieht an diesen Vorfällen, was man zu glauben, und also auch wol zu thun, im Stande war.

328. Aber der Geist der Eroberung trieb zu neuen Unternehmungen. König Philipp von Makedonien war mit mißtrauischer Freundlichkeit behandelt, so lange man ihn entweder, während des Kriegs wider Antiochos, gebrauchen, oder ihn doch ruhig halten wollte; nachdem aber Syrien nicht mehr zu fürchten

war, konnte man seiner Freundschaft entbehren. Philipp jedoch vermochte nicht zu vergessen, was einst Makedonien gewesen war; seine Seele nährte Groll gegen Die, welche die Römer gegen ihn gerufen hatten und die ihnen noch immer anhingen, und sein Geist erkannte gar wohl das Spiel, welches Rom mit Staaten und Völkern trieb. Also suchte er sich für künftige Gelegenheiten zu stärken und zu mehren. Aber er betrieb seinen Plan mit mehr Eifer als Vorsicht. Diejenigen, welche ihm zunächst wohnten, erhoben daher Klagen gegen ihn, sey es, daß sie noch immer glaubten, Rom wolle nichts als der Völker Freiheit, sey es, daß sie hofften, unter Rom zu stehen, würde das kleinere Uebel seyn, sey es, welches das Wahrscheinlichste ist, daß sie, eingedenk alter Zwiste, lediglich der Leidenschaft gehorchten. Rom höre gern die Klagen gegen einen König, dessen Bewältigung nicht mehr schwer zu seyn schien; und wenn die Thessaler „das störrische Pferd" gezüchtigt wissen wollten, so war sie geneigt genug, einem Könige, der, ergrimmt über eine unkönigliche, über eine unwürdige Behandlung, den stolzen Untersuchern jener Klagen, mit zweideutiger Beziehung, (§. 185.) ins Gesicht zu sagen wagte, daß er bei Römern keine Gerechtigkeit fände, daß aber die letzte Sonne noch nicht untergegangen sey, ihre Macht zu bewähren. Dennoch verzögerte sich der Krieg. Warum hätte man auch die Lanze gebrauchen sollen, wenn man mit dem Netze das edle Wild fangen konnte? Es wäre allerdings etwas gewagt, wenn man geradezu sagen wollte, die Römer

hätten das makedonische Königshaus verwirrt, und mit schrecklicher List gegen sich selbst gehetzt: aber bei der Betrachtung dieses unseligen Familien-Zwistes kann man sich (nach dem, was wir erlebt haben) des Gedankens nicht erwehren, daß hier ein böses Spiel getrieben sey. Wie aber auch die Sache stehen mag: dieser Zwist, welcher den verlockten, oder begünstigten, Demetrios (im J. 181.) mit Gift, und den betrogenen Vater (J. 179.) mit Gram und Kummer tödtete, den grimmigen Perseus aber auf den Thron brachte, war den Römern anfangs gewiß sehr gelegen, wenn gleich der Ausgang nicht gewesen zu seyn scheint, wie man ihn gewünscht hatte.

329. Mit dem neuen Könige Perseus wurde das alte Bündniß erneuert. Die harten Kriege in Spanien, in Istrien und Ligurien, auf Sardinien und Korsika mochten dazu rathen; aber auch Griechenland rieth dazu. Denn der achäische Bund hatte, nachdem der ätolische gedemüthigt war, von Rom die Erlaubniß, für seine Treue nach alter griechischer Art gegen Griechen zu kämpfen, damit sie sich selbst nimmer mehr der völligen Unterwerfung entgegen drängen sollten. In diesen Kämpfen, besonders gegen Sparta, auch gegen Messenien, hatte Philopömen Eigenschaften entwickelt, deren Anwendung man unter so jammervollen Verhältnissen nicht ohne Schmerz sehen kann; er hatte dann (J. 183.) im hohen Alter durch sie seinen Tod gefunden; aber nach ihm war die ganze Peloponnes (durch Lykortas, des Poly-

bios Vater) zum achäischen Bunde vereint. Es war räthlich, diese Einheit sich entweder wieder auflösen zu lassen, oder sich wenigstens der Achäer zu versichern. Endlich schien es auch wegen der asiatischen Staaten gut, einen günstigen Zeitpunkt zu erwarten. Perseus aber, überzeugt, daß von einem neuen Fürsten Alles zu dulden sey, ging den Bund ein, um Zeit zu gewinnen, um Verbindungen anzuknüpfen mit fremden Fürsten, um mit andern Staaten zu unterhandeln, damit, wo möglich, der gemeinen Gefahr mit gemeiner Kraft begegnet würde, endlich um zu rüsten. In der That versäumte auch Perseus die Zeit nicht. Aber, was vermochte er gegen Roms Glück, Größe und argliſtige Politik? Bei der Erinnerung an das Vergangene, bei dem Anblicke der Gegenwart, blieb er vielleicht kaum seiner selbst gewiß; auf die Regierungen der übrigen abgelebten Staaten, die das Gefühl alter Sünden und gegenwärtiger Schwäche nicht zu unterdrücken vermochten, war nicht zu rechnen. Sie waren zum Theil allerdings wider Rom, aber weder aus tiefem Gefühle für die Freiheit, noch aus klarer Einsicht in die Lage der Verhältnisse, sondern aus dem Ungestüme, welcher die Schwäche begleitet, aus Besorgniß vor dem eigenen Schicksal. Einige, die durch Rom nur sicher zu seyn glaubten, wie Eumenes von Pergamos, (der sich vor einer Verbindung zwischen Makedonien, Syrien und dem traurigen Bithynien allerdings zu fürchten Ursache hatte), wie griechische Staaten, die, wenn auch einzelne Männer, wie Lykortas, das Richtige erkannten, als

klug wurden, und andere, erhoben gegen ihn lautes Geschrei, und machten die ersteren um so schüchterner. Also konnte es den römischen Gesandten, die überall erschienen, um Thaten und Worte zu bespähen und zu belauern, nicht schwer werden, die Bande zu zerreißen, die Perseus anzuknüpfen versucht hatte, und überall zu bemerken, „daß die Fürsten und Völker vortrefflich an der Treue festhielten und zu Allem bereit wären, was Rom verlangte.“ Dennoch stand Perseus beim Anfange des Krieges (J. 171.) nicht ganz allein, obgleich er wenig Hülfe erhielt. Hätten die unglückseligen Achäer keine so schändlichen Menschen, wie den Kallikrates, in ihrer Mitte gehabt, und treu und fest zu Perseus halten können: so hätte Rom gewiß ihr Ziel dießmal nicht erreicht; aber wäre etwas damit gewonnen gewesen für diese Griechen? Ja, wenn Perseus nur gewagt hätte, sich selbst ganz zu vertrauen, und, entschlossen zum Kampf auf Tod und Leben, Alles kühn zu unternehmen, was die Entscheidung rasch herbei zu führen im Stande war: so möchte er in den beiden ersten Jahren, in welchen er den furchtbaren Feinden so rühmlich widerstand, wenigstens seine Erhaltung erzwungen haben. Nun aber entschied, als der sechszigjährige Paulus Aemilius an die Spitze der Römer gekommen war, die Schlacht bei Pydna (J. 168.) auf einmal. Das ungeheuere Unglück, welches den König und seine Kinder verfolgte, ist weit über Thränen hinaus, aber es warnet und kann, wie das unglückliche Schicksal des Königs Gentius von Illyrien, der wider die

Römer zu stehen gewagt hatte, aber auch gleichzeitig von ihnen besiegt ward, Rom zeigen nach Sinn und Art.

330. Und nun, welch' eine Zeit! Während Könige und Völker, in sklavischem Sinn oder knechtischer Furcht, mit der niedrigsten Schmeichelei den Römern Glück zu diesem Siege wünschten und sie dadurch als die Herren Aller anerkannten, betrugen diese sich mit einem Uebermuthe, welcher beweiset, daß ihnen nach und nach der Gedanke, Alle zu unterwerfen, schon geläufiger ward. Dem Antiochos Epiphanes von Syrien, der (im J. 176.) dem furchtsamen und unbedeutenden Nachfolger des großen Antiochos (J. 187), Seleukos Philopator, gefolgt war, und während des makedonischen Kriegs thöricht und verblendet wider Aegypten gestritten hatte, um mit der Vormundschaft über des Ptolemäos Epiphanes (vergl. 326.) unmündige Söhne die Herrschaft an sich zu bringen, wurde nach Beendigung dieses Krieges von dem römischen Gesandten auf die trotzigste Art Frieden geboten. Er aber bezeugte, glückwünschend, in Rom, „er habe den Befehlen der römischen Gesandten, wie Götter-Geboten gehorcht." Aegyptens Herrscher, welche, fast durch Antiochos bezwungen, wirklich durch jene römischen Befehle gerettet waren, erkannten an: „sie verdankten den Römern mehr als selbst den unsterblichen Göttern." Der traurige Prusias von Bithynien nannte sich selbst „einen Freigelassenen Roms." Masinissa, Kars

Rhodus schreckliche Geißel, erröthete nicht zu gestehen, wie er darüber erröthet sey, daß Rom ihn um Hülfe wegen Makedonien ersucht habe; sie hätte befehlen sollen, da sein Reich ja den Römern gehöre, und nur von ihm verwaltet würde." Die Rhodier konnten, damit sie für die Verirrung, mit welcher sie früher zu Rom gehalten hatten, gezüchtigt würden, ihren Glückwunsch nicht einmal anbringen; sie hatten keine Hülfe geleistet, also warfen sie sich umsonst zu des Consuls Füßen, und wenn sie sich auch vom Kriege losjammerten, so wurden sie doch der Ehre beraubt, ferner Bundes-Genossen zu seyn. Eumenes endlich von Pergamos durfte, weil er zweideutig gewesen war, nicht einmal nach Rom kommen. Während aber auf solche Weise Viele die Knechtschaft anerkannten, zeigte Rom der Welt, daß sie solche Gesinnungen verstehe und zu behandeln wisse. Epirus, wo man Theil für Perseus genommen hatte, sah 70 Städte auf die schrecklichste Weise geplündert und zerstört, und seine Einwohner in die Knechtschaft verkauft. Makedonien selbst ward, „um den Völkern zu zeigen, daß, wenn die Römer Könige zu bekriegen gezwungen würden, sie doch den Völkern Freiheit brächten," unter römischen Schwerdtern, in vier Marken scharf zerschnitten, und jede mit römischer Freiheit beknechtet; die Hälfte der gewohnten Steuern ward erlassen, damit die Makedonier um so gewisser arm würden. Bei den Griechen aber war nun auch keine Schonung mehr nöthig; es nahete sich die Zeit der längst verdienten Auflösung. Darum schmerzt auch die Entwürdigung durch

Asien, gegen die Seleukiden gemacht, theils im Süden von Aegypten. Dadurch gewann oder Aegypten nichts; vielmehr verkündigte die Abweichung von den Grundsätzen der ersten Könige einen nahen Verfall. Dieser Verfall würde sich wahrscheinlich unter diesem Ptolemäos schon gezeigt haben, wenn er nicht durch seinen eigenen Sohn? einen gewaltsamen Tod gefunden hätte (§. 221.). Denn schon der abscheuliche und wollüstigzerrüttete Zustand der königlichen Familie schien verderblich werden zu müssen. Und welch' ein fauler und üppiger Mensch war Ptolemäos Philopator! Sein Krieg mit Antiochos von Syrien wurde durch die ägyptische Herrschaft über die syrische Küste nothwendig; wenn dieser Krieg durch den Sieg bei Raphia glücklich entschieden ward, so war das nicht ein Verdienst dieses schwelgerischen und grausamen Königs. Und als Philopator sein unwürdiges Leben geendigt hatte (§. 264.); wie hätte man der abscheulichen Verwirrung, die, fortgesetzt, gefährlich werden mußte, nicht dadurch begegnen sollen, daß man dem römischen Senat, da dieser den glorreichen Frieden, der den zweiten punischen Krieg endigte, ankündigen ließ, die Vormundschaft über den fünfjährigen Ptolemäos Epiphanes übertrug (§. 201.)? —

Sechstes Kapitel.

Unterjochung Makedoniens, Griechenlands, Karthago's; Krieg in Spanien; gleichzeitige Verhältnisse. (Juden.)

327. So waren die vier wichtigsten Staaten, die Roms Herrschaft umgaben, Karthago, Makedonien, Sy-

nen und Aegypten, zwar nicht vernichtet, aber doch unterdrückt und gelähmt. Von der Schlacht bei Cannä, die Roms Erhaltung wenigstens zweifelhaft gemacht, bis zum Frieden mit Antiochos waren nur sechsundzwanzig Jahre verlaufen; von der Schlacht bei Zama bis zu diesem Frieden kaum zwölf. Wenn man zurück denkt an den traurigen Zustand Roms während der langen unglückseligen Kämpfe zwischen den Patriciern, die verstockt und verhärtet, gegen Gott und Natur alte Gewalt mißbrauchten, und der Plebs, die, dem Drange des menschlichen Geistes nach Freiheit und Bildung folgend, die alten Ketten zu zerreißen suchte; und wenn man diesen traurigen Zustand mit der gegenwärtigen, seit dem Aufhören jener innern Kämpfe schnellerrungenen, Macht Roms vergleicht: so zeigt sich auf die ergreifendste Weise, daß die Stärke eines Staates in der Gesammtheit seiner Bürger wohnt, daß nichts mehr lähmt, schwächt, entsittlicht, als fämpfischer Zwist, daß nichts mehr hebt, stärkt, kräftigt, als das erhobene Bewußtseyn, daß dem Verdienst und der Tugend die Schranken nicht verschlossen sind, um die Stelle einzunehmen, die ihnen gebührt. Aber, weil die Römer sich nicht zum Volksthum erhoben, und die hohen Tugenden, die in ihnen waren, nicht durch Selbstbeschränkung reinigten und heiligten, sondern weil sie dieselben mißbrauchten für Herrschaft und Unterjochung: so mußten ihre Tugenden selbst in den Erfolgen nachtheilig auf die innern Verhältnisse Roms zurück wirken. Zuerst mußte in den unaufhörlichen Kriegen der Sinn, der von Anfang an streng

und hart gewesen war, noch mehr verwildern, die sanfteren menschlichen Gefühle mußten ersterben, und je mehr die Fremden darum alle als Feinde angesehen wurden, weil man sie alle unterjochen wollte, desto weniger schonend und menschlich konnte die Behandlung seyn. Zweitens mußten die alten einfachen Sitten der Väter verdorben werden, so wie man zu den abgelebten Völkern einer frühern Bildung kam; und wenn durch den Anblick dieser Bildung auch von der einen Seite der Geist erweitert und für Werke einer Kunst, die Rom fremd war, nach und nach gewonnen ward, so mußten doch von der andern Seite diese, mit den Lockungen aller Wollüste angefüllten, Länder um so verderblicher auf die Römer wirken, je kräftiger sie waren. Wirklich verführte der reichwerdende Staat bald zu Geiz und Verschwendung; der Anblick geraubter Schätze verlockte die Seelen; eine schreckliche Ueppigkeit riß schon ein; die (im J. 186. entdeckte und zerstörte) scheusliche Feier des Bacchus, die alle Verbrechen und Frevel erzeugt, und zahllose Anhänger gefunden haben soll, ist ein gräuelhafter Beweis für das einreißende Verderben; ja selbst schon die eitele Unbändigkeit der Frauen, als die plebejischen Tribunen (und ein Valerius stand an der Spitze) das Oppische Gesetz abzuschaffen suchten (J. 195.), verkündigt die Zeit. Drittens mußte die Verfassung Roms, wenn nicht im Buchstaben, doch in der That durch die großen Anstrengungen und Erfolge leiden; der Senat mußte ein Uebergewicht bekommen, und die Patricier mußten in einer andern Gestalt wieder emporsteigen,

nicht als gesonderter Stand, sondern als ein Erzeugniß des neuen, auf Kriegsthaten und Geld gerichteten Lebens, und darum zweimal gefährlich. Eben darum aber konnte die Einigkeit in Rom nicht fortbestehen; und die sonderbaren Auftritte, die bald nach dem Frieden mit Antiochos statt fanden, und bei welchen die Scipionen sogar durch den gestrengen Eiferer für altväterische Sitte, M. Portius Cato, den sein großer Irrthum in Rücksicht Karthago's nicht um seine übrigen Tugenden bringen soll, nicht geschont wurden, verkündigten gewaltsame Ereignisse; und wenn der Afrikaner auch noch, durch die ergreifende Erinnerung an den Tag seiner Größe, der Schmach, wegen unterschlagenen Geldes verurtheilt zu werden, entging, um in stiller Abgeschiedenheit sein Leben, vielleicht um dieselbe Zeit (J. 183?) zu beschließen, da Hannibal sich selbst den Tod gab, um nicht von dem unedlen König Prusias von Bithynien ausgeliefert zu werden: so mußte der Asiate schon die Verurtheilung über sich ergehen lassen. Die That mochte stehen, wie sie wollte: man sieht an diesen Vorfällen, was man zu glauben, und also auch wol zu thun, im Stande war.

328. Aber der Geist der Eroberung trieb zu neuen Unternehmungen. König Philipp von Makedonien war mit mißtrauischer Freundlichkeit behandelt, so lange man ihn entweder, während des Kriegs wider Antiochos, gebrauchen, oder ihn doch ruhig halten wollte; nachdem aber Syrien nicht mehr zu fürchten

war, konnte man seiner Freundschaft entbehren. Philipp jedoch vermochte nicht zu vergessen, was einst Makedonien gewesen war; seine Seele nährte Groll gegen Die, welche die Römer gegen ihn gerufen hatten und die ihnen noch immer anhingen, und sein Geist erkannte gar wohl das Spiel, welches Rom mit Staaten und Völkern trieb. Also suchte er sich für künftige Gelegenheiten zu stärken und zu mehren. Aber er betrieb seinen Plan mit mehr Eifer als Vorsicht. Diejenigen, welche ihm zunächst wohnten, erhoben daher Klagen gegen ihn, sey es, daß sie noch immer glaubten, Rom wolle nichts als der Völker Freiheit, sey es, daß sie hofften, unter Rom zu stehen würde das kleinere Uebel seyn, sey es, welches das Wahrscheinlichste ist, daß sie, eingedenk alter Zwiste, lediglich der Leidenschaft gehorchten. Rom hörte gern die Klagen gegen einen König, dessen Bewältigung nicht mehr schwer zu seyn schien; und wenn die Thessaler „das störrische Pferd" gezüchtigt wissen wollten, so war sie geneigt genug, einem Könige, der, ergrimmt über eine unköngliche, über eine unwürdige Behandlung, den stolzen Untersuchern jener Klagen, mit zweideutiger Beziehung, (§. 185.) ins Gesicht zu sagen wagte, daß er bei Römern keine Gerechtigkeit fände, daß aber die letzte Sonne noch nicht untergegangen sey, ihre Macht zu bewähren. Dennoch verzögerte sich der Krieg. Warum hätte man auch die Lanze gebrauchen sollen, wenn man mit dem Netze das edle Wild fangen konnte? Es wäre allerdings etwas gewagt, wenn man geradezu sagen wollte, die Römer

hätten das makedonische Königshaus verwirrt, und mit schrecklicher List gegen sich selbst gehetzt: aber bei der Betrachtung dieses unseligen Familien-Zwistes kann man sich (nach dem, was wir erlebt haben) des Gedankens nicht erwehren, daß hier ein böses Spiel getrieben sey. Wie aber auch die Sache stehen mag: dieser Zwist, welcher den verlockten, oder begünstigten, Demetrios (im J. 181.) mit Gift, und den betrogenen Vater (J. 179.) mit Gram und Kummer tödtete, den grimmigen Perseus aber auf den Thron brachte, war den Römern anfangs gewiß sehr gelegen, wenn gleich der Ausgang nicht gewesen zu seyn scheint, wie man ihn gewünscht hatte.

329. Mit dem neuen Könige Perseus wurde das alte Bündniß erneuert. Die harten Kriege in Spanien, in Istrien und Ligurien, auf Sardinien und Korsika mochten dazu rathen; aber auch Griechenland rieth dazu. Denn der achäische Bund hatte, nachdem der ätolische gedemüthigt war, von Rom die Erlaubniß, für seine Treue nach alter griechischer Art gegen Griechen zu kämpfen, damit sie sich selbst immer mehr der völligen Unterwerfung entgegen drängen sollten. In diesen Kämpfen, besonders gegen Sparta, auch gegen Messenien, hatte Philopömen Eigenschaften entwickelt, deren Anwendung man unter so jammervollen Verhältnissen nicht ohne Schmerz sehen kann; er hatte dann (J. 183.) im hohen Alter durch sie seinen Tod gefunden; aber nach ihm war die ganze Peloponnes (durch Lykortas, des Polyb-

bios Vater) zum achäischen Bunde vereint. Es war räthlich, diese Einheit sich entweder wieder auflösen zu lassen, oder sich wenigstens der Achäer zu versichern. Endlich schien es auch wegen der asiatischen Staaten gut, einen günstigen Zeitpunkt zu erwarten. Perseus aber, überzeugt, daß von einem neuen Fürsten Alles zu dulden sey, ging den Bund ein, um Zeit zu gewinnen, um Verbindungen anzuknüpfen mit fremden Fürsten, um mit andern Staaten zu unterhandeln, damit, wo möglich, der gemeinen Gefahr mit gemeiner Kraft begegnet würde, endlich um zu rüsten. In der That versäumte auch Perseus die Zeit nicht. Aber, was vermochte er gegen Roms Glück, Größe und arglistige Politik? Bei der Erinnerung an das Vergangene, bei dem Anblicke der Gegenwart, blieb er vielleicht kaum seiner selbst gewiß; auf die Regierungen der übrigen abgelebten Staaten, die das Gefühl alter Sünden und gegenwärtiger Schwäche nicht zu unterdrücken vermochten, war nicht zu rechnen. Sie waren zum Theil allerdings wider Rom, aber weder aus tiefem Gefühle für die Freiheit, noch aus klarer Einsicht in die Lage der Verhältnisse, sondern aus dem Ungestüme, welcher die Schwäche begleitet, aus Besorgniß vor dem eigenen Schicksal. Einige, die durch Rom nur sicher zu seyn glaubten, wie Eumenes von Pergamos, (der sich vor einer Verbindung zwischen Makedonien, Syrien und dem traurigen Bithynien allerdings zu fürchten Ursache hatte), wie griechische Staaten, die, wenn auch einzelne Männer, wie Lykortas, das Richtige erkannten, nie

klug wurden, und andere, erhoben gegen ihn lautes Geschrei, und machten die ersteren um so schüchterner. Also konnte es den römischen Gesandten, die überall erschienen, um Thaten und Worte zu bespähen und zu belauern, nicht schwer werden, die Bande zu zerreißen, die Perseus anzuknüpfen versucht hatte, und überall zu bemerken, „daß die Fürsten und Völker vortrefflich an der Treue festhielten und zu Allem bereit wären, was Rom verlangte.“ Dennoch stand Perseus beim Anfange des Krieges (J. 171.) nicht ganz allein, obgleich er wenig Hülfe erhielt. Hätten die unglückseligen Achäer keine so schändlichen Menschen, wie den Kallikrates, in ihrer Mitte gehabt, und treu und fest zu Perseus halten können: so hätte Rom gewiß ihr Ziel dießmal nicht erreicht; aber wäre etwas damit gewonnen gewesen für diese Griechen? Ja, wenn Perseus nur gewagt hätte, sich selbst ganz zu vertrauen, und, entschlossen zum Kampf auf Tod und Leben, Alles kühn zu unternehmen, was die Entscheidung rasch herbei zu führen im Stande war: so möchte er in den beiden ersten Jahren, in welchen er den furchtbaren Feinden so rühmlich widerstand, wenigstens seine Erhaltung erzwungen haben. Nun aber entschied, als der sechszigjährige Paulus Aemilius an die Spitze der Römer gekommen war, die Schlacht bei Pydna (J. 168.) auf einmal. Das ungeheuere Unglück, welches den König und seine Kinder verfolgte, ist weit über Thränen hinaus, aber es warnet und kann, wie das unglückliche Schicksal des Königs Gentius von Illyrien, der wider die

Römer zu stehen gewagt hatte, aber auch gleichzeitig von ihnen besiegt ward, Rom zeigen nach Sinn und Art.

330. Und nun, welch' eine Zeit! Während Könige und Völker, in sklavischem Sinn oder knechtischer Furcht, mit der niedrigsten Schmeichelei den Römern Glück zu diesem Siege wünschten und sie dadurch als die Herren Aller anerkannten, betrugen diese sich mit einem Uebermuthe, welcher beweiset, daß ihnen nach und nach der Gedanke, Alle zu unterwerfen, schon geläufiger ward. Dem Antiochos Epiphanes von Syrien, der (im J. 176.) dem furchtsamen und unbedeutenden Nachfolger des großen Antiochos (J. 187), Seleukos Philopator, gefolgt war, und während des makedonischen Kriegs thöricht und verblendet wider Aegypten gestritten hatte, um mit der Vormundschaft über des Ptolemäos Epiphanes (vergl. 326.) unmündige Söhne die Herrschaft an sich zu bringen, wurde nach Beendigung dieses Krieges von dem römischen Gesandten auf die trotzigste Art Frieden geboten. Er aber bezeugte, glückwünschend, in Rom, „er habe den Befehlen der römischen Gesandten, wie Götter-Geboten gehorcht." Aegyptens Herrscher, welche, fast durch Antiochos bezwungen, wirklich durch jene römischen Befehle gerettet waren, erkannten an: „sie verdankten den Römern mehr als selbst den unsterblichen Göttern." Der traurige Prusias von Bithynien nannte sich selbst „einen Freigelassenen Roms." Masinissa, Kar-

Nahe's schreckliche Geißel, erröthete nicht zu gestehen, „wie er darüber erröthet sey, daß Rom ihn um Hülfe wegen Makedonien ersucht habe; sie hätte befehlen sollen, da sein Reich ja den Römern gehöre, und nur von ihm verwaltet würde.“ Die Rhodier konnten, damit sie für die Verirrung, mit welcher sie früher zu Rom gehalten hatten, gezüchtigt würden, ihren Glückwunsch nicht einmal anbringen; sie hatten keine Hülfe geleistet, also warfen sie sich umsonst zu des Consuls Füßen, und wenn sie sich auch vom Kriege losjammerten, so wurden sie doch der Ehre beraubt, ferner Bundes-Genossen zu seyn. Eumenes endlich von Pergamos durfte, weil er zweideutig gewesen war, nicht einmal nach Rom kommen. Während aber auf solche Weise Viele die Knechtschaft anerkannten, zeigte Rom der Welt, daß sie solche Gesinnungen verstehe und zu behandeln wisse. Epirus, wo man Theil für Perseus genommen hatte, sah 70 Städte auf die schrecklichste Weise geplündert und zerstört, und seine Einwohner in die Knechtschaft verkauft. Makedonien selbst ward, „um den Völkern zu zeigen, daß, wenn die Römer Könige zu bekriegen gezwungen würden, sie doch den Völkern Freiheit brächten,“ unter römischen Schwerdtern, in vier Marken scharf zerschnitten, und jede mit römischer Freiheit beknechtet; die Hälfte der gewohnten Steuern ward erlassen, damit die Makedonier um so gewisser arm würden. Bei den Griechen aber war nun auch keine Schonung mehr nöthig; es nahete sich die Zeit der längst verdienten Auflösung. Darum schmerzt auch die Entwürdigung durch

die Fremden weniger, weil man so ganz unwürdig gelebt hatte. Und der schändliche Ueberfall der ätolischen Versammlung, und die freche Entscheidung der zehn Commissarien, welche Griechenlands Zwiste versöhnen und Uebelgesinnte richten sollten, und die Art, mit welcher alle bedeutende Männer, die im achäischen Bunde noch einigen Sinn für Vaterland und Freiheit bewahrten (und deren Zahl war noch über tausend), auf Anklage des verruchten Kallikrates, nach Rom zur Verantwortung gelockt, dann aber „für das Wohl Achäa's" in einer harten Gefangenschaft, ohne gehört zu seyn, gehalten wurden — Alles dieses muß jedes menschliche Gemüth mit bitterm Zorne gegen die Römer erfüllen; aber die Griechen kann man nur in sofern beklagen, als man ihrer frühern schönen Zeiten eingedenk ist. Für die Nachwelt war es übrigens ein Glück, daß Polybios unter diesen Geißeln war, und dadurch Gelegenheit erhielt, die Kenntnisse zu erwerben, welche zur Beschreibung der Einrichtungen und Ereignisse, welche den Römern die Herrschaft der Welt verschafften, gehörten; für sein Vaterland war seine Entfernung auch kein Verlust; und was ihn selbst betrifft, so mag man freilich mit seinem Urtheile leicht in einige Verlegenheit kommen, aber die Bemerkung beruhigt, daß er sich in seiner Lage nicht schlecht gefallen zu haben scheint: denn die glänzenden Freundschaften in der glänzenden Rom wurden ja nicht von ihm verschmähet. Es mag wahr seyn, daß dem Polybios so wohl die große Gesinnung, als die hohe politische Weisheit des Thukydides fehlte, und daß seine Ge-

schichte bei weitem das nicht sey, wofür er sie selbst hielt; aber es ist auch nicht minder wahr: sie ist unendlich lehrreich; schwerlich hätte ein Anderer seiner Zeit leisten mögen, was er geleistet hat, und es ist aufs Höchste zu beklagen, daß uns das Schicksal von dem großen Werke nur so wenig erhalten hat.

331. Nachdem man aber so weit gekommen war, konnte man die Frucht der bisherigen Ereignisse eine Zeitlang ruhig reifen lassen, und durfte nur dafür sorgen, daß überall die Trennung, das Mißtrauen, die Furcht und die Verwirrung unterhalten ward. Der Gedanke indeß, Alles, was bisher nur gelähmt oder geleitet war, wirklich zu unterjochen, wurde mit jedem Tage um so klarer gefaßt, je mehr die Staaten ringsher sich der Unterjochung würdig zeigten. Nun mag allerdings wahr seyn, daß durch Cato's Leidenschaft, welche, auf Jugend-Eindrücken ruhend, durch den Anblick von der unermeßlichen Stadt unterhalten und durch persönliche Beleidigungen vielleicht vermehrt war, der Entwurf zur Zerstörung Karthago's immer von neuem zur Sprache gebracht und vielleicht beschleunigt sey; aber auch ohne Cato würde man Karthago zerstört haben. Denn das, was Cato gegen Einen Staat leidenschaftlich wollte, das war Grundsatz des römischen Senats gegen Alle, und mußte Grundsatz einer Regierung seyn, die, ohne Ahnung eines Volksthumes, keinen andern Gebrauch der Kraft kannte, als die Herrschaft, wenn gleich zugegeben werden mag, daß sich ein einzelner Senator diesen Grundsatz nicht bestimmt gefunden habe. Darum hatte Sci-

pio Nasica allerdings großes Recht, wenn er Karthago zu erhalten wünschte, damit Rom nicht ohne Besorgniß für ihre Freiheit, als das beßte Mittel gegen Selbstversäumniß, seyn sollte: an Karthago hatte sich Rom, wenn so zu sagen erlaubt ist, eigentlich groß und stark gelebt, mit Karthago schien die aufgeregte Kraft in sich selbst zusammensinken zu müssen, besonders weil die übrigen Staaten nicht zu fürchten waren. Diese Wahrheit indeß konnte bei glücklichen Eroberern schlechterdings keinen Eingang finden. Das Verhältniß zu Massinissa, der schon ein mißtrauischer Freund geworden war, und in welchem man bei fortgehendem Glück einen argen Feind zu fürchten hatte, mag übrigens auf den Anfang des wirklichen Krieges gegen die lange geneckte, gehöhnte, mißhandelte Karthago Einfluß gehabt haben; aber der Grund zu diesem Kriege war eben so eitel, als die Führung desselben unedel und verrätherisch, und als das Ende abscheulich war. Vielleicht jedoch mag es dem menschlichen Gemüth einigen Trost geben, daß Karthago weder unverdient, noch ohne einen ungeheuern Kampf, oder zu Roms Glücke vor des Paulus Aemilius Sohn, dem jüngern africanischen Scipio, dahinsank. (J. 146. u. R. E. 608) (vergl. 188 — 191.)

332. Aber noch ehe das langerstrebte Ziel erreicht wurde, war Makedonien über die Natur der ertheilten Freiheit und der verminderten Steuern zur Einsicht gekommen. Die Versuche jedoch, welche, unter Andriscos oder Philipp IV., unter Alexander, und Philipp, die sich alle Söhne des unglücklichen Per-

Neus nannten, (vom J. 152—142.) gemacht wurden, das Joch römischer Freiheit zu zerbrechen, konnten wol Hoffnung erregen, aber sie konnten nicht gelingen. Makedonien wurde nach einem Kampfe, zu welchem gleichfalls das tiefe Gefühl erduldeter Schande aufreizte, der römischen Herrschaft förmlich unterworfen. Unterdeß konnte sich auch Griechenlands endliches Geschick nicht mehr verzögern. Die Gemüther, stets gereizt durch die schnödeste Behandlung von Seiten Roms, durch das Verfahren der Verräther im Lande, und durch die gewohnten innern Zwiste (mit Sparta), wurden noch mehr erbittert, als, nach siebenzehn Jahren schrecklicher Gefangenschaft, von jenen tausend unglücklichen, verrathenen und betrogenen Männern aus dem achäischen Bunde, einige, und unter ihnen Kritolaos und Diäos, (J. 150.) zurückkehrten, das Herz erfüllt von tiefstem Ingrimm und glühender Rache. Der doppelte Krieg aber, den Rom noch mit Karthago und Makedonien zu bestehen hatte, schien um so gewisser einige Hoffnung zu geben, daß die übermüthigen, höhnischen, grausamen und habsüchtigen Fremden vertrieben werden könnten, als die Römer selbst, unter Metellus, durch eine gewisse Nachgiebigkeit bei den innern Zwisten Besorgnisse zu verrathen schienen. Aber die Griechen waren keines Glückes mehr werth, wie gerecht auch die Gesinnung einzelner Männer gewesen seyn mag. Der Krieg in Makedonien wurde zu früh geendigt, und auf dem korinthischen Isthmos, wo grade vor fünfzig Jahren Quintius Flamininus durch Verkündigung allgemeiner Freiheit einen überschwenglichen Jubel erregt hatte, fiel jetzt der Schlag, der alle grie-

chische Freiheit zertrümmerte. In demselben Jahre, in welchem Karthago vor dem jüngern Scipio Africanus hinsank, fiel durch Mummius die erhabene Korinth (J. 146.), und ganz Griechenland wurde, nach so vielem Jammer, so vielen Verkehrtheiten, so vielen Abscheulichkeiten, römische Provinz. Der Name dieser Provinz, Achäa, sollte vielleicht Diejenigen, in welchen noch einige Erinnerung war, über das Ende, wo möglich, täuschen. — Was lange erwartet ist, kann nicht überraschen. Wäre der griechische Geist nicht so groß und tief, und wären nicht die Verhältnisse der Welt so sonderbar gewesen, so hätte viel früher erfolgen müssen, was jetzt erfolgte. Dennoch durchdringt eine tiefe Wehmuth das menschliche Herz beim Anblicke des jammervollen Geschickes! —

333. Während auf diese Weise die nächsten Staaten von alter Bildung zu Grunde gingen, reiften auch Syrien und Aegypten immer mehr zum Untergange heran, und die Römer versäumten auch in dieser Entfernung Nichts, ihre Herrschaft vorzubereiten. — König Antiochos Epiphanes von Syrien, dessen früher (330) gedacht ist, hatte das Reich weder auf eine erfreuliche Weise, noch unter erfreulichen Umständen erhalten: es war den Römern so gut als zinsbar. Er war ein Fürst, der, bei vielen tadelswerthen Neigungen, doch wenigstens viele Thätigkeit hatte, und auch wol ziemlich klar die Noth seines Reiches sah. Seine Kriege mit Aegypten mochten durch die Verhältnisse unvermeidlich seyn, so unglückselig sie auch waren. Die freche Art

aber, mit welcher der Römer Popilius Länas ihn in seine Gränzen zurückwies, scheint ihm doppelt die Nothwendigkeit fühlbar gemacht zu haben, daß der mürbe Leib seines Reiches zusammenfallen müßte, wenn nicht allen Gliedern ein Geist neuer Kraft eingehaucht werden könnte. Aber unbegreiflich ist, wie er geglaubt haben kann, diesen neuen Geist in der alten, entkräfteten, sinnlichen Religion der Griechen zu finden, und durch diese den erhabenen Geist morgenländischer Religions-Ansichten zu verdrängen. Unter den Unruhen, welche durch dieses Bestreben den Königes, griechische Sitten und Bräuche überall einzuführen, veranlaßt wurden, z. B. in Persien, ist das neue Leben, welches in den Juden aufgeregt ward, unstreitig am merkwürdigsten. Die Juden nämlich hatten nach ihrer Rückkehr aus der s. g. babylonischen Gefangenschaft (vergl. 116.) unter der persischen Herrschaft in ruhiger Dienstbarkeit, nach dem Gesetze der Väter gelebt, und selbst der entstandene Zwist mit den Samaritanern hatte zur Erhaltung dieses, in der Fremde tief aufgegriffenen, Gesetzes mitgewirkt. Beim Verfalle des persischen Reichs hatte sich der Oberpriester, wie es scheint, ziemlich unabhängig von dem Landvogte gemacht. Bei Gründung der makedonischen Herrschaft mögen auch sie gelitten haben durch die allgemeine Verwirrung. Nachmals wurden sie zwischen Aegypten und Syrien hin und hergeworfen, und häufig nach Aegypten, nach Alexandria, verstreuet. In den Kriegen, welche Antiochos der Große wider Aegypten führte, wirkten sie mit zu seinem Glücke, nicht ohne Nachtheil und Gefahr. Aber unter der syrischen Herrschaft erfuhren sie

bald einen harten Druck. Die großen Schätze ihres Tempels reizten die geldbedürftigen Könige; auch fanden sich Menschen, die sich nicht scheueten, die Priester-Würde zu erhandeln und griechische Sitten zu begünstigen. Aber vor der gänzlichen Entartung, welche hereindrohete, bewahrte des Antiochos Epiphanes Gewaltthätigkeit, indem sie (J. 167.) den Religions-Eifer aufregte und in den Makkabäern ein Helden-Geschlecht erweckte, welches durch kühne und herrliche Thaten, ungeachtet alles Unglaubens, alles Mißtrauens und aller Verworrenheit im Volke selbst, dieses Volk zu einem höhern Sinn erhob und zu dem Gedanken der Selbständigkeit. Denn, wenn auch Matthatias ursprünglich nichts beabsichtigte, als die Freiheit, seinem Gott auf seine Weise zu dienen: so kamen doch seine Söhne und Enkel, Judas, (J. 166.) Jonathan (J 161.), Simeon (J. 143), und Johannes Hyrkanus (J. 134), unter mannigfaltigen Kämpfen bis zu diesem Ziel. Aber ohne die innere Zerrüttung des syrischen Reichs und des seleukidischen Hauses, unter Antiochos Epiphanes und seinen Nachfolgern; ohne das mächtige Vordringen der Arsakiden im Parthischen Reiche (vergl. 325) seit Mithridates I. (J. 174 — 137.), der das ganze syrische Reich zu zertrümmern drohete; und ohne die Theilnahme und die wiederholten Bündnisse der Römer, welche die Juden gegen Syrien aufreizten und beschützten, — würde dieses Ziel schwerlich erreicht seyn. — Während aber Syrien auf solche Weise immer kleiner und schwächer wurde, ward das, durch Machtspruch, von dem syrischen Könige befreiete Aegypten unter des Epiphanes Söhne,

Ptolemäos Philometor und Ptolemäos Physkon, getheilt, und durch Bruder-Kriege und Grausamkeiten aller Art immer tiefer hinabgewürdigt.

334. Aber in demselben Jahr, in welchem die herrliche Karthago und die erhabene Korinth vor Roms Glück und Macht hinsanken, erhob sich unter den Insitanischen Spaniern ein Feind, der den Römern hätte zeigen können, was einst für sie von den Barbaren zu fürchten seyn würde, wenn sie solchen Gedanken hätten Raum geben mögen. Der Spanische Krieg überhaupt kann die Römer am Beßten zeigen, wie sie waren in ihrer Feindschaft. Je roher die Bewohner des reichen Landes zu seyn schienen, desto frecher glaubten die Römer unter ihnen ihren Lüsten, die sie vor altgebildeten Völkern jetzt noch etwas zähmen zu müssen meinten, nachgeben zu dürfen. Aber je grausamer, niederträchtiger, unmenschlicher (wessen Herz erbebt, wessen Haar sträubt sich nicht bei den Erzählungen römischer Gräuel in Spanien!) sie den Krieg der Unterjochung führten, und je habsüchtiger sie den Sieg benutzten, desto hartnäckiger, desto erbitterter vertheidigten die unglücklichen Bewohner ihre Freiheit von Mark zu Mark; und kaum war das Feuer hier gelöscht, so loderte es dort wieder hoch empor. Das war Spaniens Unglück, daß es sich nie mit aller Kraft erheben konnte, weil es schon von den Römern in Beſitz genommen war, ehe es sich kennen lernte. Dennoch hatten seit den ersten Scipionen, welche wegen des punischen Krieges nach Spanien kamen, seit hundert und siebenzig Jahren, die Kämpfe nicht aufgehört; die ersten Männer

Roms, wie Cato, Tiberius Gracchus der Vater, Metellus hatten sie geführt; und dennoch wurden dieselben erst jetzt recht gefährlich, als die Lusitanier, durch Galba's scheusliche Grausamkeit aufgereizt, an dem herrlichen Viriathus einen Anführer erhielten, der sie durch Geist und Art zu vereinigen und für die Freiheit zu entflammen verstand, und als die Numantiner von Roms Härte und Treulosigkeit bis zu dem erhabensten Entschlusse der Sterblichen gebracht waren, ehrenhaft zu leben oder ehrenhaft zu sterben. Viriathus stand acht Jahre lang siegreich den römischen Legionen gegenüber, zwang die Römer zum Frieden, und würde vielleicht sein Vaterland vom Joche römischer Knechtschaft auf immer befreiet haben, wenn nicht der elende Cäpio die abscheuliche Kunst verstanden hätte, den Mann durch Meuchel-Mörder zu vernichten, (J. 140.) den römische Legionen nicht zu besiegen vermochten. Numantia aber, Spaniens Zierde, reich in ihrer Armuth, stark durch ihre Tugend, und mächtig durch das heilige Bewußtseyn gerechter Sache, wurde selbst durch den Fall Lusitaniens nicht geschreckt. Vierzehn Jahre lang widerstand sie auf eine Weise, die man der Geschichte kaum zu glauben wagt, großen römischen Heeren. Dabei zeigte sie sich immer menschlich und groß den grausamen und treulosen Römern gegenüber. Und, wenn es endlich dem Scipio, der durch Karthago's Brand an Zerstörung gewöhnt und durch die Grausamkeit gegen Lucia verhärtet war, gelang, sie durch Hunger zu entkräften, so ging sie doch (J. 137.) auf eine so erhabene Weise zu Grunde, daß der

Sieger, ohne Ehre, ohne Beute, ohne Gefangene nur über den Namen Numantia triumphiren konnte.

Siebentes Kapitel.

Die Gracchen.

335. Also unterwarf Rom mehr und mehr die Welt; sie plünderte die Länder, zerbrach die Völker und sog sich voll an dem Blute Derer, die das Unglück hatten, ihr erreichbar zu seyn. Die großen Reichthümer, welche hierdurch in Rom zusammengehäuft wurden, die verschiedenen Genüsse, Verfeinerungen, Sitten, Bräuche, Laster und Frevel, bildeten eine so entsetzliche Masse, daß eine starke Gährung nicht ausbleiben konnte. Die bewundrungswürdige Tugend und Kraft, welche römischen Männer-Seelen inwohnte, hätte das Höchste und Schönste des Menschen-Lebens erreichen mögen, wenn sie mit Sinn für Volk und Vaterland vereint gewesen wäre: da aber dieser Sinn fehlte, da man nichts Höheres kannte, als Rom, als Herrschaft und Gewalt: so mußte gerade diese Tugend und Kraft gegen Feinde zu grausamer Härte führen, gegen Freunde zu dünkelvollem Stolze, gegen Rom zu Herrschlust und Parteiung. Je weiter man durch die Waffen die Völker bezwang, je mehr man die Bezwungenen durch römische Gesetze und Rechte, Sprache und Art zu vernichten, zu verrömern suchte und dadurch alle Tugend und Kraft erstickte, je verkehrter man endlich in der Verwaltung der s. g. Provinzen war, denen die abgegangenen Prätoren und Con-

sulen mit einer Gewalt vorgesetzt wurden, die ihnen erlaubte, für Roms Zwecke und zu eigener Bereicherung den Unterworfenen auch das Letzte abzupressen: desto weniger konnte das Verderben von Rom entfernt bleiben, desto zerrütteter und verwirrter mußte Alles, desto ungleicher mußte das Vermögen werden, desto greller der Gegensatz zwischen den erlauchten und dunkelen Familien, desto gewaltiger der Senat, desto beschränkter die bürgerliche Freiheit. Diejenigen, welche das Glück hatten, entweder durch das alte Ansehen ihres Hauses, oder durch Geist und Geschick aus der Plebs zur Nobilität emporgekommen, sich auf Kosten der eroberten Provinzen bereichern zu können, erdrückten die kleinen Freien immer mehr, erhielten sich hierdurch (denn die Bestechungen waren vortrefflich erleichtert) auf ihrer Höhe, und erfüllten Rom und Italien mit wenigen mächtigen Herren, mit einem hungrigen und feilen Pöbel und mit einer schrecklichen Menge Sklaven. Eine furchtbare Zerrüttung der Sitten, eine Auflösung der edelsten Verhältnisse des Lebens war die nothwendige Folge: das römische Volk schien, nachdem es die Völker besiegt und die Welt erobert hatte, ohne Habe, ohne Würde, ohne Haus, ohne Altar. Das geht aus den einzelnen Erscheinungen dieser Zeit, unläugbar hervor, wenn wir gleich nicht gehörig unterrichtet sind über den innern Zustand Rom's, daß Rom baldiger Hülfe bedurfte, oder daß sie in sich selbst zu Grunde gehen mußte.

336. Solcher Hülfe schien sie von dem edlen Sinne des Tiberius Sempronius Gracchus zu erwar-

ten; solche Hülfe zu bringen, trieb diesen seine große Seele. Denn, wenn man des Tiberius Familien-Verhältnisse und früheres Leben betrachtet, so scheint es keinem Zweifel unterworfen zu seyn, daß er Nichts gewollt habe, als eine Verbesserung des jammervollen Zustandes in Rom und Italien; und wenn man auch zugäbe, er sey dadurch zum Kampfe gegen den Senat und die Erbauchten gereizt worden, daß jener einen gerechten Vertrag, den Gracchus mit den Numantinern geschlossen hatte, frech brach, und ihn selbst gern aufgeopfert hätte, wenn er nicht von der Menge beschützt worden wäre: so folgt daraus nichts gegen die Reinheit seiner Absicht. Aber in menschlichen Verhältnissen ist das Mittel, welches zuverlässig zum Zwecke führt, um so schwerer zu finden, je verwickelter sie sind, und Derjenige, der sie zu bestimmen strebt, wird nicht selten von ihnen fortgerissen. Wer gerecht seyn will, der muß auf den Anfang sehen; für die spätern Schritte ist jeder nur in sofern verantwortlich, als sie frei sind. Könnte man daher auch unmenschlich genug seyn, zu behaupten, daß die Fortdauer eines Staats immer wünschenswerth sey, gleichviel wie nichtswürdig und abscheulich das Leben desselben seyn möge: so würde man doch dem Tiberius keinen andern Vorwurf zu machen berechtigt seyn, als daß er sich über die Zeit, und vielleicht über die Natur gewöhnlicher Menschen betrogen habe; wie viel weniger wird man es thun, wenn man ein Leben ohne Freiheit und Menschlichkeit, ein Leben voll Elend, Jammer, Ueppigkeit, Untugend und Verruchtheit des Unterganges werth hält. Also mag wahr seyn, daß der Stoß, welchen Gracchus den römischen

Verhältnissen gab, fortgewirkt habe bis zur Auflösung des Ganzen; aber sehr thöricht wäre, zu glauben, diese Auflösung sey durch denselben bewirkt worden. — Allerdings war es ein großer Mißgriff des Tiberius Gracchus, daß er als Tribun (im J. 133. n. R. E. 621.) noch ein Gesetz wegen Beschränkung des Landbesitzes vorzubringen wagte, für welches schon Licinius Stolo, vor zweihundert Jahren, den härtesten Kampf zu bestehen gehabt hatte (vergl. 301.): aber eine gründliche Heilung der faulen Wunde war nothwendig; und gewöhnlich ist eine durchgreifende Maßregel nicht schwerer geltend zu machen, als eine kleine Veränderung, welcher sich Vortheile und Vorurtheile entgegenstemmen. Der Widerstand, welchen Tiberius von seinem Mittribunen, Octavius Cänina, fand, dessen knechtischer Sinn durch die Kunstgriffe der Senatoren gewonnen wurde, reizte seine große Seele, und zwang ihn um so gewaltsamer, über die Gränze des Rechts zu gehen, da der Sklaven-Aufruhr, unter Eunus in Sicilien, so stark an das Elend der Zeit mahnte. Das Ableben des wahnsinnigen Attalos III. von Pergamos (J. 133.), welcher den Römern sein Reich (aber wahrlich nicht zu ihrem Glücke) vermacht haben sollte, gab ihm eine neue schöne Gelegenheit, den Aristokraten, deren unbürgerliche Denkungs-Art und unredliche Verfahrungs-Weise ihn immer mehr kränken mochte, wehe zu thun. Indeß ist nicht zu leugnen: die Ausführung seiner Gesetze mußte ungeheure Schwierigkeiten finden. Deßwegen mögen manche Aristokraten, und selbst Scipio Nasica, wohl nicht grade unedle Absichten bei ihrem heillosen Kampfe gegen den

Freund der Freiheit und Menschlichkeit gehabt haben. Aber daß die gewaltthätige Art, mit welcher Tiberius, der geheiligte Plebstribun, ermordet wurde, nothwendig war, das zeugt am schwersten wider die Aristokraten, und war der sicherste Beweis, daß mit dem Tiberius Gracchus nicht seine Gesetze vernichtet seyn würden.

337. Der tiefe, aber ganz verschiedene Eindruck, den der blutige Frevel auf die verschiedenen Classen des Volks machte; die Ungewißheit, das Schwanken, das Mißtrauen überall; die Fortdauer der Commission, welche die Vertheilung der Aecker besorgen sollte; die Gereiztheit des Vornehmen, die sich in Scipio (dem zweiten Afrikaner) so laut aussprach; das Bewußtseyn, welches die Tribunen von ihrer Stärke erhielten, (§. 131. erhielten sie Sitz im Senat!); die Gährung unter den Gemeinen, die Unruhen durch ganz Italien wegen der Land-Vertheilung — Alles dieses zu der Art, wie der Senat die Freunde der Gemeinen, die Tribunen aber die Senatoren behandelten und kränkten, (die Ermordung des Scipio giebt ein großes Beispiel), mußte bald eine Erneuerung der Vorschläge des Tiberius Gracchus, und eine Erweiterung derselben herbeiführen. Der Bruder des Tiberius, Cajus Sempronius Gracchus, übernahm es, das Werk desselben zu vollenden. Es mag seyn, daß dieser Cajus, in seinem kräftigen Gemüthe von dem Schicksale seines geliebten Bruders ergriffen und durch die Art, mit welcher man ihn, den Gefürchteten, unschädlich zu machen strebte, gereizt, zu dem Unternehmen, welches er

als Plebs-Tribun (§. 123) versuchte, mitveranlaßt sey; es mag gleichfalls seyn, daß er in der Heftigkeit seines Wesens, im Bewußtseyn seines Werthes und in der Fülle seiner Kraft, dem Widerstande gegenüber, weiter gegangen, als er gesollt hätte: aber das scheint auch keineswegs zu bezweifeln, daß seine Absichten ursprünglich rein, und sein Sinn gut und edel gewesen; es scheint keineswegs zu bezweifeln, daß Cajus, durch die Verhältnisse zu seinem Unternehmen aufgerufen, ja gezwungen worden, und daß auch ohne jene persönlichen Rücksichten im Ganzen geschehen seyn würde, was geschehen ist. Aber gelingen konnte sein Versuch so wenig, als der seines Bruders: der Gang des Menschenlebens war über einen solchen Republicanismus, als sie beabsichtigten, hinaus; das römische Volk war dafür verdorben, und darum dienten die Unruhen nur dazu, die Auflösung des alten Zustandes zu beschleunigen. Unter allen seinen Gesetzen konnte den Erlauchten kein einziges gefallen. Das beweiset zwar Nichts gegen ihren Werth, aber es beweiset, daß kein einziges ohne Erschütterung durchgesetzt werden konnte.

338. Außer dem Gesetze wegen Vertheilung der Staats-Ländereien war unstreitig das Wichtigste, daß er den Bundes-Genossen das Bürgerrecht ertheilen wollte; dieses Gesetz war schon früher durch den Consul M. Fulvius Flaccus (§. 129.) in Anregung gebracht, und konnte daher von ihm nicht übergangen werden. Allein dieses Gesetz konnte auch, bei dem Mangel an volksthümlichem Sinn in Rom, und bei

dem uralten Streben nach Herrschaft und Gewalt, nur Unruhen und Gefahr bringen. Andere Gesetze waren tief gedacht, wie das, durch welches die Gerichts-Höfe allein mit Männern von ritterlichem Stande besetzt werden sollten; andere waren vortrefflich für Freiheit und gute Ordnung; andere wenigstens nicht unbillig; endlich andere wohl nur auf die Gunst des großen Haufens berechnet, wenigstens konnten sie leicht so gedeutet werden. Von welcher Art sie aber auch seyn mochten: sie erhielten kein Leben. Der Senat verstand die Kunst, den Gracchus zu entfernen, ihn durch einen Mittribunen, Livius Drusus, zu überbieten, ihm hierdurch die Volks-Gunst zu entziehen, ihn endlich frevelhaft, in einem großen Aufstande, nebst 3000 seiner Anhänger zu vernichten (J. 121.). Also siegte die Kühnheit, die kein Blut und kein Verbrechen scheuete. Aber wenn durch des Gracchus Ermordung auch möglich ward, seine Gesetze zu umgehen, zu übertreten, aufzuheben, so konnte man doch weder im Allgemeinen die Erinnerung vernichten, noch besonders den Bundes-Genossen den Anspruch, den sie durch so viele Aufopferungen von Gut und Leben auf das Bürgerrecht zu haben glaubten, wieder entreißen; die Gründe für denselben waren zu deutlich zu ihrem Bewußtseyn gekommen und zu bestimmt ausgesprochen. Daher gewannen die Nobiles wohl an Furcht, aber nicht an Macht; daher war der Tempel, welchen der Consul Opimius (fast höhnisch) der Eintracht errichten ließ, nichts als eine steinerne Masse; daher dauerte die Ungewißheit, die Zerrissenheit, das Schwanken fort; und

auch Solche, die minder edel waren, als die Gracchen, und nur sich wollten und ihre Leidenschaften, konnten von nun an leicht eine Menschen-Masse gewinnen, durch welche Vieles zu bewirken war. In der That hätten die Gracchen geahndet, daß sie ihren Zweck nicht erreichen, daß sie aber schlechtern Männern so gefährliche Mittel bekannt machen würden, sie möchten ihre Mitbürger mit dem Elende der Menge, und ihren Unwillen über den Mißbrauch der Gewalt wol tief in ihre Brust zurückgedrückt haben. Von nun an löste sich das römische Volk mehr und mehr in Parteiung auf; der Römer glaubte nun in den Waffen Sicherheit vor Römern zu haben; deßwegen mußte, nachdem in den unglückseligen Bürgerzwisten die Kraft gebrochen, die Tugend verlockt, die Sitte vernichtet und Alles ermüdet war, alle Gewalt in die Hand Dessen kommen, der entweder die mächtigste Partei zu gewinnen, oder doch die seinige am kräftigsten und besonnensten zu gebrauchen verstand.

Achtes Kapitel.

Marius; Jugurthinischer und Cimbrischer Krieg.

339. Einige Jahre nach diesen Vorfällen, die nur in scheinbarer Ordnung hinliefen, zeigte sich an einem großen Beispiele, wie auswärtige Fürsten von Rom dachten, und wie in Rom, ungeachtet verhindernder Gesetze, die Verdorbenheit, die Ueppigkeit, die Feilheit überhand nahm. Masinissa's Sohn

Micipsa, hatte sein Reich getheilt zwischen seine beiden Söhne, Hiempsal und Adherbal, und einen unehelichen Neffen, Jugurtha, der unter Scipio gegen Numantia gekämpft, dort großen Geist und große Thätigkeit bewährt, die Freundschaft der Römer errungen, aber auch ihre Art, ihren Sinn, ihre Habsucht und Feilheit kennen gelernt hatte. Hierdurch wurde das Unglück vorbereitet, das über Masinissa's Haus kommen sollte, und das von ihm, durch sein Betragen gegen Karthago und durch seinen knechtischen Sinn, ohne Besonnenheit und Redlichkeit, für Rom, schwer verschuldet war. Denn Jugurtha, dem nichts heilig war, mißbrauchte große Gaben auf die nichtswürdigste Weise. Vertrauend auf seine Kenntniß der Römer, verfolgte er rasch seinen Plan, die heftigen, aber schwachen und verzagten Vetter zu vernichten, und Masinissa's ganzes Reich zu beherrschen. Und als er den Einen meuchlerisch ermordet hatte, und als hierauf der Andere den römischen Senat um Hülfe gegen den heillosen Menschen anflehete: da gelang dem Jugurtha, acht volle Jahre (vom J. 118—109.) durch fortgesetzte Bestechungen bald die Commissarien, welche in Afrika die Sache untersuchen und entscheiden sollten, zu seinem Vortheile zu bestimmen, bald in Rom selbst sich eine große Partei zu machen, bald die Consulen, die ihn bekriegen sollten, zur Unthätigkeit, zu Verrath und Schande zu verlocken. Also ging er weiter und weiter in seinem Frevel, immer mehr überzeugt, daß er in Rom unter den Vornehmen mächtige Menschen fin-

den müßte, die ihn für Geld an der verdienten Züchtigung vorüberführen würden. Und wenn nicht der feurige und beredte Plebs-Tribun, L. Memmius, der an Geist und Sinn den Gracchen ähnlich war, zum Beginn und zur Fortsetzung des Krieges, durch Erregung und Aufklärung der Menge, gedrungen hätte, und wenn sich Jugurtha, in Rom selbst, eines gar zu auffallenden Verbrechens hätte enthalten können: so würde dieser elende Senat, dessen Ehre einzelne großgesinnte und vortreffliche Männer nicht retten können, dem gefährlichen Feinde so lange Alles verziehen haben, als er seinen Golddurst zu stillen Kraft oder Willen behalten hätte.

340. Der Krieg wider Jugurtha ward erst mit Ernst geführt, als Q. Metellus die Anführung erhielt (§. 109.). Da zeigte sich aber auch, was bisher für Jugurtha gestritten hatte. Denn Metellus war erhaben über die Habsucht der meisten Römer; dabei war er thätig, umsichtig, ernst sowohl in Herstellung der Ordnung in dem verwilderten Heer, als bei seinen Unternehmungen. Ueberhaupt würde dieser Mann eines reinen Lobes würdig seyn, wenn nicht seinen Geist das gemeine Uebel der Nobilität niedergehalten hätte, hochmüthiger Ahnenstolz und Geringschätzung plebejisches Verdienstes. Hierdurch hat er höchst unglückselig gewirkt; denn hierdurch reizte er während des Krieges wider Jugurtha einen Mann, der durch seinen Geist und seine Kraft dem gemeinen Wesen unendlich wichtige Dienste hätte leisten mögen, zu unver-

höhnlichem Hasse gegen die Nobilität, zu furchtbarer Rache, zu verderblichen Partei-Anschlägen. Dieser Mann war sein Unter-Feldherr C. Marius, von dunkler Geburt, von rauhen Sitten, ohne gelehrte und feine Kenntniß, aber ein Mann von großen Gaben, von alt-römischer Tugend, und von ursprünglich edler Gesinnung. Denn C. Marius hatte allerdings den Sinn der Gracchen, den wohl jeder edle Mensch jener Zeit theilte, aber er hatte sich in seinem frühern Leben wohlwollend, gemäßigt, bescheiden gezeigt. Im Gefühle seiner Kraft jedoch, seiner Tugend und seiner Verdienste, strebte er zur höchsten Würde. Vorzuwerfen war ihm nichts, als seine Herkunft: wie hätte ihn die höhnische Kränkung nicht in tiefster Seele erbittern sollen, mit welcher ihn Metellus, den er doch redlich und brav unterstützt hatte, von der Bewerbung um das Consulat zurückzuhalten suchte! Aber bei der Stimmung, in welcher das Volk in Rom seit den Gracchen war, bei dem Unwillen gegen die üppige, habsüchtige verschwenderische und grausam-trotzige Nobilität, war nur nöthig, daß er die Bewerbung wagte, und freimüthig und kräftig die Sachen zeigte, wie sie waren, um das Consulat zu erhalten. Er erhielt es (J. 107.) und hatte den Triumph, zum Nachfolger des Metellus bestellt zu werden. Da bildete Marius sein Heer aus den Geringsten (capite censis) des Volks! Diese folgten gern und die höheren Classen ließen die unbeschreiblich wichtige Neuerung auch gern geschehen, weil sie vielleicht nicht begriffen, wie gefährlich ihnen die Waffen in der Hand dieser Menschen werden konn-

ten, die ganz an ihrem Führer und nicht am gemeinen Wesen hingen, und weil sie es bequem finden mochten, die Last des fernen Krieges von sich abzuwälzen. Von diesem Augenblick an war die Herrschaft der Nobilität vernichtet, und die der Feldherren entschieden. Der Krieg gegen Jugurtha aber war noch sehr hart, und Marius bezwang ihn mehr durch des L. Cornelius Sulla schlaue Kunst, welche den König Bocchus von Mauritanien, Jugurtha's Schwiegervater und Verbündeten, zum Verräther zu machen wußte, als im offenen Kampf (J. 106.). Aber grade der Ruf, den sich der patricische, feine, gelehrte, geistreiche, üppige, verschwenderische und ehrgeizige Sulla bei diesen, wahrhaftig nicht eben ehrenvollen, Verhältnissen erwarb, nährte den Haß in des Marius aufgeregter Seele gegen die Aristokraten, und bereitete künftige große Ereignisse vor. Uebrigens war Jugurtha's Schicksal schrecklich, obgleich wohl verdient. Sein Reich wurde getheilt.

341. Aber noch ehe dieser Krieg geendigt wurde, nahete sich für Rom und alle Bildung der alten Welt eine unerhörte Gefahr. Aus unbekannten Gegenden des dunkeln Nordens, welcher die Menschen nicht nähren konnte, die er erzeugte, zog ein großer Schwarm eines furchtbaren Geschlechtes heran zu des Südens Licht und Leben. In demselben wurden Cimbrer, Teutonen und Ambronen unterschieden; die Tiguriner schlossen sich später an, wie vielleicht noch andere. Ohne Zweifel gehörten diese Menschen meist zu dem großen Volke der Teutschen, das, durch ein Uebermaß ei-

genthümlicher Kraft gedrängt, sich nach höherer Bildung sehnte und dazu einer Berührung mit den Erben früherer Bildung bedurfte. Aber die Verhältnisse mit den Römern sind eben so wenig klar, als ihre Herkunft und ihr Zug. Nachdem sie zuerst (J. 113.) den Consul Cn. Papirius Carbo bei Noreja gezüchtigt hatten, zogen sie durch Helvetien nach Gallien. Dort hatten die Römer, von den Massiliern (J. 124.) zu Hülfe gegen ihre Feinde, die Salyer, gerufen, eine Provinz an sich gebracht und Colonien zu deren Schutz angelegt. An der Gränze derselben forderten die Barbaren, für Faust und Waffen, Land. Als sie dieses nicht erhielten, da schlugen sie nach einander die Consulen M. Silanus (J. 109.), M. Cassius Longinus, Servil. Scipio und Cn. Manlius (J. 105.) auf die fürchterlichste und schimpflichste Weise. Da entstand ein ungeheurer Schrecken und eine Noth in Rom, aus welcher keine Nobilität, sondern nur unverzagter Geist und unermüdlicher Heldensinn retten zu können schien. Daher bewarb sich kein Mann, der auf seine Geburt zur Zeit des Genusses getrotzt haben würde, um das Consulat: feig zitterte die Nobilität. Also erhielt Marius, der Bezwinger Jugurtha's, er, der Emporkömmling, die Sehnsucht der Gemeinen und der Haß der Nobilität, (J. 104.) abwesend die höchste Würde zum andern Male, damit er Gallien, Rom, alle alte Bildung vertheidigte. Die Barbaren sollen nach Spanien gegangen seyn; sie waren wenigstens verschwunden; in Rom aber blieb die Furcht. Also erhielt Marius zum dritten und vierten Mal das Consulat (J. 103 und 102.),

und zugleich Zeit, sein Heer durch strenge Ordnung, und scharfe Zucht, durch Wort, Lehre und Beispiel zu der drohenden Entscheidung vorzubereiten. Der Entwurf der Teutschen, als sie wieder erschienen, war groß: sie wollten von zwei Seiten in Italien eindringen; aber die Unkunde der Länder betrog sie; darum gereichte die Trennung, die ihnen heilsam seyn sollte, zu ihrem Verderben. Als Marius, in seinem vierten Consulate, das Glück gehabt hatte, die Teutonen bei Aquä Sextiä, unter ihrem gewaltigen König Teutoboch, zu vernichten, da konnten ihm, im fünften Consulate die Cimbern, (die unterdeß durchs Noricum mit bewunderungswerther Kühnheit in Italien eingedrungen waren, aber sich dann unter dem schönen Himmel, im Genusse von Brod, Fleisch und Wein etwas vergessen hatten,) nicht widerstehen, so schrecklich auch der Kampf war, in welchem sie (J. 101.) den Römern teutsche Art und teutschen Sinn bewiesen. Das ist nicht zu leugnen: Marius war der Retter Italiens und Roms, und konnte als der zweite Gründer der ewigen Stadt betrachtet werden; Er verdiente die Vergötterung, die er fand, und alle spätere Zeiten verdanken ihm viel.

342. Aber dieses hohe Glück verblendete den Marius; er verlor, was der große Mann nie verlieren darf, Besonnenheit, Mäßigung, Selbstbeherrschung. Allerdings mag sein ungestümer Geist auf mannigfache Weise, durch die Händel in Rom, gereizt, und der Ingrimm, den Metellus in seine Seele

gesetzt hatte, genährt seyn; allerdings mochte wohl wahr seyn, daß Marius als einer der edelsten Menschen in der Geschichte glänzen würde, wenn er nicht das zerreißende Gefühl gehabt hätte, Andere wähnten durch blindes Glück über ihm zu stehen, die er an Tugend und Kraft weit hinter sich wußte: aber gerade das, daß er dieses Gefühl nicht los werden konnte, daß er der Leidenschaft erlag, daß er mit dem Glücke haderte, und über seine Ehre das gemeine Wesen vergessen konnte, hat ihn um den Ruhm eines großen Mannes gebracht, wiewol er doch oft härter, als billig, gerichtet ist. Die Art, wie Marius sich zum sechsten Mal (J. 100.) um das Consulat bewarb, und wie er dasselbe erhielt; seine Verbindung mit dem abscheulichen Plebs-Tribunen Apulejus Saturnius und dem Prätor Glaucia; die heillosen Auftritte, welche hierauf in Rom statt fanden: Alles dieses zeigte von neuem den zerrütteten Zustand des gemeinen Wesens, das sich mehr und mehr in Parteiungen auflöste, und vor den Leidenschaften verschwand; es zeigte die Feigheit des Senats, aber es zeigte auch schon, wie verderblich die Waffen in der Hand eines besitzlosen Pöbels sind. Das Betragen des Marius bei diesen Auftritten ist schwer zu beurtheilen. Fast scheint es, er habe von Anfang an nicht recht gewußt, was er wollte; und da Saturnin über alle Gränzen hinauszustreben schien, weil er gar keine Gränze achtete, so mochte ihm bange werden in dieser Gesellschaft. Was ihn aber auch zu dem Schwanken bewogen haben mag: er konnte, eben weil er zweideutig

war, bei keiner Partei gewinnen. Selbst das Ziel, welches er mehr erstrebte, als seine eigene Herrschaft, die Demüthigung der Nobilität, mußte er auf diese Weise verfehlen; und der verhaßte Metellus mußte gegen ihn gewinnen, weil nur Der die Menschen hat, der fest an Einem hält. Daher war sehr natürlich, daß Saturnin zu Grunde ging, daß Marius das Feld räumte (J. 99.), und daß der vertriebene Metellus zurückgerufen wurde.

Neuntes Kapitel.

Sulla und seine Zeit.

343. Wiederum einige Erholung, aber keine Ruhe. Aus dieser Zeit wissen wir weniger, aber genug, um die fortdauernde Gährung zu bemerken, und ein Vorgefühl herannahender Stürme zu erhalten. Einiges geschah, welches vom Fortschritte der Einsicht und des wissenschaftlichen Geistes zeugt; auch wurden Versuche gemacht, leidenschaftlichen Veränderungen vorzubeugen, und die Weise der Väter soviel als möglich zu erhalten. Aber es geschah auch genug, um die Gemüther zu erhitzen. Besonders wurden die Italischen Bundes-Genossen gereizt, die, immer tiefer durchdrungen von dem Gefühle, das Bürgerrecht verdient zu haben, mit welchem einige Partei-Häupter in Rom sie stets zu verlocken suchten, mehr und mehr (besonders aber seit dem Gesetze vom J. 96.) zu der Ueberzeugung kamen, daß sie nur mit Gewalt würden

erzwingen können, was die Ungerechtigkeit der Römer ihnen vorenthielt. Aber in diesen Reibungen und bei diesen Forderungen, die man vor sich selbst und der Welt rechtfertigen mußte, erhoben sie sich zu Ideen, unter welchen die Römer, die durch ihre stadtthümliche Herrschsucht niedergehalten wurden, immer geblieben sind. Silo Popädius und seine Freunde faßten den Gedanken eines italischen Volkes, vor welchem Rom, die Besiegerin Afrika's und Asiens, als unbedeutend erscheinen mußte. In diesem Gedanken stand Popädius höher als einer der Römer; durch ihn aber gelang ihm, weil das Große, welches zugleich wahr ist, die Gemüther der Menschen ergreift, Verbindungen unter allen Volks-Stämmen Italiens anzuknüpfen. Unter solchen Umständen trat als Plebs-Tribun in Rom Livius Drusus auf. Die Handlungsweise dieses jungen Mannes von edlem Geschlecht ist zwar entgegengesetzter Deutung fähig; man wird aber nicht gezwungen, die Reinheit seiner Absichten zu bezweifeln. Die Gewaltsamkeit der Verhältnisse, in welchen er persönlich zu Cäpio, und in welchen Senat, Ritter und Volk zu einander standen, nöthigte ihn, weiter und weiter zu gehen. Also kam er (J. 91.) zu Erneuerung des verhaßten Vorschlages: den Bundes-Genossen das wohlverdiente Bürgerrecht wirklich zu ertheilen. Hierauf gelang zwar dem Senat, ihn selbst zu vernichten; aber dieselbe Fackel, die ihn verzehrte, zündete den Brennstoff an, der durch ganz Italien verbreitet war, und ein furchtbarer Aufruhr flammte empor. Eine neue Republik stand da; Corfinium

trat Rom gegenüber, und ein Krieg (der marsische oder der Bundes-Genossen-Krieg) brach aus, für Rom doppelt gefährlich, weil die Feinde ihr an kriegerischer Bildung gleich waren. In der That ist kaum zu begreifen, wie Rom den Krieg nur noch mit einigem Erfolg hat führen können, wenn gleich der Römersinn, der die Herrschaft der Stadt behaupten wollte und darum innere Zwiste bei äußerer Gefahr unterdrückte, dann die Gewohnheit, hier, zu herrschen, dort, zu dienen, ferner die Kriegserfahrenheit der römischen Feldherren, hierauf die Verschiedenheit der italischen Stämme, die sich nur durch ein loses Band gegen Rom vereinten, und endlich der Tod des großen Silo Popädius, Vieles erklären. Obsiegen jedoch konnte auch Rom nicht. Sie mußte, nach einem mehrjährigen verheerenden und unbeschreiblich greuelhaften Kriege die Forderungen der Bundes-Genossen bewilligen; aber sie war klug genug, dieses nach und nach auf eine so gute Art zu thun, daß die Siegs-Feier nicht allzu lügenhaft erschien. Auf jeden Fall war diese Ertheilung des Bürgerrechts an die Italier, ungeachtet die neuen Bürger in 8 oder 10 besondere Tribus vereint wurden, für das Römerthum höchst gefährlich, ohne daß für ein italisches Volksthum etwas damit gewonnen wäre.

344. Aber dieser Kampf in der Nähe dauerte noch fort, als sich in der Ferne ein neuer großer Krieg entspann, der die Endigung desselben beschleunigen mußte. In Klein-Asien, in der Provinz Pontos,

hatte sich seit Alexanders des Großen Eroberung ein Reich gebildet, dessen Könige ihrer dunkeln Unbedeutsamkeit dadurch einiges Ansehen gaben, daß sie sich dem alten Hause der Achämeniden, welches der Makedonier vom persischen Throne gestürzt hatte, anzureihen pflegten. Seit etwa dreißig Jahren (seit dem J. 120?) saß auf dem Throne dieses Reiches, und jetzt in der vollsten Kraft des Lebens Mithradates (gebohren im J. 132?), ein Mann, der durch seinen Geist, durch seine Kühnheit in Entwerfung großer Plane, durch seine Entschlossenheit in der Ausführung derselben, und durch seinen unendlichen Haß gegen die Römer, welche der Welt allgemeine Knechtschaft droheten, und, während sie die überwundenen Asiaten übermüthig mißhandelten, ihn selbst mit argwöhnischer Späherei umlauerten, den Beinamen des Großen vor vielen Andern verdient hat, die ihn führen. Durch sein früheres Leben, durch seine Kriege und seine Reisen, waren seine Entwürfe gegen die Römer vorbereitet; seine Hoffnungen gründeten sich auf große Verbindungen und auf die Gewißheit, daß die Gesinnung der Welt gegen Rom war; die Bedrängniß aber, in welche Rom durch den Bundes-Genossen-Krieg gerieth, kam ihm ungemein gelegen. Denn gerade um diese Zeit wurde er, auf Betrieb der Römer, durch den dienstbaren König Nikomedes von Bithynien zum Zuschlagen gereizt und gezwungen. Die Macht, mit welcher er hierauf zu Land und Meer erschien, die Schnelligkeit, mit welcher er den Bithynier, wie die römischen Feldherren schlug, ganz Klein-Asien unter-

warf, und Griechenland bedrohete; die Art, mit welcher er die gefangenen Römer behandelte und der nachmalige furchtbare Befehl, alle Römer in Klein-Asien zu erwürgen, zeugen eben so sehr von seinem Entschluß und von seinem Geist, als die Freudigkeit, mit welcher die Erwürgung der Römer vollbracht wurde, von der tiefen Erbitterung der Völker gegen ihre Unterjocher und von dem Verfahren der Letztern. Seit Hannibal hatte Rom keinen solchen Feind gehabt; aber Mithradates schien viel gefährlicher werden zu können, weil er auf einem festern Grunde stand, und noch mehr gegen Rom hatte als seinen Geist und seinen Grimm. Also war wol gut, in Italien Ruhe um jeden Preis zu erkaufen, damit Mithradates, der von leichtsinnigen Griechen mit Sehnsucht erwartet, und bald mit brausendem Jubel als Befreier von der Sklaverei der früheren Befreier empfangen wurde, nicht mit verstärkter Macht nach dem verwirrten Italien kommen, und sich mit Rom's Feinden verbinden möchte. Aber das Ende des marsischen und der Anfang des Mithradatischen Kriegs wurden durch ein gräßliches Zwischenspiel in Rom selbst blutig und folgenreich bezeichnet.

345. Es war natürlich genug, daß der Senat die Anführung eines solchen Krieges, wie der gegen Mithradat, gern dem Sulla zuwandte. Kraft und Einsicht fehlte diesem patricischen Mann nicht; mehrmals hatte ihn das Glück seltsam begünstigt, besonders im Jugurthinischen und im marsischen Kriege,

und durch unerhörte Schauspiele, und durch Lindigkeit gegen die Soldaten und durch andere verführerische Künste hatte er die Gunst des Volkes zu gewinnen gesucht. Aber es war eben so natürlich, daß der alte Marius, der Retter Roms und Italiens, es nur mit dem schmerzlichsten Unwillen bemerken konnte, daß ein Mann aus der Nobilität, der ihm mehrmals seinen Ruhm geschmälert und seine Triumphe verkümmert hatte, ihm vorgezogen werden und ihn um die schöne Gelegenheit, die Ehre seines Lebens zu retten, bringen sollte: und weder seine grimmige Seele, noch die Verdorbenheit der Zeit, erlaubten ihm, die Kränkung mit Würde zu ertragen. Je ausgezeichneter aber beide Männer waren, desto verderblicher mußte ihre Zwietracht werden, desto heilloser ihre Leidenschaftlichkeit wirken; und sie mußten grade nach einem so schrecklichen Kriege, der so viele edle Männer, welche die Freiheit hätten vertheidigen mögen, vernichtet hatte, dreifach und vierfach verderblich werden und heillos wirken; übrigens war der stürmisch zufahrende alte Marius dem feinen und heuchlerischen Sulla, der scheinen konnte, was er zu scheinen wünschte, in einem fortgehenden Kampfe, keineswegs gewachsen. Die Art, wie Marius den Sulla aus seiner Würde zu verdrängen trachtete; seine Verbindung mit dem achtbaren Plebs-Tribunen Sulpicius, den heftiger Ingrimm gegen die Nobilität unaufhaltsam fortriß, und mit dessen höhnischem und gewaltthätigem Anti-Senat; die fürchterlichen Auftritte in Rom; Sulla's Kunstgriffe, sein Heer zu verführen; sein

Zug mit 6 Legionen von Nola aus wider die Stadt, der erste, der ungeheuere, aber wohl berechnete; die vergebliche Vertheidigung Roms gegen die kalte Entschlossenheit des Sulla, die selbst nicht vor dem Gedanken zurückbebte, Rom zu verbrennen; sein unglückseliger, blutiger Sieg; seine willkührlichen Verhandlungen mit Volk und Senat — Alles dieses waren Erscheinungen, welche, bei den fortdauernden Unruhen in Italien, und bei der Gefahr vor Mithradat, den fortgehenden Verfall, die Verworrenheit, Zerrüttetheit, Verdorbenheit Roms unverkennbar bewiesen und den Ausgang verkündigten. Einiges jedoch richtet auch unter diesen Frevels das menschliche Gemüth auf, oder erfüllt die Seele mit großen Gedanken über die Macht des Geistes und über die Schicksale der Völker: wie der alte Mucius Scävola, oder der siebenzigjährige Marius auf seiner abenteuerlichen Flucht, in Minturnä und über den Trümmern Karthago's. Was aber die Anordnungen des Sulla betrifft: so ist kaum zu glauben, daß er etwas von ihnen gehofft habe; vielmehr scheint sein kaltberechnender Geist die Nothwendigkeit erkannt zu haben, daß zuerst der furchtbare Feind der römischen Herrschaft, der sich schon Herr von Griechenland und von fast allen Inseln zu seyn rühmte, bewältigt werden müsse, und daß es, um in Rom allgewaltig zu werden, und an ständischen und persönlichen Feinden volle Rache zu üben, gut seyn werde, das Volk, welches noch nicht reif genug war, noch mit neuen Verwirrungen zu umstricken und zu lähmen. Auch ließ

der Sieg über Mithradat das nöthige Geld (durch Raub und Plünderung) für größere Zwecke in Rom hoffen. Also zog er (als Proconsul) wider diesen, und wie es schien mit ganzer Seele, und einzig von dem Gedanken getrieben, den Mithradat zu bezwingen. (J. 87.)

346. In dem Kriege zeigte Sulla eben so viele Kühnheit als Einsicht, und überhaupt die schönsten Gaben des Geistes, aber auch die Kälte seiner Brust. Die unglückliche Athen, von Mithradat mit List genommen und hartnäckig vertheidigt, ward (J. 86.) unter schrecklichen Gräueln durch Sulla erobert. Hierauf fiel eine Schlacht in Böotien, unweit Chäroneia, und eine andere bei Orchomenos, mit Archelaos, des Mithradats Feldherrn. Die Nachrichten von diesen Schlachten sind zum Theile fabelhaft; indeß ist wohl gewiß, daß Sulla sie, mit einer weit geringeren Macht, rühmlich bestanden habe. Während aber Sulla mit Erfolg in Griechenland kämpfte und heiliges und gemeines Gut, aus Noth und Lust, grausam raubte und rauben ließ, wurden Roms Bürger durch den Geist, welcher die zerrüttete, zertretene und versklavte Welt rächen wollte, in neuer Wuth ihrem Schicksal entgegen getrieben. Die neuen italischen Bürger strebten, ihr errungenes Recht weiter auszudehnen, und in die alten Tribus aufgenommen zu werden. Der Consul L. Cornelius Cinna, von jenem Rachegeist ergriffen, nahm mit Heftigkeit ihre und die Partei der Anhänger des Marius. Sein Collega Octavius,

welcher die Nobilität vertrat, vertrieb ihn zwar aus Rom; jedoch nicht ohne viel Bürger-Blut, aber hierdurch ward er nur furchtbarer, weil ihm nicht schwer ward, ein Heer zu gewinnen, und weil Die zu ihm standen, deren Sache er zu führen schien, besonders nachdem der alte Held zurückgekommen war, dessen Anblick die Gemüther der Menschen, bei der Erinnerung seiner Thaten, seines Ruhmes, seiner Leiden, tief ergreifen mußte. Aber Grimm und Rache übermannten den Marius, und durch eine ungezügelte Wuth verdarb er vor Welt und Nachwelt seine Sache, welche Kerker, Fesseln und Verbannung etwas hätten behüllen mögen. Ein kurzer, aber blutiger Bürgerkrieg. Unter Jammer und Gräueln zog Marius mit den Seinigen (und welch' ein Geschlecht!) in die ausgehungerte unglückselige Stadt. Wer von Sulla's Verwandten und Freunden, oder aus den Angesehensten der Nobilität entkommen konnte, der floh; Einige endigten selbst ihr Leben; Viele aus vornehmen Geschlechtern, Gefürchtete oder Gehaßte, wurden auf Wink und Befehl der Sieger erwürgt; viele Andere fanden durch die losgelassene Wuth grimmiger Sklaven und erbitterten Pöbels einen gräßlichen Tod. Schrecken und Verzweifelung herrschten in Rom. Aber wenn Marius, fühllos durch Alter und Rache, anfangs mit mehr Wildheit und Härte die scheuslichen Auftritte ansah und förderte, als Cinna; so erlag er auch, da sein Gewissen erwacht war, schneller der Last seiner Verbrechen; nach siebenzehn Tagen starb er den Tod eines Elenden (J. 86.). Sulla aber,

durch seine geflüchtete Frau, durch entflohene Freunde von diesen Vorfällen, von seiner Aechtung, von der Zerstörung seines Hauses benachrichtigt, faßte wohl sogleich seinen Entschluß; aber ehe er denselben ausführen konnte, war nöthig, den Mithradat zuvor zum Frieden, nach römischer Art, zu zwingen: was half es, Rom zu beherrschen, wenn Rom nicht herrschte! Es war ferner nöthig, das nach Asien geschickte Heer seiner Gegner unter dem elenden Fimbria, welcher den Consul Valerius Flaccus ermordet hatte, zu vernichten, oder zu gewinnen, und endlich, das eigene verwilderte und habsüchtige Heer zu verführen, damit es ihm unbedenklich ergeben nach Italien und Rom folge, hinweg von der Beute, die Asien versprach, hinweg über Gesetz und Recht. Also folgte er siegreich dem Mithradates nach Asien, immer gleich besonnen, wie wenn Rom ihm nicht entgehen könnte. Und ihm gelang zu erreichen (J. 84.), was er wollte, und das unglückliche Asien empfand den Jammer der Knechtschaft, den Griechenland unter Sulla so schwer empfunden hatte, dreifach hart, da der glückliche Sieger eben so sehr durch seine Verhältnisse mit Rom und seinem Heere zu grausamen Erpressungen und Verheerungen gezwungen war, als ihm seine Natur solche Grausamkeit gleichgültig machte.

347. Die Art, wie hierauf Sulla seine Rückkehr nach Italien, bei seinem Heere, wie beim Senate, vorbereitete, und wie er dieselbe, ruhig, vorsichtig, berechnend, ausführte; die Vorbereitungen, wel-

che Cinna mit Eifer traf, um ihm in Griechenland zu begegnen, und die Ermordung desselben durch seine eigenen Truppen; die ungehinderte Landung Sulla's mit etwa 40,000 Mann in Apulien (J. 83.) und der Zug durch Italien; das Betragen der großen (über 200,000 Mann starken) Heere, die ihm theils Widerstand leisten zu wollen schienen, theils es auch wirklich thaten; Sulla's Sieg über den ungeschickten Norbanus; der Uebergang des Heers, welches Lucius Scipio mit wankender Seele führte; die Gewandtheit, mit welcher der Jüngling Cn. Pompejus seine Partei ergriff und sich bald einen Triumph und den Beinamen des Großen erwarb; der Entschluß des wackern Sertorius, nach Spanien zu gehen, um dort dem Kampf eine andere Wendung zu geben; die schreckliche Ermordung der Anhänger des Sulla in Rom, welcher selbst der alte Mucius Scävola vor der Vesta ewigem Feuer nicht entging; die Niederlagen der beiden Consuln, (J. 82.) Carbo's, der dem Fuchs eben so wenig gewachsen war, als dem Löwen, und des jungen Marius, welcher den Hohn Sulla's weder durch seine Vertheidigung Präneste's, noch durch seinen Tod verdiente; das entsetzliche Abschlachten der Einwohner von Präneste; der entscheidende Kampf unter den Mauern Rom's; der Einzug Sulla's in die erschrockene, blutige Stadt; die Ermordungen nach Willkühr und Lust; die Niedermetzelung von sechs oder acht tausend Gefangenen; die schrecklichen Proscriptions-Listen, als man endlich zu der erhabenen Einsicht kam, daß man doch nicht Alle

umbringen könnte, wenn man selbst leben und herrschen wollte; der Fortgang des abscheulichen Kriegs in den Provinzen; hierzu das Wuthgeheul der entmenschten, raubgierigen Sieger, die sich selbst durch Verbrechen zu Verbrechen fortstießen; das Jammergeschrei der unglücklichen Schlachtopfer; die ausgesuchten Qualen, an welchen sich die teuflische Lust weidete, die Entehrungen und Schändungen überall; die Entweihung und Besudelung des Heiligen; die Selbstmorde und Wechselmorde von Freunden und Geliebten, von Eltern und Kindern, und über Allem Sulla's kalter Hohn und goldreicher Triumph — in der That, alles Dieses, und die Gräuel aller Art, die bei Entfesselung der wildrigsten Leidenschaften ohne Namen und Zahl vollbracht sind, bilden ein so schaudervolles Ganze, daß das menschliche Gemüth, von Wehmuth und Entsetzen durchdrungen, der Betrachtung fast erliegt, und zu abgestumpft zu Sulla's Dictatur (J. 81.) kommt, um seine Anordnungen (die Cornelischen Gesetze) recht zu würdigen, und um sich viel um die Frage zu kümmern, was er wohl eigentlich gewollt habe, da er scheinbar so ruhig endigte? Von Dem, was er anordnete, mag Einiges im alten römischen Geiste gewesen seyn; aber bei dieser Umkehrung aller menschlichen Verhältnisse, bei dieser Zerrüttung Italiens, die das durch erhalten ward, war nichts davon zu hoffen. Ein solcher Acker, von solcher Hand bestellt, treibt keine gute Früchte. Wegen seines Thuns aber soll den Sulla Keiner entschuldigen wollen. Es mag wahr seyn, daß alle Die, welche umkamen, den Unter-

gang verdient hatten: waren denn Sulla und seine Gesellen durch ihre Tugend etwa berechtigt, sich zu Werkzeugen der ewigen Gerechtigkeit aufzuwerfen? und wer kann in solcher Zeit Schuld von Unschuld scheiden? Es mag auch wahr seyn, daß Sulla nicht alle die Gräuel befohlen oder gebilligt habe: das aber kann ihm nicht zu Gute kommen. Die Geschichte sieht in ihm die Seele des raubgierigen und entmenschten Haufens, der diese Gräuel vollbrachte; sie nennt ihn anstatt Aller; wer sich nicht scheuet, eines solchen Haufens Haupt zu seyn, der soll sich auch nicht beschweren, wenn ihm die Thaten desselben zur Last gelegt werden. Wenn ihm aber Das abgerechnet werden könnte, daß die Gegenpartei ihm Manches für seine eigene Erhaltung nothwendig gemacht hatte: so drängte diese Nothwendigkeit doch gewiß nicht zu solchen Gräueln, und am wenigsten läßt sich durch sie rechtfertigen, was in Asien, Griechenland und den Landstädten Italiens geschah; auch stößt die Ruhe des Mannes, seine Gleichgültigkeit, seine Kälte, immer zurück. Endlich dürfte er dadurch kein edles Gemüth versöhnen, daß er seine Gewalt (§. 79.) niederlegte, freiwillig in die Einsamkeit ging und unter allerlei Genüssen seine eigene Geschichte schrieb; vielmehr hat es etwas Grausenhaftes, daß ihm, nach einem solchen Leben, ein solches Ende erträglich war; und welche Wahrheit mag diese Geschichte gehabt haben! — Mehr ist in Ansehung Sulla's auf keine Weise zu fordern, als daß man ihn unter die Räthsel der menschlichen Natur stellt. — Er starb ekelhaft J. 78.

Zehntes Kapitel.

Pompejus und seine Zeit.

348. Durch Ströme von Blut hatte Sulla das Feuer gedämpft, aber nicht gelöscht. Die Ruhe, welche er hergestellt und erhalten hatte, war theils durch die Ermüdung seiner Anhänger in Gräuelthaten bewirkt, theils durch ihre Lust, sich einzurichten in geraubten Gütern und dem Genuß der Früchte ihrer Dienste zu leben, theils durch den Schreck, welchen die ungeheuern Ereignisse nicht nur in Denjenigen, die unmittelbar durch sie litten, sondern auch in jedem menschlichen Gemüthe zurückließen. Aber bei der schauderhaften Erinnerung an das Geschehene, bei der Umkehrung aller Verhältnisse, bei der gewaltthätigen Vertreibung so vieler Familien durch ganz Italien aus ihrem Eigenthume zu Mangel und Elend, bei dem unermeßlichen Reichthume, den sich Sulla's Anhänger durch Frevel und Verbrechen, oder durch feine Benutzung der Umstände, oder durch beides, erworben hatten (Crassus kann neben Sulla und seinen Freigelassenen zum Beweise dienen); bei dem gefährlichen Beispiel endlich, welches durch Sulla gegeben war, mußten Wuth und Rache, Argwohn und Verzweifelung, Furcht und Hoffnung und alle menschliche Leidenschaften bald die Gemüther wieder aufpeitschen, und das Feuer mußte von Neuem emporlodern. Die aristokratischen Einrichtungen Sulla's waren unna-

türlich in ihrer Zeit: alle kluge Männer unter den Senatoren erkannten es immer deutlicher, daß nur durch die Menge und in der Menge etwas zu erreichen sey. Popularität war eine nothwendige Tugend. Aber die Menge war der Freiheit nicht mehr werth und verlangte einen Herrn. Unter den Häuptern hingegen gab es allerdings einzelne Männer, welche das Wohl des gemeinen Wesens, Rom's alte Größe und Art, redlich wollten, und festhielten an Sitte und Tugend der Väter, aber die Meisten wollten nur sich; sie wollten herrschen in der herrschenden Rom. Die Zeiten wurden immer schlechter, weil die Grundsätze der Religion, der Sittlichkeit, der Ehre, immer mehr vergessen oder unter die Füße getreten wurden. Mit jedem Tage hatten die Guten mehr zu fürchten, und die Bösen mehr zu hoffen; und der Despotismus, auf dem bewaffneten Pöbel ruhend, konnte noch wohl von Diesem zu Jenem gehen, aber er gewann täglich größere Festigkeit. Dennoch ist diese Zeit nach Sulla eine der wichtigsten und merkwürdigsten in der Geschichte wegen des ungeheuern Kampfes, in welchem Menschen mit den größten Talenten entweder für sich selbst, oder für Rom, rangen. Welch' eine Reihe ausgezeichneter Männer: Cn. Pompejus der Große, der durch Schönheit, Liebenswürdigkeit und Glück wunderbar emporstieg; L. Licinius Lucullus, der zwar unter und mit Sulla gewesen war, aber den menschlichen Sinn nicht geschwächt, und den Adel einer feinen Bildung nicht befleckt hatte; M. Licinius Crassus, weniger bedeutend durch Geist und Kraft, als

durch unermeßlichen Reichthum, den er zeitgemäß zu vermehren nicht scheuete; C. Julius Cäsar, welchen an Reichthum und Raschheit des Geistes Keiner übertroffen hat, und welchem zu einem wahrhaftig großen Manne Nichts fehlte, als strenge Sitten und die großen Grundsätze menschlicher Freiheit; M. Porcius Cato, der durch seine alte und reine Tugend die Ehre der Zeit rettete und das menschliche Gemüth immer erquicken wird, wenn es ermüdet über der Betrachtung des eitlen Getreibes; M. Tullius Cicero endlich, der immer noch bewunderungswürdig bleibt, wenn man auch Fehler und Schwächen keineswegs zu behüllen sucht! — Und alle diese Menschen in den Jahren vollendeter Kraft oder kühner Jugend! und neben und unter ihnen so viele Andere, die ohne sie gleichfalls höchst ausgezeichnet erscheinen würden!

349. Sogleich nach Sulla's Tode eröffnete sich, während zu Rom selbst an seinen Einrichtungen gestoßen und gebrochen ward, eine Reihe von Kriegen, neben und nach einander, gegen äußere und gegen innere Feinde. Diese Kriege waren zum Theil eine wahre Erbschaft der Sullaischen Proscription; alle hingen wenigstens mit den Ereignissen seiner Zeit genau zusammen. Und wenn der Körper der römischen Herrschaft durch sie von der einen Seite vergrößert ward, so wurde von der andern die Seele durch sie nicht nur im Allgemeinen noch mehr verdorben, sondern sie dienten auch im Besondern dazu, den Mann in die Höhe zu bringen, der dazu bestimmt war, Rom

fast mit Sullalscher Gewalt, die er freilich mit einem ganz andern Geist erwarb und mit einem ganz andern Sinne gebrauchte, ihrem wohlverdienten Geschicke näher zu treiben. Dieser Mann war Pompejus der Große, bei welchem das außerordentliche Glück, das ihn, man möchte sagen, verfolgte, und das weit über seiner inwohnenden Kraft war, recht anschaulich machte, wie er durch seine Zeit erzeugt und erzogen wurde. Schon die Versuche, welche Lepidus (J. 77) machte, kamen dem Pompejus, der die Begrüßungen Sulla's nicht in Vergessenheit kommen ließ, zu Gute; aber das war nur ein kleinliches Vorspiel. Von größerer Wichtigkeit war der Krieg, welchen Sertorius, der kühnste und wackerste Mann, der sich aus der Partei des Marius gerettet hatte, in Spanien, mit der Kraft der Barbaren, für Rom's Geist und Freiheit, glücklich führte. Pompejus stritt gegen ihn mehrere Jahre eben so vergeblich, als seine Vorgänger; aber Perperna's Meuchel-Waffe erleichterte ihm endlich den Kampf (J. 72.), und Pompejus gewann dann schnell über diesen Elenden einen Ruhm, den er gegen Sertorius nie gewonnen haben würde: für diesen ist die Trauer in Spanien ein eben so schönes Zeugniß, als der schnelle Sieg des Pompejus nach seinem Tode. — Unterdeß in Italien (Sicilien hatte Aehnliches gesehen) ein großer, alle menschlichen Gefühle aufregender Kampf vieler tausend Gladiatoren, welche, von einem Waffen-Kundigen, herrlichen Mann, Spartacus, angeführt, die Menschheit an ihren grausamen Zwangherren furchtbar zu rächen bestimmt gewesen zu

seyn scheinen; ein Krieg, schwer für Rom, verwüstend für Italien, entehrend für manchen stolzen Mann (J. 73—71.). Unter den Gladiatoren waren auch Teutsche. Endlich gelang einem schlechten Feldhauptmanne, Crassus, damit ihn neben seinem Reichthume noch ein anderer Grund zur Verwirrung Rom's treiben sollte, den edlen Spartacus zu besiegen; aber Pompejus kam früh genug heran, um sich wenigstens einige Zweige des Lorbeer-Kranzes um das schon reich gezierte Haupt winden zu dürfen. — Pompejus aber, damit er bei so vielem Ruhm auch eine Gewalt gewönne, wie sie noch keinem Bürger übertragen war, durfte nur während seines Consulats (J. 70.) die Macht der Tribunen herstellen, die Sulla zerstört hatte; er durfte nur den Rittern schmeicheln, die Schatzung hin abwürdigen, und andere Gaukelei treiben: und mit aller Volks-Speiserei konnte der zweite Consul, der eifersüchtige und erbitterte Crassus, hiergegen nichts erreichen. Der Krieg gegen die Piraten gab eine gute Veranlassung, ihn zu heben. Diese Menschen, Cilicier genannt, durch die Noth römischer Zwangherrschaft erzeugt, durch Rachlust gereizt, überall von Königen und Völkern begünstigt, durch Uebung endlich kühn gemacht, hatten in der That seit ungefähr acht Jahren den Römern eben so vielen Schaden als mannigfaltige Schmach zugefügt. Etwas Kräftiges mußte gegen sie geschehen, wenn ihr Reich nicht so gefährlich als nachtheilig werden sollte. Die unbeschränkte Gewalt über alle Küsten und Meere jedoch, die Pompejus, nach einiger Zeit heuchlerischer Unthätigkeit, sich

gegen sie begierig aufdringen ließ (§. 67.), war noch weit gefährlicher, als ihre Waffen, und die Art, wie der Tribun Gabinius ihm diese Gewalt, gegen den Willen und das Gefühl aller verständigen Bürger, die Rom wollten und nicht sich allein, erpreßte, war noch nachtheiliger, als ihre Räubereien und Zerstörungen. Aber die schnelle, siegreiche und verständige Entscheidung mit dieser Gewalt ist eben so wenig zu bewundern, als die neue Gunst des Volks, die Pompejus hierdurch erwarb, oder als sein Zufahren wider fremdes Verdienst, z. B. gegen das von Metellus Creticus, der ihm jedoch zu begegnen nicht scheuete.

350. In des Pompejus Plan indeß sollte die große Gewalt gegen die Piraten ihm wol nur den Weg zu einer noch größeren bahnen; er wollte nach Asien, gegen Mithradat; daselbst schien er als unumschränkter Befehlshaber Alles gewinnen zu können, was er suchte: und auch dieser Wunsch wurde erreicht. — Mithradat nämlich, in königlicher Seele den Haß und den Ingrimm gegen Rom treu bewahrend, und, wie es scheint, innig überzeugt, daß ein beständiger Kampf auf Tod und Leben gegen Rom's Art und Grundsatz das Einzig-Ziemende für Fürsten und Völker wäre, die er überall aufzubringen suchte und aufzubringen wußte, hatte schon bald nach Sulla's Abgang einen zweiten Kampf, wenn auch für seine kühnen Gedanken ohne Erfolg, doch für künftige Fälle nicht ohne Vortheil geführt. Die Verwirrung im Umfang der römischen Herrschaft, die angedeuteten Kriege, welche nebst andern Unruhen Rom's Macht theilten

und schwächten, hatten seinen reichen Geist mit neuen Hoffnungen erfüllt, als er von Neuem durch die Art, wie Bithynien (§. 75.) an Rom kam, gereizt wurde. Seine Verbindung mit Sertorius, der ihm Kriegs-Hauptleute gab, hatte diese Hoffnungen vermehrt; die mit Thraciern, Scythen und den Piraten, nicht minder; auch hatte der Anfang des Krieges die Erfüllung dieser Hoffnungen verheißen. Hierauf war dem Lucullus, der Asien kannte, dem es an Kriegs-Erfahrung nicht fehlte, wenn er gleich seit einigen Jahren friedliche Studien vorgezogen hatte, und der sich auch jene Bewerbungs-Art, welche Zeit und Sitten verlangten, gefallen ließ, die Führung des Krieges übertragen (§. 74.). Die Strenge, mit welcher dieser Mann das verwilderte Heer in Asien zu Zucht und Gehorsam zu bringen, die Thätigkeit, mit welcher er die blutsaugenden römischen Wucherer und schänderischen Beamten daselbst zu einiger Ordnung und Menschlichkeit zurück zu führen suchte (wiewohl er sich auch nicht vergaß), hatten ihn von Anfang an zu keiner angenehmen Erscheinung für die Römer in Asien gemacht; den armen Unterworfenen hingegen hatte er einige Erquickung gebracht, und Mithradat war von ihm mit Glück und Geschicklichkeit bekämpft und besiegt worden (Schlacht bei Cabira, §. 71.). Aber das harte Schicksal, welches den König von Pontus zu verfolgen schien, konnte ihn nur zu gewaltsamen Maßregeln treiben; der ungeheuere Geist wurde nicht gebändigt. Um diese Zeit war die Dynastie der Seleuciden in Syrien auf eine Weise, die Ekel und Entsetzen erregt, zu Grunde gegangen. Die Syrer, der Greuel müde, durch welche

sich das königliche Haus, nach Antiochos Epiphanes (vrgl. 330 und 333.), eben so widerlich schändete und aufrieb, als das Reich unglückselig geschwächt, verödet und mißhandelt ward, hatten sich dem Könige Tigranes von Armenien (welches Reich sich seit Antiochos des Großen Zeit auf Kosten der Seleuciden gebildet hatte) unterworfen (J. 85.). Zu diesem Tigranes, seinem Schwiegersohne, dem trotzigen Könige der Könige, entfloh Mithradat und riß ihn fort zum Kampfe gegen die verhaßten Feinde (J. 70.). Lucull über den Euphrat; neue Siege (J. 69.), neue Feinde; aber die Meuterei des eigenen Heeres, das, immer ohne guten Willen, von Pompejus und dessen Anhängern leicht aufgewiegelt werden mochte, verhinderte die Besiegung dieser neuen Feinde (der Parther) und nöthigte zum Rückzuge (J. 68.). Dieser Vorfall mit seinen Folgen (Mithradat brachte leicht Viele auf seine Seite, schlug römische Truppen und gewann sein Reich wieder) kränkte des Lucullus Seele um so tiefer, da er sich von aller Schuld nicht freisprechen konnte, und da sie ihn dem römischen Volke, welches durch sie um eine liebe Hoffnung betrogen ward, als unwahr erscheinen ließen; aber sie gaben auch Veranlassung, daß dem Pompejus durch den Tribunen Manlius die Führung des Krieges mit der unbeschränkten Gewalt verschafft wurde. Da er gegen die Piraten solche Wunderdinge vollbracht hatte; da Cicero, der sich an des Pompejus Volksgunst zu der Höhe empor zu arbeiten hoffte, nach welcher seine Seele dürstete, mit bewunderungswürdig schlauen Red-

ner; Künsten für ihn sprach; da Julius Cäsar, um die Größe, nach welcher er strebte, desto fester durch scheinbare Freundschaft mit dem Lieblinge des Glückes und des Volkes zu begründen, mit der Kraft, die ihm eigen war, die Gemüther bearbeitete: wie hätte das römische Volk ihm nicht Alles bewilligen sollen!

351. Pompejus erschien (§. 61.), nach seiner Art, um sich die siebenjährigen Anstrengungen Lucullś zuzueignen; aber den Triumph, dessen Pracht einen neuen Beweis für die römische Art Krieg zu führen geben mag, entriß er ihm nicht. Wenn ein Mann, wie Lucull, so viel den bezwungenen Ländern nahm: was mochten die schlechten thun! Während nun Lucull, entfernt vom öffentlichen Leben, in verschwenderischen, feinen und unwürdigen Genüssen seine erbitterte Seele zu täuschen suchte, gewann Pompejus über die gebrochene Kraft der Asiaten leichte Siege. Die Länder vom Hellespont und dem schwarzen Meere bis zum kaspischen See, zum Euphrat, zu Arabien, wurden von ihm guten Theils nicht erobert, sondern genommen, nachdem nur erst der alte Mithradat einmal geschlagen war. In der That: wenn man den Gang der Ereignisse in Asien bis zu dieser Zeit überdenkt, die mannigfaltigsten Eroberungen und den Wechsel der Herrschaft: so wird das menschliche Gemüth von schmerzlichen Gefühlen ergriffen, bei Bemerkung der Art, wie sich die Fürsten Asiens benahmen, und der Leichtigkeit, mit welcher Pompejus in vier Jahren so Vieles unterwarf. Die Ereignisse, unter welchen Judäa, welches, seit es von Syrien (vgl. 333.)

die Unabhängigkeit gewonnen hatte, in religiösen Parteiungen (der Pharisäer und Sadducäer) und in bürgerlichen Zwisten sein Loos verschuldet hatte, zur Zinsbarkeit hinabgewürdigt wurde, sind nicht unmerkwürdig. Die meiste Theilnahme jedoch erregt der Ausgang des alten Mithradat, welcher, nachdem er fünf und zwanzig Jahre gekämpft und in der Gluth seiner Seele Alles gethan und gewagt, und Nichts gescheuet und Nichts geschont hatte, endlich, von Allen verlassen, vom eigenen Sohne verrathen, nach Erschöpfung menschlicher Mittel und ohne Hoffnung auf günstige Götter, sich selbst den Tod gab. Er starb als der letzte freie Mann in Vorder-Asien (J. 64.). Wie ungeheuer würde dieser Mann, mit seinem Muth und seiner Einsicht, mit seiner Gelehrsamkeit, mit seiner Prachtliebe, mit seiner unbezwinglichen Seele und mit seiner Völker aufregenden Kraft, in der Geschichte da stehen, wenn er glücklich gewesen wäre! Die Einrichtungen aber, die Pompejus eben so willkührlich als unweise in den genommenen Ländern traf, und sein Benehmen gegen seine Truppen und Rom, mochten mit Recht Besorgniß erregen bei Verzagten und Unwillen bei freieren Männern wegen seiner Zurückkunft. In Pompejus indeß war nicht Sulla's Geist.

352. Durch die Siege des Lucullus und die Eroberungen des Pompejus gewann der Staat an Einkünften; einzelne Männer gelangten zu unermeßlichem Reichthum, und die Pracht war unbeschreiblich: aber das Menschliche verschwand mehr und mehr aus dem Leben. Alle edlen Gefühle wurden von Vielen verleugnet oder

vernichtet unter den Erpressungen und Grausamkeiten, mit welchen man in den Provinzen die unnatürliche Herrschaft des Ganzen zu behaupten und die eigenen Begierden zu befriedigen suchte. Und wenn auch zuweilen noch gegen die ärgsten Zertreter menschlichen Lebens auf eine Weise verfahren wurde, welche den Grundsätzen der ewigen Gerechtigkeit gemäß zu seyn schien, wie zum Beispiele gegen den schrecklichen Verres, gegen welchen Cicero, zu seinem großen Ruhme, diese ewige Gerechtigkeit mit eben so vielem Muth als feiner Berechnung des Erfolgs aufrief: so geschah dieses nicht aus Ehrfurcht vor den Göttern oder aus Schonung menschlicher Verhältnisse, sondern in Berechnung irdischer Vortheile. Während aber die Häupter immer mehr nach Reichthum und Gewalt, und keineswegs für Rom, strebten, wurde die Menge durch Schmeicheleі und Bestechung, durch Speisen und Spenden zerrissen und verdorben; und die Heere, aus schlechtem Volke bestehend, entarteten und verwilderten: sie dienten nur dem Feldherrn, und nicht dem Staat, und jenem nur so lange, als sie sich von ihm gute Tage, Raub und Beute versprachen. Wenn für dieß Letztere die Geschichte Luculls zum Beweise dienen kann, so mag die Verschwörung, durch welche Catilina, nachdem frühere Versuche gescheitert waren, in derselbigen Zeit, als Pompejus Asien unter Rom gebracht hatte (§. 64.), zu Sulla'scher Herrschaft zu gelangen hoffte, das Innere Roms anschaulich machen. Sallustius hat uns, weniger von dem Gang als von der Art dieser Verschwörung, eine Darstellung gegeben mit so vieler sittlichen Würde und in so vortrefflichen

Grundsätzen, daß man das eigene Leben des Verfassers wol nicht darüber verzeiht, doch darüber vergißt: nicht ohne ein tiefes Grauen kann man sie lesen. Wenn man den Urheber der Verschwörung, Lucius Sergius Catilina, betrachtet, einen Mann, der von der Natur für Leib und Geist die größten Kräfte empfangen hatte, der aber Nichts erstrebte als Gewalt und Herrschaft, und dessen Herz vor keiner Unthat, vor keiner Schande, vor keiner Verruchtheit zurückbebte (welch' ein Mann würde Catilina gewesen seyn, wenn ihm nicht das Gewissen, oder ein menschliches Gemüth gefehlt hätte!); wenn man hierauf bedenkt, was ihn zu seinem schrecklichen Plan im öffentlichen und im eigenen Leben reizte; wenn man ferner den Gang der Verschwörung überblickt und die mitverschwornen Männer und Weiber aus der Nobilität und deren lastervolles Leben beachtet; wenn man endlich die Begünstigung Catilina's sieht, deren sich sogar Männer, wie Cäsar und Crassus verdächtig machten, und die Theilnahme, welche Catilina bei dem großen Haufen in und außer Rom fand und finden mußte, weil bei dem ungeheuern Luxus von der einen Seite und bei der schmählichen Armuth von der andern, für einen großen Theil der Menschen (nach dem des Rullus gewaltsames Ackergesetz mit Recht verworfen war) keine andere Hoffnung blieb, als Sulla'sche Proscriptionen und Umkehrungen: alsdann verzeiht man in der That, daß Cicero die Art, mit welcher er den fürchterlichen Menschen niederdonnerte, und die schreckliche Gefahr von Rom entfernte, auf alle Weise (wiewohl etwas unschicklich) geltend zu machen suchte; man findet dieses um so

begreiflicher, je gewisser es scheint, daß dem „neuen Menschen" nur darum so einstimmig das Consulat zugestanden war, weil das dumpfe Gerücht von einer furchtbaren Gefahr die Nobilität von dem gewohnten Ehren-Platze zurück schreckte. Die Vernichtung eines solchen Ungeheuers verdiente jeden Dank, jeden Preis. Zu leugnen ist zwar nicht: Cicero hatte viel Glück bei Entdeckung der Sache; diese gereichte ihm zu geringem Ruhm und war ziemlich gemein; aber er benutzte das Glück mit Verstand und Kraft, und das war aller Ehren werth. Indeß, was war mit der Vernichtung Catilina's und seines Anhanges gewonnen? Aufschub; keine Rettung! Catilina war nur Ein Kind einer fruchtbaren Mutter. Und die entsetzliche Art, mit welcher er mit den Seinigen Heldenmäßig in verruchter Bestrebung unterging (§. 63.), empört eben so sehr gegen Rom als gegen ihn; und Cäsar's merkwürdige Erklärung gegen die, freilich gesetzwidrige, Bestrafung der Mitverschwornen; und der Dank, welchen „der Vater des Vaterlandes" fand, nachdem die erste Bestürzung vorüber war, deutete furchtbar hin auf die Zukunft.

Eilftes Kapitel.

Cajus Julius Cäsar und seine Zeit.

353. Pompejus verstand die Zeit nicht. Berauscht vom Glück und im stolzen Gefühl unerhörter Verdienste, scheint er geglaubt zu haben: er müsse in Rom der Allgewaltige bleiben wegen der allgemeinen

Bewunderung seiner Größe. Was Metellus Nepos, als Tribun, für ihn verlangte, was der Prätor Cäsar zu wollen schien, was Cato aber mit gewohnter Festigkeit verhinderte: die Rückkehr an der Spitze seines Heeres: das hätte ihm auf Sulla'sche Art leicht gelingen mögen, und würde ihn zum Herrn von Rom gemacht haben. Als er aber, wohlwollend oder selbstgefällig, seine Legionen entlassen hatte, da konnte er wohl einen glänzenden Triumph feiern (§. 61.), aber die Durchsetzung seiner hohen Ansprüche unmöglich erlangen. Das Mißlingen dieses Plans aber, der Widerstand des Senates gegen seine Anordnungen, die Kränkung hierüber, veranlaßte dann (§. 60.) den Pompejus zu der Verbindung mit Cäsar und Crassus, durch welche Rom ihrem Geschick um einen großen Schritt näher gebracht ward. Pompejus vermochte den Cäsar, in welchem schon Sulla viele Marius erkannt hatte, nicht zu begreifen; er hatte Cäsarn in untergeordneten Verhältnissen kämpfen gesehen, als er selbst schon auf der Höhe des Ruhm's und der Macht stand; Cäsar hatte ihm Ergebenheit und Anhänglichkeit bewiesen und für seine Größe und seine Wünsche gearbeitet; also mochte er glauben, durch Cäsar die Volksgunst, welche dieser durch sein vielgewandtes Leben voll Freigebigkeit und populärer Kunststücke, längst erworben hatte, in einem solchen Grade gewinnen zu können, daß des Senats Widerstand nicht zu beachten wäre. Cäsar hingegen, dessen Seele der Eine Gedanke erfüllte, so als der Erste zu gelten, wie er sich als den Ersten fühlte, durchschauete gewiß den

Pompejus längst; er berechnete alle Schritte genau, aber er bewegte sich so leicht, daß Keiner die Kunst merkte, mit welcher er sie that. Höchstwahrscheinlich wurde der Zwist des Pompejus mit dem Senate von Cäsar vergrößert, damit er nur jenen zwingen möchte, zu ihm zu halten, fest überzeugt, daß er ihn bald unter sich haben würde. Crassus aber wurde von beiden zu ihrer Partei gezogen, weil sein Reichthum Jedem willkommen seyn mußte, und er war gern mit ihnen, weil er verständig genug war, um einzusehen, daß er wider sie nie etwas zu erreichen im Stande seyn würde. Hierauf Cäsar's Consulat (J. 59.); kaum dem Namen nach, und dem Herkommen, war Bibulus, bald mißhandelt und sich in sein Haus verbergend, Cäsar's College. Der Pöbel wurde durch Land-Vertheilungen, die Pächter der Staats-Güter durch Erlassungen gewonnen; nützliche Gesetze, auf welche Cäsar sich wohl berufen konnte, wurden gegeben, alle Anordnungen leicht durchgesetzt; der Senat wurde so eingeschüchtert, daß er schon jetzt zeigte, wie gefällig, biegsam, schmeichlerisch er bald seyn würde (den meisten Senatoren waren ihre Fischteiche lieber als die Republik); auch wurde der Widerstand selbst den ersten Männern gefährlich. Ueberdieß ließ sich Cäsar die Provinzen Galliens und Illyrien auf fünf Jahre (und wie!) ertheilen, weil sie am Gewissesten Triumphe versprachen, Raub verhießen, und in Italien die Herrschaft sicherten. Um aber Alles möglichst gewiß zu stellen, wurden nicht nur wichtige Familien-Bande geknüpft, sondern die Männer, die man zu gewinnen

nicht hoffen durfte, die aber durch Tugend, Ansehen und Beredsamkeit Widerstand leisten konnten, wurden aus Rom entfernt: der altgesinnte Cato mußte, zu seiner Kränkung, (J. 58.) dem Könige von Kypros (einem der Ptolemäer, die seit hundert Jahren von den Römern als Spielbälle behandelt waren, damit ihnen die reiche Beute Aegypten um so leichter zufallen sollte) sein Reich hinwegnehmen; der gräßlich betrogene, wahrhaft geäffte und hierdurch im tiefsten Innern bis zu unwürdiger Unmännlichkeit gebeugte „Vater des Vaterlandes," Cicero, ward aus dem Vaterlande, das er gerettet hatte, in welchem er aber allerdings lästig war, verbannt. Und auf welche Weise, und mit welcher Behandlung Beides! Der nichtswürdige Clodius, durch welchen man dieses bewirkte, war, nachdem Cäsar, um ihn zu gebrauchen, das Aergste verziehen hatte, nur mit Verspottung alles Rechts und Herkommens Tribun geworden; und mit Verachtung aller Schaam unterstützte man den frechen Menschen, um dieses zu bewirken.

354. Die Feldzüge in Gallien (J. 58. — 50.) hat Cäsar selbst bewunderungswürdig beschrieben, und er hat sie beschrieben in demselben Sinn, in welchem er seine Kriege führte: mit mehr Geist als Sittlichkeit, mit mehr Selbstgefälligkeit als Liebe, mit mehr Kraft als Menschlichkeit, mit mehr Kunst als Wahrheit. Das große Gefühl der Ueberlegenheit römischer Kriegskunst über barbarische Tapferkeit, und seines eigenen Geistes über Alle, die ihn umgaben

oder ihm naheten, giebt seinen Thaten wie seiner Schrift eine gewisse erhabene Leichtigkeit, die selbst bei ungeheuern Gräueln das Gemüth täuscht, den Menschen um seine heiligsten Empfindungen betrügt und ihn hinreißt zur Bewunderung des Mannes, der hoch genug stand für solche That und solche Rede. Man freuet sich dieser großen Gewalt über die Menschen; dieser Ruhe in Gefahr, dieser Beherrschung der Umstände; überhaupt dieser Kräfte und des leichten Spiels ihrer Entwickelung. Aber wie grausam wird das Spiel und wie wehmüthig unsere Stimmung, wenn man sich auf die Frage: warum und wozu all dieses Blut, all diese Treulosigkeit, dieses Rauben und Brennen? keine andere Antwort geben kann, als: für Herrschaft, Unterdrückung, Gewalt und Lust! Dennoch ist im Gange des Lebens die Unterwerfung Galliens mit ihren Folgen als heilsam zu erkennen, (vrgl. 288.) und Cäsar's Commentarien, wohl gebraucht, können eben so viel Vergnügen gewähren als Belehrung; obgleich schwerlich zu leugnen seyn möchte, daß diese Commentarien noch viel belehrender seyn würden, wenn Cäsar weniger auf sich und den Krieg, aber mehr auf den Zustand der Völker dieser unbekannten Welt geachtet, und mehr Sinn für ihre Eigenthümlichkeit gehabt hätte. Sieht man nun auf sein Thun und Treiben selbst: so läßt sich nach der Lage seiner Provinzen, und nach dem Zustande der barbarischen Völker in der Nähe, nicht immer sagen, wieviel in seinen Kriegen Nothwendigkeit gewesen sey und wieviel Muthwille. Die Wanderung der Helvetier, welchen ihre Thäler

zu eng wurden, kam freilich Cäsarn, für seinen Geist und Zweck, sehr gelegen: aber bei den bestehenden Verhältnissen durfte er sie auch schwerlich zulassen. Der große Sieg über sie führte dann weiter. Denn die Teutschen, die unter Ariovist siegreich und herrschend in Gallien standen, mußten, mit ihrer Tapferkeit, mit ihrer Kriegs-Ordnung, mit ihrer Klugheit und ihrer hohen Gesinnung gefährlich seyn. Und der Kampf, in welchem sie zwar überwunden wurden, aber auch den Römern eine Achtung einflößten, die sie nach einem neuen Kampfe nicht lüstern machte, brachte den Cäsar so weit in die innern Verhältnisse Galliens, daß er zu der gänzlichen Unterwerfung dieses Landes eben so sehr gereizt werden mußte, als die Sicherung des Gewonnenen zu dieser Unterwerfung zwang. Also wurde kein Mittel gescheuet, dieses zu bewirken. Aber selbst der herrschsüchtige Senat in Rom, dem die Eroberungen so Gewohnheit als Bedürfniß waren, zitterte vor der frechen Art, mit welcher Cäsar unaufhörlich und überall den Krieg suchte, und Cato glaubte, die ewige Gerechtigkeit könne nur durch eine Auslieferung Cäsar's an die Barbaren versöhnt werden. Indeß blieb die Schuld auf Rom liegen, neben vieler andern. Aber bei der Getrenntheit Galliens in so viele kleine Staaten, und bei dem elenden Zustande dieser Staaten im Innern, konnte die Bezwingung des Landes dem Cäsar, mit seinen zahlreichen Legionen, mit seiner Kriegskunde, und seiner Arglist, kaum mißlingen. Hätte er nicht den Krieg gewollt, und wäre die Befreiung, die er versprach, nicht eine so

schwere Knechtschaft gewesen, so hätte Gallien früher — beruhigt seyn müssen. — Eine besondere Freude scheint es Cäsarn gemacht zu haben, daß ihm bestimmt war, dem alten freien Rhein das erste Joch aufzulegen (J. 55.); merkwürdig genug war das auch; aber wie unedel zeigte sich Cäsar, als er die freie Sprache teutscher Männer hörte! Sein zweiter Zug über den Rhein (J. 53.) war eben so unnütz als der erste, und vielleicht noch schmachvoller: so leicht ließen sich die Teutschen nicht in Furcht setzen. Für diese hätten übrigens die Unternehmungen Cäsar's Mahnung seyn sollen, fester und enger zusammenzuhalten, um Galliens Schicksal zu vermeiden; aber dazu bedurften sie noch einer stärkern Erfahrung. Indeß war gut, daß sie Cäsar's Werbungen folgten; da sie den Sinn für das Vaterland behielten, so führte dieses zu mannigfaltiger Kenntniß. — Der wiederholte und gefährliche Versuch gegen Britannien (J. 55 und 54.) endlich hatte vielleicht Eitelkeit und Wißbegierde und Kriegslust gleich stark zum Grunde; aber in Ansehung Galliens, und in sofern des Gedankens, den Cäsar stets verfolgte, mag er nicht ohne klugen Plan gewesen seyn. Für einige Kenntniß des Lebens der Britten sind diese Versuche wichtig.

355. Während Cäsar auf diese Weise durch Eroberung großer Länder Roms alten Geist gewann; während er die Neugierde durch Entdeckung und Bezwingung unbekannter Völker von seltsamer Art und Sitte reizte und sich in Aller Mund täglichen Ruhm

bereitete; während er die Legionen durch schwere Kriege und Strapazen übte und durch feinberechnete Behandlung und Geschenke unzertrennlich an sich band, und mit dem Gelde der Feinde die Bürger bezwang, mit deren Waffen er die Feinde bezwungen hatte, versäumte er auch keineswegs, die Entwickelung der Verhältnisse in Rom mitzubestimmen: in Lucca pflegte er den Winter zuzubringen, und von dort aus leitete er seine Partei. Pompejus war verblendet, und wußte das Uebergewicht, welches ein Feldherr an der Spitze siegreicher Schaaren hat, unbelehrt durch eigene Erfahrung, nicht zu würdigen. Ihm schien der Aufenthalt in Rom und unbewaffnete Macht, auf altem Ruhm und dem inwohnenden Geiste ruhend, genug. Und von diesem Wahne brachte ihn nichts zurück. Und doch welche Auftritte in Rom! Der freche Clodius wurde dem Pompejus selbst bald so gefährlich, daß dieser die Bestrebung aller guten Bürger begünstigen mußte, Cicero aus einer Verbannung zurück zu rufen, die er eben so wenig verdient hatte, als er sie männlich zu ertragen verstand (J. 57.). Der Zweck ward erreicht, aber unter so wilden Ausschweifungen, daß man kaum die Fortdauer des gemeinen Wesens begreift. Pompejus gewann an dem dankbaren Cicero eine schöne Stütze seiner scheinbaren Macht; er erhielt eine wichtige Stelle; aber grade diese Stelle gab zu Verunglimpfungen Gelegenheit; sein Ansehen wurde untergraben, und gegen Cäsar sank er immer tiefer. Die Eifersucht, das Mißtrauen, der Unmuth hierüber konnten durch die neue Verbindung, welche

(J. 56.) zwischen ihm, Cäsar und Crassus zu Lucca geschlossen wurde, keineswegs vernichtet oder besänftigt werden. Vielmehr zeugt selbst dieser Vertrag von Mißtrauen und Eifersucht. Aber weder das Consulat, welches Pompejus und Crassus erhalten sollten, noch die wichtigen Provinzen (Spanien und Syrien), die sie sich ausbedungen, vermochten die Vortheile aufzuwiegen, welche Cäsar in den Gallien fand, die ihm noch auf fünf Jahre zugestanden wurden. Das Consulat wurde nur durch Arglist und Gewaltthätigkeit spät erlangt; es wurde verwaltet (J. 55.) mit eben so vieler Verblendung als Betrug: Cato's Tugend und Cicero's Unbeständigkeit trugen für Rom's Schicksal in solcher Zeit wenig aus, aber für Den, welcher dieses Schicksals Gang betrachtet, ist ihr Streben nicht unbedeutend. Als hierauf Crassus, schon im höheren Alter, vielleicht von einer Ahndung, welch' ein besseres Loos dem Cäsar gefallen war, diesem in seiner Provinz gegen die Parther nachahmen (J. 54.) und seine Habsucht befriedigen wollte: da fand er (J. 53.), anstatt der gehofften Siege, einen wohlverdienten, aber ruhmlosen Tod, und sein Heer guten Theils einen jammervollen Untergang. Um dieselbe Zeit zerriß auch das Familien-Band, welches Pompejus und Cäsar bisher, wenigstens äußerlich, vereinigt hatte. Da wurde die Feindschaft kaum noch verborgen. Die heuchlerische Art aber, wie sich Pompejus — der, um Nichts zu versäumen, in Rom blieb, und seine Provinzen verwalten ließ — überhaupt benahm, und im Beson-

dern den Senat zu gewinnen suchte; die entsetzliche Verwirrung und Auflösung, durch den Mord vermehrt, durch welchen Milo die Welt von dem schrecklichen Clodius befreiete, und angeregt durch des Pompejus Streben nach der Dictatur; des Pompejus Consulat ohne Gehülfen und dessen Verwaltung (§. 52.); die Gegenwirkung Cäsar's; die Unterhandlungen, Verlockungen, Verhetzungen, Vermittelungen; die Art, wie Cäsar's billig scheinende Forderung vom Senat aufgenommen wurde — Alles dieses bereitete und erhitzte die Gemüther so sehr, daß endlich der Senatsschluß: Cäsar sollte sein Heer entlassen oder als Feind des gemeinen Wesens angesehen werden, und die Flucht der bestochenen Tribunen zum Cäsar, für welchen sie umsonst gefordert hatten, was recht und billig schien, den Bürgerkrieg zum Ausbruche bringen mußten. Cäsar konnte, so wie die Sachen lagen, nicht anders; ob er anders gewollt habe, ist schwer zu sagen: der Auftritt am Rubicon war vielleicht Ernst, vielleicht Kunst. Gewiß ist: der Würfel fiel; Cäsar ging über den Rubicon und wandte sein Schwerdt, wenn nicht gegen Rom, doch gegen Pompejus, den Senat und Alle, die nicht mit ihm waren (§. 49.).

356. Des Pompejus eitele Sorglosigkeit für solchen großen Fall ist kaum begreiflich. Wenn er geglaubt hat, Cäsar werde das Aeußerste nicht wagen: welche Bethörung! Hat er gehofft: Cäsar werde von seinem Heere verlassen werden: welche Verblendung! Aber so ungerüstet, wie er war, blieb

ihm kaum etwas Anderes übrig, als die Flucht aus Rom, aus Italien. Die ächten Freunde des römischen Gemeinwesens aber waren nicht minder gezwungen, als seine Anhänger, ihm zu folgen. Hierauf gehorchte ganz Italien dem Cäsar, wie schwach auch das Heer war, mit welchem er einherzog. Er aber ging nach Spanien, um zuerst des Pompejus Legionen zu vernichten; weislich, weil sonst nur der Schein entflohen, aber die Gewalt geblieben wäre. Die Unternehmung war gefährlich; aber Cäsar siegte durch Kühnheit und Geschick und durch das Vertrauen seiner Soldaten. Bei seiner Zurückkunft wurde er Dictator (J. 49); hierauf sein Uebergang über das adriatische Meer. Pompejus indeß, endlich erwacht aus seinem Schlummer, hatte den Orient in Bewegung gesetzt; aber wenn Senat und Volk in seinem Lager das äußere Ansehen mehrten, so ward auch durch sie, gegen einen Mann wie Cäsar, die innere Kraft geschwächt. Die ersten Vortheile, die Pompejus ohnehin nicht zu benutzen wagte, trugen so wenig aus, als einzelne Erfolge in Afrika oder in Illyrien. Die Entscheidung fiel bei Pharsalos in Thessalien (J. 48.), und Cäsar gewann einen glänzenden Sieg, an welchem teutsche Männer bedeutenden Theil hatten. Die Großmuth mit welcher Cäsar nach dem Siege zu verfahren schien, mag freilich in seiner Seele gewesen seyn, aber auch mit der klügsten Berechnung hätte er sich für sie bestimmen müssen, wenn er nichts gedacht hätte, als sich und seinen Plan. Pompejus entfloh nach Aegypten. Die Stand-

haftigkeit, mit welcher er das Unglück ertrug, gewinnt das menschliche Gemüth wieder für ihn, das durch sein allzustolzes Vertrauen im Glücke gegen ihn gestimmt ward; und die Art, wie er in dem entwürdigten und verwirrten Aegypten, wo er Dankbarkeit zu finden hoffte, von feigen Räthen des jungen Königs Ptolemäos Dionysos, einen jammervollen Tod, und eine elende Verbrennung nach so vieler Größe fand, führt der Seele nicht nur eine Menge wichtiger Betrachtungen zu über den Gang menschlicher Schicksale, sondern sie erwirbt auch dem Pompejus ein Mitleid, welches Cäsar, der wenige Tage später eintraf, selbst durch seine Thränen nicht mindern kann.

357. Den ägyptischen Räthen jedoch kam ihr feiger Frevel nicht zu Gute. Cäsar gab das Reich der Schwester ihres Königes, Kleopatra. Aber sein Aufenthalt in Aegypten ist räthselhaft und voll von Abscheulichkeiten und Abentheuern. Daß den dreiundfünfzigjährigen Dictator bloß die Reize und die Wollüste der jugendlich schönen Kleopatra in so schweren Zeiten gehalten haben sollten: diese Unwürdigkeit ist, nach Cäsars Art, politisch so unmöglich, als sie sittlich das menschliche Gefühl unversöhnlich empören müßte. Es ist vielmehr glaublich, daß Cäsar in der Ferne weilte, um sich Diejenigen, in welchen noch einige Tugend lebte, ausscheiden zu lassen von Solchen, welche für das Gehorchen reif waren; die Wollust war Nebensache, der s. g. Alexandrinische

Krieg vielleicht nicht unwillkommen, und die persönliche Gefahr eine gewiß ungewünschte, doch auch unvermeidliche Folge. Aber wie weit war es mit Rom gekommen, daß ein Dictator auf solche Weise fast ein Jahr verleben, und unterdeß Italien durch einen so geist- und kraftvollen, leidenschaftlichen, wüsten Mann, wie Antonius war, verwalten lassen durfte! daß doch in Rom kaum Zuckungen bemerkt wurden, und daß die Freunde der Freiheit und Rom's alter Art nur in den fernsten Provinzen sich zu sammeln vermochten! Als Cäsar endlich Alexandria verließ (J. 47.): da wurde Pharnakes, Mithradat's Sohn, der auf längern Kampf der römischen Herren gerechnet zu haben scheint, und der deßwegen die Herstellung des pontischen Reichs für möglich gehalten hatte, leicht besiegt. Hierauf wurde Rom schnell beruhigt: (eine meuterische Legion wurde durch Ein Wort beschämt und gewonnen; durch Ein Wort, welches übrigens auch die Zeiten zeigt: sie wollten nicht Bürger, sondern Soldaten seyn). Alsdann setzte Cäsar mit erneuerter Macht (J. 46.) nach Afrika hinüber; dahin war Cato nach der Schlacht bei Pharsalos gegangen, dahin hatten sich Viele geflüchtet, die sich für Freunde der Republik und für freie Männer hielten, aber in Wenigen war Cato's Seele, und in Keinem war Cäsar's Geist. Scipio, des Pompejus Schwieger-Vater, stand an der Spitze der Truppen, die man zusammen brachte; dieser war kein Feldherr gegen Cäsar. Juba, König von Numidien, war mit ihnen; aber andere Feinde hielten seine

Macht auf. Cäsar'n blieb das Glück getreu, wie er sich selbst. Anfangs freilich schien der Krieg gegen ihn zu laufen. Als aber bei Thapsus entscheidend gestritten wurde, da erhielt er einen so vollständigen, als wohlfeilen Sieg. Nach diesem Siege verlor Cato die Hoffnung seines Lebens; also hielt er für das Einzig-Würdige, durch besonnenen Tod seine freie Seele zu retten. Solch ein Ende konnte allein einer so großen Tugend in einer so heillosen Zeit geziemen, aber es muß auch die menschliche Seele beruhigen. Wer fragen mag, ob Cato durch seine Tugend nicht Rom mehr geschadet habe als genutzt, der hat weder Rom's Art erkannt, noch Cato's Seele, oder den Sinn des menschlichen Lebens. Und wie wenig durch Nachgeben und Fügsamkeit erreicht wurde, das könnte ja wohl Cicero's Beispiel lehren! Auch der Tod des Juba und des Petrejus erhebt das Gemüth guter Menschen; auch Scipio gewinnt im Sterben Verehrung. Also gingen in den Schlachten oder durch Selbstmord die Besten zu Grunde.

358. Cäsar aber, welcher den Sallustius zum Statthalter von Numidien machte, ging nach Rom. In dem stolzen Selbstgefühl, Alles zu können, war Mäßigung sein Vortheil, wie sein Vergnügen. Aber zu der Allgewalt fügte er eitele Pracht, die in republikanischen Formen kaum den fürstlichen Sinn verbarg. Glänzende Spiele, ersehnte Schmäuse und eine Güte, welche Dem leicht ist, der über Alles verfügt, betrogen das Volk; edlere Menschen versteckten

in ausgelassener Lustigkeit den Schmerz ihrer Brust über die Knechtschaft. Uebrigens wurden auch gute Verordnungen erlassen, die für die Freiheit nicht minder zweckmäßig waren, als für die Herrschaft. Auch sorgte Cäsar dafür, daß die Stufen zerbrochen werden möchten, auf welchen er zu der Höhe seiner Macht gekommen war, damit Keiner ihm nachsteigen sollte. Aber dieser Macht drohete noch eine Gefahr. Die Söhne des Pompejus, getrieben von der Begierde, den Vater zu rächen, standen in Spanien an der Spitze vieler Legionen; zu ihnen waren manche Gegner Cäsar's geflohen; des Letztern Truppen konnten sie, ohne ihn selbst, nicht bewältigen. Also ging er nach Spanien. In der furchtbaren Schlacht bei Munda (J. 45.) schien zwar auch Er unterliegen zu müssen, aber der Ausgang war wiederum für ihn. Cäsar konnte in Rom triumphiren über Römer, welche, wenn nicht für Rom's Freiheit, doch wider Rom's Unterwürfigkeit gestritten hatten. Nun aber schien dem großen Imperator, dem Vater des Vaterlandes, die königliche Gewalt, die er durch willkührliche Anordnungen, durch große Entwürfe, durch üppige Sitten und selbst durch unbürgerlichen Spott bewährte, die er aber unter republikanischen Formen besaß, nicht mehr zu genügen: er erstrebte zu der Gewalt auch den Namen und den Schmuck. Und bei der großen Zahl getreuer Anhänger Cäsar's, bei der Geschmeidigkeit des entwürdigten Senats, und bei der Verdorbenheit der Menge, war zu fürchten, daß auch die Guten so verknechtet werden möchten, daß dieses Streben bald ge-

lingen würde. Also schien den Wenigen, in welche sich Rom's alter Geist gerettet hatte, und die eben darum von diesem Geiste desto furchtbarer, selbst über die nöthige Besonnenheit hinaus, getrieben wurden: nur Eins könne die Freiheit retten, Cäsar's Tod. Marcus Brutus, ein geistvoller Mann, dem gute Sitten, strenge Grundsätze, ehrenwerthe Thaten die Achtung aller Guten erworben hatten, dessen Name aber auch große Erinnerungen aufrief, und Cajus Cassius, der freilich Jenem in Vielem nachstand, der aber die Freiheit liebte und dadurch furchtbar war, daß er sich mit dem Leben abgefunden hatte, wurden die Häupter einer Verschwörung. Durch diese fiel Cäsar (den 15. März 44.).

359. Keiner wird leugnen: C. Jul. Cäsar ist einer der merkwürdigsten Menschen in der Weltgeschichte. Unter allen Sterblichen, die je gelebt haben, wird kaum Einer gefunden, der größere Eigenschaften des Geistes in mannigfaltigen Lagen entwickelt hätte, als Cäsar. Also wird er immer mit Recht Bewunderung finden. Aber diese Bewunderung soll ihre Gränzen haben. In sittlicher Rücksicht ist Cäsar unter Vielen. Die einzelnen Züge eines edlen Herzens sind nicht ausgezeichnet. Die menschliche Natur ist in sich selbst gut, und darum können einzelne edele Thaten auch von schlechten Menschen vollbracht werden; für einen Herrscher ist Güte oft die höchste Klugheit; bei einem Mann, in dessen Schlachten viele Hunderttausend gefallen sind, erscheint Manches glänzend und schön, das bei einem andern Menschen gar nicht beachtet wird; überhaupt ist Dem, der Alles kann,

sehr leicht, liebenswürdig zu scheinen; wenn aber hierzu selbst die Geneigtheit für sinnliche Genüsse gerechnet wird, so steht es schlecht um die Tugend; endlich sind grosse Unternehmungen für den thätigen Herrscher Bedürfniss: der Wahnsinnige steckt alsdann die Stadt an, der Verständige bauet und verschönert; bei manchen Dingen aber, die einem Solchen zum Ruhm angerechnet werden, sind viele Thränen geflossen. Im Uebrigen ist kaum verzeihlich, Cäsar's Streben nach der Herrschaft mit der (wahren) Behauptung rechtfertigen zu wollen, daß Rom der Freiheit nicht mehr werth gewesen sey. Hierdurch wird das Gelingen seines Strebens allerdings begreiflich; aber das Streben selbst wird damit nicht gut. Man verdammt die früheren Männer, die durch gleichen Sinn Rom um die Würdigkeit der Freiheit brachten; wie kann man ihn denn preisen, da er auf derselben Bahn zum Ziele gelangte, das auch sie wollten? Wenn Rom der Freiheit nicht werth war, so war doch die Freiheit selbst werth, daß Cato für sie lebte und starb. Wie seltsam aber erscheint Cäsar's Fall am Fuße der Bildsäule des Pompejus, wenn man annehmen darf, Brutus sey wirklich Cäsars Sohn gewesen, und auf diesen jungen Mann habe er die Gewalt übertragen wollen, die er mit so ungeheuern Anstrengungen errungen hatte!

Zwölftes Kapitel.

Untergang der Freiheit.

360. Der Gedanke der Verschworenen war nicht über Cäsar's Tod hinausgegangen. Es scheint, sie

seyen selbst erschrocken über ihre That mit der erschreckten Rom. Darum konnten sie die ersten Augenblicke nicht benutzen; ein solches Versehen aber konnte später durch nichts wieder gut gemacht werden. Und doch, wenn sie auch, nachdem der Baum gefällt war, die Wurzel auszurotten versucht hätten: dieser Versuch hätte nicht gelingen können; sie lag zu tief und trieb zu fruchtbar. Es entstand eine schreckliche Verwirrung, welche den Antonius, dem man verstattete, die Leidenschaften des Volks arglistig bis zur Raserei aufzupeitschen, zu dem Gedanken verleitete, der für ihn freilich viel zu groß war, Cäsar's Rolle hinauszuspielen. Die Verschworenen mußten aus Rom entfliehen, obgleich ihre That Anfangs gebilligt worden war, und obgleich Cicero die Parteien vermittelnd besänftigt zu haben glaubte. Aber von den Provinzen und den Heeren hing die Entscheidung ab; also suchten Alle die Provinzen, die am meisten Macht versprachen. Antonius jedoch, Cäsar's Beispiel beachtend, hielt mit Recht keine Provinz für bedeutender, als das diesseitige Gallien, das schon Dec. Brutus verwaltete. Indem er aber so gut, als seine Natur es erlaubte, den Cäsar zu machen anfing, ungeachtet Cicero noch einmal die alte Kraft seiner Rede versuchte, mit welcher er einst den Catilina vernichtet hatte, trat ein junger Mann auf, der in demselben Jahre (J. 63.) gebohren war, in welchem Cicero die Republik gerettet zu haben meinte, ein junger Mann, der durch viele große Eigenschaften des Geistes, besonders aber durch eine allmächtige Selbstbeherrschung und durch eine Besonnenheit, die sein ganzes öffentliches Leben der Schau

spielerei nahe brachte, Alle zu überlisten, zu täuschen, zu bewältigen wußte, bis er endlich allein stand und allgebietend über den Trümmern alter römischer Freiheit. Dieser achtzehnjährige Jüngling war C. Octavius, bald C. Jul. Cäsar Octavianus genannt, Cäsar's Großneffe und Erbe.

361. Das bewundrungswerthe kluge Benehmen Octavian's gegen Antonius, den Senat, Cicero, Alle; der Mutinische Krieg, den Antonius um Gallien anfing; die Theilnahme Octavian's an diesem Kriege mit den Consulen gegen Antonius; die Flucht des Letztern zum Lepidus über die Alpen und seine Vereinigung mit demselben; der wunderliche Umstand, daß beide Consulen (Hirtius und Pansa) in dem Treffen gegen Antonius den Tod fanden und Octavian an die Spitze des ganzen siegreichen Heeres kam; des Dec. Brutus Ausgang; Octavian's Zug nach Rom, um das Consulat zu erzwingen; die sonderbaren Verhältnisse, welche nun Statt fanden theils zwischen dem dienstbaren Senat und dem jugendlichen Consul, theils zwischen der s. g. Republik und dem geächteten Antonius mit dem zweideutigen Lepidus, theils zwischen Octavian und den geächteten Brutus und Cassius, die in Makedonien und Syrien sich rüsteten, theils endlich zwischen diesen und Antonius mit Lepidus: Alles dieses hängt in sich selbst zusammen, erklärt aber auch die Verbindung, die Octavian, Antonius und Lepidus schlossen und die unter dem Namen eines Triumvirats zur Einrich-

tung der Republik (§. 43.) auf fünf Jahre geschlossen wurde: denn diese Verbindung war den beiden Ersten nothwendig, und der Letzte wurde zugelassen, weil man ihn brauchen konnte, ohne ihn fürchten zu müssen. Aber wie abscheulich war die Art dieser Verbindung! und wie weit war Rom in wenigen Jahren gekommen! Als Pompejus, Cäsar und Crassus, drei Männer, die gewiß weit über Antonius, Octavian und Lepidus standen, sich vereinten für die gemeinsame Durchsetzung ihrer Absichten: da suchten sie diesen Verein durch ein Familien-Band zu befestigen, aber sie verspotteten die Formen der Freiheit nicht, und Rom sollte nicht wissen, daß man sie zu beherrschen suchte. Bei dem neuen Triumvirat hingegen wurde mit einer Familien-Verbindung höchstens gespielt; zu befestigen suchte man dasselbe durch Verbrechen und Blut, indem Jeder der Triumviren den Anderen einen Freund, einen Verwandten, einen Bruder zum Opfer brachte, dann aber alle drei gemeinschaftlich jeden Menschen dem Tode weiheten, den sie haßten oder fürchteten, oder der Geld liefern konnte für die unersättlichen Soldaten; soviel aber wurde Rom nicht mehr geachtet, daß man die Knechtschaft hätte behüllen sollen, die man über sie brachte. Die Triumviren zogen mit ihren Heeren in die Stadt, unter gräuelhaftem Blutvergießen, unter wildem Schrecken, unter Scheuslichkeiten, die vielleicht ärger waren, als durch welche Sulla sich zum Abscheu der Welt gemacht hatte, weil sie mehr besprochen und durchdacht und gegenseitig verhandelt seyn mochten; endlich zwang man das entwürdigte

ſ. g. Volk, das Triumvirat förmlich anzuerkennen, und Alles zu preiſen und zu bewundern, was man ausgemacht hatte, und dafür den Göttern zu danken. In der ganzen Geſchichte kommen wenige Auftritte vor, welche die menſchliche Seele mit ſolchem Ekel über Grauſamkeiten, mit ſolchem Ingrimm über Verruchtheiten und ſolcher Wehmuth über Verirrungen erfüllen, als dieſe ſchrecklichen Zeiten in Rom; aber die menſchliche Natur verläugnet ſich doch nicht ganz, und Einzelnes erhebt auch hier die niedergebeugte Seele hoch empor. — Beſonders ergreifend iſt der Opfertod Cicero's, der mit ſeinem Worte den Antonius bis zur Wuth gereizt hatte: ein groſſes Beiſpiel für Leben und Sterben!

362. Indeß hatten Brutus und Caſſius ſich in den morgenländiſchen Provinzen, die man ihnen anfänglich gegeben, nachmals aber wieder zu entreiſſen geſucht hatte, nicht ohne einen Kampf behauptet, der hin und wieder noch an beſſere Zeiten erinnert. Sie hatten die Kraft dieſer Provinzen in Bewegung geſetzt. Die Triumviren mußten ſie zur Befeſtigung und Vollendung ihrer Herrſchaft bekämpfen. Alſo gingen Antonius und Octavianus nach Griechenland; Lepidus blieb in Rom. Aus Aſien zogen Brutus und Caſſius ihnen entgegen. Bei Philippi in Makedonien ſollte die Entſcheidung fallen, zu welcher Brutus durch einen ſeltſamen Geiſt getrieben ward. Aber die beiden Schlachten, die hier kurz nach einander (§. 42.) ſtatt fanden, wird kein Menſch ſinnig überdenken, ohne ſich in tiefſter Seele durchdrungen

zu fühlen von den wunderbaren Fügungen in den Welt-begebenheiten, von welchen die Schicksale der Menschen abhängen, und durch welche der Lauf der Zeiten bestimmt wird. Brutus und Cassius hatten den Vortheil der Stellung für sich; sie hatten eine größere Macht, und durch S. Pompejus die Herrschaft des Meers; an Geist und Einsicht standen sie nicht nach; endlich war ihre Sache die gerechte, für welche immer alle gute Menschen seyn werden: dennoch gelang dem Antonius — (Octavian war krank oder vorsichtig zurück geblieben) — sie zu besiegen, nicht durch wirkliche Bewältigung, sondern dadurch, daß sie in grausamen Mißverständnissen ihren Grundsätzen unterlagen, nach welchen ihnen, bei der Verzweifelung an Rom und an dem Glücke der Tugend, nichts übrig blieb als der Selbstmord. Wenn aber ihr Untergang, den viele wackere Männer zu überleben scheuten, in der Ermordung Cäsar's begründet zu seyn schien: warum mußte ihr Tod den Sieg ihrer Gegner entscheiden? — Also waren die Triumviren Herren, soweit Rom geherrscht; und wenn S. Pompejus auch noch nicht bezwungen, und noch einen verderblichen Krieg zur See zu führen im Stande war: so trug das in der Hauptsache um so weniger aus, da er seine Lage nicht recht zu benutzen verstand.

363. Die Geschichte der nächsten zehen Jahre ist weniger lehrreich in politischer Rücksicht als in sittlicher; aber sie ist voll von Abscheulichkeiten, und der Sinn des ganzen Getreibes ist kein anderer, als die Gewalt, welche bei Philippi Drei erworben zu haben schienen, auf einen

Einzigen zu häufen, und zwar auf Den, welcher, wenn er auch vor den Dreien nicht durch sittliche Würde hervorragte, doch unter allen Stürmen Kaltblütigkeit genug behielt, um seinem Zwecke gemäß zu handeln. Die Versuche, welche gemacht wurden, die Feindschaft zu besänftigen, die zwischen Antonius und Octavianus, (Lepidus kam wenig in Betracht) in der Natur ihrer gegenseitigen Bestrebungen und Verhältnisse lag, dienten nur dazu, die Gewalt dem Einzigen um so gewisser zu verbürgen. Antonius, immer zum wüsten Leben geneigt, und nur in einzelnen schweren Augenblicken der großen Kraft mächtig, welche ihm die Natur gegeben hatte, und welche er in jenem wüsten Leben so unwürdig vergeudete, hatte die morgenländischen Provinzen zur Beruhigung und Plünderung erhalten, während Octavian in Italien seine habgierigen und raublustigen Soldaten, mit Sulla'scher Gewaltthätigkeit, in den versprochenen Besitz fremden Eigenthums setzte, und in Rom für die Zukunft wirkte. Dort erlag Antonius seinem bösen Genius, der Sinnlichkeit. Nachdem er auf seinem Zuge durch Asien sich eben so allgewaltig und gebieterisch, als prachtvoll und üppig gezeigt hatte, vergaß er in den Armen der reizenden Gauklerin Kleopatra, Cäsar's Besiegerin, den Octavian, Rom und die Herrschaft. Der Ungestüm seiner ersten Gemahlin, Fulvia, welche, heftig erbittert über sein Leben, als Ehemann und als Parteihaupt, sogar einen Krieg in Italien (J. 41.) gegen den Octavian erregte, der sie als Mutter schwer beleidigt hatte, und der durch das ungeheuere Elend, welches er theils wegen der Vernichtung aller Sicherheit des Eigen-

thums und der Personen, theils wegen des Kriegs mit S. Pompejus verursachte, in schwierige Verhältnisse gerieth — der Ungestüm der Fulvia riß ihn zwar auf aus der verächtlichen Schwelgerei und brachte ihn nach Italien; aber selbst die Tugend und Schönheit der Octavia, des Octavian's Halbschwester, mit welcher er sich vermählte, um einer neuen Verbindung mit Octavian (§. 40.) mehr Festigkeit zu geben, konnten seine Leidenschaften und Begierden kaum auf ein Paar Jahre zügeln und befriedigen und die Einigkeit zwischen ihm und Octavian erhalten. Selbst die Vermittelung einer Erneuerung des Triumvirats rechtfertigte die Freude des Volks eben so wenig, als der Jubel über den Vertrag mit dem betrogenen Sex. Pompejus, den dasselbe im Drange der Noth erzwingen mußte (§. 38.), diesem Vertrage Dauer gab. Denn zwischen Octavian und Pompejus blieb Mißtrauen und Feindschaft; der Krieg brach bald von neuem aus; und durch die Hülfe, welche die beiden andern Triumviren (Antonius aus Griechenland, Lepidus aus Afrika) sandten, dann durch Verrätherei und Kunstgriffe aller Art, endlich durch die Thätigkeit und den Geist des M. Vipsanius Agrippa, gelang zuerst dem Octavian, den Pompejus aus dem Sitze seiner Macht, aus Sicilien, zu vertreiben, zu Ohnmacht, zu Verzweifelung, zum Tode; dann aber gelang ihm auch, die Truppen des Lepidus, der ihm geholfen hatte, aber freilich mit eitler Seele, zu verlocken, und ihn aus dem Triumvirate zu stoßen zu Schmach und Vergessenheit (§. 36.). Während aber Octavian hierdurch und durch die schlaue Benutzung aller günstigen Umstände sein Ansehen verstärkte, und alsdann (§. 35.)

seine Legionen mit Kriegen in Illyrien und Pannonien beschäftigte, war Antonius seinem alten Hange gefolgt. Er war (§. 37.) nach Asien gegangen, um gegen die furchtbaren Parther zu ziehen, welche die Zerrissenheit unter den Römern zur Eroberung von Syrien und Phönicien benutzt hatten, und bisher glücklich von Ventidius, des Antonius Feldherrn, bekriegt waren. Es mag ungewiß bleiben, ob ihn der alte Kriegsmuth getrieben, oder die Eifersucht gegen Ventidius, oder die alte Liebe zu Kleopatra: gewiß ist, daß er diese zu sich rief, da ihm seine Gemahlin nicht begleiten konnte; gewiß ist, daß er das unwürdige Leben mit ihr erneuerte, daß er sie mit Land und Leuten beschenkte, daß er nach seinem so mühseligen als unglücklichen Feldzuge gegen die Parther (§. 36.), und nach seinem unrühmlichen Verfahren gegen Armenien (§. 34.), in Alexandria triumphirte, und dann mit einer Schaamlosigkeit, die an Wahnsinn gränzte, nur der Wollust lebte und der Schwelgerei. Durch die willkührliche Verschenkung ganzer Länder aber, und durch den Mißbrauch römischer Ehren konnte das römische Volk eben so aufgebracht werden, als die unwürdige Verstoßung der Octavia alle Gemüther empören und dem Octavian einen gerechten Vorwand zum förmlichen Bruche geben mußte. Der Krieg indeß wurde mit großer Klugheit gegen die Kleopatra erklärt; er wurde so schnell geendigt, als angefangen. Die Seeschlacht bei Actium (§. 31.) entschied Nichts; aber die Art, wie Antonius den Kampf aufgab, und hierdurch besiegt wurde, war der Unwürdigkeit seines Lebens angemessen. Und wenn sein Tod, nachdem ein Versuch, in Aegypten zu widerstehen, miß-

lingen würde. Also schien den Wenigen, in welche sich Rom's alter Geist gerettet hatte, und die eben darum von diesem Geiste desto furchtbarer, selbst über die nöthige Besonnenheit hinaus, getrieben wurden: nur Eins könne die Freiheit retten, Cäsar's Tod. Marcus Brutus, ein geistvoller Mann, dem gute Sitten, strenge Grundsätze, ehrenwerthe Thaten die Achtung aller Guten erworben hatten, dessen Name aber auch große Erinnerungen aufrief, und Cajus Cassius, der freilich Jenem in Vielem nachstand, der aber die Freiheit liebte und dadurch furchtbar war, daß er sich mit dem Leben abgefunden hatte, wurden die Häupter einer Verschwörung. Durch diese fiel Cäsar (den 15. März 44.).

359. Keiner wird leugnen: C. Jul. Cäsar ist einer der merkwürdigsten Menschen in der Weltgeschichte. Unter allen Sterblichen, die je gelebt haben, wird kaum Einer gefunden, der größere Eigenschaften des Geistes in mannigfaltigen Lagen entwickelt hätte, als Cäsar. Also wird er immer mit Recht Bewunderung finden. Aber diese Bewunderung soll ihre Gränzen haben. In sittlicher Rücksicht ist Cäsar unter Vielen. Die einzelnen Züge eines edlen Herzens sind nicht ausgezeichnet. Die menschliche Natur ist in sich selbst gut, und darum können einzelne edele Thaten auch von schlechten Menschen vollbracht werden; für einen Herrscher ist Güte oft die höchste Klugheit; bei einem Mann, in dessen Schlachten viele Hunderttausend gefallen sind, erscheint Manches glänzend und schön, das bei einem andern Menschen gar nicht beachtet wird; überhaupt ist Dem, der Alles kann,

sehr leicht, liebenswürdig zu scheinen; wenn aber hierzu selbst die Geneigtheit für sinnliche Genüsse gerechnet wird, so steht es schlecht um die Tugend; endlich sind grosse Unternehmungen für den thätigen Herrscher Bedürfniss: der Wahnsinnige steckt alsdann die Stadt an, der Verständige bauet und verschönert; bei manchen Dingen aber, die einem Solchen zum Ruhm angerechnet werden, sind viele Thränen geflossen. Im Uebrigen ist kaum verzeihlich, Cäsar's Streben nach der Herrschaft mit der (wahren) Behauptung rechtfertigen zu wollen, daß Rom der Freiheit nicht mehr werth gewesen sey. Hierdurch wird das Gelingen seines Strebens allerdings begreiflich; aber das Streben selbst wird damit nicht gut. Man verdammt die früheren Männer, die durch gleichen Sinn Rom um die Würdigkeit der Freiheit brachten; wie kann man ihn denn preisen, da er auf derselben Bahn zum Ziele gelangte, das auch sie wollten? Wenn Rom der Freiheit nicht werth war, so war doch die Freiheit selbst werth, daß Cato für sie lebte und starb. Wie seltsam aber erscheint Cäsar's Fall am Fuße der Bildsäule des Pompejus, wenn man annehmen darf, Brutus sey wirklich Cäsars Sohn gewesen, und auf diesen jungen Mann habe er die Gewalt übertragen wollen, die er mit so ungeheuern Anstrengungen errungen hatte!

Zwölftes Kapitel.

Untergang der Freiheit.

360. Der Gedanke der Verschworenen war nicht über Cäsar's Tod hinausgegangen. Es scheint, sie

seyen selbst erschrocken über ihre That mit der erstaunten Rom. Darum konnten sie die ersten Augenblicke nicht benutzen; ein solches Versehen aber konnte später durch nichts wieder gut gemacht werden. Und doch, wenn sie auch, nachdem der Baum gefällt war, die Wurzel auszurotten versucht hätten: dieser Versuch hätte nicht gelingen können; sie lag zu tief und trieb zu fruchtbar. Es entstand eine schreckliche Verwirrung, welche den Antonius, dem man verstattete, die Leidenschaften des Volks arglistig bis zur Raserei aufzupeitschen, zu dem Gedanken verleitete, der für ihn freilich viel zu groß war, Cäsar's Rolle hinauszuspielen. Die Verschworenen mußten aus Rom entfliehen, obgleich ihre That Anfangs gebilligt worden war, und obgleich Cicero die Parteien vermittelnd besänftigt zu haben glaubte. Aber von den Provinzen und den Heeren hing die Entscheidung ab; also suchten Alle die Provinzen, die am meisten Macht versprachen. Antonius jedoch, Cäsar's Beispiel beachtend, hielt mit Recht keine Provinz für bedeutender, als das diesseitige Gallien, das schon Dec. Brutus verwaltete. Indem er aber so gut, als seine Natur es erlaubte, den Cäsar zu machen anfing, ungeachtet Cicero noch einmal die alte Kraft seiner Rede versuchte, mit welcher er einst den Catilina vernichtet hatte, trat ein junger Mann auf, der in demselben Jahre (J. 63.) gebohren war, in welchem Cicero die Republik gerettet zu haben meinte, ein junger Mann, der durch viele große Eigenschaften des Geistes, besonders aber durch eine allmächtige Selbstbeherrschung und durch eine Besonnenheit, die sein ganzes öffentliches Leben der Schau-

spielerei nahe brachte, Alle zu überlisten, zu täuschen, zu bewältigen wußte, bis er endlich allein stand und allgebietend über den Trümmern alter römischer Freiheit. Dieser achtzehnjährige Jüngling war C. Octavius, bald C. Jul. Cäsar Octavianus genannt, Cäsar's Großneffe und Erbe.

361. Das bewundrungswerthe kluge Benehmen Octavian's gegen Antonius, den Senat, Cicero, Alle; der Mutinische Krieg, den Antonius um Gallien anfing; die Theilnahme Octavian's an diesem Kriege mit den Consulen gegen Antonius; die Flucht des Letztern zum Lepidus über die Alpen und seine Vereinigung mit demselben; der wunderliche Umstand, daß beide Consulen (Hirtius und Pansa) in dem Treffen gegen Antonius den Tod fanden und Octavian an die Spitze des ganzen siegreichen Heeres kam; des Dec. Brutus Ausgang; Octavian's Zug nach Rom, um das Consulat zu erzwingen; die sonderbaren Verhältnisse, welche nun Statt fanden theils zwischen dem dienstbaren Senat und dem jugendlichen Consul, theils zwischen der s. g. Republik und dem geächteten Antonius mit dem zweideutigen Lepidus, theils zwischen Octavian und den geächteten Brutus und Cassius, die in Makedonien und Syrien sich rüsteten, theils endlich zwischen diesen und Antonius mit Lepidus: Alles dieses hängt in sich selbst zusammen, erklärt aber auch die Verbindung, die Octavian, Antonius und Lepidus schlossen und die unter dem Namen eines Triumvirats zur Einrich-

tung der Republik (§. 43.) auf fünf Jahre geschlossen wurde: denn diese Verbindung war den beiden Ersten nothwendig, und der Letzte wurde zugelassen, weil man ihn brauchen konnte, ohne ihn fürchten zu müssen. Aber wie abscheulich war die Art dieser Verbindung! und wie weit war Rom in wenigen Jahren gekommen! Als Pompejus, Cäsar und Crassus, drei Männer, die gewiß weit über Antonius, Octavian und Lepidus standen, sich vereinten für die gemeinsame Durchsetzung ihrer Absichten: da suchten sie diesen Verein durch ein Familien-Band zu befestigen, aber sie verspotteten die Formen der Freiheit nicht, und Rom sollte nicht wissen, daß man sie zu beherrschen suchte. Bei dem neuen Triumvirat hingegen wurde mit einer Familien-Verbindung höchstens gespielt; zu befestigen suchte man dasselbe durch Verbrechen und Blut, indem Jeder der Triumviren den Anderen einen Freund, einen Verwandten, einen Bruder zum Opfer brachte, dann aber alle drei gemeinschaftlich jeden Menschen dem Tode weiheten, den sie haßten oder fürchteten, oder der Geld liefern konnte für die unersättlichen Soldaten; soviel aber wurde Rom nicht mehr geachtet, daß man die Knechtschaft hätte verhüllen sollen, die man über sie brachte. Die Triumviren zogen mit ihren Heeren in die Stadt, unter gräuelhaftem Blutvergießen, unter wildem Schrecken, unter Scheuslichkeiten, die vielleicht ärger waren, als durch welche Sulla sich zum Abscheu der Welt gemacht hatte, weil sie mehr besprochen und durchdacht und gegenseitig verhandelt seyn mochten; endlich zwang man das entwürdigte

ſ. g. Volk, das Triumvirat förmlich anzuerkennen, und Alles zu preiſen und zu bewundern, was man ausgemacht hatte, und dafür den Göttern zu danken. In der ganzen Geſchichte kommen wenige Auftritte vor, welche die menſchliche Seele mit ſolchem Ekel über Grauſamkeiten, mit ſolchem Ingrimm über Verruchtheiten und ſolcher Wehmuth über Verirrungen erfüllen, als dieſe ſchrecklichen Zeiten in Rom; aber die menſchliche Natur verläugnet ſich doch nicht ganz, und Einzelnes erhebt auch hier die niedergebeugte Seele hoch empor. — Beſonders ergreifend iſt der Opfertod Cicero's, der mit ſeinem Worte den Antonius bis zur Wuth gereizt hatte: ein großes Beiſpiel für Leben und Sterben!

362. Indeß hatten Brutus und Caſſius ſich in den morgenländiſchen Provinzen, die man ihnen anfänglich gegeben, nachmals aber wieder zu entreißen geſucht hatte, nicht ohne einen Kampf behauptet, der hin und wieder noch an beſſere Zeiten erinnert. Sie hatten die Kraft dieſer Provinzen in Bewegung geſetzt. Die Triumviren mußten ſie zur Befeſtigung und Vollendung ihrer Herrſchaft bekämpfen. Alſo gingen Antonius und Octavianus nach Griechenland; Lepidus blieb in Rom. Aus Aſien zogen Brutus und Caſſius ihnen entgegen. Bei Philippi in Makedonien ſollte die Entſcheidung fallen, zu welcher Brutus durch einen ſeltſamen Geiſt getrieben ward. Aber die beiden Schlachten, die hier kurz nach einander (§. 42.) ſtatt fanden, wird kein Menſch ſinnig überdenken, ohne ſich in tiefſter Seele durchdrungen

zu fühlen von den wunderbaren Fügungen in den Weltbegebenheiten, von welchen die Schicksale der Menschen abhängen, und durch welche der Lauf der Zeiten bestimmt wird. Brutus und Cassius hatten den Vortheil der Stellung für sich; sie hatten eine größere Macht, und durch S. Pompejus die Herrschaft des Meers; an Geist und Einsicht standen sie nicht nach; endlich war ihre Sache die gerechte, für welche immer alle gute Menschen seyn werden: dennoch gelang dem Antonius — (Octavian war krank oder vorsichtig zurück geblieben) — sie zu besiegen, nicht durch wirkliche Bewältigung, sondern dadurch, daß sie in grausamen Mißverständnissen ihren Grundsätzen unterlagen, nach welchen ihnen, bei der Verzweifelung an Rom und an dem Glücke der Tugend, nichts übrig blieb als der Selbstmord. Wenn aber ihr Untergang, den viele wackere Männer zu überleben scheueten, in der Ermordung Cäsar's begründet zu seyn schien: warum mußte ihr Tod den Sieg ihrer Gegner entscheiden? — Also waren die Triumviren Herren, soweit Rom geherrscht; und wenn S. Pompejus auch noch nicht bezwungen, und noch einen verderblichen Krieg zur See zu führen im Stande war: so trug das in der Hauptsache um so weniger aus, da er seine Lage nicht recht zu benutzen verstand.

363. Die Geschichte der nächsten zehen Jahre ist weniger lehrreich in politischer Rücksicht als in sittlicher; aber sie ist voll von Abscheulichkeiten, und der Sinn des ganzen Getreibes ist kein anderer, als die Gewalt, welche bei Philippi Drei erworben zu haben schienen, auf einen

Einzigen zu häufen, und zwar auf Den, welcher, wenn er auch vor den Dreien nicht durch sittliche Würde hervorragte, doch unter allen Stürmen Kaltblütigkeit genug behielt, um seinem Zwecke gemäß zu handeln. Die Versuche, welche gemacht wurden, die Feindschaft zu besänftigen, die zwischen Antonius und Octavianus, (Lepidus kam wenig in Betracht) in der Natur ihrer gegenseitigen Bestrebungen und Verhältnisse lag, dienten nur dazu, die Gewalt dem Einzigen um so gewisser zu verbürgen. Antonius, immer zum wüsten Leben geneigt, und nur in einzelnen schweren Augenblicken der großen Kraft mächtig, welche ihm die Natur gegeben hatte, und welche er in jenem wüsten Leben so unwürdig vergeudete, hatte die morgenländischen Provinzen zur Beruhigung und Plünderung erhalten, während Octavian in Italien seine habgierigen und raublustigen Soldaten, mit Sulla'scher Gewaltthätigkeit, in den versprochenen Besitz fremden Eigenthums setzte, und in Rom für die Zukunft wirkte. Dort erlag Antonius seinem bösen Genius, der Sinnlichkeit. Nachdem er auf seinem Zuge durch Asien sich eben so allgewaltig und gebieterisch, als prachtvoll und üppig gezeigt hatte, vergaß er in den Armen der reizenden Gauklerin Kleopatra, Cäsar's Besiegerin, den Octavian, Rom und die Herrschaft. Der Ungestüm seiner ersten Gemahlin, Fulvia, welche, heftig erbittert über sein Leben, als Ehemann und als Parteihaupt, sogar einen Krieg in Italien (J. 41.) gegen den Octavian erregte, der sie als Mutter schwer beleidigt hatte, und der durch das ungeheuere Elend, welches er theils wegen der Vernichtung aller Sicherheit des Eigen-

thums und der Personen, theils wegen des Kriegs mit S. Pompejus verursachte, in schwierige Verhältnisse gerieth — der Ungestüm der Fulvia riß ihn zwar auf aus der verächtlichen Schwelgerei und brachte ihn nach Italien; aber selbst die Tugend und Schönheit der Octavia, des Octavian's Halbschwester, mit welcher er sich vermählte, um einer neuen Verbindung mit Octavian (§. 40.) mehr Festigkeit zu geben, konnten seine Leidenschaften und Begierden kaum auf ein Paar Jahre zügeln und befriedigen und die Einigkeit zwischen ihm und Octavian erhalten. Selbst die Vermittelung einer Erneuerung des Triumvirats rechtfertigte die Freude des Volks eben so wenig, als der Jubel über den Vertrag mit dem betrogenen Sex. Pompejus, den dasselbe im Drange der Noth erzwingen mußte (§. 38.), diesem Vertrage Dauer gab. Denn zwischen Octavian und Pompejus blieb Mißtrauen und Feindschaft; der Krieg brach bald von neuem aus; und durch die Hülfe, welche die beiden andern Triumviren (Antonius aus Griechenland, Lepidus aus Afrika) sandten, dann durch Verrätherei und Kunstgriffe aller Art, endlich durch die Thätigkeit und den Geist des M. Vipsanius Agrippa, gelang zuerst dem Octavian, den Pompejus aus dem Sitze seiner Macht, aus Sicilien, zu vertreiben, zu Ohnmacht, zu Verzweifelung, zum Tode; dann aber gelang ihm auch, die Truppen des Lepidus, der ihm geholfen hatte, aber freilich mit eiteler Seele, zu verlocken, und ihn aus dem Triumvirate zu stoßen zu Schmach und Vergessenheit (§. 36.). Während aber Octavian hierdurch und durch die schlaue Benutzung aller günstigen Umstände sein Ansehen verstärkte, und alsdann (§. 35.)

seine Legionen mit Kriegen in Illyrien und Pannonien beschäftigte, war Antonius seinem alten Hange gefolgt. Er war (J. 37.) nach Asien gegangen, um gegen die furchtbaren Parther zu ziehen, welche die Zerrissenheit unter den Römern zur Eroberung von Syrien und Phönicien benutzt hatten, und bisher glücklich von Ventidius, des Antonius Feldherrn, bekriegt waren. Es mag ungewiß bleiben, ob ihn der alte Kriegsmuth getrieben, oder die Eifersucht gegen Ventidius, oder die alte Liebe zu Kleopatra: gewiß ist, daß er diese zu sich rief, da ihr seine Gemahlin nicht begleiten konnte; gewiß ist, daß er das unwürdige Leben mit ihr erneuete, daß er sie mit Land und Leuten beschenkte, daß er nach seinem so mühseligen als unglücklichen Feldzuge gegen die Parther (J. 36.), und nach seinem unrühmlichen Verfahren gegen Armenien (J. 34.), in Alexandria triumphirte, und dann mit einer Schaamlosigkeit, die an Wahnsinn gränzte, nur der Wollust lebte und der Schwelgerei. Durch die willkührliche Verschenkung ganzer Länder aber, und durch den Mißbrauch römischer Ehren konnte das römische Volk eben so aufgebracht werden, als die unwürdige Verstoßung der Octavia alle Gemüther empören und dem Octavian einen gerechten Vorwand zum förmlichen Bruche geben mußte. Der Krieg indeß wurde mit großer Klugheit gegen die Kleopatra erklärt; er wurde so schnell geendigt, als angefangen. Die Seeschlacht bei Actium (J. 31.) entschied Nichts; aber die Art, wie Antonius den Kampf aufgab, und hierdurch besiegt wurde, war der Unwürdigkeit seines Lebens angemessen. Und wenn sein Tod, nachdem ein Versuch, in Aegypten zu widerstehen, miß-

lingen würde. Also schien den Wenigen, in welche sich Rom's alter Geist gerettet hatte, und die eben darum von diesem Geiste desto furchtbarer, selbst über die nöthige Besonnenheit hinaus, getrieben wurden: nur Eins könne die Freiheit retten, Cäsar's Tod. Marcus Brutus, ein geistvoller Mann, dem gute Sitten, strenge Grundsätze, ehrenwerthe Thaten die Achtung aller Guten erworben hatten, dessen Name aber auch große Erinnerungen aufrief, und Cajus Cassius, der freilich Jenem in Vielem nachstand, der aber die Freiheit liebte und dadurch furchtbar war, daß er sich mit dem Leben abgefunden hatte, wurden die Häupter einer Verschwörung. Durch diese fiel Cäsar (den 15. März 44.).

359. Keiner wird leugnen: C. Jul. Cäsar ist einer der merkwürdigsten Menschen in der Weltgeschichte. Unter allen Sterblichen, die je gelebt haben, wird kaum Einer gefunden, der größere Eigenschaften des Geistes in mannigfaltigen Lagen entwickelt hätte, als Cäsar. Also wird er immer mit Recht Bewunderung finden. Aber diese Bewunderung soll ihre Gränzen haben. In sittlicher Rücksicht ist Cäsar unter Vielen. Die einzelnen Züge eines edlen Herzens sind nicht ausgezeichnet. Die menschliche Natur ist in sich selbst gut, und darum können einzelne edele Thaten auch von schlechten Menschen vollbracht werden; für einen Herrscher ist Güte oft die höchste Klugheit; bei einem Mann, in dessen Schlachten viele Hunderttausend gefallen sind, erscheint Manches glänzend und schön, das bei einem andern Menschen gar nicht beachtet wird; überhaupt ist Dem, der Alles kann,

sehr leicht, liebenswürdig zu scheinen; wenn aber hierzu selbst die Geneigtheit für sinnliche Genüsse gerechnet wird, so steht es schlecht um die Tugend; endlich sind große Unternehmungen für den thätigen Herrscher Bedürfniß: der Wahnsinnige steckt alsdann die Stadt an, der Verständige bauet und verschönert; bei manchen Dingen aber, die einem Solchen zum Ruhm angerechnet werden, sind viele Thränen geflossen. Im Uebrigen ist kaum verzeihlich, Cäsar's Streben nach der Herrschaft mit der (wahren) Behauptung rechtfertigen zu wollen, daß Rom der Freiheit nicht mehr werth gewesen sey. Hierdurch wird das Gelingen seines Strebens allerdings begreiflich, aber das Streben selbst wird damit nicht gut. Man verdammt die früheren Männer, die durch gleichen Sinn Rom um die Würdigkeit der Freiheit brachten; wie kann man ihn denn preisen, da er auf derselben Bahn zum Ziele gelangte, das auch sie wollten? Wenn Rom der Freiheit nicht werth war, so war doch die Freiheit selbst werth, daß Cato für sie lebte und starb. Wie seltsam aber erscheint Cäsar's Fall am Fuße der Bildsäule des Pompejus, wenn man annehmen darf, Brutus sey wirklich Cäsars Sohn gewesen, und auf diesen jungen Mann habe er die Gewalt übertragen wollen, die er mit so ungeheuern Anstrengungen errungen hatte!

Zwölftes Kapitel.

Untergang der Freiheit.

360. Der Gedanke der Verschworenen war nicht über Cäsar's Tod hinausgegangen. Es scheint, sie

seyen selbst erschrocken über ihre That mit der erschrockenen Rom. Darum konnten sie die ersten Augenblicke nicht benutzen; ein solches Versehen aber konnte später durch nichts wieder gut gemacht werden. Und doch, wenn sie auch, nachdem der Baum gefällt war, die Wurzel auszurotten versucht hätten: dieser Versuch hätte nicht gelingen können; sie lag zu tief und trieb zu fruchtbar. Es entstand eine schreckliche Verwirrung, welche den Antonius, dem man verstattete, die Leidenschaften des Volks arglistig bis zur Raserei aufzupeitschen, zu dem Gedanken verleitete, der für ihn freilich viel zu groß war, Cäsar's Rolle hinauszuspielen. Die Verschworenen mußten aus Rom entfliehen, obgleich ihre That Anfangs gebilligt worden war, und obgleich Cicero die Parteien vermittelnd besänftigt zu haben glaubte. Aber von den Provinzen und den Heeren hing die Entscheidung ab; also suchten Alle die Provinzen, die am meisten Macht versprachen. Antonius jedoch, Cäsar's Beispiel beachtend, hielt mit Recht keine Provinz für bedeutender, als das diesseitige Gallien, das schon Dec. Brutus verwaltete. Indem er aber so gut, als seine Natur es erlaubte, den Cäsar zu machen anfing, ungeachtet Cicero noch einmal die alte Kraft seiner Rede versuchte, mit welcher er einst den Catilina vernichtet hatte, trat ein junger Mann auf, der in demselben Jahre (J. 63.) gebohren war, in welchem Cicero die Republik gerettet zu haben meinte, ein junger Mann, der durch viele große Eigenschaften des Geistes, besonders aber durch eine allmächtige Selbstbeherrschung und durch eine Besonnenheit, die sein ganzes öffentliches Leben der Schau-

spielerei nahe brachte, Alle zu überlisten, zu täuschen, zu bewältigen wußte, bis er endlich allein stand und allgebietend über den Trümmern alter römischer Freiheit. Dieser achtzehnjährige Jüngling war C. Octavius, bald C. Jul. Cäsar Octavianus genannt, Cäsar's Großneffe und Erbe.

361. Das bewundrungswerthe kluge Benehmen Octavian's gegen Antonius, den Senat, Cicero, Alle; der Mutinische Krieg, den Antonius um Gallien anfing; die Theilnahme Octavian's an diesem Kriege mit den Consulen gegen Antonius; die Flucht des Letztern zum Lepidus über die Alpen und seine Vereinigung mit demselben; der wunderliche Umstand, daß beide Consulen (Hirtius und Pansa) in dem Treffen gegen Antonius den Tod fanden und Octavian an die Spitze des ganzen siegreichen Heeres kam; des Dec. Brutus Ausgang; Octavian's Zug nach Rom, um das Consulat zu erzwingen; die sonderbaren Verhältnisse, welche nun Statt fanden theils zwischen dem dienstbaren Senat und dem jugendlichen Consul, theils zwischen der s. g. Republik und dem geächteten Antonius mit dem zweideutigen Lepidus, theils zwischen Octavian und den geächteten Brutus und Cassius, die in Makedonien und Syrien sich rüsteten, theils endlich zwischen diesen und Antonius mit Lepidus: Alles dieses hängt in sich selbst zusammen, erklärt aber auch die Verbindung, die Octavian, Antonius und Lepidus schlossen und die unter dem Namen eines Triumvirats zur Einrich-

tung der Republik (§. 43.) auf fünf Jahre geschlossen wurde: denn diese Verbindung war den beiden Ersten nothwendig, und der Letzte wurde zugelassen, weil man ihn brauchen konnte, ohne ihn fürchten zu müssen. Aber wie abscheulich war die Art dieser Verbindung! und wie weit war Rom in wenigen Jahren gekommen! Als Pompejus, Cäsar und Crassus, drei Männer, die gewiß weit über Antonius, Octavian und Lepidus standen, sich vereinten für die gemeinsame Durchsetzung ihrer Absichten: da suchten sie diesen Verein durch ein Familien-Band zu befestigen, aber sie verspotteten die Formen der Freiheit nicht, und Rom sollte nicht wissen, daß man sie zu beherrschen suchte. Bei dem neuen Triumvirat hingegen wurde mit einer Familien-Verbindung höchstens gespielt; zu befestigen suchte man dasselbe durch Verbrechen und Blut, indem Jeder der Triumviren den Anderen einen Freund, einen Verwandten, einen Bruder zum Opfer brachte, dann aber alle drei gemeinschaftlich jeden Menschen dem Tode weiheten, den sie haßten oder fürchteten, oder der Geld liefern konnte für die unersättlichen Soldaten; soviel aber wurde Rom nicht mehr geachtet, daß man die Knechtschaft hätte behüllen sollen, die man über sie brachte. Die Triumviren zogen mit ihren Heeren in die Stadt, unter gräuelhaftem Blutvergießen, unter wildem Schrecken, unter Scheuslichkeiten, die vielleicht ärger waren, als durch welche Sulla sich zum Abscheu der Welt gemacht hatte, weil sie mehr besprochen und durchdacht und gegenseitig verhandelt seyn mochten; endlich zwang man das entwürdigte

s. g. Volk, das Triumvirat förmlich anzuerkennen, und Alles zu preisen und zu bewundern, was man ausgemacht hatte, und dafür den Göttern zu danken. In der ganzen Geschichte kommen wenige Auftritte vor, welche die menschliche Seele mit solchem Ekel über Grausamkeiten, mit solchem Ingrimm über Verruchtheiten und solcher Wehmuth über Verirrungen erfüllen, als diese schrecklichen Zeiten in Rom; aber die menschliche Natur verleugnet sich doch nicht ganz, und Einzelnes erhebt auch hier die niedergebeugte Seele hoch empor. — Besonders ergreifend ist der Opfertod Cicero's, der mit seinem Worte den Antonius bis zur Wuth gereizt hatte: ein großes Beispiel für Leben und Sterben!

362. Indeß hatten Brutus und Cassius sich in den morgenländischen Provinzen, die man ihnen anfänglich gegeben, nachmals aber wieder zu entreißen gesucht hatte, nicht ohne einen Kampf behauptet, der hin und wieder noch an bessere Zeiten erinnert. Sie hatten die Kraft dieser Provinzen in Bewegung gesetzt. Die Triumviren mußten sie zur Befestigung und Vollendung ihrer Herrschaft bekämpfen. Also gingen Antonius und Octavianus nach Griechenland; Lepidus blieb in Rom. Aus Asien zogen Brutus und Cassius ihnen entgegen. Bei Philippi in Makedonien sollte die Entscheidung fallen, zu welcher Brutus durch einen seltsamen Geist getrieben ward. Aber die beiden Schlachten, die hier kurz nach einander (J. 42.) statt fanden, wird kein Mensch sinnig überdenken, ohne sich in tiefster Seele durchdrungen

zu fühlen von den wunderbaren Fügungen in den Welts begebenheiten, von welchen die Schicksale der Menschen abhängen, und durch welche der Lauf der Zeiten bestimmt wird. Brutus und Cassius hatten den Vortheil der Stellung für sich; sie hatten eine größere Macht, und durch S. Pompejus die Herrschaft des Meers; an Geist und Einsicht standen sie nicht nach; endlich war ihre Sache die gerechte, für welche immer alle gute Menschen seyn werden: dennoch gelang dem Antonius — (Octavian war krank oder vorsichtig zurück geblieben) — sie zu besiegen, nicht durch wirkliche Bewältigung, sondern dadurch, daß sie in grausamen Mißverständnissen ihren Grundsätzen unterlagen, nach welchen ihnen, bei der Verzweifelung an Rom und an dem Glücke der Tugend, nichts übrig blieb als der Selbstmord. Wenn aber ihr Untergang, den viele wackere Männer zu überleben scheueten, in der Ermordung Cäsar's begründet zu seyn schien: warum mußte ihr Tod den Sieg ihrer Gegner entscheiden? — Also waren die Triumviren Herren, soweit Rom geherrscht; und wenn S. Pompejus auch noch nicht bezwungen, und noch einen verderblichen Krieg zur See zu führen im Stande war: so trug das in der Hauptsache um so weniger aus, da er seine Lage nicht recht zu benutzen verstand.

363. Die Geschichte der nächsten zehen Jahre ist weniger lehrreich in politischer Rücksicht als in sittlicher; aber sie ist voll von Abscheulichkeiten, und der Sinn des ganzen Getreibes ist kein anderer, als die Gewalt, welche bei Philippi Drei erworben zu haben schienen, auf einen

Einzigen zu häufen, und zwar auf Den, welcher, wenn er auch vor den Dreien nicht durch sittliche Würde hervorragte, doch unter allen Stürmen Kaltblütigkeit genug behielt, um seinem Zwecke gemäß zu handeln. Die Versuche, welche gemacht wurden, die Feindschaft zu besänftigen, die zwischen Antonius und Octavianus, (Lepidus kam wenig in Betracht) in der Natur ihrer gegenseitigen Bestrebungen und Verhältnisse lag, dienten nur dazu, die Gewalt dem Einzigen um so gewisser zu verbürgen. Antonius, immer zum wüsten Leben geneigt, und nur in einzelnen schweren Augenblicken der großen Kraft mächtig, welche ihm die Natur gegeben hatte, und welche er in jenem wüsten Leben so unwürdig vergeudete, hatte die morgenländischen Provinzen zur Berubigung und Plünderung erhalten, während Octavian in Italien seine habgierigen und raublustigen Soldaten, mit Sulla'scher Gewaltthätigkeit, in den versprochenen Besitz fremden Eigenthums setzte, und in Rom für die Zukunft wirkte. Dort erlag Antonius seinem bösen Genius, der Sinnlichkeit. Nachdem er auf seinem Zuge durch Asien sich eben so allgewaltig und gebieterisch, als prachtvoll und üppig gezeigt hatte, vergaß er in den Armen der reizenden Gauklerin Kleopatra, Cäsar's Besiegerin, den Octavian, Rom und die Herrschaft. Der Ungestüm seiner ersten Gemahlin, Fulvia, welche, heftig erbittert über sein Leben, als Ehemann und als Parteihaupt, sogar einen Krieg in Italien (§. 41.) gegen den Octavian erregte, der sie als Mutter schwer beleidigt hatte, und der durch das ungeheuere Elend, welches er theils wegen der Vernichtung aller Sicherheit des Eigen-

thums und der Personen, theils wegen des Kriegs mit S. Pompejus verursachte, in schwierige Verhältnisse gerieth — der Ungestüm der Fulvia riß ihn zwar auf aus der verächtlichen Schwelgerei und brachte ihn nach Italien; aber selbst die Tugend und Schönheit der Octavia, des Octavian's Halbschwester, mit welcher er sich vermählte, um einer neuen Verbindung mit Octavian (§. 40.) mehr Festigkeit zu geben, konnten seine Leidenschaften und Begierden kaum auf ein Paar Jahre zügeln und befriedigen und die Einigkeit zwischen ihm und Octavian erhalten. Selbst die Vermittelung einer Erneuerung des Triumvirats rechtfertigte die Freude des Volks eben so wenig, als der Jubel über den Vertrag mit dem betrogenen Sex. Pompejus, den dasselbe im Drange der Noth erzwingen mußte (§. 38.), diesem Vertrage Dauer gab. Denn zwischen Octavian und Pompejus blieb Mißtrauen und Feindschaft; der Krieg brach bald von neuem aus; und durch die Hülfe, welche die beiden andern Triumviren (Antonius aus Griechenland, Lepidus aus Afrika) sandten, dann durch Verrätherei und Kunstgriffe aller Art, endlich durch die Thätigkeit und den Geist des M. Vipsanius Agrippa, gelang zuerst dem Octavian, den Pompejus aus dem Sitze seiner Macht, aus Sicilien, zu vertreiben, zu Ohnmacht, zu Verzweifelung, zum Tode; dann aber gelang ihm auch, die Truppen des Lepidus, der ihm geholfen hatte, aber freilich mit eiteler Seele, zu verlocken, und ihn aus dem Triumvirate zu stoßen zu Schmach und Vergessenheit (§. 36.). Während aber Octavian hierdurch und durch die schlaue Benutzung aller günstigen Umstände sein Ansehen verstärkte, und alsdann (§. 35.)

seine Legionen mit Kriegen in Illyrien und Pannonien beschäftigte, war Antonius seinem alten Hange gefolgt. Er war (J. 37.) nach Asien gegangen, um gegen die furchtbaren Parther zu ziehen, welche die Zerrissenheit unter den Römern zur Eroberung von Syrien und Phönicien benutzt hatten, und bisher glücklich von Ventidius, des Antonius Feldherrn, bekriegt waren. Es mag ungewiß bleiben, ob ihn der alte Kriegsmuth getrieben, oder die Eifersucht gegen Ventidius, oder die alte Liebe zu Kleopatra: gewiß ist, daß er diese zu sich rief, da ihr seine Gemahlin nicht begleiten konnte; gewiß ist, daß er das unwürdige Leben mit ihr erneuete, daß er sie mit Land und Leuten beschenkte, daß er nach seinem so mühseligen als unglücklichen Feldzuge gegen die Parther (J. 36.), und nach seinem unrühmlichen Verfahren gegen Armenien (J. 34.), in Alexandria triumphirte, und dann mit einer Schaamlosigkeit, die an Wahnsinn gränzte, nur der Wollust lebte und der Schwelgerei. Durch die willkührliche Verschenkung ganzer Länder aber, und durch den Mißbrauch römischer Ehren konnte das römische Volk eben so aufgebracht werden, als die unwürdige Verstoßung der Octavia alle Gemüther empören und dem Octavian einen gerechten Vorwand zum förmlichen Bruche geben mußte. Der Krieg indeß wurde mit großer Klugheit gegen die Kleopatra erklärt; er wurde so schnell geendigt, als angefangen. Die Seeschlacht bei Actium (J. 31.) entschied Nichts; aber die Art, wie Antonius den Kampf aufgab, und hierdurch besiegt wurde, war der Unwürdigkeit seines Lebens angemessen. Und wenn sein Tod, nachdem ein Versuch, in Aegypten zu widerstehen, miß-

lungen war, auch noch einmal an den Römer erinnert, so erregt er doch weder Mitleid noch große Gefühle. Bei dem Ausgange der Kleopatra aber erfreuet, zu bemerken, daß sie die Erschöpftheit ihrer Buhlkünste bei dem Sieger erlebte; und wenn sie gezwungen gewesen ist, sich durch Schlangen den Tod geben zu lassen, so weiset Dieses sinnvoll auf ihr Leben zurück. — Also wurde Octavian Herr des ganzen römischen Gebiets (zu welchem nun auch Aegypten gezogen ward) auf eine Weise, die ihm selbst eben so unbegreiflich seyn mochte, als sie den Beobachter dieselbe Waltung erkennen läßt, die sich bei Philippi offenbart hatte.

Fünftes Buch.

Die römischen Imperatoren.

Erstes Kapitel.

Augustus.

364. Wenn man die Gränzen der römischen Herrschaft um diese Zeit, und den Zustand der Länder bedenkt, die sie umfaßte, so wird man eben so sehr von Erstaunen und Verwunderung ergriffen, als von Schmerz und Wehmuth durchdrungen, sowohl wegen der früheren Zeiten, die man kennt, als wegen der kommenden, die man ahnet. Das Reich erstreckte sich von den Wasser-Fällen Aegyptens bis gegen den Rand des teutschen Meers, und von Lusitaniens Gestaden bis an den Kaspischen See und an die Ufer des alten Euphrates; es umfaßte die reichsten und schönsten Länder der Erde. Bei der Menge, bei der Mannigfaltigkeit und Köstlichkeit der Erzeugnisse, welche die ewige Natur, unabhängig von menschlicher Verkehrtheit, mit stets neuer Kraft in diesen Ländern hervorbringt, bei der Thätigkeit, an welche die Menschen gewöhnt waren, und

zu welcher ihr Wesen immer treibt; bei der Kenntniß, die man in Bearbeitung der Natur-Erzeugnisse längst erworben hatte, und bei der Leichtigkeit, mit welcher die Bewohner der verschiedenen Länder des Reiches mit einander Verkehr treiben konnten, bedurften diese Bewohner nichts als Ruhe, um zu einem großen, s. g. Wohlstand zu kommen, d. h., um ein bequemes Leben führen zu können, reich an sinnlichen Genüssen jeglicher Art. Mit diesen sinnlichen Genüssen mochten sich auch, weil der Geist vom Leibe nicht zu trennen ist, Genüsse des Geistes, bei der erlebten Bildung, wohl vertragen; der Verstand mochte gewinnen; neue Ideen konnten entstehen; Werke der Wissenschaft, der Kunst und der Pracht das Leben ergötzen und zieren. Aber die sittliche Kraft in den Völkern war gebrochen durch Eroberungen und Unterjochungen, durch Grausamkeiten und mannigfaltige Greuel; und sie konnte nicht wieder gewonnen werden, diese sittliche Kraft, unter dem Zwange der Herrschaft, in der Unnatürlichkeit der Verhältnisse, und unter jenen sinnlichen und geistigen Genüssen. Wenn daher jener Zwang und diese Unnatürlichkeit nicht aufhörte, so mußte, weil auch die alten Religionen kein Leben mehr hatten, Alles verfallen und verfaulen, und ein neues, kräftiges, würdiges Leben war nur von Völkern zu erwarten, die in ihrer Eigenthümlichkeit fortbestehend, und die sittliche Kraft, die nur in Ausbildung jener Eigenthümlichkeit möglich ist, bewahrend, sich fremder Herrschaft zu erwehren wußten.

365. Rom selbst hatte ihren alten Geist abgelegt; der unwürdige Leib mußte sich fortan nach dem Willen

Dessen bewegen, der die Gewalt des Schwerdtes zu gewinnen verstand; die Sitten der Väter waren verschwunden; Gedanken der Freiheit waren Allen zu hoch, und Gehorsam war eine so leichte, wie die höchste, Tugend. Italien war auf eine entsetzliche Weise zerrüttet; die Verhältnisse des Lebens waren umgekehrt; viele gute, durch Fleiß und Tugend wohlhabende Menschen trieb die Verzweifelung der Armuth, und die frechen Söhne des Glücks und des Krieges, gemeines Volk und freigelassene Sklaven, befanden sich im gewaltthätigen Besitze von Land und Gut. Ungewißheit, Jammer und Elend zeigten sich neben Ueppigkeit, Verschwendung und Pracht überall im grellsten, im unglaublichen Gegensatz. In Griechenland mahnten noch viele Reste schöner Kunstwerke an die alte große Zeit, wenn gleich die verwüstenden Kriege und die ungeheuere Noth der Zeit unsäglich Vieles durch Raub und Brand vernichtet hatten; aber die fortgehende Eröding war nicht zu verkennen, die Bevölkerung war zusammen geschwunden, Alles in Verfall; und wenn gleich Witz, Geist und Gelehrsamkeit nicht fehlten und ein leichtes Leben dem munteren Volk auch jetzt noch nicht genommen war, so war doch alles Gedeihen dahin, alle Kräftigkeit, alles Frische und Fröhliche. Makedonien war um seine Weltherrschaft bis auf die Erinnerung gebracht, und hatte keine Früchte derselben aufzuweisen. Klein-Asien, einst in einem so bewunderungswürdigen Getreibe, war auf eine Weise ausgepreßt, die es unbegreiflich machen würde, wie sich das Leben der Menschen noch erhalten konnte, wenn man sich nicht an die Unerschöpflichkeit der Natur erinnert: die Städte zeugten noch durch ihre alte Pracht

für die ehemalige Herrlichkeit. Syrien bot ein sonderbares Gemisch von alter einheimischer Art und fremder Weise, und der durch die Herrschaft der Fremden verdorbene Charakter der Bewohner sprach sich gut in losen Künsten aus: einzelne prachtvolle Denkmale ruheten auf dem Elende des Volkes. Phönicien war durch die Gewaltthätigkeit der Ereignisse längst um sein friedliches Glück gebracht, und die schönen Bestrebungen seiner Bewohner hatten den alten herrlichen Sinn nicht mehr. Paläſtina war noch nicht zur römischen Provinz gemacht: Herodes der Große beherrschte dasselbe (J. 36 v. Ch. bis 1. nach Christus), hart gegen das verwilderte Volk, grausam gegen das verstoßene Haus der Makkabäer, und gegen die eigene Familie: aber es war abhängig und konnte seinem Geschicke nicht entgehen. Dennoch hatten sich in Paläſtina die erhabenen Ideen von Jehovah in dem Unglücke der Zeit erhalten, gesteigert, gereinigt; und mitten im Streite der Secten sollten sich diese Ideen bald in der Tiefe des Gemüths eines göttlichen Menschen ausbilden bis zu den erhabensten und heiligsten Ansichten, vor welchen das irdische Leben mit all seinem Unglücke verschwand. Aegypten war von der Höhe seiner alten Bildung durch die fremden Herrschaften hinabgewürdigt bis zur Verächtlichkeit; Alexandria zeigte ein reiches Zwitter-Leben, aber die ehrwürdige Eigenthümlichkeit war dahin, und die geheime Weisheit der alten Priester war kaum noch in ihrem Zerrbilde, in Taschenspielerei und Gaukelei, zu erkennen. Das übrige Afrika war von keiner Bedeutung; und wenn die

Eitelkeit sich auch darin gefallen konnte, auf den Trümmern Karthago's wiederum menschliche Wohnsitze zu errichten, so war damit die alte Karthago nicht hergestellt, die nur in der Freiheit und in ihrer Eigenthümlichkeit gediehen war. Spanien endlich und Gallien waren durch greuelvolle Kriege und durch empörende Grausamkeiten meist bewältigt, und an der Ausbildung ihres Wesens gehindert: wie eine unzeitige Frucht, möchte man sagen, waren die Völker dieser schönen Länder in ihrer Natur zerstört.

366. Die Behauptung, daß für eine solche Welt, wie diese römische war, die Herrschaft eines Einigen ein Glück gewesen sey, kann nur Solchen einfallen, welchen sinnlicher Genuß das höchste Leben ist, und Ruhe das schönste Gut. Wenn man auch nicht daran denken will, daß ein Glück, welches von fremder Willkühr abhängt, ein ungewisses und gefährliches Geschenk seyn müsse; wenn man nicht der Zeit vorauseilen, und auf die Herrscher hinweisen mag, welche diese Willkühr nachmals geübt haben: ist es denn nicht wahr, daß es für Menschen nur Ein Glück giebt: die freie Bildung des Geistes? und ist diese denn anders möglich, als in der Eigenthümlichkeit der Völker? Solch' eine Masse von Völkern, ganz verschieden an Geist und Art, an Charakter und Weltansicht, an Lebens-Weise und Bedürfnissen, wie römische Gewalt und römische List sie zusammengezwängt hatte, konnte nicht gedeihen oder bestehen: für menschliche Würde und Ehre war einerlei, ob Rom nach alter Weise diese Völker unter sich hielt, oder ob Rom

selbst mit ihnen unter Eines Herrn Willkühr stand. Ja, es würde auf keine Weise zu begreifen seyn, wie sich eine solche Herrschaft über so viele Völker habe erhalten können, wenn nicht, theils die gebrochene Kraft und die Entsittlichung der Unterworfenen, theils der rohe Zustand der Völker, die noch nicht unterworfen waren, Vieles erklärte. Gewiß ist indeß: durch die schreckliche Zerrüttung der Welt, welche die römische Eroberungs-Wuth erzeugt hatte, wurde die Herrschaft eines Einigen nothwendig; Rom hatte sich nicht selbst beherrschen können: darum mußte sie Herren erhalten, welche die unterjochte Welt an ihr rächen konnten. Aber daraus soll Keiner folgern, daß die Zerrüttung der Welt auch nothwendig gewesen sey; und eben so wenig soll jemand aus dem Umstande, daß Rom einen Herrn erhielt, den beliebten Satz rechtfertigen wollen, daß große Staaten keine Republiken seyn können. Die Freiheit ruht auf Tugend und Sitten; ein knechtisches, sittenloses, lasterhaftes Geschlecht wird nie der Freiheit froh werden, es mag in einem kleinen Staate leben, oder in einem großen; aber für ein tugendhaftes Volk, welches treu bleibt den vaterländischen Sitten, ist die Freiheit möglich, es mag groß seyn oder klein. Ist es möglich, das Gegentheil zu denken, und doch zu leben!

367. Wie dieses sich aber auch verhalten mag: Cäsar Octavian, bald (§. 27.) Augustus genannt, übernahm die Herrschaft der römischen Welt, die er erstiftet und erkämpft hatte. Alle tüchtigen Männer mit republikanischer Seele waren umgekommen, oder sie waren

doch bis zur Verzweifelung an der Freiheit gebracht durch das Unglück der Zeit: also machte ihm Keiner die Gewalt streitig, wenn er auch noch mehrmals durch Verschwörungen geängstigt wurde. Augustus indeß bediente sich der Gewalt mit desto mehr Mäßigung, je gewisser sie ihm war. Nachdem er den Schein angenommen, als sey er bereit, sie gänzlich abzulegen, ließ er sich dieselbe vom Volk in republikanischen Formen und unter republikanischen Namen, als Imperator, Consul, Censor, Tribun, zuerst wiederholt auf eine bestimmte Zeit, nachmals auf immer ertheilen, und, wenigstens scheinbar, aufdringen. Den Senat ließ er bestehen; aber er — säuberte ihn; das Volk wurde noch zur Versammlung gerufen, aber um getäuscht zu werden; ja selbst republikanische Aemter, deren Gewalt er in sich vereinigte, blieben nicht unbesetzt. Er aber, Augustus, lebte einfach und bürgerlich, und Allen zugänglich; ihm zur Seite standen Agrippa und Mäcenas, zwei Männer, von welchen sich der erste durch kriegerische Talente, der andere durch einen schönen menschlichen Sinn, beide aber durch eine große Klugheit und Mäßigung Allen empfahlen; andere ausgezeichnete Männer, die ihn und seine Herrschaft feiern konnten, wurden herbei gezogen; bei der Menge wirkten Brod und Spiele. Vieles geschah überhaupt, was das Volk, dem schon die Ruhe nach solchen Stürmen Erquickung und Lust war, ergötzte und unterhielt. Also suchte Augustus die Gewalt, die er ausübte, zu verbergen; er suchte den Römern die Herrschaft aufzuschmeicheln, damit auch der letzte Rest republikanischer Tugend eingeschläfert werden, und damit Keiner es mer-

ken möchte, daß er hingegeben sey in die Willkühr eines Andern. Selbst die Geschichte des freien Roms durfte Titus Livius schreiben. Daß Augustus dieses große Unternehmen begünstigt hat, verdient, ihm zum Ruhm angerechnet zu werden; aber zu leugnen möchte auch schwerlich seyn, daß Livius dem ganzen Werk eine solche Haltung gegeben habe, daß Augustus die Vergleichung der Zeiten wagen konnte. Das vortreffliche Werk, dessen theilweiser Verlust nimmer genug beklagt werden kann, gleicht doch etwas der Zeit, in welcher es entstand. Wie unendlich schön ist die Gestalt, welche der reiche Geist des Verfassers demselben gegeben hat; aber eine große freie Gesinnung tritt seltener hervor, und oft steht der Leser da mit ungewisser Seele, mitten in der höchsten Bewunderung.

368. Indem aber Augustus auf solche Art mehr und mehr den Widerstand überwand, den er noch fürchten mochte, und indem er für die Herstellung äußerer Sitte, für Zucht, Ruhe und Ordnung zweckmäßige Anordnungen traf, vergaß er auch nicht, seine Herrschaft so festzustellen, daß er sie nöthigen Falls gewaltsam zu behaupten im Stande seyn möchte; und in den letzten Jahren verfuhr er wirklich nicht mehr so gemäßigt, als in den ersten. Darum ist eben so leicht, seine Anordnungen verdächtig zu machen, in Absicht und Art, als sie zu preisen. In der That: bedenkt man die Einrichtung, die Augustus traf in Rücksicht der Provinzen, von welchen er diejenigen für sich, als Imperator, behielt, die durch ihre Lage und Verhältnisse die Gegenwart von

Truppen nothwendig machten, und die Art der Verwaltung sowol in diesen als in solchen, die er dem Senat überließ; bedenkt man die Veränderungen im Kriegswesen, die stehenden Heere, die Errichtung der s. g. prätorianischen Cohorten, und deren Art und Behandlung; bedenkt man die Bestimmungen, welche in Ansehung der Einnahmen des Staats getroffen wurden: so wird man allerdings erkennen, daß alle diese Veränderungen wohlthätig seyn, d. h. äußere Ruhe und irdischen Wohlstand fördern konnten, wenn ein gutgesinnter Herr, dem es zugleich nicht an Fähigkeit fehlte, das Ganze zu übersehen, Alles leitete; aber man wird nicht leugnen können, daß mit diesen Vorkehrungen, bei dem Stande römischer Tugend und Sitte, auch ein guter Grund zu vollkommen despotischer Willkühr gelegt war. Und wenn man sich dann, nicht etwa bloß der Mittel erinnert, durch welche es dem Augustus gelungen war, die Gewalt zu erwerben, die er besaß, sondern auch mancher andern Erscheinung aus der Zeit, als er die Gewalt schon erlangt hatte, z. B. des Grundsatzes, daß Sklaven gegen ihre Herren als Zeugen gebraucht werden durften: so ist Keinem der Glaube zu verargen, daß Augustus vom Anfange seiner Laufbahn bis ans Ende Nichts, als die Herrschaft, gewollt, und daß er nur nach Verschiedenheit der Zeiten verschiedene Mittel angewendet habe. In jedem Fall ist gewiß, daß Augustus den Römern alle Sicherheit nahm, wenn er ihnen auch Ruhe verschaffte; daß er den sittlichen Verfall nicht aufhielt, wenn er auch über das Elend der Zeit täuschte; daß er durch sein eigenes Leben seine Reden über Tugend und Sitte nicht rechts

fertigte, so wie er auch Andere höchstens zur Heuchelei bewog; und daß ihn eine Besorgniß verfolgte, wie sie selten bei reinen Absichten seyn dürfte. Im Uebrigen erlebte er in seinem Hause so viel Unglück und Gräuel, (besonders durch seine zweite, schlecht gewonnene Gemahlin Livia herbei geführt, die fast wie ein Bote der rächenden Gottheit erscheint), daß man nicht begreift, wie seine Seele über dem häuslichen Jammer des öffentlichen Glückes hat froh werden können.

369. Mehr als einmal schloß Augustus, zum Zeichen eines allgemeinen Friedens, den Janus-Tempel, um auch durch diesen Kunstgriff den Römern fühlbar zu machen, wie schön die Herrschaft sey. Zu leugnen ist auch nicht: die Macht des römischen Reiches machte den Nachbaren um so furchtbarer erscheinen, je weniger sie durch innern Zwiespalt geschwächt wurde: davon gaben sie Beweise. Aber ein solches Reich konnte, seiner Natur nach, nie Frieden haben. Durch des Augustus Kriege, welche er zum Theil durch seine Feldherren (und Agrippa, der nun, seit J. 21., mit des Augustus unglücklicher Tochter Julia, Wittwe des edlen Marcellus, freilich nicht zu ihrer Freude, vermählt war, blieb sein treuer Freund) führen ließ, in welchen er aber auch selbst zu Felde ging, wurde die römische Herrschaft theils befestigt (wie in Spanien und Gallien), theils noch erweitert: und doch war er selbst, als er einst die Größe derselben und die Verschiedenheit der Bestand-Theile und die Verhältnisse dieser Theile zu Rom und des

Ganzen zu den unbezwungenen Völkern übersah, der Meinung: das Reich müsse nicht vergrößert werden. Unter seinen Kriegen aber sind bei weitem die wichtigsten für den Gang menschlicher Bildung diejenigen, welche gegen die Teutschen geführt wurden. Die Gewinnung der Alpen-Kette, im Norden Italiens, war nothwendig für die Sicherheit dieser Halbinsel; ja, wenn nicht die Habsucht der Römer, die sich in Griechenland und Asien besser gefiel, Vieles erklärte, so würde unbegreiflich seyn, wie man diese Gebirge, deren Bewohner freilich einen harten Kampf, aber nur eine schlechte Beute versprachen, so lange vernachlässigen konnte. In früherer Zeit (während Antonius in Aegypten schwelgte) hatte Augustus selbst die wilde Kraft und den hohen Muth der vermischten Bewohner dieser Gegenden (z. B. in Metullum) kennen gelernt, die, ohne Fleiß und Sitte, und früherer Unfälle vielleicht eingedenk, in diesen unwirthlichen Bergen keinen andern Trost hatten, als die Freiheit, und keine andere Hoffnung, als auf den Raub, welchen die glückliche Ebene versprach. Die Unterwerfung von Pannonien, Vindelicien, Rhätien und Noricum, die guten Theils durch die Stiefsöhne des Augustus, durch den kühnen Drusus und den starken und listigen Tiberius, freilich nur mit schrecklicher Erödung, erkämpft wurde, wäre gewiß ein großer Gewinn für das Reich gewesen, wenn man sich auf die Gebirge beschränkt und in ihnen bloß eine Vormauer gegen die gewaltigen Bewohner der teutschen Gauen und überhaupt gegen alle Barbaren gesucht hätte. Daß man

aber (J. 15.) bis zur Donau ging, und einen Fluß zur Gränze des Reichs machen wollte, das war ein großer Fehler, der indeß, wenn man spätere Ansichten kennt, verzeihlich wird. Aber man wollte an der Donau wol nicht stehen bleiben; die Versuche, die vom untern Rhein her zur Unterjochung Teutschlands gemacht wurden, standen mit diesem Vorgehen in die Ebene in Verbindung. Was aber diese Versuche gegen die Teutschen selbst betrifft, die (vom J. 12. an) von Augusts Stiefsohne, Drusus, unternommen, und nachher von desselben Bruder Tiberius, und Sohne, dem vielgeliebten Jüngling Germanicus, mit großer Anstrengung und nicht ohne scheinbaren Erfolg fortgesetzt wurden: so ist gar nicht zu bezweifeln, daß sie durchaus verkehrt waren, und mit ihrer Nothwendigkeit darum nicht gerechtfertigt werden können, weil diese Nothwendigkeit nur in durchaus verkehrten Verhältnissen begründet war. Wo wollte man denn endlich aufhören? und wo hatte man die Nothwendigkeit, unruhige Nachbaren zu unterwerfen, besiegt? Wenn man indeß bedenkt, unter welchen Verhältnissen Augustus das Reich übernahm; wenn man erwägt, wie natürlich es war, den Ausfluß des Rheines sichern zu wollen; wenn man sieht, wie Augustus selbst wiederholt gezwungen wurde, sich in Gallien aufzuhalten, um diese Provinz vor den Teutschen zu beschützen; wenn man endlich überlegt, wie man in Rom durch den Gang der Ereignisse gewöhnt seyn mochte, Alles mit einem sehr großen Maßstabe zu messen: so wird man geneigt, diesen neuen Frevel

den Menschen zu verzeihen, welche die Unterjochung der Teutschen in Vorschlag brachten und auszuführen unternahmen. Man wird zu dieser Verzeihung um so mehr geneigt, je klarer die Betrachtung der Art und des Lebens der alten Teutschen, die wir künftig zu beschreiben versuchen wollen *), zu der Ueberzeugung führt, daß ihnen eine große gemeinsame Noth nur heilsam werden konnte für Vereinigung, für Bildung, für Erkennung und Entwickelung ihrer Volksthümlichkeit. Die Art dieser schrecklichen Kriege ist merkwürdig; merkwürdiger jedoch ist ihr Ausgang. Es mag seyn, daß die Laster der Römer den sittlichen Sinn der Teutschen am meisten empörten, aber die Römer irrten sich doch wohl, welche glaubten, ohne diese Laster hätten sich die freigesinnten Teutschen ihre Herrschaft gefallen lassen. Auch mag seyn, daß der Geiz und die Sorglosigkeit des Varus die teutsche Tugend und Kraft früher aufreizte, als sonst geschehen seyn würde: aber ein so großer, erhabener, herrlicher Mann, wie Herman, hätte die Freiheit der Teutschen in jedem Falle gerettet. Die Befreiung Teutschlands durch ihn (§. 9. nach Christo) gehört sowohl wegen des großen Sinnes, mit welchem sie bewirkt ward, als wegen der unendlichen Folgen, zu den allergrößten Weltbegebenheiten, deren Andenken die Geschichte hat. Aber wenn auch vor diesem Ereignisse andere Unfälle, z. B. das Mißlingen der Unternehmung gegen Arabien (§. 24.),

*) Nämlich im zweiten Bande dieses Werks, welcher die Geschichte des Mittel-Alters enthalten wird.

verschwanden, so erlebte doch Augustus, welcher den deutschen Sinn nicht kannte, die nachtheiligen Folgen nicht, die er erwartete und, mit der Schwäche des Alters, fürchtete. — Im Uebrigen starb „der Fürst," „der Vater des Vaterlandes," (§. 14.) zu Nola, 76 Jahre alt, mit einer Fassung, die auch wohl Derjenige bewundern dürfte, der ihn, bei seinem plötzlichen Hingange, nicht mit Beifallklatschen begleiten mag.

Zweites Kapitel.

Des Augustus Haus.

370. Ein Fürst wie Augustus konnte es allerdings zweifelhaft machen: ob die Herrschaft besser sey, oder die Freiheit. Wenn die Römer die allgemeine Verwirrung und das gränzenlose Unheil überdachten, wozu die Freiheit Veranlassung gegeben zu haben schien, und wenn sie alsdann die ruhige Ordnung bemerkten, die der Herrscher zu erhalten wußte, und die sichere Wohlhabenheit der Meisten, die unter jener Ordnung möglich ward, während höchstens einzelne Unruhige oder Unvorsichtige die Gewalt des Herrn empfanden: so ist begreiflich, wie in ihnen der Sinn für die Freiheit ersterben und die Süßigkeit des Gehorsams gepriesen werden konnte. Wenn man hingegen in spätern Zeiten bemerkte, daß Augustus die Stadt mit vielen Werken hoher Kunst und Pracht geziert hatte, an deren Vorstellung sich noch jetzt die

menschliche Seele ergötzt, und daß unter ihm die Litteratur zu ihrer schönsten Blüthe gekommen zu seyn schien: so ist ebenfalls begreiflich, wie man, ermüdet durch die Betrachtung des gräßlichen Gewühles der Zeiten, die vor ihm hergegangen, mit Lust bei ihm und seinen Werken verweilt. Hätte aber hätte geschehen mögen, daß der Geist der Menschen verwirrt, daß er über das Rechte ungewiß, und über das, was würdig ist und ehrenwerth, irre geworden wäre. Vor solchem Unheil aber möchte der neue Herr wohl sichern, den Rom nach Augusti's Tod erhielt: nämlich Tiberius Claudius Nero. Es ist nicht zu leugnen: Tiberius hatte sich bisher im Krieg als einen Mann von vieler Kraft, von großer Tapferkeit und Klugheit gezeigt, wenn er gleich für die Teutschen kein so würdiger Gegner gewesen war, als sein Bruder Drusus. Aber ohne Falsch war seine Seele nie gewesen; das Menschliche hatte er nicht geehrt; Lockung, Lug und Trug war stets seine Art; seine groben Sitten hatten seine häßliche Seele verrathen, und wüste Ausschweifungen hatten ihm gefallen. Unter andern Verhältnissen hätte sich sein Charakter vielleicht anders ausbilden können. Der Umstand aber, daß seine Mutter, Livia, deren Liebling er war, ihm mit aller Beharrlichkeit einer weiblichen Seele die Herrschaft zu verschaffen wünschte, die er selbst, mit dem alten Stolze des Claudischen Geschlechtes, erstrebte, mußte ihn verderben. Denn des Augustus Liebe hatte zuerst sein Schwestersohn und Eidam, der edle Marcellus; hierauf erfreueten sich ihrer seine beiden

Enkel, Julia's und Agrippa's Söhne, Cajus und Lucius, die Fürsten der Jugend; endlich stand auch Drusus, des Tiberius jüngerer Bruder, dem Herzen des Imperators näher, als dieser, dessen Sinn und Art von demselben erkannt zu seyn scheint. Nun sollte diesen Allen die Abneigung des Augustus entzogen und dieser bewogen werden, dem Tiberius die Herrschaft zu übertragen. Hierüber wurde Tiberius von einer Kette seltsamer Verhältnisse umschlungen, in welchen Schmeichelei, Heuchelei, Laurerei, Trotzigkeit, Ränke und Verbrechen auf die widerlichste Art abwechselten. Dennoch wurde das Ziel erst erreicht, nachdem man den alten Augustus aller seiner Lieblinge beraubt und hierdurch und durch Kunstgriffe aller Art besiegt hatte! Vielleicht täuschte sich der alte Mann wirklich über den Heuchler; aber nunmehr war auch schon in dem neuen Cäsar, der das Bewußtseyn nicht tödten konnte, die Seele verhärtet; eine argwöhnische, heimtückische Grausamkeit war in dem 56 jährigen Mann ausgebildet, die durch ihre gräßliche Kälte dreifaches Entsetzen erregt, und die er nun recht zu befriedigen so entschlossen wie geneigt war.

371. So ruhig die Herrschaft von Augustus auf Tiberius in Rom überzugehen schien: so deutlich verkündigte sich doch sogleich der Geist der Zeit, furchtbar die Zukunft vorhersagend, nicht nur unter diesem Herrn, sondern auch unter den folgenden. Tiberius selbst begann mit einer feigen Unthat — mit der Ermordung des Agrippa, Augusts letzten, ge-

haßten, verbannten, bemitleideten Enkels. Hierauf zeigte er überall mit Hastigkeit die neue Gewalt, um sie durch Ausübung zu sichern; aber im Senate redete er mit vieldeutigen Worten, und zögerte, und heuchelte, damit ihm die langerstrebte Herrschaft aufgedrungen werden sollte. Der Senat war bereit zu jeder Niederträchtigkeit, und war um Nichts verlegen, als um die Windungen, in welchen seine Kriecherei dem Herrn wol am Beßten gefallen dürfte. Das Volk war stumm und gleichgültig, und ergötzte sich höchstens mit einigen Spöttereien. Die Legionen endlich gewannen schon das fürchterliche Gefühl, daß bei ihnen die Macht wäre, und die wilde Meuterei, die in Pannonien und am Rhein unter ihnen ausbrach, wurde nur mit Mühe dadurch gedämpft, daß sich Keiner fand, der ihre Unzufriedenheit hätte benutzen mögen. Dem Germanicus, des Tiberius edlem Neffen, der, von ihm, auf Augustus Befehl, an Kindes Statt angenommen, von den Soldaten geliebt, vom Volke geehrt war, wurde die Herrschaft von den Legionen angeboten; aber er konnte sich nicht entschließen, dieselbe anzunehmen. Hierdurch jedoch vermied er den Argwohn und den Haß des Tiberius keineswegs, sondern dieser wurde um so mißtrauischer und feindseliger gegen ihn, je würdiger er sich bewiesen hatte; in wiefern derselbe Theil an seinem Tode gehabt habe, ist schwer zu sagen. Aber als Tiberius nach diesem Tode (J. 19. nach Chr.) Keinen mehr hatte, von welchem er fürchten mußte, er werde ihm durch Abkunft oder Volksgunst die Herrschaft streitig machen, da gab er die Mäßigung mehr

und mehr auf, welche er bis dahin geheuchelt hatte. Die schrecklichen Majestäts-Verbrechen, deren ursprünglich erhabener Sinn eine gemeine und elende Richtung genommen hatte, seitdem die Republik in die Gewalt eines Einigen gekommen war — denn der, welcher im Staat Alles vermochte, setzte sich und seine persönlichen Angelegenheiten an die Stelle des Staates und der großen Verhältnisse desselben —, gereichten um so leichter Vielen zum Verderben, da eine Unvorsichtigkeit, ein unbedachtes Wort, von lauschenden Spähern vernommen, hinreichte, das Leben zu verwirken. Aber wie schwer auch eine solche Zeit seyn mußte, so wurde der Zustand des Lebens doch erst recht abscheulich, als (J. 23 nach Chr.) der Anführer der Leibwache, L. Aelius Sejanus, ein Mann von gewandtem Geist, aber eben so niederträchtig als herrschsüchtig, eben so sittenlos als boshaft, eben so schmeichlerisch als grausam, des Imperators ganzes Vertrauen gewann. Es ist aber schwer zu sagen, ob Tiberius durch den Sejanus zu seinen Abscheulichkeiten verführt worden sey, oder ob er sie nur mit größerer Frechheit und in größerem Umfange vollbracht habe, weil er am Sejanus ein Werkzeug fand, wie er es brauchte. Alle Verhältnisse während dieser Herrschaft sind so falsch und heuchlerisch, daß es kaum möglich seyn möchte, Jedem das Seinige zuzutheilen. Gewiß ist, daß Tiberius nachmals auch ohne Sejan der alte Wütherich blieb. Das Aufhören der Volks-Versammlungen verdient kein Bedauern, weil sie nichts mehr gewesen waren; die Mißhandlungen des Senats erregen keine Theilnahme,

weil der Senat gemein war und elend; aber die Vereinigung der Leibwache in Baracken, um sie zu drohender Gewalt alle Zeit bereit zu haben, und die Entfernung des alten Imperators aus Rom, und zuletzt (J. 26. nach Chr.) nach Capreä mit ihren Folgen waren unbeschreiblich entsetzlich. Während der graue Tyrann in der Verborgenheit dieser Insel mit unnatürlichen, ekelhaften Wollüsten das Gewissen unterdrückte, und durch Possen aller Art die bösen Geister zu vertreiben suchte, erfolgten Gräuel auf Gräuel, die man darüber nicht vergessen kann, daß in den Provinzen mit Strenge auf die Verwalter geachtet ward. Jede Tugend konnte gefährlich werden, jede Auszeichnung erregte seinen Argwohn. Ausgesuchte Martern ergötzten den abgestumpften Tyrannen. Ueberall lauerten Schergen; täglich wurde gewürgt; Nichts vermochte einige Sicherheit zu geben für Leib und Leben; Selbstmord wurde gewöhnlich und leicht. Während die Familie des Germanicus abscheulichen Verfolgungen unterlag; während so viele Menschen wegen ihrer Handlungen zu Grunde gingen, konnte einem edlen Schriftsteller, Cremutius Cordus, Ein großes Wort so gefährlich werden, daß er schmählichen Beschlüssen nur durch Eine große That zu entgehen vermochte, die ihre Feier finden wird, so lange es Menschen giebt. — Es ist eine widerliche Geschichte; aber vier Dinge mögen einigen Trost geben bei diesen Scheuslichkeiten. Zuerst, daß Livia, des Tiberius Mutter, ihren Zweck verfehlte, (daß Sejan, sein Freund, der rächenden Gottheit begegnete, und in die Netze fiel, die er selbst ausgespannt

hatte: das würde noch mehr erfreuen, wenn nicht seine Kinder so scheuslich mißhandelt wären, und wenn sein Fall (J. 31.) nicht eine ungeheuere Schlächterei veranlaßt hätte); dann, daß man bei dem Betragen der Römer sich des Gefühles nicht erwehren kann, eines solchen Tyrannen seyen sie werth gewesen; ferner, daß man auch hier die Gewalt vielfältig erkennt, die der Geist über das Sinnliche hat, wenn der Mensch nur in sich selbst einkehrt; und endlich, daß Tiberius einen Geschichtschreiber gefunden, dessen Seele groß und rein genug war, ihn in einem so starken Lichte darzustellen, daß er auf immer der Abscheu der Welt bleiben muß. — Er starb, wie ers verdiente, nach 23 Jahren seiner Herrschaft, fast 78 Jahre alt (J. 37. nach Chr.).

372. Die Freude über den Tod des alten Tyrannen schien um so gerechter zu seyn, da des geliebten Germanicus Sohn, Cajus, der als Knabe im Lager mit Soldaten-Witz Caligula genannt war, die Gewalt und den Namen des Imperators erhielt. Anfänglich rechtfertigte Caligula, obgleich er unter den Augen des argwöhnischen Tiberius eine knechtische Seele gezeigt hatte, diese überschwengliche Freude; er war mild, sittlich, gerecht, freigebig und gegen That und Wort nachsichtig, wie in dem Gefühle, daß er weder Urtheil noch Handlung zu fürchten habe. Aber bald sah man statt des Fürsten ein Ungeheuer: es ist menschlich, daß man die entsetzlichen Greuel, welche dieser Mensch vollbrachte, aus Krankheit und Wahnsinne zu erklären gesucht hat. Wie könnte denn auch ein Mensch,

der sich seiner bewußt ist, also handeln! Diese verruchte Selbstvergötterung, die Opfer und Anbetung heischte; diese abgefeinte Lüderlichkeit; die grauenvolle Wildheit, die sich an Martern weidete, und die bis zu dem Wunsche kam, daß doch das ganze römische Volk nur Einen Kopf haben möchte; diese gottlose Klage über das ruhmlose Glück der Zeit; diese unsinnige Verschwendung, ohne Geist, ohne Zweck; dieser kostbare Feldzug mit seiner schnöden Beute; mit Einem Worte, dieser unnatürliche, grausame, feige Mißbrauch der Gewalt: wie ließe sich dieses Alles anders erklären, als aus einer Narrheit, welcher das unglückselige Gefühl geblieben ist, daß ihr Alles erlaubt sey gegen Alle. Ist, was Caligula vollbrachte, von ihm mit gesunden Sinnen und überlegt vollbracht worden: so fühlt man sich von einem Entsetzen und von einem Ekel ergriffen, die zu überwinden nicht möglich seyn dürfte. Aber wenn man sich auch auf eine oder die andere Weise mit ihm abzufinden vermöchte: wie soll man sich mit dem Volke versöhnen, das einen solchen Wüthrich fast vier Jahre duldete? (J. 41. nach Chr.)

373. Und wer mag sagen, daß Cassius Chaerea und Cornelius Sabinus durch seine Ermordung Rom oder der Welt einen Dienst geleistet haben! Der Gedanke des Senates, die Republik wiederherzustellen, würde albern gewesen seyn, wenn dieses die Kaiserlichen Leibwachen auch nicht so schnell und auf eine so schnöde Weise gezeigt hätten. Tiberius Claudius Cäsar, des Drusus Sohn und viel-

leicht des Augustus leiblicher Enkel, wurde von dieser Leibwache — durch einen lächerlichen Zufall — zum Imperator gemacht; ein Wesen von fünfzig Jahren, fast blödsinnig von Jugend auf, und doch nicht ungelehrt; eine sittliche Mißgeburt, in welcher die Natur einen Menschen angefangen, aber nicht vollendet zu haben schien, und doch ein Bewunderer der Griechen; vernachlässigt von Allen, verspottet von Vielen, verachtet von Denen, die ihm am nächsten waren, und nur geduldet wegen seiner vollendeten Erbärmlichkeit, und doch ein Schriftsteller; ein Fürst, wie Rom, nach Caligula, verdiente, und an welchem die Leibwache ihre Macht und den Preis ihrer Gunst recht in Erfahrung bringen konnte! Einem solchen Fürsten ist das wenige Gute, welches Anfangs unter seiner Herrschaft geschah, so wenig anzurechnen, als das viele Böse, das unter ihm vollbracht ward, ihm zur Last fällt. Von Weibern und Freigelassenen wurde das Eine bewirkt, wie das Andere. Und welche Greuel waren nicht solchen Menschen möglich, als in deren Hand der unglückselige Imperator mit seiner Furcht und Feigheit fiel! Seine (dritte) Gemahlin Messalina wurde durch ihre ekelhafte Ueppigkeit um so gefährlicher, da es ihr keineswegs an andern Leidenschaften, auch nicht an Verstand gebrach. Ein Mensch, wie Narcissus, war neben einer solchen frechen Frau der rechte Gesell; und so lange man des Pöbels durch Fütterung und Schauspiele gewiß blieb, so lange durfte man sich Alles, unter dem Namen des Imperators, erlauben, wozu nur die Leidenschaft trieb und die Begierde reizte.

Und als Messalina unterging in ihrer Abscheulichkeit, was war gewonnen? Der alte Imperator zeigte doch zuweilen einen menschlichen Sinn — (wir gedenken nur der Art, wie er teutsche Gesandte behandelte) —; sein Entschluß, der Ehe, die ihm, wie Alles, nicht glücken wollte, zu entsagen, war gewiß sehr verständig: aber wie hätte er der Arglist des Pallas widerstehen mögen und der schmeichlerischen Art der Agrippina? Durch Namen und Abkunft ruft dieses Weib manche große Erinnerung auf, aber gerade deßwegen erscheint sie nur um so abscheulicher. Selbst gegen Messalina möchte sie noch dadurch verlieren, daß sie aus eigener Herrschlust ihren Sohn erster Ehe, den Domitius Nero, dem alten Imperator aufschmeichelte, aufschwatzte, aufdrang, bis es ihr gelungen war, demselben die Nachfolge gesichert zu sehen. Wahrlich, wenn man alle die Scheuslichkeiten überdenkt, und die feinen Grausamkeiten, welche unter dieser Herrschaft Statt fanden, so können die Erweiterungen des römischen Reiches nur dadurch einiges Wohlgefallen erregen, daß man hofft, je weiter dasselbe sich ausdehnt, desto eher werde es zusammen brechen. Am Merkwürdigsten sind übrigens unter diesen Erwerbungen die Ereignisse in Brittannien, und das Sonderbarste bei diesen Ereignissen möchte wol die Theilnahme des Claudius seyn. — Solch' ein Mensch herrschte dreizehn Jahre über Rom (bis J. 54.) und er würde noch länger geherrscht haben, wenn sein Tod endlich seiner Gemahlin und deren Entwürfen nicht vortheilhafter gewesen wäre, als zuvor sein Leben.

374. Brittannicus, des Claudius Sohn, wurde durch die List der Stiefmutter, Agrippina, zurück gedrückt; der Nachfolger des Claudius war daher der Agrippina Sohn erster Ehe, Nero Claudius, der zuerst von der habsüchtigen Leibwache, dann von dem elenden Senat, endlich von allem Volk als Imperator begrüßt wurde. Dieser Nero gilt in der Meinung der Menschen als das unübertroffene Vorbild aller schändlichen Tyrannei; wie Machiavelli später durch seine Lehre, so ist Nero durch sein Thun der Abscheu Aller geworden, welche Gewaltthätigkeit und Unterdrückung hassen oder zu hassen vorgeben; ob mit Recht oder Unrecht, ist schwer zu entscheiden. Gewiß ist: Nero gehörte zu den Menschen, in deren Hand die Gewalt unendlich gefährlich ist, weil sie so geneigt, als bereit sind, dieselbe grausam zu mißbrauchen; zu den Menschen, welchen auch nie die Gewalt zugestanden werden wird, wenn nicht die Meisten knechtische Seelen sind, ohne Ehre und Treue. Aber so schnell, wie gewöhnlich geschieht, wird man nicht mit ihm fertig, wenn man gerecht zu seyn strebt. Es ist leicht gesagt: Nero sey, zwischen großen Verbrechen, Lastern und Ausschweifungen, in den strengen Grundsätzen stoischer Weisheit erzogen, hierdurch zum Heuchler gebildet, und mit dem Vorsatze zur Alleingewalt gekommen, sich zu entschädigen für früheren Zwang. Aber erstlich ist dieses kaum wahr: Seneca, der seltsame Mensch, der sich in den Grundsätzen so herrlich und im Leben so gemein, wenigstens so zweideutig zeigt, war zwar sein Lehrer in der Beredsamkeit, aber von

der Philosophie ward er abgehalten, „weil sie nicht für einen Solchen gehörte, der herrschen sollte"; dann aber würde mit dieser Wahrheit auch noch wenig erklärt seyn. Wenn man hingegen bedenkt, daß Nero in einem Alter von 17 Jahren zur Alleingewalt gelangte, daß er diese Gewalt in fünf Jahren so wenig mißbrauchte, daß sie noch in spätern Zeiten als schöne Jahre des Glückes und Heiles gepriesen wurden; daß er die Gränzen des Reiches nicht erweitern wollte, sondern daß er sie zusammen zu ziehen wünschte und nur durch Ehrfurcht für seine Vorgänger abgehalten wurde; daß er Auszeichnungen bescheiden ablehnte, bis er sie verdient hätte; daß er wünschte, nicht schreiben zu können, um nicht ein Todes-Urtheil zu bestätigen; daß er den Provinzen die Steuern erlassen zu können wünschte; daß er Sinn hatte für Musik und Gesang und für die schönen Künste (sein Garten war offenbar in dem Geschmacke, den wir den englischen zu nennen pflegen); und wenn man hierzu bedenkt, daß von den größten Verbrechen, deren man ihn beschuldigt hat, das Eine, nämlich die Anzündung Roms, ganz und gar nicht bewiesen ist, sondern daß nur Gerüchte umliefen, während er das Unglück zu lindern suchte (in wiefern die Christen-Verfolgung mit diesem Unglücke zusammenhing, dürfte auch ungewiß seyn); daß hingegen an dem andern, an der Ermordung seiner Mutter, gerade das Verruchteste und Abscheulichste, nämlich die Betrachtung des Leichnams der Ermordeten, gleichfalls durchaus ungewiß ist; daß endlich einem Fürsten, der so viel Unglückseliges verübt hatte, wie

Nero, Manches zur Last gelegt seyn mag, das ihm ganz fremd war — wenn man dieses Alles bedenkt, und dann zugleich das Unwürdige und Greuelhafte in seinem Leben damit vergleicht: so wird man fast, im Gefühle der Menschlichkeit, zu der Vorstellung gezwungen: daß Nero ursprünglich ein kräftiger, gutgesinnter Mensch gewesen, daß er aber durch seine Verhältnisse zu einer tiefen Verachtung der Menschen gekommen sey, und daß in dieser Verachtung seine Kraft sich bald als Muthwillen und Spott, bald als Hohn und Grausamkeit gezeigt habe, durch welche seine alte gute Natur nur zuweilen durchbrach. Und ist diese tiefe Verachtung nicht erklärlich genug! Um sich her sah der Jüngling Nichts als ekelhaftes Verderbniß: das Volk knechtisch und feig, ohne Sinn und Charakter; der Senat ohne Ehre, ohne Würde, schmeichlerisch auf hündische Weise, kriechend wie elendes Gewürm; seine nächste Umgebung, Die, welche ihm am theuersten seyn mußten, abscheulich: der Lehrer erhabener Grundsätze eine gemeine Seele; die eigene Mutter ein schandbares Weib, das ihn zu dem entsetzlichsten Greuel zu verführen trachtete, das ihn zum Verbrechen ängstigte, das ihn zu dem ungeheuersten Frevel nöthigte; seine Geliebte ein listiges Geschöpf, welches ihn gleichfalls zu solchem Frevel reizte und drängte, und hierzu die Bemerkung, daß seine Verkehrtheiten, seine Thorheiten und seine Verbrechen gleiches Lob, gleichen Beifall fanden: in der That, es ist nicht zu verwundern, daß Nero, wie er überzeugt wurde, daß es keine Schaam gäbe und keine Reinheit, sondern

daß Alles Heuchelei sey, so auch überhaupt an dem Daseyn der Tugend zweifelte, ja daß er Den am wenigsten dulden konnte, der am festesten an der Tugend hielt, weil er der feigste Heuchler zu seyn schien; es ist nicht zu verwundern, daß er das ganze Leben als ein elendes Gaukel-Spiel nahm; daß er einmal den Versuch machen wollte, zu sehen, was ein römischer Imperator wol vermöge; daß er eine Menge Neckereien und Possen trieb, damit sich die Armseligkeit und Nichtswürdigkeit der Menschen in ihrer ganzen Fülle offenbaren könnte, und daß er, nach Laune und Lust, nichts schonte, weder Leib noch Gut. — Bei seinem Ausgange wird man zweifelhaft, ob sein Benehmen aus Feigheit, Furcht und Wahnsinne zu erklären sey, oder aus dem bittern Spott einer übersatten Verachtung. Die Zeit aber bezeichnet, daß solch' ein Fürst, als er zur Freude aller Guten nach 14jähriger Herrschaft sich selbst (J. 68. nach Chr.) den Tod gegeben hatte, nicht nur von einem auswärtigen Fürsten gefeiert, sondern daß auch sein Grab noch lange von Einheimischen mit Blumen bestreuet wurde, und daß Der gewissen Anhang fand, der wie Er zu seyn versprach. — Im Uebrigen versteht sich, daß durch keine von unsern Bemerkungen Nero irgend gerechtfertigt oder entschuldigt werden soll, sondern nur das soll aus ihnen hervorgehen, daß Nero nicht schlechter war, als Rom, und daß Rom sich nicht über ihn zu beschweren hatte.

Drittes Kapitel.

Galba. Otho. Vitellius.

375. An sich war der Grundsatz Nero's gewiß gut, das Reich nicht weiter auszudehnen; aber eine Herrschaft, die über die Gränze gegangen ist, kann so wenig ohne Gefahr stillstehen, als weiter dringen. Die Legionen, nothwendig so an den Gränzen wie in den Provinzen des unnatürlichen Reiches, mußten Langeweile fühlen in der Unthätigkeit. Hierdurch verloren sie nicht nur den Sinn für die Waffen, weil sie durch tägliche Uebung nicht die alte Liebe pflegen konnten, sondern sie wurden auch zu allerlei Betrachtungen gereizt. Da machten sie die erhabene Entdeckung, daß sie doch eigentlich die Stärksten wären, weil sie vereint die Waffen führten, und daß es folglich von ihnen abhänge, den Römern einen Herrn zu geben; und zur wirklichen Ausübung dieser Macht mußten sie sich noch besonders durch ihre Eifersucht auf die Leibwachen zweifach gereizt fühlen, da diese, in der Bequemlichkeit der Hauptstadt lebend, von der wiederholten Ertheilung der Gewalt schönen Gewinn zu ziehen gewußt hatten. Aber da mit Nero das Haus des Augustus zu Grunde ging, und da durch diesen Untergang Keiner eine Art von Vorrecht auf die Herrschaft in Anspruch nehmen zu können schien: so war nicht wohl einzusehen, warum nicht jedes Heer seinen Anführer als Imperator begrüßen sollte, von

ausgesetzt, daß derselbe Lust hatte, sich um die gefährliche Ehre zu bewerben, und daß er freigebig genug war, sie gehörig zu bezahlen. Nur einen überlegenen Geist, oder nur in sonderbaren Verhältnissen schien es gelingen zu können, Einem Einigen wiederum die Herrschaft zu sichern: ohne Kampf war dieses kaum zu hoffen. Und also geschah es in der That.

376. Vindex, der in Gallien Statthalter war, hatte sich zuerst gegen Nero empört, von seinen Soldaten als Imperator ausgerufen; aber er vermochte nicht den Kampf zu bestehen, den er zu unternehmen nicht gescheuet hatte. Sein Geschick hätte dann fast den alten Ser. Sulpicius Galba, der Spanien verwaltete und inzwischen von seinen Legionen zum Imperator erklärt war, von der Bahn zurückgeschreckt, auf welcher er sein Leben vollenden sollte. Aber der Unwille über Nero's Thorheiten und Unthaten war zu allgemein; die Empörung verbreitete sich bis nach Rom, bis zur Leibwache; also mußte Nero entweichen nnd Galba wurde als Imperator anerkannt: er wurde Cäsar Augustus zugenannt, aber in demselben Sinn, in welchem man sich gern Germanicus nannte. Denn Galba war zwar aus einem alten und vornehmen Hause, aber mit Cäsar und Augustus hing er durch seine Abstammung nicht zusammen. In frühern Zeiten hatte er sich durch Tapferkeit hervorgethan und durch Klugheit ausgezeichnet. Auch mochte sein Wille immer noch gut seyn; aber zu gutem Willen verlangte die Zeit Entschlossenheit und

Gewandtheit, welche dem alten Manne fehlten, der selbst gegen Nero's Jugend, wenigstens bei den Soldaten verlor. Nur unter Greueln und bösen Zeichen zog Galba in Rom ein. Er trug noch Vorstellungen in sich, die ganz und gar nicht zeitgemäß waren; er wollte vom Senat gewählt seyn, der eben so unmächtig war als verächtlich, und wollte den Legionen nicht die Entscheidung zugestehen, da sie ihn doch nur allein zum Imperator gemacht hatten und ihn nur allein als Imperator schützen konnten. Dazu unterlag er großen Fehlern, welche durch seine 72 Jahre vielleicht verzeihlich wurden, aber in solchen Zeiten keine Verzeihung finden konnten. Er war geizig, wie er nicht nur dadurch zu beweisen schien, daß er den Soldaten das erwartete Geschenk versagte, weil er sie auszuheben, aber nicht zu kaufen gewohnt wäre, sondern auch im eignen Leben, und in den Maßregeln, mit welchen er die Begünstigten seines Vorgängers um ihren frühern Gewinn zu bringen suchte; er war streng bis zu unüberlegter Grausamkeit; die Treue teutscher Wachen wußte er weder zu ehren noch zu schätzen, und wollte einen Gehorsam, welchen zu fordern sich in der That für ihn kaum geziemte; endlich überließ sich der alte Mann ränkevollen Günstlingen, durch deren Betragen das seinige erst recht hinabgewürdigt wurde. Dennoch hätte er sich — vielleicht — länger erhalten mögen, wenn nicht Otho auf die Imperator-Würde, die Galba dem L. Calpurnius Piso, einem wackern, vortrefflichen Manne zuzuwenden gedachte, gerechte Ansprüche machen zu können

geglaubt hätte, Als er jenen an Kindes Statt angenommen und zum Cäsar gemacht hatte, um bei drohender Gefahr nicht allein zu stehen, da erlag er bald mit ihm den Ränken Otho's, und dem Leichtsinn übermüthiger und betrügerischer Soldaten (J. 69. nach Chr.). Er hatte kaum sieben Monate die Herrschaft gehabt. Während derselben bleibt er dem Gemüthe fremd; sein Untergang aber war abscheulich. Die Meisten beachteten nur den Augenblick, und dachten nicht an Das, was dem Menschen Werth und Würde giebt. Das Abscheuliche wurde von Wenigen vollbracht, aber Viele wünschten es, und Alle ließen es geschehen.

377. Marcus Salvius Otho, der nach Galba drei Monde die Gewalt eines römischen Imperators ausübte, hat mehr Aufmerksamkeit gefunden, als er zu verdienen scheint: sein freiwilliger Tod stand mit seinem Leben in einem solchen Widerspruche, daß er allerdings in sittlicher Rücksicht nicht gleichgültig seyn kann. Träge im frühern Alter, war er als Jüngling Nero's Gefährte geworden in Ausschweifungen und Wollust; sein Verhältniß zu diesem war so zweideutig, wie sein Leben unwürdig, gemein, widerlich. Später scheint er, fern von dem Verderbniß der Stadt (in Lusitanien) zu Mäßigkeit und Ordnung zurückgekehrt zu seyn. Aber die Art, wie er sich gegen Galba, für dessen Freund er sich erklärt hatte, benahm; die Schlauheit, mit welcher er den alten Mann hintergieng; die List und Kunst, mit welcher er die Soldaten anlockte, die von ihm jene goldenen Tage wie

per erwarteten, welche ihnen Nero's Verschwendung und Laune verschafft hatte, die feine Berechnung in allen seinen Schritten, machen einen solchen Eindruck auf den Menschen, daß es schwer hält, zu glauben, in ihm sey Ehre und Tugend gewesen. Als Imperator benahm er sich allerdings mit Würde, Mäßigung und Güte, so daß nicht bloß Solche von ihm schöne Zeiten hofften, für welche Nero's Herrschaft das höchste Glück gewesen war, sondern daß auch Diejenigen Vertrauen faßten, welche noch etwa einige alte Tugend in sich bewahrten, welche durch die Noth der Zeit zur Tugend, wie in Verzweifelung, zurückgekehrt waren, oder welche sich nach einiger Ruhe sehnten. Ob aber in dem üppigen Körper ein stärkerer Geist gewohnt habe, ist schwer zu entscheiden. Zu leugnen ist keineswegs: dem Otho konnte es auf die kurze Zeit seiner Würde mit einiger Anstrengung wohl gelingen, den alten Trieb seiner Natur zu unterdrücken: Caligula und Nero waren länger vortreffliche Fürsten; und zu leugnen ist eben so wenig: in so schweren Verhältnissen durfte er durchaus keine Fortdauer seiner Gewalt erwarten, wenn er sie nicht durch ein gemäßigtes, verständiges, mildes Betragen gewönne. Denn die Legionen im s. g. untern Germanien hatten, nachdem das Geheimniß des Reiches verrathen war, daß auch wohl außer Rom ein Imperator gemacht werden könnte, ihren Führer, Vitellius, als Imperator begrüßt. Gegen diesen mußte Otho die Herrschaft bald mit den Waffen vertheidigen. Die Römer begleiteten ihn mit begeistertem Zuruf ins Feld,

mit welchem sie Jeden empfingen, der die Gewalt hatte; denn sie wurden zu ihrer Begeisterung durch die Wollust der Knechtschaft getrieben, welcher Kriecherei Bedürfniß ist, das gemeine Wesen aber ein eitles leeres Ding. In der Schlacht bei Bedriacum wurde Otho's Heer geschlagen: er selbst vermied es, in eine Schlacht zu gehen. Hierauf gab Otho sich den Tod. Die Besonnenheit, mit welcher er den Entschluß zum Selbstmorde faßte, die Beharrlichkeit, mit welcher er an ihm festhielt, obgleich nicht Alles verloren war, die zarte Sorgfalt für Die, welche ihm Treue bewiesen, endlich die großen Grundsätze, welche er aussprach, zeichneten diesen Selbstmord aus. Es ist begreiflich, wie die Alten ihn feiern konnten. In der That muß man sich der hohen Gefühle, die er bewies, eben so sehr freuen, als man bewundern muß, daß er sich zu ihnen erheben konnte. Sein früheres unwürdiges Leben jedoch wurde nicht dadurch gut gemacht, und zwischen Cato's Tod und dem seinigen ist ein Unterschied. Aber zu einem günstigen Urtheil über Otho hat auch wohl die Vergleichung desselben mit seinem Gegner, dem A. Vitellius, beigetragen, welcher durch die vielgeltenden Legionen am Niederrhein, an deren Spitze ihn weder seine Tugend noch sein Verdienst, sondern seine Erbärmlichkeit gebracht hatte, zum Imperator erklärt wurde, und welchem er weniger unterlag als auswich. Denn dieser Vitellius, der nach Otho acht Monde, unter frevelhafter und ruchloser Verwaltnng, römischer Imperator hieß, blieb, von seinem Aufenthalte mit Tiberius

und dessen Schandbuben auf Capreä an, bis zu dem grausamen, unter stürmischen, gräßlichen, zerstörenden Auftritten erfolgten, Tode, welchen ein teutscher Soldat gefühlvoll abkürzte, und mit welchem die kurze Lust seiner Herrschaft endigte (§. 69), gleich verächtlich und in der niedrigsten Art ekelhafter Sinnlichkeit versunken, also daß gewiß niemand über ihn zweifelhaft seyn, oder versucht werden wird, ihm hohe Gefühle beizulegen.

Viertes Kapitel.

Die Flavier.

378. Bald nach Herodes des Großen (vergl. 365.) Tode, auf dessen gewaltthätig willkührliche Herrschaft Palästina andere Uebel erduldet hatte, war dieses Land durch Augustus zum Theil (J. 6 nach Chr.) zu einer römischen Provinz gemacht. Indeß wechselten die Verhältnisse in dem getheilten unruhigen Lande. Noch einmal wurde es von Herodes Agrippa, einem klugen und gemäßigten Manne, der sich den Imperator Claudius zu verbinden zufällig Gelegenheit gefunden hatte, zusammengebracht (§. 41.); nach dessen frühem Tod indeß wurde das Ganze römische Provinz (§. 44.). Aber wenn die Juden längst gezeigt hatten, daß sie die Selbstständigkeit, die für sie in der That unnatürlich war (vergl. 77.), nicht zu behaupten vermochten, so hatten sie auch Eigenthümlichkeit genug in sich bewahrt, um der verruchten Kunst römischer Verwaltung einen un-

beugsamen Sinn, den man Halsstarrigkeit genannt hat, entgegen zu setzen. Durch ihr altes Gesetz, durch ihre Erinnerung an ihre früheren Schicksale, durch die aus beiden hervorgegangenen Ansichten, und vor Allem durch den festen Glauben an einen Messias, der sie bald durch Herrschaft und Waltung zu einer hohen Bestimmung führen sollte, wurden sie zu Widerstand und Empörung gereizt; aber durch dieses Alles wird auch, den Römern gegenüber, ihr Verfahren gegen Jesus Christus begreiflich, dessen göttliche Lehre und Art allerdings zu solchen Hoffnungen und Verhältnissen nicht paßte, wenn sie gleich ohne dieselben nicht erklärlich seyn dürfte: eine Vergleichung der politischen Lage Athens zu der Zeit, da Sokrates gerichtet ward, mit dem politischen Zustande Judäa's zur Zeit Christi, ist nicht ohne einige Belehrung. Zur Unterdrückung eines großen Aufruhrs der Juden, der jedoch weniger durch seine Gefährlichkeit, als durch seine Eigenthümlichkeit für Rom von Bedeutung seyn mochte, war, durch Nero, Flavius Vespasianus nach Judäa gesandt. Dieser nun wurde, nachdem er denselben, mit Verstand und Mäßigung, gedämpft hatte, bei der schrecklichen Zerrüttung des Reiches, von den Statthaltern in Syrien und Aegypten zum Imperator bestimmt, und unter den Mauern von Jerusalem von den Legionen als Imperator begrüßt, da Vitellius kaum zu dieser Würde gelangt war. Nicht ohne Widerstreben wagte Vespasian, seine Herkunft, sein Alter und das Reich bedenkend, sich auf die gefährliche Höhe zu stellen. Seinem Sohn Titus überließ er die Belagerung der alten, so festen als berühmten Stadt.

Aber die Legionen an der Donau, angeführt von Antonius Primus, die sich für ihn erklärt hatten, eroberten ihm, in hartem Kampfe, Italien und Rom. Hierbei kam ihnen zu Hülfe, daß Claudius Civilis, ein edler Bataver, von großem Geiste, durch persönliche Beleidigungen gereizt, noch mehr aber durch des Vaterlandes Noth und Schmach gekränkt, die Verwirrung im römischen Reiche benutzen wollte, um seinem Volk, und fremden Völkern, die zu ihm stehen wollten, Freiheit und Rache zu verschaffen, und daß er, um desto sicherer zu gehen, Anfangs Vespasians Partei gegen Vitellius zu nehmen bekannte. Also wurde des Vitellius Macht getheilt, und er überwunden; und als Vespasian (J. 70.) nach Rom kam, da fand er schon (durch Mucianus) einen ruhigen Triumph vorbereitet.

379. Vespasian's Ruf war vormals zweideutig gewesen: nur unter den Schlechten erschien er vorzüglicher; aber er war der Erste, der sich als Imperator besserte. Bei allen Fehlern indeß hatte er gerade die Tugenden, welche dem Herrn des römischen Reiches am nothwendigsten waren; ja selbst seine Fehler wirkten gut. Unter Allem aber, das er gethan hat zur Erhaltung und Mehrung des Reiches, war das Wichtigste, daß er Zucht im Heere, Sitte im Leben und Ordnung in der Verwaltung der Staatsgelder herzustellen oder zu gründen suchte, wenn er gleich die Einnahme des Staats nicht ohne Härte und ohne einige Schamlosigkeit zu vergrößern strebte: denn hierdurch wurde mög-

lich, den Kampf gegen die Feinde des Reichs länger zu bestehen. Von weniger Bedeutung hingegen war, daß er die Majestäts-Gerichte abschaffte, den Senat ergänzte, dessen Würde mehrte, und was in diesem Sinne geschehen mochte. Erfreuen kann das wohl; auch mag es für den Charakter des Imperators zeugen, wiewohl sich dieser auch jetzt noch nicht rein und frei erhielt (Julius Sabinus und Helvidius Priscus zeugen wider ihn); aber bei dem Verderbniß Roms und bei der allgemeinen knechtischen Gesinnung war mit solchen Anordnungen nichts Dauerndes gewonnen: ein Nachfolger konnte sie eben so willkührlich umstoßen, als Vespasian sie willkührlich getroffen hatte. Das Aufbauen und die Verschönerung der Stadt war gut. Die Besoldung nicht nur latinischer, sondern auch griechischer Lehrer, verdient nur ein sehr zweideutiges Lob; auch sie zeugt von fortgehendem Verfall alter Art und Sitte neben des Imperators willkührlicher Gewalt. Die Beschuldigung des Geizes aber gegen einen Imperator, der wie Vespasian lebte, ist nach der Nero'schen Zeit nicht unrühmlich. — Im Uebrigen ist die gräuelhafte, blutige Zerstörung Jerusalems (J. 70.) durch Titus, nach einem so hartnäckigen, als sinnvollen Widerstand, und die Verstreuung der Juden, welche, schon vorher angefangen, auf diese Gräuel vermehrt wurde, höchstmerkwürdig. Die Seele denkender Menschen muß auf eine wunderbare Weise ergriffen werden, wenn sie den Gang der Schicksale überblickt, welchen Abrahams Geschlecht bis auf die Erscheinung Christi unterworfen gewesen, und dann überlegt, in wiefern diese Erschei-

nung durch jene Schicksale bedingt war, und in wiefern die Bedeutsamkeit dieser Erscheinung von den gegenwärtigen und den bald folgenden Ereignissen und deren Zusammenhange mit den frühern Begebenheiten abgehängt habe, oder nicht. In einem andern Sinne zwar, aber in diesem Sinne nicht weniger merkwürdig, war der schmähliche Krieg gegen den Bataver Civilis und Die, welche durch ihn bewegt wurden: denn nach des Vitellius Tode konnte Civilis nicht mehr verhehlen, was er wollte. Dieser Krieg zeigt eben so sehr den Geist, der sich in den Barbaren zu rühren begann, als den Zustand der römischen Legionen und die Verhältnisse der Provinzen; aber er zeigt auch — und dieses zu beobachten, ist für spätere Zeiten lehrreich — welch' einen Sinn die Teutschen und die Gallier gegen einander hatten, er zeigt Jener Vertrauen, Gradheit und Kraft, und Dieser Schlauheit, Zweideutigkeit und Herrschsucht. Indeß konnte, besonders gegen einen so gewandten und erfahrnen Mann, wie Cerealis, der erste Versuch, die römische Herrschaft diesseits der Alpen zu zertrümmern, nicht gelingen: aber des Civilis Entwurf scheiterte auf eine Art, die nur größere Hoffnung erregen mußte. — Endlich verdient Agricola mit der Art und Kunst Aufmerksamkeit, mit welcher er anfing (J. 78 — 85.) Brittannien zu bezwingen. Auch das mußte zu Roms Untergang mitwirken; und dieser Gedanke erfreuet, oder versöhnt wenigstens.

280. Die kurze Herrschaft, welche nach Vespasian (der im J. 70. starb) dessen Sohn Titus Fla-

vius Vespasianus führte, war von der Art, daß sie dem menschlichen Gemüthe, wenn keine große Freude — die ist nur im kräftigen Streben und im fröhlichen Gedeihen! — doch eine schöne Erquickung gewähren muß. Es mag seyn, daß Titus durch Natur und Art weniger edel gewesen, als er zu seyn schien; es mag seyn, daß ihm nachmals, da er Imperator geworden, das zu Gute gekommen, daß man in ihm früher, mit Furcht und Haß, einen zweiten Nero erwartet hatte; es mag auch seyn, daß ihm die Vergleichung mit seinem Nachfolger zum Ruhme gerechnet worden, und daß ihm selbst die Kürze seiner Herrschaft zum Glücke gewesen sey. Gewiß ist: in den zwei Jahren, in welchen Titus die Gewalt übte, gebrauchte er dieselbe menschlich und schön. Und wenn man das viele Unglück sieht, welches sich in diese Zeit zusammendrängte, Brand, Pest und das schreckliche Erdbeben, welches, während der Vesuv seine feurigen Fluthen ausströmte, die Städte Herculanum und Pompeji verschlang (J. 79.): so kann man sich des Gedankens nicht erwehren: eine gütige Gottheit habe durch einen solchen Herrn für die Menschen das Unglück mildern wollen, welches sie nicht von ihnen abzuwenden vermocht hatte. Aber wenn ein solcher Herr für solche Fälle wünschenswürdig erscheint, und wenn auch durch diese Betrachtung der Geist verwirrt oder verlockt werden könnte: so wird er bei des Titus Nachfolger, T. Flavius Domitianus (J. 81.), um so gewisser zur Besonnenheit und zum Rechten zurückkommen, da ihn der Gedanke schwer ergreifen muß, daß Titus und Domitianus von Ei-

ner Mutter Schooß getragen waren. Denn dieser Domitian hatte mit dem Titus fast nichts gemein, als diesen Schooß. Was die Schlechtesten unter seinen Vorgängern zur Verachtung oder zum Grauen der Welt gemacht hatte, das verübte auch er; und bei ihm erregt dieses Verfahren um so stärkern Widerwillen, je feiger und nichtswürdiger er sich zeigt, er mag sich zum Gott erheben, in thierischen Genüssen schwelgen, oder Fliegen fangen. Wie wenig durch seines Vaters und Bruders gute Einrichtungen gewonnen war, das ward unter ihm deutlich erkannt. Wort und Schrift, That und Tugend, Ruhm und Reichthum brachten gleiche Gefahr; aber wie Agricola, der Sieger Britanniens, zu entbehren, würde kein Edler anstehen, wenn er gewiß wäre, einen Geschicht-Schreiber zu finden, wie Tacitus. Am merkwürdigsten jedoch in der widerlichen Herrschaft sind die Kriege mit den Barbaren des Nordens, besonders mit den Teutschen, theils durch die Art, mit welcher sie schon jetzt geführt, (es wurde nicht mehr um Gränze und Ufer gekämpft, sondern um Lager und Land;) und geendiget wurden; theils aber dadurch, daß man sich kaum des Gedankens erwehren kann, diese Völker, die sich jetzt so furchtbar und gefährlich zeigten, und die doch unter den ersten Flaviern so ruhig gewesen waren, seyen über den Sinn des Imperators in Rom und über die innern Verhältnisse des römischen Reichs besser unterrichtet gewesen, als man, nach den gewöhnlichen Begriffen von ihrem Zustande, zu erwarten wagt. Domitian aber zeigte sich in diesen Kriegen verächtlich, wie überall. Dennoch herrschte der feige Wütherich funfzehn

Jahre, ohne daß er die Geduld der Römer ermüdet hätte, und nur durch Einige, die ihm am nächsten standen, ging er zu Grunde, weil sie ihn vernichten mußten, wenn sie sich selbst erhalten wollten, und keineswegs durch das Volk, durch allgemeinen Haß oder im Aufstande. (§. 96.)

Fünftes Kapitel.

Nerva, Trajanus, Hadrianus.

381. Von Denen, die solche Zeiten überlebten, sehnten sich die Schlechten und Verdorbenen immer zu ihnen zurück, weil der arme Pöbel nur von ihnen Nahrung und Hoffnung, der vornehme aber Schwelgerei und Fresserei erwartete. Gewöhnliche Menschen, ohne eigenthümlichen Geist, sanken hinab zu Gleichgültigkeit, Trägheit, Gemeinheit, und die edlen Gefühle wurden vom sinnlichen Leben verschlungen. Solche Seelen aber, in welchen eine Kraft wohnte, die sie fähig und geneigt machte, dem äußeren Andrang zu widerstehen, mußten, ganz in sich selbst zurückgeworfen, nothwendig eine große furchtbare Stärke in der Tugend gewinnen. Darum ist so wenig zu verwundern, daß die stoische Philosophie, welche eine Tugend lehrte, die ruhige Besonnenheit und eine gewisse Verachtung des Lebens, mit allem Schmerz und allem Genusse, zur Pflicht machte, großen Beifall fand, als zu verwundern ist, daß diese Philosophie solchen Imperatoren zuwider seyn mußte, welche die Welt mit ihrem Wink beherrschen, und durch Furcht und Hoff-

nung vor ihrer Gewalt und auf ihre Gnade das Leben willkührlich bewegen wollten. Aber eine solche unglückselige, wechselvolle Zeit, wie die vom Nero bis zum Domitian, konnte vielleicht auch nur einen Mann mit einem so reinen Gemüthe, mit einer so erhabenen Tugend, mit einem so allgewaltigen Geiste, mit so großen Grundsätzen, und mit so ergreifender Beredsamkeit erzeugen, als Cornelius Tacitus bewiesen hat, und als nöthig war, um den Menschen späterer Tage ein würdiges, wahres, strenges Bild von den Gräueln ungezähmter Leidenschaft in den Herrschern, und feiger, nichtswürdiger Hingebung in den Gehorchenden zum ewigen Abscheu darzustellen. Kleine Seelen werden vor des Tacitus Größe immer zurückschaudern; Tyrannen werden seinen freien, erhabenen Zorn hassen und stets die Vernichtung seines Werks wünschen, wenn gleich die stoische Philosophie ihnen nicht sehr gefährlich zu seyn scheint: aber edle Naturen müssen in allen Zeiten und Völkern durch Tacitus — wenn nicht zu den kühnsten und schönsten Thaten getrieben — doch mit den tiefsten und heiligsten Gefühlen der Menschheit erfüllt werden, ob sie im Glücke leben oder im Unglück, in Freiheit oder in Knechtschaft. Konnten aber solche schreckliche Zeiten vielleicht nur einen solchen Mann erzeugen und bilden, so waren mildere nöthig, damit er sich zeigen konnte mit seiner reinen Seele und seinem heiligen Grimme gegen das Laster. Und solche mildere Zeiten, nach welchen sich die zerschlagenen Gemüther der Menschen sehnten, wenn sich die Schlechten auch nicht an sie gewöhnen konnten, traten ein mit des alten

M. Coccejus Nerva kurzer Herrschaft von einem Jahr und drei Monden, und dauerten alsdann über achtzig Jahre.

382. Es ist sehr begreiflich, daß die Römer selbst, eingedenk der abscheulichen Begebenheiten, die sie erlebt hatten, diese achtzig Jahre als die glücklichste, als eine goldene Zeit priesen, und sich selig fühlten in der Ruhe, die sie gewährten. Aber wie man unter uns diese achtzig Jahre als die glücklichste und schönste Periode, welche „das menschliche Geschlecht" durchlebt, zu bezeichnen vermocht habe, würde nicht zu begreifen seyn, wenn man nicht wüßte, daß den Meisten glücklich leben und ruhig genießen eins und dasselbe ist. Gewiß, die meisten Imperatoren dieser Zeit waren edel und ehrwürdig, und beherrschten mit Klugheit das Reich; gewiß, Rom war ruhig und reich, die Menge hatte gute Tage, der Thätige fand Sicherheit, und der Mäßige seine Genüsse. Darüber blieb Wenigen etwas zu wünschen übrig; darum sah man behaglich den Tag kommen und schwinden; darum pries man das Glück, dessen man froh war. Aber, war denn das Menschen-Geschlecht in Rom? was ging vor unter den Barbaren, die man zu unterjochen suchte? was in den Provinzen, unter den Menschen, die man beknechtete, und die man auf alle Weise um ihre Eigenthümlichkeit, d. h. um den Werth ihres Lebens betrogen hatte und noch zu betrügen suchte? Wurden nicht blutige und gräuelvolle Kriege geführt? und welche Waffen gebrauchte Rom neben Verlockung, Ver-

hetzung, Bestechung? und wie viele Römer, wie viele Italer standen denn kraftvoll und muthig in den Heeren, mit welchen man zu schützen oder zu mehren suchte? Ferner: erfreuet etwa selbst Rom den menschlichen Geist? was vermochte die Soldaten zum Gehorchen? woher erhielt der unwürdige Pöbel seinen Unterhalt? woraus bestand die Menge der Menschen, und wie waren sie zu einander gestellt? und waren diese Feste, welche man feierte, edel und menschlich, oder gehören Sklaven und Gladiatoren etwa nicht zum Menschen-Geschlecht? Endlich: giebt es denn noch ein anderes Glück für Menschen als freie Thätigkeit, reine Sitte und strenge Tugend? und woher wäre dieses Glück gekommen? und was ist Großes geschehen, wobei sich eine frische, eigenthümliche Kraft des Geistes gezeigt hätte? und wie und wodurch hat sich nachmals bewährt, daß alte Sitte und Tugend wiedergekehrt wären und die alte Stärke zurückgebracht hätten? Nein, dieses Glück des menschlichen Geschlechts bestand in ruhiger Erquickung abgematteter Menschen, es bestand in einer behaglichen Stille nach schrecklichen Stürmen, es bestand in Wohlleben, Weichlichkeit und Wollust; der Verfall ging fort, wurde aber nicht so stark bemerkt; es war der sanfte Schlaf eines Kranken, den süße Träume beleben. Diese achtzig Jahre jedoch waren, im Zusammenhange des Lebens, wohl nöthig, um die Barbaren mehr zu einigen und zu stärken; für uns spät Lebenden hingegen wird es durch sie recht fühlbar, daß Rom durch sich selbst untergegangen sey, da sie sich nicht einmal in so lan-

ger Zeit aus ihrem Verderbniß zu Tugend und Kraft zu erholen im Stande war. Das schwerste Zeugniß gegen diese Zeit aber liegt in der Zeit, die unmittelbar auf sie folgte.

383. Nachdem Nerva, nicht ohne Hinderniß, versucht hatte, unvereinbar geachtete Dinge, Freiheit und Herrschaft, zu vereinigen, krönte er sein Streben dadurch, daß er den M. Ulpius Trajanus (J. 97.) zum Sohn und Nachfolger bestimmte, und diesem bald (J. 98. im Jan.) überließ, die große Aufgabe zu lösen. Trajan übernahm das große Werk, und in seiner fast zwanzigjährigen Herrschaft wurde so viel von ihm bewirkt, daß er der Verehrung aller Zeiten gewiß seyn kann. Denn Trajanus war einer der liebenswürdigsten Fürsten, die je gelebt haben; an Geist und Kraft stand er wenigen nach, und unter allen römischen Imperatoren verdiente er den Namen „des Besten", den man ihm gab, weil Keiner sein Leben so rein gehalten hatte, als er. Er war es werth, seinen Nachfolgern als Muster vorgehalten zu werden. Er aber war ein Schüler Plutarchs. Seine Neigung zum Wein kann man verzeihen; sein Hang zur s. g. griechischen Liebe ist für seinen Charakter weniger ein Flecken, als er charakteristisch für die Zeit ist. Alles aber, was er für das Innere des Reiches that, sey es für Rom, sey es für die Provinzen, zeugt in Zweck und Art — und durch Plinius sind wir hierüber unterrichtet — für den hohen Adel seiner Gesinnung, so wie es seinem Geiste zur Ehre

gereicht, daß er dergleichen Anordnungen wagte und durchzusetzen wußte. Mit allen diesen Anordnungen jedoch war nichts Dauerndes erreicht, wenn nicht Rom für und für einen Herrn behielt, wie Trajanus. Was half die Freiheit der Stimme einem entwürdigten Senate, was halfen die Versammlungen einem sittenlosen Volke, was das Abschaffen der Majestäts-Gerichte, bei Menschen, die nur blind gehorchen konnten! Indeß ergötzt sich das Gemüth an diesen Dingen, wie an den schönen Gebäuden und den wohlthätigen Anstalten. — Was aber die kühnen und fernen Kriege Trajan's, gegen Dacier (J. 100 — 103. 104. 106 und 107.), Parther (J. 114.), Araber (J. 107) betrifft (während er den Rhein nicht vergaß), so mag in ihnen vielleicht ein Verlangen erkannt werden, auch an kriegerischem Ruhme nicht zurückzustehen; aber dieses Verlangen war in einem solchen gewaltthätigen und unnatürlichen Reiche nicht nur verzeihlich, sondern fast nothwendig. Er erkämpfte große Erfolge; er gewann bei Fremden das höchste Ansehen; weiter war noch kein Römer in Asien gekommen. Sinnvoll ist es indeß, daß auf diesen Kriegen, wenigstens auf den heißesten, in welchen Trajan seine größte Thätigkeit und den meisten Geist entwickelte, eine Dunkelheit liegt, die von der Geschichte nicht aufgehellt werden kann, wenn gleich die schöne Trajanische Säule seine Thaten verewigen sollte, wenn gleich Trajan die Dacischen Kriege selbst beschrieben hatte, und wenn gleich der edle Imperator in einem Glanze strahlt, der nicht stärker seyn könnte. Solche Kriege müssen den Ruhm

eines sonst guten Fürsten trüben; denn es waren nicht Kämpfe für Freiheit, Volk und Vaterland, welche allein ehren und bleibenden Ruhm sichern!

384. P. Aelius Hadrianus ist vielleicht nicht vom Trajanus an Kindes Statt angenommen, sondern durch einen Betrug der Gemahlin Trajans, Plotina, (§. 117.) zur Imperator-Würde gelangt; aber ob Rom einen würdigeren Nachfolger gefunden haben möchte, ist nicht leicht zu entscheiden, so wahr es auch seyn mag, daß Hadrianus weit unter Trajanus blieb. Sein Charakter war weniger fest, seine Art weniger edel: ihn trieb die Leidenschaft heftig in der Liebe (zum schönen Antinous), wie im Zorn, und Rom fühlte, im Guten wie im Schlechten, daß sie einen Herrn hatte. Die Eitelkeit indeß, mit welcher er den Ruhm großer Gelehrsamkeit erstrebte, streifte allerdings ans Lächerliche, aber sein starkes Gedächtniß verleitete ihn dazu, und sie war um so verzeihlicher, da sie ihn zur Begünstigung der Wissenschaften stimmte. Die alberne Eifersucht aber gegen große Geister der Vorzeit, deren er beschuldigt worden ist, darf man um so mehr bezweifeln, da unsere Nachrichten von ihm sehr mangelhaft und einseitig sind. Zu den großen Reisen, auf welchen er die Provinzen seines Reichs, nicht etwa nach Fürsten-Art im Fluge sah, sondern auf welchen er den Zustand der Provinzen gründlich untersuchte, und Manches änderte und besserte und schärfte, scheinen ihn eben so sehr Wißbegierde und Ruhmlust bewogen zu haben, als seine

Politik und der fürstliche Wunsch, zu helfen und zu herrschen. Indeß geschah viel Gutes im Innern, welches auch für die Zukunft blieb, besonders im bürgerlichen Rechte. — Daß aber Hadrian in Asien Provinzen wieder aufgab, welche Trajan mit so vieler Kühnheit als Gefahr erworben hatte, das können wir weder loben noch tadeln. Erstlich war für ein so unnatürlich ausgedehntes Reich und bei der Entartetheit der Römer durch das Aufgeben einiger Provinzen weder etwas gewonnen noch verloren; zum Andern kennen wir die politischen Verhältnisse zu wenig, um über die Gründe dieses Verfahrens zu entscheiden. Wenn man aber sieht, daß Hadrian selbst Dacien, welches seinem Vorgänger so theuer zu stehen gekommen war, gern aufgegeben hätte, wären nur keine Colonien von römischen Bürgern daselbst angelegt gewesen; wenn man sieht, daß er an mehrere Könige der Barbaren große Geschenke, wenn nicht gar Zins zahlte, und daß er durch Schanzen gegen die Teutschen und durch eine starke Mauer in Brittannien die Gränzen des Reiches zu sichern gesucht habe: so wird man geneigt zu glauben, er habe seiner und der Kraft des Reiches mißtrauet, und darum den Frieden überall zu erhalten gestrebt. — Also herrschte Hadrian 21 Jahre, (bis zum J. 138), wenn nicht zu allgemeiner Zufriedenheit, doch im Ganzen mit Ruhm und Ehre.

Sechstes Kapitel.

Die Antonine.

385. T. Aurelius Antoninus war von Hadrianus adoptirt worden, nachdem desselben geliebter Aelius Verus schändlich zu Grunde gegangen war. Antoninus folgte, und verdiente den Namen des Ehrerbietigen (Pius), den man ihm gegeben hat, wegen der zarten Schonung, mit welcher er Hadrian's Fehler, so lange derselbe lebte, zu verbergen, und nachmals desselben Andenken rein zu erhalten suchte. Ueberhaupt zeigte sich Antoninus als Mensch der höchsten Achtung werth, und jedes Lobspruches, mit welchem man reine Sitten und strenge Grundsätze bei großen Herren zu feiern pflegt. Mit solchen Sitten und Grundsätzen gab er ein schönes Beispiel; und durch seine wohlwollende Seele wurde er bestimmt, zu ordnen und zu mildern, wo er konnte. Also wurde von ihm viel Gutes im Innern Rom's und des Reichs bewirkt. Auch mußten solche Eigenschaften des Imperators das Vertrauen fremder Völker gewinnen, und Antonin wurde durch diese um so höher gepriesen, je mehr sie sonst von den Römern zu fürchten gehabt hatten. Aber das dürfte doch kaum zu leugnen seyn, daß Antoninus — von welchem wir freilich keine Geschichte haben, da uns selbst der nützliche Dio hier fehlt — zu der Auflösung des Reichs beigetragen, und die künftige Zertrümmerung desselben

erleichtert habe. Der Sinn für das Gemeinsame erstarb, indem selbst die Besten sich gewöhnten, nur auf häusliche Tugenden zu sehen. Der politische Geist verlor sich, und das war desto gefährlicher, je ärger sich derselbe früher verirrt hatte. Viele schwelgten, Alles verweichlichte in der schönen Ordnung, deren man sich freuete, und in träger Gleichgültigkeit bestand die höchste Tugend. Selbst in den Soldaten erschlaffte die Kraft, da sie sich drei und zwanzig Jahre lang hinter Hadrian's, durch Antoninus vergrößerten, Wälle und Schanzen ruhig hinlegen und sich der Verwöhnung und dem Glauben überlassen durften, es sey nichts zu fürchten. Zwar soll zur Zeit Antonin's mit Germanen, Daciern und Skythen gekämpft worden seyn: aber, wenn man die folgende Zeit mit der laufenden vergleicht, so kann man fast nicht umhin zu glauben, die barbarischen Völker hätten sich jetzt ruhig gehalten, weil sie das Reich eigener Absterbung unter einem so friedliebenden Kaiser überlassen konnten, um dasselbe mit gesammelter Kraft anzufallen, wenn etwa ein Imperator mit kühnerem Sinn und größerem Geiste folgen sollte.

386. Unter Marcus Aurelius Antoninus, dem Philosophen, den Antoninus, nach Hadrian's Willen, an Kindes Statt angenommen hatte, und der ihm nun (J. 161.) als Imperator folgte, brach wenigstens ein Völker-Sturm los, der an die Gefahr erinnerte, welche einst Cimbern und Teutonen gebracht hatten, und an die Zeiten des punischen Kriegs: und

dieſen Völker-Sturm begleiteten ſchreckliche Natur-Ereigniſſe und Unglücks-Fälle, Peſt, Ueberſchwemmungen und Erdbeben, wie wenn die Götter Alles hätten aufſchütteln wollen aus der trägen Raſt. Marcus Aurelius ſcheint die Gefahr vorausgeſehen, und ſelbſt der großen Kraft ſeines Geiſtes in einem ſolchen Reiche nicht vertrauet zu haben. Er nahm ſogleich — und dieſer Schritt war ſehr folgenreich — ſeinen Adoptiv-Bruder L. Verus zum Mitauguſtus an. Als aber dieſer im öſtlichen Theile des Reiches ſich morgenländiſchen Wolluſten ſchamlos hingab, und den Krieg gegen die Parther durch Feldherren, zuerſt mit großem Glücke, bald zu noch größerem Verderben führen ließ, kam es nicht nur am Rheine mit den Katten zu Kämpfen, ſondern auch die teutſchen Völker längſt der Donau, in einer großen Verbindung, bis nach Gallien hin, begannen den Krieg wider Rom (J. 167.). Dieſer Krieg iſt von den Römern der Marcomanniſche genannt; und vielleicht war er ein Markmänniſcher Krieg in einem höhern Sinn, als ſie ſelbſt wußten. Die Geſchichte deſſelben aber iſt wenig bekannt: das Schickſal hat gewollt, daß die Betrachtungen, in welchen Marcus Aurelius ſich ſelbſt prüfte und die erhabenſten Grundſätze, welche die Weisheit der Stoa lehrte, eigenthümlich, ſchön und liebenswürdig, (aber freilich auch bezeichnend für die Zeit), mitten unter den Gefahren dieſes Krieges darſtellte, auf uns kommen ſollten, damit dem edlen Imperator die Verehrung aller Guten auf immer geſichert würde; aber des Glanzes kriegeriſcher Thaten entbehrt derſelbe, vielleicht zu ſeiner Ehre, faſt gänzlich. Indeß leidet es kei-

nen Zweifel, daß dieser Krieg, oder vielmehr diese Kriege zu den hartnäckigsten und gefährlichsten gehörten, die Rom je geführt hat. Dieses erhellt aus den so ungewöhnlichen als bedenklichen Maßregeln, die Marcus Aurelius ergreifen mußte, dieselben zu bestehen; es erhellt aus dem Vordringen der Barbaren bis Aquileja, aus den blutigen Gefechten, deren gedacht wird, endlich aus der ungeheuern Zahl der Gefangenen, welche die Barbaren den Römern zurückgaben, und aus dem Umstande, daß der Imperator diesen Barbaren zugestand, was sie, entweder wirklich wollten, oder doch eigentlich wollen mußten, nämlich Land — in Dacien, Pannonien, Germanien (dem römischen) und selbst in Italien — und Aufnahme unter die — Vertheidiger des Reichs. Also erhielt Marcus Aurelius nur scheinbar die Gränzen; und doch würde er selbst nicht auf diese Weise bestanden seyn, wäre ihm nicht gelungen, Teutsche gegen Teutsche zu erkaufen! und doch erlebte selbst der edle Imperator das Ende des immer erneuerten Kampfes nicht! (Er starb zu Sirmium, J. 180; L. Verus war schon im J. 169. gestorben.)

387. So streng Marcus Aurelius gegen sich selbst gewesen war, so nachsichtig war er, vielleicht mehr nach den Grundsätzen, welchen er anhing, als aus Schwäche, gegen Andere. Solche Gesinnung konnte in wenigen Verhältnissen, wenn man das Reich bedenkt, vielleicht gut seyn; aber sie war es z. B. weder gegen Empörer (wie des Avidius Cassius Anhänger) noch gegen die kaiserliche Familie. Indeß soll es von Marc Aurel's gerechtem Ruhme nicht abgezogen werden, daß

sein Sohn und Nachfolger Commodus, — (war dieser sein Sohn nicht, desto schlimmer!) — den er schon zu seinem Mit-Augustus angenommen hatte, ein so unwürdiger, verdorbener, abscheulicher Mensch war, daß er sich nicht beklagen darf, wenn man ihn zu den Nichtswürdigsten der Imperatoren stellt; aber die Römer zeigten darin ihren Geist und ihre Art aufs Klarste, daß sie, nach Trajan, Antonin und Marc-Aurel, zwölf Jahre lang einem solchen schamlosen, grausamen, liederlichen und unsinnigen Menschen ruhig gehorchten. Diese sittliche Abgestumpftheit bei den Meisten, diese wehrlose Trägheit bei den Uebrigen, erregen Widerwillen, Kummer und Entsetzen. Commodus aber eilte, seines Vaters Warnung nicht achtend, von den Barbaren den Frieden zu erkaufen, voll Sehnsucht nach Rom's Luft und Wollüsten. Wenn er sich, sey es wegen dieses schmählichen Friedens, sey es wegen kleiner Vortheile auf andern Puncten, den Größten unter den Besiegern Germaniens nannte, so mag „dem römischen Herculos" dieser Beiname neben andern Lächerlichkeiten geziemt werden. Im Uebrigen ist in seiner s. g. Regierung — die er meist Andern, und nicht ohne Gefahr für dieselben, überließ, während er sich selbst einem schandbaren Leben ganz hingab — Nichts zu finden, was die menschliche Seele erfreuen könnte. So konnte sich das Glück, welches Rom seit Nerva's Zeit genossen hatte, unglückselig und schmachvoll endigen: denn es war nicht hervorgegangen aus Tugend und volksthümlicher Kraft, sondern es hatte am Zufalle gehangen, nämlich an dem guten Willen der Herren.

Siebentes Kapitel.

Von Pertinax bis Alexander Severus.

388. Nach und nach rückte die Auflösung näher. Der Soldaten-Unfug kehrte wieder. Die Zeit ward finster; ihre Geschichte ist lückenvoll und ekelhaft. Widersprechende Erscheinungen ermüden die Seele. Kein Haus herrschte sicher, sondern ein *unstätes Glück*, kühne Verwegenheit, und Gunst oder Muthwille der Soldaten machten die Imperatoren und stürzten sie in den Tod. Darum konnte Jeder die Hoffnung zur höchsten Gewalt fassen, und darum war nirgends Ruhe. Der menschlichen Seele, welcher das Streben nach Uebereinstimmung eingeboren, und welcher deßwegen eine vollendete Schlechtigkeit erträglicher ist, als ein charakterloses Gemisch von Gutem und Bösem, wird nicht einmal die elende Erquickung, eine gründliche und dauernde Tyrannei zu erblicken, sondern sie wird gezerrt und abgemattet durch den regellosen Wechsel von gemeiner Verruchtheit und wohlmeinender Ohnmacht. Und doch ist in diesem Wechsel ein beständiges Einerlei von Mord und Krieg, welches ihn noch widerlicher macht. — Nachdem Commodus von einer geführdeten Partei an seinem Hof erdrosselt war (J. 192.), wurde der alte, verständige P. Helvius Pertinax als Imperator aufgestellt. Aber wie hätte sein Sinn für Ordnung und Zucht den Leibwachen, welchen selbst die vortrefflichen Imperatoren geschmeichelt hatten, die

über unter Commodus gänzlich verdorben und zu jeder Ausschweifung verführt waren, gefallen können! Also machten sie ihn nach drei Monden todt (J. 193.). Die Art, wie hierauf der armselige Didius Julianus von den frechen und höhnischen Leibwachen — 16000 war die Zahl — die Imperatorwürde erhielt, nämlich meistbietend, möchte auf der Bühne lächerlich seyn, im wirklichen Leben aber waren Ursachen und Wirkungen dieses Auftrittes so ernsthaft, daß die Seele keiner andern Empfindung zugänglich bleiben kann, als dem strengsten Ernst und dem wehmüthigsten Unwillen. Denn bei der Eifersucht der Legionen auf die müßigen Leibwachen mußten diese Auftritte folgenreiche Gegenwirkungen aufrufen: also ist nicht zu verwundern, daß von drei Heeren zugleich, in Britannien, Syrien und an der Donau, drei Imperatoren aufgestellt wurden, um den von verweichlichten Leibwachen erkohrenen Weichling zu vernichten. Nach fürchterlichen Verwirrungen aber und blutigen Schlachten behielt L. Septimius Severus, sowohl über Didius, der nach zwei Monden hingerichtet ward, als über Pescennius Niger und Albinus, die ihm gegenübergestellt waren, und die er erst nach vier Jahren bezwang, einen völligen Sieg.

389. L. Septimius Severus — (aus Afrika, aus Karthago's Gebiet?) — war ausgezeichnet durch die schönsten Eigenschaften eines Soldaten. Er war mäßig, streng, für Zucht und Ordnung, sparsam, tapfer, thätig, und kriegskundig; in seinen Feldzügen,

die er in allen Welttheilen machte, zuerst wider seine Gegner, dann gegen die Parther, endlich gegen die Kaledonier, muß man ihn bewundern. Daß er einen wesentlichen Antheil an dem Verfalle Rom's gehabt habe, wie von ihm behauptet worden ist, das ist nur sehr einseitig wahr: der Verfall kam aus dem Volk, und war nicht mehr aufzuhalten. Gewiß mag seyn, daß durch seine Härte Viele von den Anhängern seiner Gegner zu den Feinden des römischen Reiches, namentlich zu den Parthern, geflohen seyen: aber höchstens können diese beschleunigt haben, was auch ohne diesen Uebertritt geschehen seyn würde. So mag er auch grausam gewesen seyn, aber seine Grausamkeit war nicht ohne Plan, und es dürfte sich kaum beweisen lassen, daß er hinaus gegangen wäre über das, was seine Erhaltung forderte, und die allgemeine Ruhe. Hin und wieder jedoch hat er sich vergriffen, z. B. in seinem Verfahren gegen Byzanz und in seinem Verhalten gegen Plautianus. Die Vernachlässigung und Entwürdigung des Senates hingegen war verdient und für Rom's Geschick unbedeutend. Das Bedeutendste von Allem, was er that, war, daß er den Sold der Soldaten erhöhete, und mit den Leibwachen, in Zahl und Art, Veränderungen vornahm, die nicht ohne große Folgen seyn konnten. Aber auf wen war noch zu rechnen, als auf die Soldaten? und dann, war bei dieser sittlichen Verdorbenheit nicht Alles einerlei? — Im Uebrigen scheint die Ruhe der Teutschen während dieser Herrschaft abermals zu beweisen,

daß sie gut unterrichtet waren über Rom und ihre Herrscher.

390. Nachdem aber Severus gestorben war (J. 211.) im bittern Gram über die Schändlichkeit seines eigenen Sohnes Bassianus, der besser mit dem Spottnamen Caracalla, als mit dem ehrwürdigen Namen M. Aurelius Antoninus, den er geschändet hat, bezeichnet wird, kam dieser Caracalla durch die Ermordung seines allgeliebten Bruders, Geta, die er in den Armen der gemeinschaftlichen Mutter verübte, allein zu der Gewalt, welche er, nach dem Willen des Vaters, mit Geta hätte theilen sollen. Hierauf herrschte Caracalla mit einer so wilden oder verwilderten Kraft, und so fürchterlichen Verrücktheit, daß schon Dio Cassius den Glauben hegte — der übrigens eben so merkwürdig für Den ist, welcher ihn hatte, als für Den, welchen er galt, — daß er durch teutsche Zaubergesänge zum Wahnsinne gebracht sey. Ihn aber verfolgten die Schatten des Vaters und Bruders und Aller, die diesem zugethan gewesen waren; ihn verfolgte die Gestalt der geschändeten Mutter. So ward er von Gräueln zu Gräueln getrieben, und wurde dadurch so gräßlich, daß er nicht, wie die Caligula's oder Nerone, seine Wuth auf Rom und ihre Großen beschränkte, sondern daß er auch — in Gang und Haltung ein zweiter Alexander — in den Provinzen umher zog, und Alles mit Raub, Büberei und schrecklichem Morde füllte. Zwar gab er Allen in den Provinzen das Bürger-Recht,

aber nicht, um Freiheit und Bürgersinn zu verbreiten, sondern nur um Geld zu gewinnen. Bei aller Verrücktheit nämlich behielt Caracalla die Lehre seines Vaters, die Soldaten auf alle Weise zu begünstigen, in gutem Gedächtniß, und übte sie, nicht wie Jener, sondern auf seine tolle Weise. Vor Allem suchte er aus Teutschen seine Leibwache zu bilden. Ueberhaupt suchte er die Teutschen nicht nur zur Ruhe zu kaufen, sondern er suchte auch, verrätherisch, in ihnen furchtbare Rächer eines gewaltsamen Todes aufzustellen, den man etwa in Rom an ihm verüben möchte. Hierzu und zu seinen Spielen und andern Verschwendungen bedurfte er vieles Geldes. Im übrigen waren seine Verhältnisse zu den Teutschen seltsam wechselnd; und die Beinamen Germanicus und Alemannicus wurden eben so treulos und schändlich erworben, als der Beinahme Parthicus.

391. Die Ermordung Caracalla's (J. 217.) wurde wirklich von Teutschen gerächt, aber doch nicht in Seinem Sinne. Hierauf fanden seine Nachfolger M. Opilius Severus Macrinus und dessen Sohn und Mitaugustus, der schöne Knabe Diadumenus, nach einer so kurzen als unbedeutenden Herrschaft, wenn gleich unter übelichen Entschlüssen, einen gewaltsamen Tod (J. 218.), ohne nach Rom gekommen zu seyn; denn Caracalla hatte die Liebe der Soldaten zu sehr verdient, als daß sie nicht einen Knaben, dessen Mutter schamlos die Schande auf sich lud, ihn für den Sohn desselben auszugeben, mit der

Imperator-Würde hätten bekleiden sollen. Dieser vierzehnjährige Knabe hieß Bassianus, mit dem Beinamen Heliogabalus, und war Priester der Sonne zu Emesa. Aber von diesem jungen Scheusale läßt sich nicht reden. Unserer keuschen Sprache fehlt es an Worten, die ekelhafte Entsittlichung in allen Verhältnissen, und das schamlos verworfene Leben desselben zu bezeichnen. Was sie etwa ausdrücken könnte, dagegen sträubt sich das Gefühl der Menschheit mit unüberwindlichem Widerwillen, und nur Ein Wunsch bewegt die Brust, daß es möglich seyn möchte, solche schmutzige Raserei auszutilgen aus den Blättern der Geschichte. Aber welche Gedanken soll man fassen über das Morgenland wegen der Erziehung eines solchen Sohnes! welche über Rom über die Aufnahme des Unholdes mit seinem Aberglauben und seiner scheußlichen Narrheit! und welches war die Ursache eines solchen Verfalls der menschlichen Natur! Der Senat jedoch und das Volk würden wahrscheinlich jede Schandthat, jede Grausamkeit, jeden Hohn des Heliogabalus länger geduldig ertragen haben, wenn nicht der Leibwache dieses Leben entweder zu verächtlich oder zu bedenklich vorgekommen wäre. Also wurde Heliogabalus erschlagen (J. 222.) und sein Vetter, M. Aur. Alexander Severus, den er zuerst erhoben, dem er aber bald nach dem Leben getrachtet hatte, ward als Imperator Augustus begrüßt. Dieser Alexander war ein edler Jüngling, den eine feine Bildung, mild der Sinn, und viele heitere Tugenden zierten, und viele schöne Eigenschaften auszeichneten. Aber, wenn unter

ihm, der die erfahrensten, durch das Studium des Rechts und der Geschichte gebildeten Männer, wie Ulpianus und Dio Cassius, um sich versammelte, und dem Verstande seiner Mutter, Mammäa, bescheiden folgte, — wenn unter ihm auch den Römern einige Erholung zu Theil wurde: so zeigte sich doch abermals in seiner vierzehnjährigen Regierung, daß ein sittlich aufgelöstes Gemeinwesen nicht durch einen wohlgesinnten Herrn gerettet werden kann. Der Verfall ging fort. Aber nicht unmerkwürdig ist, daß, während die Zertrümmerung der Parthischen Herrschaft und die Gründung der neuen persischen unter den Sassaniden (§. 227.) in Asien schwere Kämpfe veranlaßten, auch teutsche Völker über den Rhein und die Donau in das Reich einbrachen. Daß diese Angriffe zusammenhingen, leidet keinen Zweifel. Aber die Geschichte verliert sich mehr und mehr: die Forschung ist flach und elend, weil die Ereignisse keine Theilnahme erregten und die Wahrheit gefährlich war; die Darstellung ist schwülstig und verschrumpft und unnatürlich, wie das Leben, aus welchem sie hervorging und welches sich in ihr spiegelt. Die morgenländischen Kämpfe mögen indeß hart gewesen seyn, theils weil sie von den Persern mit der Kraft einer neugegründeten Herrschaft geführt wurden, theils weil sie in den asiatischen Völkern alte große Erinnerungen aufriefen. An Siege der Römer ist kaum zu glauben. In dem Kriege gegen die Teutschen aber ward Alexander von seinen eigenen Truppen, denen seine strenge Zucht nicht gefiel, bei Mainz, erschlagen (§. 235.)

Achtes Kapitel.

Von Maximinus bis Carus und seine Söhne.

392. Maximinus (C. Jul. Verus), Alexanders Nachfolger, war ein Teutscher. Dieser Umstand ist hinreichend, um mißtrauisch gegen Alles zu machen, was zu seinem Nachtheile von Römern gesagt worden ist. An seiner hohen gothischen Gestalt konnte das kleine Geschlecht nur mit Angst hinaufsehen; und vor seiner Stärke im Thun wie im Genießen, in der Leidenschaft wie in der Tugend, mußte dasselbe zittern. Hierzu kam der Haß gegen den Barbaren, der Dünkel, die Hoffahrt. Das ist auch keineswegs zu bezweifeln: Maximinus war roh und hart und grausam, wenn man ihn mit Alexanders Feinheit und Milde vergleich; aber es ist eben so wenig zu bezweifeln: Maximin hatte sich vom Hirten zum Imperator durch Tugend und Verdienst hinaufgearbeitet; Laster, die Rom verächtlich machten, sind ihm nicht vorzuwerfen; seine Gerechtigkeit hat man anerkannt; und wenn seine Herrschaft wirklich grausam geworden ist, so mag billig die Verachtung, welche der Teutsche gegen die Römer fühlen mußte, und die Gefährlichkeit seiner Lage als Fremdling, welche ihm durch entdeckte Verschwörungen klar ward, in Anschlag gebracht werden. Aber weder der kühne Muth, mit welchem er Gallien sicherte (J. 236.), noch die große Kriegs-Kunde, die er an der untern Donau (J. 237.) zeigte, konnten ihm die verwilderten und

ergrimmten Römer gewinnen. Zwar gingen die beiden Gordiane, Vater und Sohn, die in Afrika als Imperatoren ausgerufen wurden, bald zu Grunde; aber der Senat hatte durch die Anerkennung derselben zu sehr die Rache Maximins („der unglückseligen Bestie") zu fürchten, als daß er nicht zu seiner Sicherheit Vorkehrungen hätte treffen sollen. Also wurden Maximus Pupienus und Clodius Balbinus zu Augusten ernannt. Maximinus ging unter (J. 238.), aber nicht unehrenvoll, weil die Veranlassung zu seiner Ermordung durch seine edlere Gesinnung herbeigeführt war. Pupienus und Balbinus gingen auch unter, aber auf eine gemeine Weise, weniger, weil die Leibwachen keinen Imperator ertragen wollten, welchen der Senat erwählt hatte, als weil sie den teutschen Truppen den Vorzug nicht gönnten, welchen ihre Treue ihnen erworben hatte.

393. Nun aber, was läßt sich — bei der Dunkelheit und Verwirrung der Geschichte dieser Zeit — von M. Ant. Gordianus sagen, den man zum Augustus machte, weil er grade, wenn der Ausdruck erlaubt ist, bei der Hand war! Seine Jugend und Schönheit, seine feinen Sitten und sein guter Wille vermochten eben so wenig über das entwürdigte Geschlecht, als die treue Unterstützung, die sein Schwiegervater leistete, und die Kämpfe, die er gegen viele Völker, welche losbrachen aus Rache oder Freude, da sie den gewaltigen Maximinus nicht mehr gegen sich über sahen, siegreich bestanden haben soll. Was läßt

sich sagen von seinem Mörder und Nachfolger, M. Julius Philippus (J. 244.)! Wunderlich genug ist es, daß ein Araber die Gründung Rom's feierte, nachdem sie tausend Jahre bestanden haben sollte (J. 248.), und der Seele strömen eine Menge großer Betrachtungen zu. Im Uebrigen aber ist Alles ungewiß und ohne Eigenthümlichkeit, ein planloser Wechsel von Grausamkeit, Empörung, Krieg und Tod. Aber unter des Trajanus Decius kurzer Herrschaft (J. 249—251.) ein neues Verhältniß! Er scheint ein Teutscher gewesen zu seyn; die Imperator-Würde war ihm aufgedrungen. Was er im Reich änderte, das verdient kaum eine Beachtung; Das aber war das Wichtigste, daß unter ihm die Gothen über die Donau in das römische Reich eindrangen. Ueberhaupt vereinigten sich die vereinzelten Kräfte der Teutschen, die fortfuhren, in ihrer jugendlichen Frische dem Licht und der Bildung zuzustreben, in demselben Maß, in welchem das römische Reich abstarb, sich auflöste und durch Unordnung, Zügellosigkeit, Verwilderung und Unfug aller Art aus den alten Fugen wich. Nur durch diese Vergleichung erregt die Geschichte dieser Zeit, wenn nicht allein, doch am Meisten, Theilnahme. Die Schlacht aber, welche Decius gegen die Gothen (J. 250.) auf dem rechten Ufer der Donau, mit seinem Leben, verlor, war von höchster Wichtigkeit, vielleicht nicht sowohl an sich selbst, als weil sie die Teutschen zu dem großen Gefühl ihrer Ueberlegenheit brachte, und den Römern den klaren Beweis ihrer Schwäche gab. C. Trebonianus Gallus, welchen das römische Heer zum Augustus ausrief, erhielt zwar einen Frieden; aber dieser

„ewige Friede", der nur unter schmählichen Bedingungen, der nur mit wirklicher Zinsbarkeit erkauft werden konnte, vermochte weder dem Reiche lange Ruhe, noch dem Imperator eine dauernde Herrschaft zu sichern. Er fiel bald mit seinem Sohne (§. 253.) vor Aemilius Aemilianus, welcher unter weniger ungünstigen Vorbedeutungen an seine Stelle trat. In Valerianus erstand ihm zwar ein Rächer; aber auch dieser erfüllte dem Reiche keineswegs die Hoffnungen, die man auf seine Jahre und auf seine Tugenden bauen zu dürfen geglaubt hatte. Indeß ist nicht zu leugnen, daß der Andrang der Barbaren zu heftig war, als daß er mit der Art des Alters hätte auskommen mögen; und wenn er gefehlt hat, so hat er mit dem Unglücke harter Gefangenschaft bei den ergrimmten Persern schwer gebüßt. (§. 260.)

394. Wenn man die Zeiten bedenkt, und, wie billig, die Verhältnisse erwägt, in welche die Männer gestellt wurden, die dazu bestimmt waren, in der Entwickelung des Lebens vorauf zu stehen: so muß das Urtheil über Menschen und Thaten jetzt ganz anders ausfallen, als vor zwei oder drei hundert Jahren. Es ist schwer, sich zu überzeugen, daß auch der beßte Wille und die reinste Tugend der Imperatoren etwas Dauerndes zu bewirken vermocht hätte. Eine schreckliche Nothwendigkeit riß Gute und Schlechte dahin. Aber der Mensch ist geneigt, auch Denen Schuld beizumessen, welche, von dieser Nothwendigkeit umstrickt, unglückselig folgten, weil er, Früheres und Späteres nicht trennend, das Leben bestimmt haben will durch freien menschlichen Willen. Und doch

ist kaum möglich, für Rom etwas Anderes zu wünschen, als einen steten Fortgang des Verfalls. — Diese Betrachtungen mögen, wie Vielen, so auch dem Sohn und Nachfolger Valerians, M Licinius Gallienus, um so mehr zu Gute kommen, je ungewisser Das ist, was von ihm erzählt wird. Denn diese seltsame Vermischung von Tugend und Laster, von Milde und Grausamkeit, von Thätigkeit und Trägheit, die bei ihm Statt gefunden haben soll, ist kaum begreiflich. Aber begreiflich ist wohl, wie, bei dem gefährlichen Andringen so vieler fremden Völker, deren Zahl, Art und Fahrten Keiner zu übersehen vermag, die Anführer der Truppen in den Provinzen hier und dort gezwungen werden konnten, als unbeschränkte Herren, mit Annahme des Imperator-Titels, zu gebieten; wie durch sie Andere in geringerer Noth, zu gleichen Versuchen gereizt werden mochten; wie hierüber das Reich sich in eine Menge Herrschaften aufzulösen schien, und wie grade Dieses Veranlassung gegeben haben kann, den Gallienus, welcher Herr des Ganzen seyn sollte, so zweideutig-abscheulich zu bilden, als er in der Geschichte erscheint. Aber mußte er auch nicht, unter den „dreißig Tyrannen" wüthen? Und sollte man ihm nicht seine heiße Liebe zu einer (merkwürdig!) teutschen Frau, über welche er sich vergessen zu haben scheint, zu hoch angerechnet haben? und den Umstand, daß er römische Staats-Würden, freilich wohl gezwungen, an Barbaren gab, während Griechenland und Italien geplündert wurden? Das Elend indeß, der Jammer und die Gräuel, welche die Empörungen und Bürger-Kriege begleiteten, waren gränzenlos und ungeheuer, und wurden zum

Theil durch Gallien's unstete Art herbeigeführt. — Nicht ohne Tücke jedoch überwand Aureolus den Gallienus (J. 267.), und er selbst wurde des Gelingens seines Planes so wenig froh, als der größte Theil „der dreißig Tyrannen" etwas Dauerndes erreichte. M. Aurel. Claudius, den Gallienus sterbend als den Besten zum Imperator empfohlen hatte, scheint wirklich große Tugenden gehabt zu haben, wiewohl gleichzeitige und spätere Verhältnisse ihm zum Vortheile gewesen seyn dürften. Seine Siege über die Gothen lassen manchem Zweifel Raum. Auf keinen Fall wurde mehr als augenblickliche Linderung in harter Bedrängniß gewonnen; und überhaupt war des Claudius Herrschaft von zu kurzer Dauer, als daß die Größe seiner Seele dem Reiche hätte zu Gute kommen mögen.

393. Höchst ergreifend aber sind die Ereignisse unter des L. Domitius Aurelianus fünfjähriger Herrschaft (J. 270—275.), eben so ausgezeichnet durch That und Geist, als durch Noth und Glück. Nicht ohne hohe Theilnahme folgt man ihm von Westen nach Osten, von der höchsten Gefahr zum glänzendsten Triumphe, seine Kraft bewundernd und seine Einsicht; und je fester man von der Nothwendigkeit der Zertrümmerung des römischen Reichs überzeugt ist, desto inniger wird die Stimmung, mit welcher man die ungewisse Geschichte betrachtet. Daß er damit begann, den Gothen Dacien zu überlassen, war weise; ohne diese Beschränkung hätte er die schweren Kämpfe in Italien

gegen die Alemannen zur Rettung Rom's gewiß nicht bestehen können. Er würde nicht im Stande gewesen seyn, die Zenobia zu besiegen, deren Gemahl Odenatus unter Gallienus in dem alten wunderbaren Palmyra (vergl. 67.) ein Reich gestiftet hatte, welches die hohe Frau, nach seinem Tode, mit erstaunenswerthem Erfolg erhielt und mehrte, und welches eine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Zenobia's Unglück würde noch mehr ergreifen, wenn es sich nicht in dem Untergange Palmyra's verlöre. Eben so wenig endlich würde Aurelian den westlichen Theil des Reiches wieder gewonnen haben, obwohl hier sein Ruhm vor des Tetricus Schande kaum aufrecht stehen möchte. Solche Erfahrungen mußten übrigens wohl zur Befestigung Rom's führen, und solche Thaten konnten es rechtfertigen, daß der Imperator mit der Krone erschien. Aber „des Wiederherstellers des Reichs" entging doch nicht einem gewaltsamen Tode. — An dem alten M. Claudius Tacitus (J. 275.) ist nur der Name, der so große Gedanken aufruft, und den er, zu seinem Ruhme, zu ehren suchte, merkwürdig, und die Art, wie er zu seiner sechsmonatlichen Herrschaft kam. — Auch Florianus, des Tacitus Bruder, fand bald, nach zwei Monden, seinen Untergang. — Hierauf aber erhielt das Reich in M. Aurelius Probus einen Herrn (J. 276 — 282.), der durch Tugend und Sitte, durch Größe des Geistes und durch Hoheit der Gesinnung, durch Kühnheit in Entwürfen und durch Weisheit in der Ausführung so hoch hervorragt, daß man nicht begreifen kann,

re, wie solche Zeiten einen solchen Mann zu erzeugen vermocht haben, wenn man nicht annehmen mag, daß er ein Teutscher gewesen sey. In jedem Falle war er ein Sohn der Natur, fern von Rom's Lastern und Sünden gebohren. Seine großen Kriegs-Thaten (zumal gegen Teutsche) erweckten in seiner edlen Seele nur den Wunsch nach Frieden, in dessen Schooß er so gern ländliche Arbeit verrichtete oder begünstigte. Wegen dieses Sinnes verdankt ihm auch Teutschlands Anbau Manches. Aber Er selbst beschleunigte hierdurch seine Ermordung, und die Römer hatten vergeblich noch einmal an eine Weltherrschaft zu glauben angefangen, und an einen ewigen Frieden. — Unter M. Aurelius Carus hingegen und seinen Söhnen, Carinus und Numerianus, fing die alte Verwirrung wieder an, welche freilich zum Theil durch des Probus große Maßregeln befördert wurde, und in welcher sie alle drei nach einander zu Grunde gingen, wie verschieden sie auch gewesen seyn mögen (J. 282—284.).

Neuntes Kapitel.

Diocletianus und seine Mitherrscher.

396. C. Valerius Diocletianus wurde vom morgenländischen Heer als Imperator ausgerufen (den 17. Sept. 284.); Carinus, des Carus Sohn, wurde geschlagen und ermordet. Diocletian aber war ein Illyrier und ein Mann, den Tapferkeit, Klugheit

und Thätigkeit auszeichneten. Er erkannte die Gebrechen des Reichs, und suchte denselben nach Möglichkeit abzuhelfen, wenn er gleich in vielen Dingen der Zeit nachgab. Sein Grundsatz, durch Theilung des Reichs unter mehrere Auguste im Innern die Ordnung zu erhalten, und nach außen die Gränzen zu sichern, für deren Befestigung Probus bewunderungswürdige Arbeiten angefangen oder fortgesetzt hatte, verdient Aufmerksamkeit und Lob. Zu leugnen ist freilich — erstens — nicht: bei einer solchen Theilung des Reiches, durch welche nur in Ordnung gebracht wurde, was unter Gallienus die Noth wunderlich erzeugt hatte, mußten innerliche Kriege fast unvermeidlich seyn; und es ist — zweitens — eben so wenig zu leugnen: Diocletian blieb mit seinen Maßregeln auf halbem Wege stehen, und verhinderte damit selbst ihre Wirksamkeit, indem er bei der Theilung doch die Einheit des Reichs erhalten wollte; damit rief er nothwendig die menschlichen Leidenschaften auf; denn wer sollte befehlen, wer gehorchen! Wenn man indeß zuerst die ungeheuere Bewegung der Völker des ganzen kräftigen Nordens, die Keiner zu übersehen, Keiner zu würdigen vermochte, überdenkt, und die gleichzeitigen Angriffe der Völker im Osten des Reiches; wenn man dann die schreckliche Erödung des Reiches nicht vergißt und den Mangel an Menschen für Wehr und Waffe; wenn man sich ferner an die ungleichartigen Theile erinnert, aus welchen der unförmliche Koloß zusammengesetzt war, und welche keineswegs Eine Natur erhalten hatten, wenn gleich die Eigenthümlichkeit

eines jeden Theiles zerstört war; wenn man endlich nicht vergißt, welche Vorstellungen man noch in Rom hegte von Reich und Herrschaft, und wer Diocletian war: alsdann wird man ihm gewiß seinen Beifall nicht versagen können. Vielmehr wird dieser Beifall noch vergrößert werden, wenn man die Wahl seiner Mit-Imperatoren, und die verständige Stellung, die sie zu einander und gegen die Feinde nahmen, näher beachtet. Es scheint, Diocletian habe heitere Tugenden mit kriegerischer Strenge verbinden, und hierdurch die Herrschaft in den verschiedenen Herrschern vollenden wollen. Darum gesellte er zu seiner Milde zuerst den rauhen, aber kriegskundigen Freund, M. Val. Maximianus, welchem der Beiname Herculius so gut seine Bestimmung anwies, wie der Beiname Jovius für ihn selbst zeugen sollte. Nachmals aber stellte er als Cäsar zu sich selbst den harten C. Galerius, während der sanfte Flavius Constantius Chlorus als Cäsar den Augustus Maximianus erheitern und mildern sollte. Freundschaft und Verschwägerung verband die vier Illyrier, denen der abgefeinte Römer wohl „Humanität", aber keineswegs große Tugenden absprach. Die Theilung des Reiches wurde auf eine solche Weise gemacht, daß man sich gegenseitig wider die furchtbarsten Feinde, die Teutschen, unterstützen zu können hoffte. Für die alte Rom aber war diese Einrichtung ein furchtbarer Schlag, nicht etwa, weil das Spiel mit Senat und Volke nun als gänzlich eitel erschien, sondern weil der imperatorische Glanz von ihr wich, und sich zwischen

Nikomedien und Mailand, Sirmich und Trier vertheilte. Das war den Wollüstlingen nicht minder ein Jammer als dem hablosen Pöbel. Rom's Ebbung begann; in den Provinzen traten neue Verhältnisse ein, der Uebergang zu einer andern Zeit wurde sichtbar.

397. Die Einrichtung Diocletian's bewährte sich, so lange der Meister über seinem Werke stand. Den Feinden des Reiches wurde gewehrt, in harten, mannigfaltigen und gefährlichen Kämpfen, über welche uns aber keine Geschichte belehrt, und über welche schwülstige Lobreden gar schlecht unterrichten; in den Provinzen wurden die Feldherren, die sich, nach gewohnter Weise, unabhängig zu machen gestrebt hatten, wieder bewältigt, wenn auch nicht ohne große Schwierigkeit; endlich wußte Diocletian's vermittelnde Milde die Eintracht der Herrscher zu bewahren. Also sah Rom noch einmal — zum letzten Mal (§. 304.) — einem herrlichen Triumphe zu! Aber bald änderte sich Alles. Diocletian legte die Würde nieder (§. 305.), welche er zwanzig Jahre mit Ruhm und Ehre getragen hatte. Diesem großen Beispiele folgte sein Freund Maximian; aber es gereuete ihn bald die That, und er streckte zu seinem Verderben seine Hand abermals nach der abgelegten Krone aus, während Diocletian zu Salona seine Tage in ländlicher Anmuth verlebte. Ihre Schwiegersöhne, die Cäsaren, Galerius und Constantius, nun zu Augusten erklärt, theilten ungleich das Reich; da erhob sich Zwiespalt

aller Art und die menschlichen Leidenschaften trieben zu arger Verwirrung. Constantius starb schnell (J. 306.), beklagt von Denen, die er beherrscht hatte; und alsdann erhielt das Reich, theils mit des Galerius Willen, theils gegen denselben, sechs Auguste: Galerius, Maximinus, Licinius, (nachdem Severus J. 307. hingerichtet war), Maxentius, Maximinianus (der alte Augustus, des Maxentius Vater) und Constantinus —, die bald die Waffen gegen einander kehrten, die sich bald verbanden, bald trennten, und das Reich mit blutigen Kämpfen und schrecklichen Gräueln erfüllten, bis endlich, nach siebenzehnjähriger Verwirrung, Alle zu Grunde gegangen waren und Einem die Herrschaft blieb (J. 323.). Dieser Eine war Constantin, des Constantius Chlorus Sohn, welcher den Beinamen des Großen in dem Sinn, in welchem er herkömmlich gegeben wird, wohl verdient hat. Es ist schwer, gerecht zu seyn gegen diesen Mann; seine Lage, wie seine Art und sein Thun haben es nothwendig gemacht, daß über ihn Urtheile gefällt worden sind, welche sich aufs Grellste entgegenstehen. Gewiß: der Mann, der in so schwierigen Zeiten so kräftig hielt, der die blutigsten Kämpfe wider seine Gegner bestand und doch nie die Gränzen des Reiches zu bewachen vergaß, der in der ärgsten Verwirrung Besonnenheit behielt, der zu den größten Unternehmungen die nöthige Kühnheit in sich fand, und es nicht scheuete, die Mittel anzuwenden, die zum Ziele führen zu können schienen — ein solcher Mann wird alle Zeit Bewunderer finden; aber nie

wird das Auge guter Menschen mit Liebe auf ihm ruhen, da er die heilige Treue brach, da er an überwundenen Feinden, die einen ehrlichen Kampf für Freiheit und Vaterland gekämpft hatten, systematische Grausamkeit übte, und da seine Hände vom Blute des Schwiegervaters, der eigenen Gemahlin, des edlen Sohnes und der Verwandten triefen. Vieles, was dem menschlichen Herzen zuwider ist, darf die Geschichte vielleicht auf die Verhältnisse werfen, damit der Mensch dem Menschen befreundeter bleibe: aber Dinge, die nicht in der Nothwendigkeit der Verhältnisse gegründet sind, sollen niemals entschuldigt werden. Indeß, wie man auch über den großen Constantin urtheilen mag: durch zwei kühne Schritte hat er auf den Gang der Weltbegebenheiten einen höchstwichtigen Einfluß gehabt, und darum wird er immer in der Geschichte höchstmerkwürdig bleiben, durch seinen Uebertritt von den alten Göttern Rom's zur christlichen Religion, und durch die Verlegung seiner Residenz aus der weltbeherrschenden Rom nach Byzanz.

Zehntes Kapitel.

Constantinus der Große und seine Söhne.

398. Die Religionen des Alterthums hatten alle die Nothwendigkeit des Untergangs in sich selbst, theils weil sie dem menschlichen Geiste Schranken setzten, die er bei wachsender Kraft in seinem Streben nach dem

Ewigen durchbrechen mußte, theils weil sie von dem Leben und Gedeihen der Völker abhingen, aus deren Eigenthümlichkeit sie eigenthümlich hervorgegangen waren. Aber die Völker waren gefallen, vernichtet, unterworfen, aufgelöset; alle Gränzen waren durchbrochen; alle Eigenthümlichkeit war verwischt, und das Verschiedene war seltsam durch einander geworfen. Seit einer Reihe von Jahrhunderten hatte das Unglück gedauert; die Erde war mit Blut überschwemmt; keine Gräuel mochten gedacht werden, welche man nicht erduldet hatte. Ein Volk, welches kein Volk war, hatte endlich Alles unterworfen, mit List, mit Gewalt, und herrschte ohne Schonung und Menschlichkeit. Umsonst hatte man zu den Göttern gefleht; vergebens hatte man die gewohnten Opfer auf die alten Altäre gelegt; man hatte sich hierhin gewandt und dahin, und ohne Erfolg die religiosen Bräuche verändert, vermehrt, gehäuft. Auch die Orakel waren verstummt und ihre geheimnißvollen Sprüche ohne Erfüllung geblieben. Ein Geschlecht war nach dem andern abgestorben; das allgemeine Elend war gewachsen, und hoffnungslos sahen die Edleren in das Leben, dessen Nichtigkeit gemeinere Naturen in sinnlichen Genüssen zu vergessen suchten. Aber der menschliche Geist drängte unaufhaltsam nach dem Unendlichen hinauf, aus welchem er ist. Die Tempel standen leer, die Altäre versanken, und Witzlinge verspotteten den abgelebten Glauben: aber die Sehnsucht des Herzens blieb ungemindert. Die Grundsätze der Stoa vermochten weder das Leben zu bessern, noch über das Leben zu erheben; sie kons

ten nur abstumpfen gegen die Leiden und den Wechsel desselben, und eben deßwegen waren sie höchstens für starke Seelen. Wie groß aber das Bedürfniß der Menschen war, die Begebenheiten der Zeit an eine höhere Lenkung, an das Unendliche und Göttliche zu knüpfen: das beweiset die fast unbegreifliche Leichtgläubigkeit, mit welcher man Leben und Tod selbst der elendesten und nichtswürdigsten Imperatoren mit wunderbaren Ereignissen in Verbindung brachte, wie wenn die ganze Natur die Veränderungen im Leben der Menschen mitgefühlt hätte. — Unter solchen Umständen aber und bei dieser Stimmung kann es so wenig befremden, daß eine Religion, wie Jesus Christus, der Gottgesendete, verkündigt hatte, um die zerschlagene Menschheit aufzurichten und zu trösten, einen immer größeren Eingang fand, als es befremden kann, daß eine so erhabene und schöne Lehre unter den Menschen entstehen konnte. Diese Ansicht war Bedürfniß der Menschheit, und der menschliche Geist hatte sich zu ihr, im Ablaufe der Jahrhunderte, hinaufgerungen und hinaufgekämpft (vergl. 365.). Wie aber hätte nicht eine Religion sich allgemein verbreiten sollen, die nicht nur frei war von den Schranken der alten Religionen, sondern auch erhaben über die Trennung der Völker; die nicht nur allgemeine Liebe und Erbarmung verkündigte und zu Einem Gott führte, welcher aller Menschen gemeinsamer Vater ist, sondern die auch die Leiden dieses Lebens mit den Vergeltungen eines höheren in Verbindung setzte, und die Gegenwart der Erde auflöste in eine Zukunft des Him-

mels; die nicht nur, in ihren Grundlehren, den höchsten Forderungen des Verstandes genug that, sondern auch das Gemüth mit der Menschheit heiligsten Gefühlen füllte, während die Einbildungskraft wundersam gereizt ward! Das Christenthum erfüllte in der That alle Bedürfnisse des Menschen; und es ist nicht zu verwundern, daß dasselbe in dem Ablaufe von drei Jahrhunderten, mit Hülfe der allgemein verbreiteten griechischen Sprache, unter den alten Völkern allgemein verbreitet wurde, daß keine menschliche Gewalt es aufzuhalten vermochte, daß es freudige Märtyrer erzeugte, und seltsame Selbstquäler hervorbrachte, die schwach an Geist und mit starker Seele, um der Güter des Himmels willen, die Leiden der Erde, so viel als möglich, erschöpfen wollten! — Was aber Constantin den Großen bewogen haben mag, eine Religion zu begünstigen, welche früher so heftig verfolgt war, ob Politik oder Ueberzeugung von ihrer Wahrheit, ist kaum zu sagen. Das aber läßt sich behaupten, für seine politischen Zwecke wurde es sehr wichtig, daß er den Bekennern des Christenthumes Ruhe und Sicherheit und Unterstützung gewährte, und daß er neben dem römischen Adler das Zeichen des Heilandes aufstellte. Denn hierdurch gewann er nicht nur eine große Partei in allen Provinzen des Reiches, und in den Heeren seiner Gegner, sondern auch mit einigen Feinden des Reiches, und namentlich mit den Gothen, kam er in mildere Verhältnisse. Wenn aber Constantin geglaubt hat, er würde durch die christliche Religion dem alten mürben Leib des Reiches eine

neue Seele geben können: so hat er sich hierin eben so schwer geirrt, als er sich irrte, da er die verschiedenen Meinungen der Theologen vereinigen zu können meinte, oder ihren Streit durch Entscheidung zu endigen. Denn wenn man auch von dem Zustande des Reiches hinwegsieht: so ist zu solcher Wirkung das Christenthum, gerade durch seine Erhabenheit, wohl nicht geeignet. —

399. Die Verlegung der Residenz von Rom nach Byzanz (J. 330.) hing mit dem Uebertritte Constantins zur christlichen Religion gewiß nur entfernt zusammen; sie hatte vielmehr wichtige politische Gründe. Die folgende Zeit hat diese Wahl aufs Glänzendste gerechtfertigt, und Constantin hat durch sie eine schöne Klarheit seines Blickes bewährt. Die Herrschaft konnte, wenn man zuerst auf das Innere des Reiches sieht, in der großen, verwilderten Rom, die noch so manche Formen alter Freiheit hatte, welche an die Zeiten der Größe und des Ruhms mahnten, nicht wohl befestigt werden; aus Byzanz aber, die durch ihre Lage so viele Annehmlichkeiten und Vortheile des Lebens versprach, ließ sich eine neue Rom bilden, welche der Vollendung jener Herrschaft nicht entgegen war. Dieser Zweck ist indeß nur halb erreicht. Sieht man hingegen auf die Verhältnisse des Reiches zum Auslande: so war es gewiß unmöglich, noch lange überall die Gränzen zu vertheidigen und zu bewahren; aber für einen Imperator, der jeder Gefahr so nahe als möglich seyn wollte, konnte wohl kein schickliches

rer Aufenthalt gefunden werden, als zu Byzanz. Den gefährlichsten Feinden — den Gothen — war er am nächsten; die Beschränkung dieser Feinde auf das schwarze Meer war von der größten Wichtigkeit für das ganze Reich: schwerlich hätte ihnen mehr Abbruch gethan werden können, als dadurch, daß man ihnen die Fahrt ins mittelländische Meer versperrte; und wenn endlich die Erhaltung der Hauptstadt in großen Herrschaften höchst nothwendig ist: so gab es im ganzen römischen Reiche wohl kaum eine andere schickliche Stadt, welche dem Imperator größere Sicherheit gewährt hätte. Indem aber Constantin durch die Umbauung und Ausschmückung seiner neuen Residenz mit der Pracht an welche die Herren der Welt gewöhnt waren, den Forderungen der Politik zu genügen und seinem Namen ein dauerndes Denkmal zu errichten glauben mochte, diente er, im Zusammenhange des Lebens, dem aufstrebenden Geiste der Menschheit auf eine eigene Weise; denn in Constantinopel konnte sich für spätere Geschlechter noch durch Jahrhunderte hindurch viel Großes und Schönes aus der reichen Zeit des Alterthums erhalten, welches in der alten Roma unbeachtet untergegangen seyn würde. — Ferner war die neue Eintheilung des Reiches in Präfecturen und Diöcesen sehr verständig, und, wenn irgend ein neuer Geist in die Menschen kommen sollte, nothwendig. Die Trennung der Gewalten verdient gleichfalls Lob; die neuen Titel sind, wie die ganze Einrichtung des Hofes, nicht unmerkwürdig für die Zeit; aber was soll man endlich von dem neuen vernichtenden Steuersystem (Judictionen) sagen!

400. Nach Constantins Tode (J. 337.) kehrte die alte Verworrenheit sogleich zurück, wiewohl sie in einer etwas veränderten Gestalt oder Ungestalt erschien. Wenn er, als er sein Reich unter seine Söhne, Constantinus, Constantius und Constans, und unter seine Neffen, die Cäsaren Dalmatius und Hannibalianus, vertheilte, wirklich an die Fortdauer der Einigkeit unter den Herrschern und der Einheit des Reiches hat glauben können: so gehört dieses zu seinen andern Täuschungen, und scheint zu beweisen, daß er seiner Söhne Natur, Gesinnung und Laster nicht gekannt habe. Im Wahnsinne der Leidenschaft vernichtete sich das Haus Constantins selbst blutig und grausam. In einem (künstlichen) Soldaten-Aufruhr starben die Cäsaren und andere Glieder des kaiserlichen Hauses einen schnöden Tod; im Bruder-Kriege fand Constantin, der älteste der Brüder, seinen Untergang (J. 340.). Gegen seinen unwürdigen Besieger Constans aber erhob sich bald in Gallien als furchtbarer Rächer, Magnentius, der, an der Spitze des Heeres, durch die Lüderlichkeit, das Unvermögen und die fromme Trägheit des blutbefleckten Herrschers empört seyn mochte. Vor ihm fiel Constans (J. 350.). Er aber, Magnentius, konnte nicht bestehen, obgleich er fast alle Abendländer unter sich brachte; nicht etwa wegen seiner harten Herrschaft: denn bei Allem, was von ihm gesagt wird, muß beachtet werden, daß er ein Teutscher war; sondern eben weil er ein verhaßter Fremdling war, weil er Andere aufreizte, sich ihm gleich zu stellen, und weil er sich hierdurch, und für die Gewinnung des Abendlandes schwächen mußte. Constantius bezwang

ihn (J. 353.). Da gab er sich, mit den Seinigen, selbst den Tod, wohl weniger weil er am Glück, als weil er an der Treue verzweifelte. Aber Constantius, nunmehr einiger Herr des Reiches, mißbrauchte zuerst grausam den Sieg; dann zeigte er sich in jeder Rücksicht unfähig für die Aufgabe, die er lösen sollte. Weiber und Verschnittene hatten ihn unter sich; elende Schmeichler verlockten seine kleine Seele; der Argwohn, welcher ihn zu häufigem Blutvergießen trieb, verstrickte ihn sonderbar; und die wenigen Kräfte, welche ihm übrig blieben, verwandte er auf Untersuchungen dunkeler Fragen, über welche der menschliche Verstand vielleicht kein Licht gefunden hat, weil er über sie kein Licht hätte suchen sollen. Inzwischen drängten die alten Feinde des Reichs. Gallus, des ermordeten Dalmatius Sohn, sollte als Cäsar die Gränzen gegen die Perser schützen; aber bald ängstigte er nicht ohne Schuld den Augustus, und nur eine treulose Hinrichtung beruhigte dessen feige Seele (J. 354.). Dennoch sah sich der argwöhnische Constantius genöthigt, des unglückseligen Gallus Bruder, Julianus, zum Cäsar zu ernennen, und ihm die westlichen Länder des Reiches anzuvertrauen, die von den teutschen Völkern mehr und mehr bedroht wurden (J. 355.). Julianus hatte, um dem Würger zu entgehen, der sein Haus vernichtete, wie einst Brutus, den Geist in sich zurück gedrängt, der in ihm lebte, aber er hatte ihn desto kräftiger ausgebildet durch stille Betrachtung der größten und edelsten Männer voriger Zeiten. Darum erschien er dem Augustus unverdächtig, aber auf seiner neuen Stelle zeigte er, was in ihm war. Solch' einen Römer hatten

die Teutschen lange nicht mehr gegen sich gesehen. Er erinnerte noch einmal an die alten Zeiten; noch einmal machte er den römischen Namen furchtbar längs der Ufer des Rheines, und nicht nur jenseits dieses Stromes brachte er den Sieg zu den römischen Adlern zurück, sondern er zeigte sie sogar noch wieder diesseits desselben. Aber die Eifersucht und Arglist des Constantius nöthigte ihn endlich, dem Heere nachzugeben, und selbst die kaiserliche Würde anzunehmen (J. 361.); der Kampf für die Erhaltung derselben ward ihm jedoch durch den Tod des Constantius erspart.

Eilftes Kapitel.

Von Julianus bis Theodosius dem Großen.

401. Julianus (der Abtrünnige) gehört zu den Männern, die wohl ganz verschiedenen Urtheilen begegnen, aber nie einer allgemeinen Theilnahme ermangeln können. Der Umstand, daß er das Christenthum verließ, und sich zu den alten Göttern wandte, hat ihn, wie Constantin, dem Haß ausgesetzt und der Vorliebe; aber der Haß gegen ihn mußte die Liebe für ihn überwiegen, weil er sich für die untergehende Partei erklärte. Was ihn eigentlich bestimmt hat zu diesem großen Schritte, das ist allerdings eine Frage, deren Entscheidung Keiner leicht befriedigend geben dürfte. Es scheint aber, daß derselbe mehr in der Verzweifelung der Ungewißheit, wenn so gesagt werden darf, gethan sey, als aus klarer Ueber-

zeugung von dem Vorzuge des Heidenthums vor der christlichen Religion. Julian war gewiß ein Mann, welchen große Eigenschaften auszeichneten; aber in seinem innersten Gemüthe stand er weder über noch außer seiner Zeit. Eben so zweifelhaft und trübe als das Licht ist, in welchem er in der Geschichte erscheint, dürfte seine Seele über religiose Dinge gewesen seyn. Sein versönliches Verhältniß aber gegen das nahverwandte Kaiserhaus, welches sich mit dem Blute der Seinigen so schrecklich befleckt hatte, und sein gefährlicher Stand gegen den Imperator Augustus, brachten ihn zur Entscheidung. Er würde Christ geworden seyn, wenn Constantius ein Heide gewesen wäre. Aber ein Mann von solchem Geiste, solchem Sinn und solcher Gelehrsamkeit, wie Julian, konnte sich dergleichen Beweggründe nicht gestehen; und brauchte er denn zur Rechtfertigung seines Entschlusses für sich und für die Welt etwas Anderes, als eine Vergleichung der schönen Vorzeit, die er in der Einsamkeit des Unglückes kennen gelernt hatte, mit ihren alten Göttern von Rom und Griechenland, mit ihren großen Männern, mit ihren Werken der Kunst und Wissenschaften, der Tugend und That, mit ihrem ganzen Glanz und ihrer ganzen Herrlichkeit, und dieser Gegenwart, in welcher man zu dem Gekreuzigten betete, mit ihrem Verfall, ihrem theologischen Gezänk, ihrem Martertbum, ihrem Mönchs-Wesen, ihrem Elend und ihrem Jammer! Aber das Herz ist mächtiger, als der Verstand; und der Augenblick drängt mit stärkeren Anforderungen hervor, als die Vergangenheit. Darum war der Entschluß, das Heidenthum wieder herzustellen, von dem

Gefühle begleitet, daß es sich nicht wieder herstellen ließe; und die Reinigung und die Verbesserungen desselben, zu welchen sich Julian bequemte, zeugen stark gegen sein Verfahren. — Wie sich dieses Alles aber auch verhalten, und wie sehr Julian auf das Mitleid guter Menschen Ansprüche haben mag: der Gedanke, das Alte herzustellen, ist an sich grundverkehrt, ja er ist an sich selbst böse, in sofern alles Verneinende, alles Aufhalten und Hemmen des Geistes böse ist, und darum konnte er selbst mit dem Witze des Philosophen, mit der Feinheit des Staatsmanns und mit der Gewalt des Alleinherrschers nicht ausgeführt werden; vielmehr wurde durch ihn das Christenthum gefördert, das unterdrückt, und das Reich dem Untergange näher gebracht, das gerettet werden sollte. Aber ein günstiges Geschick ersparte dem Julian, weil sein Wille rein seyn mochte und weil er manches Vortreffliche that, das Unglück, seine Entwürfe gegen ihn selbst laufen zu sehen. Er fiel bald in einem Kriege gegen die Perser, würdig, aber auf eine zweifelhafte Weise, wie er gelebt hatte (schon im J. 363.).

402. Das Heer, mit welchem Julian gekämpft hatte, befand sich, jenseits des Tigris, in einer schrecklichen Lage, als er es verließ. Da wurde Jovianus als Augustus begrüßt. Die Noth des Heers hätte den Frieden, welchen dieser tapfere und einsichtsvolle Mann mit den Persern schloß, entschuldigen sollen; dennoch beweiset sein plötzlicher Tod (J. 364.), daß ihm sein Glaube (er war ein Christ), seine Abkunft (er war wahrscheinlich ein Teutscher), und jener Friede, der freilich theuer war,

verderblich geworden sind. Aber nur unter seinen Landsleuten fanden sich Männer für die höchste Würde. Valentinianus I. wurde Augustus, und nahm seinen Bruder Valens zum Gehülfen an, um demselben die morgenländischen Provinzen anzuvertrauen, während er selbst am Rhein und an der Donau die Abendländer zu schützen unternahm. Denn die Teutschen erhoben sich abermals, nach dem Tode Julian's, und brachen in die Gränzen des Reiches ein, während auch die nördlichen Bewohner der brittischen Insel sich furchtbar machten und im Innern des Reichs Gefahren droheten. Valentinian hatte gewiß gute Eigenschaften; seine mannigfaltigen harten Kämpfe bestand er mit Geschick und Glück; aber das Verzweifelte seiner Lage und des Reiches entging ihm nicht, und reizte ihn zu leidenschaftlichen Ausbrüchen, in welchen er nicht selten die Menschlichkeit vergaß. Valens war schwächer an Geist und Sinn und darum heftiger und grausamer. Die Gefahr, in welche Procopius ihn setzte, und die christlichen Religions-Parteien, die unter einander nicht minder erbittert waren, als gegen Juden und Heiden, scheinen ihn dergestalt verwirrt zu haben, daß er argwöhnisch und launenhaft nur den Tag nach dem Tage zu gewinnen suchte. Das wichtigste Ereigniß dieser Zeit aber war das Eindringen der Hunnen in Europa (J. 375). Ungeheuere Erschütterungen im Innern Asiens, die vor langer Zeit Statt gefunden hatten, wurden die Veranlassung zu dieser Begebenheit, die, in dem Zusammenhange des Lebens, durch das Verhältniß der teutschen Völker zu dem römischen Reiche von höchster Wichtigkeit wurde: denn der

Druck, welchen die kraftvollen asiatischen Barbaren über die Teutschen brachten, wirkte mit dem alten Kampfe der Letzten gegen die schwachen Römer seltsam zusammen. Valentinian sah noch die Ankunft dieser Horden; aber er starb bald (J. 375.) und ihm folgten seine Söhne, der Jüngling Gratian und das Kind Valentinian II. Valens hingegen erlebte schon einen Theil der Folgen. Gothen, von den Hunnen theils überwunden, theils verdrängt, wurden über die Donau gelassen und in das römische Reich aufgenommen. Die Noth der Gothen und die Verödung der römischen Provinzen schienen diese Aufnahme für beide Theile gleich vortheilhaft zu machen. Aber Arglist, Schamlosigkeit und Verrath von Seiten der Römer, gegenüber der reinen Sitte und dem Trotze der Gothen, der auf dem Gefühle der Kraft und dem Bewußtseyn gerechter Sache ruhte, erzeugten bald die verderblichsten Zwiste und Kämpfe, in welchen nicht nur Valens (J. 378.) seinen Tod fand, sondern in welchen auch die Gegenden längs der Donau bis vor die Thore von Konstantinopel schrecklich verwüstet wurden.

403. Die Freude an der Geschichte dieser Zeit, wenn man anders die unzusammenhängenden Nachrichten, welche wir von derselben haben, Geschichte nennen darf, liegt in der Betrachtung des frischaufstrebenden Lebens der barbarischen Völker, welches wir hier nicht berücksichtigen können. Das langsame Vermodern des römischen Reiches zu beachten, wird in der That peinlich; es thut weh, den gänzlichen Zusammensturz, der immer hereindroht, den man als durchaus nothwendig erkennt, ver-

zögert zu sehen; und wenn der Gedanke an die schweren Sünden, welche Rom frevelhaft auf sich geladen hat, dieses allmählige Hinabfaulen begreiflich macht, so wird der Anblick dadurch um nichts erfreulicher. — Theodosius, ein Spanier von Geburt, verwandt mit dem Hause Trajan's, erhielt in der Noth als Augustus die Morgenländer, obgleich er früher schwer beleidigt war. Dieser beruhigte bald durch Weisheit und Mäßigung die Gothen; und gewann sie durch seine Tugend. Aber in den Abendländern vermochte Gratianus, (der wohl Recht hatte, die teutschen Soldaten vorzuziehen, aber nicht Klugheit und Festigkeit genug, diesen Vorzug auf die rechte Weise zu bewähren,) die Ordnung nicht zu erhalten. Er selbst ging zu Grunde, als der Spanier Maximus (J. 382.) Britannien verließ, um sich die unglückselige Würde eines Augustus zu erstreiten. Er erhielt sie wirklich; aber als er dem Valentinian auch Italien nicht lassen wollte, unbefriedigt durch alle andere Abendländer des Reiches: da zog Theodosius gegen ihn, und brachte ihm einen schmachvollen Tod (J. 387.). Valentinianus aber wurde nicht lange nachher (J. 392.) meuchlerisch erwürgt, als er sich kaum über jugendliche Neigungen und Verkehrtheiten hatte erheben können zu Besonnenheit und Würde. Hierauf bezwang Theodosius Den, welcher sich an Valentinian's Stelle gesetzt hatte (J. 394.). Also wurde er einiger Herr des Reiches, welches unter diesen Händeln auch noch dadurch gelitten hatte, daß die neue Religion mit der alten kämpfte, während Secten-Haß unter den Christen gleichfalls zu blutigen Verfolgungen trieb. Theo-

dosius selbst ließ sich durch die religiosen Verhältnisse zu einem Eifer für die Rechtgläubigkeit gegen anders Denkende unter den Christen, wie gegen die Heiden hinreißen, der um so härter wurde, je stärker sein Sinn und seine Art war. Solches Verfahren zu tadeln oder zu loben, ist immer bedenklich; aber, welche Entschuldigung auch der Imperator verdienen mag: das ist gewiß, es wurde viel Unglück durch seinen Eifer über Einzelne gebracht, und die Kraft des Reiches wurde keineswegs gemehrt. Im Uebrigen war Theodosius nicht lange Allein-Herrscher; aber vor seinem Tode (J. 395.) theilte er sein Reich unter seine beiden, durch Jahre und Geist unmündigen Söhne, Arkadius, der von Konstantinopel aus die Morgenländer, und Honorius, der in Rom oder Mailand die Abendländer beherrschen sollte.

Zwölftes Kapitel.

Untergang des westlichen Reiches.

404. Nach der Absicht des Theodosius sollte die Theilung des Reiches keineswegs der Einheit desselben schaden; sondern wie Rom schon oft zwei und mehr Imperatoren gehabt hatte, so sollten auch Arkadius und Honorius gemeinschaftlich herrschen, um die barbarischen Völker, wo möglich, desto besser von den Gränzen, und das Innere desto mehr in Ordnung zu halten. Aber die Frucht war reif; die Trennung war nothwendig, damit hier ein neues Leben gedeihen und dort eine Trüm-

mer der alten Zeit für dieses neue Leben und in demsel-
ben erhalten werden konnte. Also blieb sie, diese Tren-
nung, fort und fort, und diente dazu, den Untergang
des westlichen Reiches zu beschleunigen; die Erinnerung
an die Einheit verlor sich keineswegs und trieb noch
lange zu Ansprüchen, zu Eifersucht, Feindschaft und
Krieg. Wir jedoch verlassen Konstantinopel und das
Morgenland um so lieber, je fester die Geschichte von
beiden mit der Geschichte der Völker zusammenhängt,
die nun mit frischer Kraft auftraten, und den Sinn des
Lebens weiter entwickelten. Das abendländische Reich
aber wurde schon unter dem unglückseligen Honorius
(J. 395—423) größten Theils eine Beute seiner Feinde.
Die teutschen Völker geriethen in allgemeine Bewe-
gung. Es mag seyn, daß diese Bewegung durch die
Feindschaft, welche zwischen den beiden römischen Rei-
chen Statt fand, theils befördert, theils geleitet; es mag
gleichfalls seyn, daß diese Feindschaft durch die Eifersucht,
welche die Minister beider Reiche gegen einander trieb,
genährt sey: die Teutschen indeß würden auch gewiß
ohne solche Aufreizungen die Ansprüche erhoben haben,
welche sie in solchen Verbindungen und unter solchen Für-
sten geltend zu machen im Stande waren. Eben jene
Gothen aber, welche Valens in das Reich aufgenom-
men hatte, brachten die nächste Gefahr. Zwar gelang
es dem kriegskundigen teutschen Manne, Stilico, wel-
cher dem Honorius als Verweser des Reiches zur Seite
stand, Italien eine Zeitlang zu beschützen. Aber er ver-
mochte dieses nur dadurch, daß er die Rhein-Gränze ohne
gehörige Vertheidigung ließ und also Gallien und Spanien

bloß stellte. In diese Provinzen strömten daher auch alsobald große Völkerschaaren (§. 407.), theils (wie Vandalen, Alanen, Sueven) unaufhaltsam ins Unbestimmte vordringend, wie sich Gelegenheit fand, oder die Beute lockte, theils verständig berechnend, was sich behaupten lassen möchte (so bald Die, welche lange mit den Römern am Rheine gekämpft hatten, Franken und Alemannen, zu welchen die Burgundionen kamen). Durch diese Züge, Angriffe und Vertheidigungen ward Alles dergestalt zerrüttet und zerrissen, daß nur möglich ist, die Ereignisse im Großen zu übersehen. Und wie schnell fiel die alte Rom, die Besiegerin der Welt, in die Gewalt der Barbaren (§. 409.)! und wie wurde sie verachtet und geschändet und wie schmachvoll wurde mit ihr gespielt! Wenn aber Italien noch einmal nicht gerettet, sondern verlassen ward, so wurden doch schon teutsche Reiche innerhalb des römischen festgegründet (das Westgothische.)

405. Als Honorius nach einem unwürdigen Leben, wenig ergriffen von der ungeheuern Zeit, in Ravenna starb (§. 423.), da erhob sich überall mannigfaltiger Aufruhr. Die Verblendung unter den Römern würde unbegreiflich seyn, wenn man sich nicht erinnerte, daß die wirklichen Römer, man möchte sagen, sittlich verweset waren, und daß in Denen, welche in der Verwaltung wie im Heer Alles leiteten und bestimmten, gar wenig Römisches zu finden war. Die unnatürlichsten Verhältnisse waren durch Rom's sündhafte Unterjochungs-Wuth herbei geführt; im Heere wie am Hofe leiteten

und handelten Männer, welche an Rom eine heilige Rache zu üben hatten für die Schändlichkeiten, die ihr Vaterland von Rom erlitten. Das Gewebe von List, Verrätherei und Untugend, welches man überall zu erblicken glaubt, ist entsetzlich; vielleicht ist gut für das menschliche Gefühl, daß wir die Geschichte so wenig kennen. — Nicht lange nach des Honorius Tode erhielt Valentinian III., sein Enkel, als ein Kind von sechs Jahren, die höchste Würde. Mit ihm spielten Die, welche ihn umgaben; die Leidenschaften, aufgepeitscht durch die Noth, bestimmten Alle; das Mißtrauen, die Verhetzung, die Unnatürlichkeit aller Verhältnisse dauerte fort; aber auch die Angriffe der Teutschen hörten nicht auf. Also geschah, daß unter unsäglichen Verworrenheiten, während der dreißig Jahre, die Valentinian III. den Namen des römischen Augustus führte, nicht nur in Britannien, Spanien und dem größten Theile von Gallien neue germanische Staaten sich bildeten, sondern daß selbst in Afrika, da wo einst Karthago geherrscht hatte, ein teutsches Reich entstand. Rom wurde fast ganz auf Italien beschränkt. Das größte Ereigniß dieser Zeit aber war der Sturm Attila's, des Königes der Hunnen, gegen das Abendland; die Vereinigung der abendländischen Völker gegen ihn; und die ungeheuere Schlacht in der Catalaunischen Ebene (J. 350.), welche die ganze europäische Bildung von der Gefahr rettete, die ihr zu drohen schien. — Der Zug, welchen hierauf der furchtbare Attila im nächsten Jahre gegen Italien unternehmen konnte, weil die alte Feindschaft zwischen Römern und Teutschen die Vernichtung desselben verhindert hatte, be-

hält etwas Geheimnißvolles: aber ein Glück war es gewiß, nicht bloß für Italien, sondern für die Welt, daß er bewogen wurde, von Ravenna wieder umzukehren, sey es durch des heiligen Leo Wort und Geschenk, sey es durch andre Gründe, und daß er bald nachher plötzlichen Tod fand. Hätte dieser Attila seine Zerstörung weiter getrieben, Rom gewonnen und sich in Italien festgesetzt: wer mag die Folgen übersehen!

406. Nachdem aber der elende Valentinian III. einen verschuldeten Tod gefunden hatte, verliefen noch ein und zwanzig Jahre, in welchen es zwar kein römisches Reich, in welchen es aber noch römische Auguste gab. Die Gewalt war in jeder Rücksicht bei den Teutschen. Neun Menschen, verschiedener Art und verschiedenes Stammes, wurden noch mit den Namen Imperatoren und Auguste benannt; aber wie Schatten gingen sie vorüber, oder dienten als Puppen Denen, die um sie standen. Fast möchte man glauben, Rom habe noch diese Frist erhalten, damit sie alle Stufen möglicher Demüthigung, Mißhandlung, Schändung hinabgewürdigt, und vor Welt und Nachwelt als ewig warnendes Beispiel dastehen sollte. Endlich erbarmte ein edler teutscher Mann, Odoacer, sich der Gegeißelten, Geschändeten, Zertretenen. Romulus Momyllus legte auf Odoacers Geheiß die Zeichen der höchsten Würde nieder (J. 476.), und Rom's Herrschaft, und das römische Reich hatte ein Ende. — Der Seele denkender Menschen aber, wenn sie zurücksehen auf Rom's Ursprung und Art, und den Gang der Verhältnisse überblicken, strömt eine Menge großer

Betrachtungen zu. Viele Reiche ſind gefallen: ſchmachvoller iſt keins untergegangen als das römiſche. Zu dieſer Verächtlichkeit, zu welcher die einſt ſo herrliche Rom hinabfaulte, iſt keine Herrſchaft geſunken. Man freut ſich, wie nirgends in der Geſchichte, über den Untergang; je peinigender es war, dieſe Rom gegen die Ströme von Blut, welches ſie vergoſſen hatte, ſo lange kämpfen zu ſehen, umgeben von den Rache-Geiſtern zerſtörter Völker, deſto größer und reiner iſt dieſe Freude; aber ein heiliger Ernſt ſteht ihr zur Seite und bewahrt den guten Menſchen vor jeglichem Spotte.

YB 21559